Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Karl Hammerdörfer Christian Traugott Kosche

Europa

Fünfter Band, Zweyte Abtheilung : Süd-Amerika

Leipzig: in der Weidmannischen Buchhandlung, 1788

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075

Band (Druck) Freier Zugang

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0001
DFG

Cta-3130.(5.)

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0002
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0003
DFG

Amerika

ein

geographisch-historisches Lesebuch

zum

Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

von

K. Hammerdörfer Prof. und C. T. Kosche A. M.

Fünfter Band,

als eine Fortsetzung von Europa.

Süd-Amerika.

Zweyte Abtheilung.

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung. 1788.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0005
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

VII.

Terra Firma.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0007
DFG

Unter dem Königreich **Terra Firma**, oder **Neu-granada**, verstehen wir das erste Land von **Südamerika**, nebst der Landenge von Darien; nicht aber, wie einige zu rechnen pflegen, auch zugleich Guiana, welches wir in einer besondern Abtheilung beschreiben werden. Der Hauptbegriff des Landes, den wir hier aus guten Ursachen in wenig Worte zusammendrängen, ist: Hier sind unter den Flüssen der **Darien** und **Orinoko**, ingleichen der See **Maracaibo**, die vornehmsten. Das Land ist mit vielen Waldungen besetzt, größtentheils unbebaut und an den Küsten sumpfig. Allgemeine Landesbeschaffenheit. a) Land.

Getreide, Tabak, Cacao, Baumwolle, Farbeholz, Viehzucht, Gold, Silber, Perlen ꝛc. gehören zu den Hauptprodukten. Unter den Eingebornen sind die **Ottomachen** und **Caraiben** am bekanntesten. Ein Theil des Landes ist dem Könige **von Spanien** unterwürfig. Um unsern Lesern desto deutlicher zu werden, müssen wir zuförderst etwas Bestimmtes über die Landenge von Darien vorausschicken, und dann erst können wir von dem festen Lande bestimmter handeln.

Die amerikanische Landenge, welcher der große Fluß **Darien** den Namen gegeben hat, begränzt die Küste von Norden bis gegen Osten; denn obgleich jenseits dieses Flusses das Land sich auch gegen Osten und Nordost erstrecket, wie es auf der andern Seite gegen Süden und Südost thut, so kann doch dasjenige, was weiter hin ist, den Namen der Landenge nicht führen. Sie wird also zwischen dem achten bis

zehnten Grade Norderbreite begriffen, und an dem schmalesten Orte ist sie ungefähr einen Grad breiter. Was ihre Länge gegen Westen unter dem Namen des Isthmus oder der Landenge betrifft, so kann man eigentlich nicht gewiß bestimmen, ob sie weiter gehet, als Honduras oder Nicaragua, und ob sie sich nicht über den Chagrefluß oder die Städte Portobello und Panama erstrecke. Gemeiniglich nimmt man diese letzte Stadt zur Gränze, und bildet die Gränzen auf folgende Weise. Man nimmt zu den Gränzen der Landenge gegen Westen eine Linie, von der Mündung des Chagre an dem Nordmeere bis an das an dem Südmeer gelegene Stück, so daß die Abendseite von Panama die vorigen Städte und die Flüsse Cheapo und Chagre in sich schließen könne. Zu Gränzen gegen Mittag nimmt man eine andere Linie, von der Spitze Garachina von dem südlichen Theile des Meerbusens S. Michael gerade gegen Osten, nach demjenigen Stücke, welches dem großen Flusse Darien am nächsten ist. Man betrachtet also hier nur den schmalsten Strich Landes, welcher die beyden Meere von einander absondert.

Man rühmet die vortreffliche Lage beyder Meere, sie schlagen nicht gerade an ihre Ufer, sie werden auf beyden Seiten von einer Menge Inseln abgehalten, welche die Küsten besetzen, als die **Bastimentos** und **Sambalen** auf der Nordseite, und die Königs- oder Perleninseln, Porica und eine Menge anderer, auf der Südseite. Die Panamabay an den Küsten des Südmeeres wird durch die Beugung der Landenge geschlossen, und man kennet in Ansehung der Größe keine schönere. Das Erdreich von diesem Stücke des festen Landes bietet fast durchgehends eine ungleiche Fläche an. Es hat sehr hohe Gebirge, und Thäler von einem großen Umfange, welche durch

Flüsse,

Flüsse, Bäche und Quellen gewässert werden. Einige von seinen Flüssen ergießen sich in das Nordmeer und andere in das Südmeer. Die meisten haben ihre Quellen aus einer Kette von Bergen, welche gemeiniglich der hohe Gipfel genannt werden, und nur eine Fortsetzung von der Cordillera der Andes ist. Diejenigen, welche den Ufern gleich laufen, sind in geringer Anzahl.

Der hohe Gipfel, oder die Cordillera, ist nicht von einer gleichen Breite in der ganzen Erdenge. Er hat seine Windungen und Krümmungen, wie die Erdenge selbst: seine Richtung ist fast stets längst oder dicht neben den Ufern des Meeres, und er entfernet sich selten zehn oder funfzehn Meilen davon. Von dieser Höhe zeigt die Natur eines der reitzendsten Schauspiele, und der Reitz würde noch stärker seyn, wenn man hier noch zugleich auch das Südmeer sehen könnte; allein seine Entfernung und andere mit Gehölzen bedeckte Berge, welche dazwischen sind, erlauben nicht, es von irgend einem Orte zu entdecken. Auf der Nordseite giebt es keine Gebirge; es sind da nur sanfte Abhänge, die mit einem immer fortlaufenden Walde bekleidet sind, welcher aber auf keiner Seite dem Auge das Ufer entziehet.

Die Verschiedenheit der Höhe und Tiefe der Berge verändert die Aussicht in die herumliegenden Thäler ungemein. Von einer großen Anzahl Höhen erblicket man verschiedene Thäler, die das Land sehr wohnbar machen: es giebt aber auch so tiefe Thäler, daß sie den Lauf der Flüsse sehr herum führen. So wird z. B. der Chagrefluß, welcher seine Quelle aus einigen, dem Südmeer ziemlich nahe gelegenen, Bergen hat, gezwungen, verschiedene Umwege gegen Nordwest zu nehmen, ehe er sich in das Nord-

meer ergießen kann. Fast alle Flüsse, welche die Landenge wässern, sind ziemlich breit, aber nicht sehr schiffbar, weil sie an ihrer Mündung gemeiniglich Untiefen haben. An der Nordküste sind die meisten sehr klein; und da sie von den hohen Gipfeln kommen, so ist ihr Lauf sehr eingeschränkt. Der Darien ist einer von den ersten und größten: die Tiefe seiner Mündung aber kommt mit seiner Breite nicht überein. Von da bis nach dem Chagre sind alle andere nur Bäche, ohne selbst den Conceptionfluß auszunehmen, welcher, dem Quai de la Sonde gegen über, in den Sambalen entspringt. Der Chagre ist ziemlich beträchtlich, weil er von Süd und Osten der Erdenge kommt, und einen andern Umweg längst der Küste machet, da er denn durch andere Gewässer in seinem Laufe vergrößert wird. Die meiste Bewässerung der Nordküste kommt durch die Quellen und Bäche, die von den benachbarten Gebirgen herunter kommen. Was den Boden auf dieser Küste anbetrifft, so ist er ziemlich gemischt, im Allgemeinen aber fruchtbar und gut. Am Fuße des Gebirges findet man Moräste, die aber nicht über eine englische Meile breit sind. Von der Caretbay, welche der einzige Hafen des Dariens ist, bis nach dem benachbarten Vorgebirge der vergoldeten Insel ist der Boden des Ufers fruchtbar. Gleichwohl findet sich daselbst eine sandige Bay, wovon der eine Theil nichts als Sümpfe zeiget, in welche man nicht hineinkommen kann, ohne zu sinken. Auf diesem Theile der Küste ist der Raum zwischen dem Meere und dem Fuße des Gebirges fünf bis sechs englische Meilen. Die Caretbay hat zwey bis drey Bäche süßes Wasser und zwey Eylande vor sich, die einen sehr guten Hafen machen, ohne den geringsten Schein von Felsen; auch sind diese Eylande hoch und mit Bäumen bedeckt.

Gegen

Gegen Westen des Vorgebirges zeiget die Mündung des Dariens eine schöne Bay, deren Eingang eine kleine Insel sumpfichtes Land enthält, wo der Ankergrund für die Schiffe nicht vortheilhaft ist: an einigen Stellen aber findet man doch etwas festen Sand. Diese Bay hat drey andere Inseln vor sich, die einen schönen Hafen machen, unter welchen die vergoldete Insel, welche die kleinste ist, gegen Osten sieht. Sie wird durch einen sehr tiefen Canal von der Küste abgesondert, und man kann sagen, daß sie von Natur durch die Felsen befestiget sey, welche sie von allen Seiten umringen, eine kleine, sandige Bay ausgenommen, welche man ihren Hafen nennet, und die an der Südseite der Insel ist. Der Boden der Erdenge, die ihr gegen über südost liegt, ist ein sehr fruchtbares und bis an den Fuß der Gebirge auch ziemlich gleiches Land, welche vier bis fünf Meilen von der Küste sind. Auf der Insel findet man vortreffliches Wasser; sie hat an der Westseite die größte von denen drey Inseln, die nach der Bay zu gehen. Sie ist übrigens niedrig und morastig, sehr nahe an der Spitze der Landenge, von der sie fast nur durch die Ebbe und Fluth abgesondert wird, und es können alsdann selbst kaum die Schiffe in dem Zwischenraume durchfahren.

Die **Fichteninsel** ist ein anderes kleines Eyland, den beyden andern gegen Norden, mit denen sie eine Art eines Dreyeckes ausmacht. Sie erhebt sich in zwey Gebirge, die man sehr weit in der See sehen kann. Ein Bach mit süßem Wasser und verschiedene Arten von Bäumen, welche sie bedecken, machen einen sehr bequemen Aufenthalt daraus; auf der Nordseite aber ist sie voller Felsen. Weil sie dem Ufer der Erdenge südwärts gegen über liegt; so kann man sich durch eine Sandinsel, die zwischen zween Spitzen eingeschlos-

sen ist, welche zusammen ein Kreuz bilden, dahin begeben. Von diesen Eylanden und der niedrigen morastigen Spitze, die ihnen gegen über ist, gehet das Ufer von Norden gegen Westen bis an die Sambalenspitze, und wird drey Meilen weit am schroffen Felsen vertheidiget, deren einige unter, andere über dem Wasser sind. An dem Nordwestende findet man eine kleine, sandige und zum Ankommen sehr bequeme Bay. Von da bis an die Sambalenspitze liegen die Sambaleninseln. Sie sind nicht gleich weit von einander entfernt, sie machen aber mit dem benachbarten Ufer, seinen Gebirgen und Gehölzen eine angenehme Aussicht. Ihre Anzahl ist so groß, daß sie auf den Charten nicht angegeben werden kann. Man gehet von der einen zur andern durch schiffbare Canäle, die sie von einander absondern, so wie sie von der Landenge durch einen großen Canal abgesondert ist, dessen Grund von einem Ende zum andern ein fester und sandiger Boden ist.

Der lange Canal, welcher die Erdenge und die Sambalen von einander absondert, hat eine Breite von zwey bis vier englischen Meilen, und das Ufer der Erdenge zeiget sandige Bayen bis an die Spitze, welche den Namen dieser Eylande führet. Die Gebirge sind sechs bis sieben englische Meilen vom Ufer, ausgenommen gegen den Conceptionsfluß zu, wo sie etwas weiter sind. Viele Bäche fallen auf beyden Seiten dieses Flusses ins Meer. Allein weder der Fluß, noch einer von diesen Bächen, haben die Tiefe, welche für die Schiffe gehöret. Der Boden ist in der Gegend umher vortrefflich; er geht sanft hinauf bis zu dem Gipfel der Gebirge, und trägt große Bäume, die zum Zimmerholze geschickt sind.

Die Sambalenspitze ist ein spitziger, tiefer, ziemlich langer und von andern Felsen, die wohl eine englische

lische Meile weit ins Meer hinausgehen, so wohl besetzter Fels, daß man sich ihm nie ohne Gefahr nähert. Jenseits des Ufers aber, ein wenig gegen Norden von dieser Spitze, entdecket man drey Meilen weit den Hafen Scrivan, welcher eine Küste voll Gehölze und Felsen endiget. Dieser Hafen ist sicher; er hat aber an vielen Orten nur acht bis neun Fuß Wasser, und seine Einfahrt ist nicht über funfzig Fuß breit. Die Klippen, womit er umgeben ist, setzen die Schiffe stets in Gefahr. Sonst ist es ein sehr fruchtbares Land, wo man gegen Osten und Süden bequem ans Land steigen kann. Coxon und die andern Armateurs, welche im Jahr 1678 Portobello plünderten, lagen zu Scrivan vor Anker, damit sie nicht von spanischen Strandreitern entdeckt würden, und sie verbargen ihren Marsch so geschickt, daß sie, nachdem sie fünf bis sechs Tage zugebracht hatten, durch das Land kamen und Portobello erreichten, ohne daß man sie wahrgenommen hat. Die Beschwerlichkeiten dieses Hafens haben gemacht, daß ihn die Spanier nie verlassen haben.

Sieben bis acht Meilen weiter gegen Westen findet man den Ort, wo Nombre de Dios liegt. Das Land ist diesem Raume sehr ungleich, und bringt nur Gesträuche hervor, von der Stadt aber ist keine Spur mehr vorhanden. Die Bay ist gegen die Seeseite zu offen, welches, nebst der ungesunden Luft, wahrscheinlicher Weise den Abscheu verursachet hat, welchen die Spanier gegen diesen Ort bekommen haben.

Zwey bis drey kleine Inseln, die man Quai nennet, weil sie von Felsen umgeben sind, zeigen sich vor der Bay von Nombre de Dios; und zwey englische Meilen weiter hin gegen Westen findet man diejeni-

gen, welche Bastimentos genannt werden, meistentheils ziemlich hoch und mit Gehölzen bedeckt sind. Eins von diesen Eylanden, an welches man durch eine sandige Bay leicht anfahren kann, hat eine Quelle vortreffliches Wasser, und alle zusammen machen zwischen sich und der Erdenge einen Hafen, wo der Ankergrund sicher ist. Weiter gegen Osten findet man vor Portobello ganz kleine platte Eylande, ohne süßes Wasser und Gehölze, welche fast gar nicht von einander abgesondert sind. Nach der See zu sind sie mit Klippen umgeben, und die Landenge ist so dicht daran, daß kein Schiff in den Canal hineinlaufen kann, welcher sie von einander sondert. Ist man vor einer Reihe von Felsen vorbey, die gegen Bastimentos zugeht, so ist die Küste bis nach Portobello überhaupt mit Felsen, und das feste Land mit hohen Gebirgen angefüllet; auch das Land ist nichts destoweniger gut. Ein Theil davon ist mit Holzungen bedeckt, das Uebrige aber wird von den Indianern, die nach Portobello gehen, beackert, welche Pflanzungen daselbst angelegt haben. Dieß sind die ersten Niederlassungen, die an dieser Küste unter den Spaniern stehen, und zu mehrerer Vollständigkeit ist nöthig, auch etwas über die nordliche Küste zu sagen.

Die Spitze Garachine liegt gegen Westen von der Mündung des Sambo, ist hoch, und auf einem starken Erdreiche, inwendig aber nach dem Flusse zu ist sie niedrig, und voller Manglebäume, wie alle andere Spitzen des Landes bis nach dem Vorgebirge S. Lorenz. Der Fluß Sambo ist ziemlich groß, seine Mündung ist gegen Norden offen, und von da geht die Küste gegen Nordost nach dem Meerbusen S. Michael zu, welcher von unzähligen Bächen und

Flüssen

Flüssen gebildet wird, wovon die beyden vornehmsten S. Moria und Congo sind. Man findet viele andere gegen Mittag, besonders denjenigen, welcher Rio d'Oro, der Goldfluß, heißt, weil er viel Gold in seinem Sande mit fortführet. Die Spanier schicken ihre Sclaven von Panama und Santa Maria dahin, um diesen kostbaren Staub zu gewissen Zeiten zu sammeln.

Der nächste Fluß an dem Rio d'Oro ist der S. Marienfluß. Zwischen dem kleinen Dorfe Schudadero und dem Vorgebirge S. Lorenz, welcher die nordliche Seite des Meerbusens von S. Michael macht, ergießt sich der Fluß Congo in den Meerbusen. Dieser Fluß bestehet aus vielen Bächen, die von den benachbarten Gebirgen fallen, seine Mündung ist schlammig, und bey der Ebbe in einem Raum von vielen Meilen bloß und aufgedeckt. Weiter ins Land hinein ist der Fluß tiefer, und macht einen guten Hafen für die Schiffe. Der Busen selbst ist sehr schiffbar, obgleich mit thonichten Inseln umringt, und kann eine große Anzahl Schiffe fassen. Er hat auf der Nordseite eine kleine Bay, die den Seeräubern sehr bekannt ist. Cheapo ist ein sehr schöner Fluß, welcher seine Quelle nahe bey dem Nordmeer hat. An seinem westlichen Ufer hat er eine kleine Stadt gleiches Namens, in einiger Entfernung vom Meer, und vortreffliche Weiden für das Vieh. Die meisten von diesen Savanen sind auf kleinen Hügeln oder in Thälern, die mit Sand und Erde untermischt sind. Von diesen Hügeln hat der Fluß seinen Ursprung, und läuft einige Zeit gegen Westen, um sich hernach ins Meer zu stürzen. Zwischen dem Cheapo und Panama gegen Westen trifft man drey nicht sehr ansehnliche Flüsse an,

an, wovon der westliche das alte Panama an seinem Ufer hat. Die Landenge ist also eigentlich das Erdreich, welches um diesen Bogen herum bis an das Nordmeer gehet, und deren nähere Beschreibung uns nunmehro wieder auf die Landesbeschaffenheit zurückführet.

Der größte Theil von diesem Stücke des festen Landes ist ein schwarzes, aber dabey fruchtbares, Erdreich. Von dem Meerbusen S. Michael bis an die Kette von Gebirgen, die in der Caretbay ist, befindet sich ein Thalland, welches von Flüssen gewässert wird, die in den Meerbusen fallen, und das Ufer so morastig machen, daß es unmöglich ist, hieselbst zu reisen. Gegen Westen von dem Congoflusse wird es bergichter und trockener; man findet allda angenehme Thäler bis jenseits des Cheapoflusses, wo man nichts weiter als Holzungen antrifft. Daselbst fängt sich das Land der Savanen an, welches trocken, aber mit Grase bedeckt ist, die mit schönen Fruchtbäumen gezieret sind. Die Gebirge, von welchen der Goldfluß fällt, sind weit unfruchtbarer, und bringen nur Gesträuche hervor. Ueberhaupt haben die trockenen Oerter der Landenge nicht eben die Bäume, welche die feuchten tragen. Die ersten sind groß, überaus stark und fast ohne Zweige, da hingegen die andern nicht sowohl Bäume als Stauden sind, wie die Manglen, Brombeersträucher und Bambus sind.

Das Klima und die Jahreszeiten der Landenge haben, wie in den andern Theilen des heißen Erdstriches unter eben der Breite, mehr Feuchtes, als Trockenes an sich. Die Regenzeit fängt daselbst im April oder May an, sie hält den Heumonat hindurch an, und ihre größte Heftigkeit ist im August. Die Hitze ist überaus groß, besonders wo die Sonne die

Wolken

Wolken durchbricht, und die Luft um desto erstickender, weil kein Wind da ist, um sie abzukühlen. Die Regen fangen in dem Herbstmonat an, sich zu vermindern, zuweilen aber dauern sie auch bis in den Januar. Man kann also sagen, es regne auf der Landenge dreyviertel Jahre. Die Luft hat daselbst zuweilen einen schwefelichten Geruch, welcher sich in den Gehölzen ausbreitet.

Nach den Stürmen folgt gemeiniglich ein sehr unangenehmes Geschrey von den Fröschen, Kröten, dem Gesumme der Mücken, dem Gezische der Schlangen, und dem Geschrey unendlich vieles andern Ungeziefers. Der Regen selbst macht im Niederfallen einen sehr gräßlichen Ton, besonders in den Gehölzen; er ist auch zuweilen so stark, daß eine Ebene, die er überschwemmt, auf einmal in einen See verkehrt zu seyn scheinet. Auch ist es nichts Seltenes, daß der Sturm so heftig wird, daß Bäume aus ihren Wurzeln gerissen und bis an die Flüsse geführet werden.

b) Einwohner.

Das Innere dieser Landenge enthält wenig indianische Einwohner. Die größte Anzahl derselben siehet man an der Seite des Nordmeers, vornehmlich am Ufer der Flüsse. Die an der Seeküste, welche nicht durch die Waffen aufgerieben worden, haben sich lieber in die weiter gegen Mittag gelegenen Länder begeben, als sich dem spanischen Joche unterwerfen wollen. Indessen giebt es doch kein Stück von der Landenge, worauf man nicht hin und wieder zerstreuete Indianer findet; und da ihre Gebräuche wenig von denen in den beyden andern Provinzen von Terrafirma unterschieden sind, so können sie unter einerley Erklärung mitgenommen werden.

Was

Was das Aeußerliche, ihren Körperbau und die gesunde Beschaffenheit ihrer Glieder anbetrifft; so sind sie von einer sehr gesunden Natur und gut gestaltet, stark von Knochen und einer breiten Brust; da man niemals Ungestaltete unter ihnen gefunden hat, so sind einige auf den Gedanken gerathen, sie setzten die ungestalteten Kinder weg: allein diese Erdichtung ist noch durch kein Beyspiel bestätiget worden. Sie haben in ihren starken Gliedern unglaublich viel Geschmeidigkeit, Biegsamkeit, und können sehr schnell laufen. Das weibliche Geschlecht ist klein und dick, und dennoch von einer sehr schönen Gesichtsbildung. Ueberhaupt haben beyde Geschlechter ein rundes, gefallendes Gesicht, lebhafte Augen, eine stumpfe und eingedrückte Nase, eine hohe Stirne, weiße und wohlgeordnete Zähne, dünne Lippen, einen kleinen Mund und gute Gesichtszüge.

Ihr Haar ist schwarz, sehr stark und so lang, daß es ihnen gemeiniglich bis mitten auf den Rücken hinunter geht. Die Frauen binden es sich mit einer Schnur hinten im Genicke; die Männer aber lassen es lang hinunter hangen. Beyde Geschlechter haben, um sich zu kämmen, ein Werkzeug von Holz, welches aus vielen kleinen Stäben bestehet, fünf bis sechs Zoll lang und auf beyden Seiten spitzig ist. Sie binden zehn bis zwölf in der Mitte zusammen, und indem sie die äußersten Enden mit den Fingern von einander sperren, so dienet ihnen jedes Ende zum Kamme. Man urtheilet von dem Vergnügen, welches sie haben, sich zu kämmen, aus der Zeit, die sie dazu anwenden; denn sie wiederholen solches des Tages sehr vielmal. Den Bart und alles andere Haar aber, außer den Augenwimpern und Augenrahmen, reissen sie sich aus. Diese Verrichtung

ist

ist das Werk der Weiber, sie nehmen die Haare zwischen zwey kleine Stäbchen, und wissen sehr geschickt damit umzugehen. Die Männer lassen sich auch bey einigen Gelegenheiten, wie z. B. bey einem Siege über einen Feind, den sie mit ihrer eigenen Hand erlegt haben, die Haare abschneiden, und setzen noch ein anderes Ehrenzeichen hinzu, nämlich, daß sie sich den ganzen Leib schwarz bemalen: denn ein schwarzgemalter Mensch ohne Haare ist das höchste Zeichen eines Helden und einer verehrungswerthen Person. Allein, dieser rühmliche Stand dauert nur von dem Tage des Sieges bis auf den ersten Neumond, und der Sieger würde sich verunehren, wenn er nicht sogleich seine Schwärze abwischte, und sein Haar wachsen ließe.

Ihre natürliche Gesichtsfarbe ist wie helles Kupfer, oder trockene Orangen; ihre Augenrahmen haben die Schwärze des Achats; sie färben sie nicht, reiben sie aber wie ihre Haare mit einer Art Oel, welches sie sehr glänzend machet. Man trifft auch eine kleine Anzahl weißer Indianer hier an; allein ihre Anzahl ist freylich mit den übrigen in keine Vergleichung zu setzen. Ueber dieses ist ihre Haut auch nicht von einer so schönen Weiße, als der Engländer ihre; sondern sie ist vielmehr milchweiß, und was am wundersamsten ist, so haben sie über ihren ganzen Leib ein Milchhaar von eben der Weiße und so fein, daß man die Haut noch dafür sehen kann. Die Männer würden einen weißen Bart haben, wenn sie ihn wachsen ließen, er wird aber ebenfalls ausgerissen, nur des Milchhaares schonen sie. Eben so sind die Haare um die Augen und auf dem Kopfe weiß, und letzteres scheint wie gekräuselte Wolle. Diese Indianer sind nicht so groß, als die andern; sie können

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0021
DFG

nen zur Nacht und bey Mondschein eben so hell und weit sehen, als am Tage, und ihre Augen sind überhaupt weit weniger geschickt, das Sonnenlicht zu vertragen. Auch sind diese Indianer lange nicht so stark vom Körper, und nicht so gut zum Arbeiten geschickt; doch so bald die Nacht anbricht, entsagen sie aller Trägheit und streichen in den Gehölzen umher. Diese beyden Arten Indianer sollen einander mehr verachten als lieben; allein man hat doch öfters gefunden, daß sie sehr friedlich zusammen gelebt haben.

Es ist eine Nationalgewohnheit bey den sämmtlichen Indianern in diesem Lande, daß sie sich den Leib mit allerhand Figuren bemalen, und in diese Gewohnheit einen sehr hohen Werth setzen; ja sie warten nicht einmal, bis ihre Kinder laufen können, um sie mit diesen Zierrathen auszuschmücken. Sie lassen sich auf alle Theile, besonders im Gesichte, die Figuren von Vögeln, Menschen und Bäumen zeichnen, und diesen Dienst verrichten ihnen die Weiber. Die Farben, so sie hierzu nöthig haben, sind roth, gelb und blau, die mit Oel abgerieben werden, wovon sie stets einen großen Vorrath haben. Diese Malerey erhält sich einige Wochen lang, und darf nur allemal wieder aufgefrischt werden, wenn sie anfängt auszugehen.

So bald sie in den Krieg abgehen sollen, so malen sie sich das Gesicht roth, die Schultern und die Brust schwarz, und den übrigen Leib gelb oder mit einer andern Farbe. Einige aber in geringer Anzahl machen diese Züge unauslöschlich, indem sie sich die Haut mit einer Dornenspitze zerstechen lassen, damit die Farbe desto besser in die zerstochenen Theile dringen möchte. Sie tragen ordentlicher Weise kei-

ne

ne Art von Kleidern: die Weiber haben nur allein um die Mitte des Leibes ein Stück Zeug oder Tuch, welches ihnen bis auf die Knie gehet: die Männer aber sind ganz nackend, und haben nur ein Palmblatt auf dem Unterleibe. Diese zur Gewohnheit gewordene Blöße hindert nicht, daß sie die Kleider nicht achteten. Ein Indianer, welcher ein altes abgelegtes Kleid erhält, glaubt vortrefflich geputzt zu seyn. Die an der Nordküste tragen eine Art baumwollener Röcke, doch werden sie nur bey feyerlichen Gelegenheiten angezogen, und ihre Weiber tragen sie ihnen in Körben an den Ort der Versammlung nach. Sie schmücken sich sorgfältig damit, und gehen in diesem Anzuge zusammen um den Wohnplatz spatzieren, oft zu vielen Hunderten, von ihren Häuptern geführt.

Eine andere Zierrath der Männer ist eine goldene oder silberne Platte, die sie über den Mund tragen. Diese Platten sind von eyrunder Gestalt, und gehen so weit hinunter, daß sie die Unterlippe bedecken. Sie sind oben ausgeschnitten, welches eine Art von einem halben Monde machet, dessen beyde Spitzen nach der Nase zu gehen. In der Mitte sind sie so dick als ein Gulden, und an den Enden viel dünner; doch wird dieser Schmuck nur an den Fest- oder Wohltagen gebraucht: die Platten, die sie zu andern Zeiten tragen, sind viel kleiner, und bedecken die Lippen nicht.

Anstatt dieser Platte hat das weibliche Geschlecht einen Ring, welcher ihnen eben so hängt, und dessen Größe nach Verhältniß des Ranges ihrer Männer ist. Die stärksten sind so dick wie ein Gänsekiel, und ihre Gestalt ist vollkommen rund. Man macht sie an der Nase fest, die sich unter der Last unvermerkt niederzieht. Daher geschiehet es auch, daß

ihnen in einem hohen Alter die Nase bis auf den Mund herabkommt. Diese Platten und Ringe werden weggenommen, wenn sie essen, man thut sie aber sogleich wieder vor, und ob sie gleich unaufhörlich die Lippen beunruhigen; so ist es sonderbar, daß sie doch nicht die Freyheit zu reden hindern. Die Oberhäupter tragen an jedem Ohr einen Ring bey feyerlichen Gelegenheiten, und zwey große Goldbleche, eines auf der Brust, das andere auf dem Rücken. Diese Bleche, welche achtzehn Zoll lang sind, und die Gestalt eines Herzes haben, sind oben durchbort und hängen mit Fäden an dem Ringe eines jeden Ohres.

Außer diesen besondern Zierrathen haben sie noch einige, welche bey beyden Geschlechtern gemein sind. Dieses sind Schnüre oder Ketten von Zähnen und Muschelschaalen, die sie sich um den Hals hängen, und ihnen bis auf die Brust gehen. Die Ketten von Zähnen, die man für Tiegerzähne hält, sind mit vieler Kunst gemacht und so wohl geordnet, daß man sie für ein einziges Stück Knochen halten sollte, auch siehet man sie nur bey den vornehmsten Indianern. Die gemeinen tragen Schnüre von Muschelschaalen, wovon sie zuweilen drey- bis vierhundert um den Hals haben, ohne Ordnung, und eine über die andere. Die Weiber überhaupt tragen sie in einem einzigen Haufen. Man siehet niemals mehr als zween Schnüre davon an den Kindern; doch ist dieser Schmuck auch nur an Festtagen üblich. Zu den Schnüren um den Hals fügen die Weibspersonen auch noch Armbänder von eben der Materie, und dieser ganze Putz, womit sie zuweilen recht beschweret sind, giebt eine ziemliche Anmuth.

Einfach

Einfach und dürftig ist ihre ganze Lage, und damit stimmt auch die elende einfache Art ihrer Wohnungen überein. Sie sind gemeiniglich weit von einander entfernt, besonders in den neuen Wohnungen, und pflegen meistens an den Ufern der Flüsse anzubauen. An einigen Orten finden sich zwar ihrer genug, um kleine Städtchen vorzustellen; allein hiervon mögen sie nichts wissen, und ihre Lage ist auch außer aller Ordnung, sie sind zerstreuet, ohne die geringsten Gassen oder Abtheilungen. Sie verändern ihre Gegend, wenn sie dafür halten, daß diejenigen, wo sie wohnen, den Spaniern gar zu bekannt seyn könnten. Allein ihre Wanderungen verursachen ihnen nicht viel Unbequemlichkeit, sie brechen ihre Hütten mit eben der leichten Mühe ab, als sie dieselben an einem andern Orte wieder aufsetzen. Sie graben nur einige Löcher in die Erde, stecken sieben bis acht Fuß hohe Pfähle hinein, und flechten Stäbe dazwischen, die sie mit Erde bedecken. Die Dächer werden von kleinen Sparren gemacht, die eben so gut geordnet und mit Blättern bedeckt sind; dieß ist aber auch die ganze Regelmäßigkeit in ihren Hütten. Sie sind ungefähr fünf und zwanzig Fuß lang und acht bis neun Fuß breit. Ein Loch, welches man oben im Dache läßt, dienet zum Ausgange des Rauches, und das Feuer, welches in einem so heißen Lande niemals so groß ist, wird auf der Erde mitten in der Hütte angezündet. Uebrigens hat die ganze Wohnung weder Abtheilungen noch Stockwerke, die ganze Familie ist in einem Orte beysammen, und jede hat ihren Hamack an der Decke hängen, um des Nachts darin zu schlafen.

Diejenigen Wohnplätze, welche nahe beysammen stehen, haben eine Art gemeinschaftlicher Sicherheit

oder Schanze, ungefähr hundert und dreyßig Fuß lang und fünf und zwanzig Fuß breit, deren Mauern nicht über zehn Fuß hoch sind. Sie sind auf allen Seiten mit einer großen Anzahl Löcher durchbrochen, durch welche man den Feind herannahen sehen und Pfeile auf ihn abschießen kann; eine andere Art der Vertheidigung kennen sie nicht. Findet sich etwa irgendwo ein enger Weg, welcher dienen kann, den Eingang zu einem Wohnplatze zu verschließen; so legen sie einen Schlagbaum vor, und an einigen Orten, wie z. B. bey der Burg, wenn sie anders diesen Namen verdienet, pflanzen sie so dichte Bäume an einander, daß es sehr schwer ist, durch diesen Verschluß zu dringen. Eine Familie, welche erwählt wird, in der Festung zu wohnen, muß auch die Reinlichkeit darin zu erhalten suchen, weil sie gleichfalls zu den Rathsversammlungen dienet.

Große Ländereyen anzulegen, leidet ihre Lebensart nicht, und deshalb wird auch nur um jedes Haus das Land gebauet. Wenn also eine Gesellschaft den Wohnort verändern will; so ist es ihre erste Sorge, daß ein jeder Indianer sein Feld umhackt, die Bäume fällt, welche auch etliche Jahre liegen bleiben, bis sie trocken sind, um verbrannt zu werden. Man denkt hier nicht im geringsten an Austrocknung der Sümpfe, sondern wenn man die Erde in den Zwischenräumen umgegraben hat; so machet man mit der Hand Löcher in die Erde, und steckt in ein jedes zwey bis drey Körner Maiz. Die Saatzeit ist im Monat April, und im Herbstmonat sammlet man ein. Die Aehren werden mit der Hand ausgerissen, das Getraide läßt man trocknen, alsdann zerreibt man es zu Pulver, und zwar durch Hülfe sehr kleiner Steine.

Hiervon

Hiervon bereiten sie ihren Trank, wovon das vornehmste Getränk Chicacopa heißt, ein anderes wird Misla genannt, und bestehet aus frisch gesammelten Plantanen, deren Saft mit Wasser vermischt wird. Eine andere Art von Misla wird aus getrockneten und in Kuchen gebackenen Plantanen gemacht. Weil sich diese Frucht nicht lange halten kann, wenn sie in ihrer Reife gebrochen wird; so läßt man sie bey einem gelinden Feuer auf solchen hölzernen Maschinen, wie unsere Darren, trocknen, und macht Kuchen daraus, wovon man einen Vorrath aufhebt; dieses dienet den Einwohnern auf der Landenge anstatt des Brodes. Die Yamen, die Pataten und Cassave werden zu eben dem Gebrauch angewendet. Man findet keinen Wohnplatz, wo sie nicht reichlich damit versehen wären.

Die Männer, die hier nicht so träge sind, als in den mittäglichen Gegenden, pflanzen und säubern die Bäume, hauen sie um, und verrichten mit einem Worte alle schwere Handarbeit; allein die Arbeit der Weiber ist deswegen nicht weniger beschwerlich. Sie pflanzen den Maiz und reinigen ihn. Sie bereiten das Getränk, die Plantanen, die Yamen, nebst den andern Speisen. Auf den Reisen tragen sie die Lebensmittel und das Hausgeräthe; nur daß sie hier nicht, wie bey andern Wilden, bey aller dieser sauern Arbeit als Sclavinnen gehalten werden, sondern die Liebe ihrer Männer genießen.

Es ist eine sonderbare Gewohnheit bey ihnen, daß sie ihre Kinder auf eine abgöttische Art verehren. Die einzige Erziehung der Knaben ist, daß sie schwimmen, den Bogen spannen und den Spieß werfen lernen; von dem zehnten und zwölften Jahre an begleiten sie ihre Väter auf der Jagd und auf ihren

Reisen. Die Mädchen hingegen bleiben daheime in den Wohnplätzen. Beyde Geschlechter gehen bis in das dreyzehnte Jahr unbekleidet. Die Mutter übernimmt jedoch die Erziehung der Mädchen auf das sorgfältigste, und führet sie bey allen ihren Arbeiten dazu an. Sie ziehen Schnüre aus der Rinde und machen Grasfäden, sie pflücken die Baumwolle und spinnen sie für ihre Mütter, welche sehr gute Zeuge daraus verfertigen. Ihre Arbeit verdient um so mehr Beyfall, je unvollkommener die Werkzeuge sind, mit denen sie solche verfertigen müssen. Ihr Werkzeug zum Wirken ist eine hölzerne Rolle, drey Fuß lang, die sich auf zwey Pfosten herumdrehet. Um diese Rolle wickeln sie baumwollene Fäden von der Größe, die sie dem Zeuge geben wollen, denn sie machen niemals welche, um sie zu zerschneiden. Den Eintrag winden sie um ein kleines Stäbchen Holz, welches auf jeder Seite eingekerbt ist, und da sie mit der einen Hand alle Fäden des Aufzuges nehmen; so verrichten sie mit der andern die Arbeit. Damit aber die Fäden dicht werden; so schlagen sie das Gewirke jedesmal mit einem langen, dünnen und runden Stücke Holze, welches zwischen die Schnüre des Aufzuges kreuzweis durchgehet. Die Mädchen flechten auch die Baumwolle, um Fransen daraus zu machen, und bereiten die Röhre, woraus die Körbe gemacht werden. Die Mannspersonen machen die Arbeit alsdann fertig. Sie färben anfänglich die Röhre mit verschiedenen Farben, darauf mengen sie solche unter einander, um sie zu flechten, und machen mit viel Geschicklichkeit und Sauberkeit nicht allein Körbe, sondern auch sogar so dichte Schaalen daraus, daß sie, ohne mit einem Lacke oder Firnisse überzogen zu seyn, allerhand Getränke halten können. Diese Schaalen dienen

ihnen

ihnen zum Trinken, wie ihre Calebaschen. Die Körbe, die sie machen, sind so stark, daß man sie nicht zerdrücken kann.

Wenn die Mädchen zu ihrem mannbaren Alter kommen, so bleiben sie in ihrer Familie eingeschlossen, bis man sie zur Ehe begehret; und ihr Gesicht wird mit einem kleinen baumwollenen Schleyer bedeckt, den sie sogar für ihren Vätern tragen. Die Anzahl der Weiber ist bey ihnen durch kein Gesetz bestimmt. Ist aber die Vielweiberey den Indianern auf der Landenge erlaubt; so wird der Ehebruch mit vieler Schärfe bestraft, denn der Tod folgt gleich auf das Verbrechen. Wenn indessen die Frau schwört, daß sie unschuldig ist; so erhält sie Gnade, im andern Fall wird sie lebendig verbrannt. Sie haben noch andere Gesetze von eben der Strenge. Ein Dieb z. B. wird ohne Gnade verurtheilt. Die Strafe eines Menschen, der sich irgend eines großen Verbrechens schuldig macht, ist allemal grausam und der Denkart dieser Völker angemessen.

Vor ihren Verheirathungen geht eine sehr seltsame Ceremonie vorher. Der Vater oder, in seiner Abwesenheit, der nächste Anverwandte des Mädchens muß sie sieben Nächte allein in seiner einzigen Verwahrung haben, um ihr vermuthlich dadurch zu zeigen, daß er sie ungern verlasse. Darauf übergiebt er sie ihrem Manne. Alle Indianer des Ortes werden zu dem Feste eingeladen. Die Männer bringen Hacken und Beile zur Arbeit, und die Weiber jedes ein halbes Maaß Maiz, die Knaben bringen Früchte und Wurzeln, die Mädchen Wildpret und Eyer; denn niemand kommt ohne ein Geschenk. Ein jeder legt das Seine vor die Hochzeitthür, und entfernt

sich dann bis zu Ende dieses Aufzuges. Alsdann gehen die Männer zuerst in die Hütte, und der Verheirathete empfängt einen nach dem andern mit Ueberreichung einer voll eingeschenkten Schaale starkes Getränke. Hierauf werden die Knaben und Mädchen auf eben die Art hineingeführt. Wenn nun alle Gäste versammlet sind; so sieht man die Väter von beyden Verheiratheten zum Vorscheine kommen. Der Vater des Jünglings hält eine sehr lange Rede, nach welcher er anfängt, mit tausenderley Verdrehungen zu tanzen, bis er ermüdet ist. Darauf setzet er sich aufs Knie, und stellet seinen Sohn die Braut zu, deren Vater auch auf dem Knie sitzt und sie bey der Hand hat. Hierauf erhebt sich solcher, und tanzt nunmehr auch seiner Seits. Nach diesem Tanze umarmen die beyden Brautleute sich einander, und der junge Mensch giebt die Tochter ihrem Vater wieder. Sogleich laufen die Männer mit ihren Aexten und Hacken nach einem kleinen Stücke Landes, welches den beyden Eheleuten zur Pflanzung angewiesen ist, und fangen an, es zu bearbeiten. Sie fällen die Bäume um, behacken und graben das Erdreich. Die Weiber und Kinder säen Maiz oder anderes Getraide nach Beschaffenheit der Jahreszeit; alle zusammen aber bauen daselbst eine Hütte, welche die Wohnung der neuen Eheleute seyn soll. Nachdem sie dieselben in den Besitz gesetzt haben; so ist ein jeder bedacht, Chicacopa zu machen, man macht dessen sehr viel und trinkt unmäßig. Hier nimmt der Bräutigam die Aexte, Beile und Gewehre, und hängt sie an den allerobersten Sparren der Hütte. Dieses Fest dauert so lange, als Trinken da ist, das ist gemeiniglich drey bis vier Tage.

Solche

Solche Gastereyen werden auch bey andern Gelegenheiten vorgenommen, als zum Beyspiel bey einer großen Rathsversammlung. Bey diesen Lustbarkeiten wird wenig gesprochen, sie trinken einer auf des andern Gesundheit, und überreichen einander die Schaale. Hier scheinen sie keine Rücksicht auf ihre Weiber zu haben, welche da stehen und aufwarten. Sie nehmen die Schaale aus den Händen derjenigen, die getrunken haben, und geben sie nicht eher wieder, als nachdem sie solche ausgewaschen haben. Niemals trinken oder tanzen sie öffentlich mit den Männern. Sie warten, um sich unter einander zu belustigen, bis sich ihre Männer wegbegeben haben; und die Sorge, die sie für dieselben tragen, wenn sie zu viel getrunken haben, ist überaus groß. Sie helfen einander sie in ihre Hamacken bringen, wo sie Wasser über sie gießen, um sie zu erfrischen, und verlassen sie nicht eher, als bis sie fest eingeschlafen sind. Alsdann gehen sie hin, um sich ebenfalls zu belustigen.

Eine der vornehmsten Beschäftigungen der Männer ist, Pfeile und Bogen und Lanzen zu machen. Auch musikalische Instrumente sind ihre Arbeit, besonders eine Art Flöte aus hohlem Bambus, welches Instrument sie sehr lieben, das aber einen seltsamen Ton von sich giebt. Nach dem Klange dieser Flöte sieht man sie tanzen. Sie stellen sich in die Runde, die Hände ausgestreckt auf ihre Schultern, und drehen sich auf allen Seiten mit einer überaus großen Bewegung. Die Geschicktesten machen sich aus dem Kreise hinweg, um allerhand Sprünge und andere geschmeidige Wendungen und Drehungen zu machen. Bey einer zahlreichen Versammlung dauert der Tanz einen ganzen Tag. Alsdann laufen sie alle zusammen in den Fluß, um sich darin abzukühlen.

Ihre Lieblingsübung ist die Jagd, und ihre Begierde zu schießen ist so groß, daß sie selten einen Vogel fliegen sehen können, ohne einen Pfeil nach ihm abzudrücken, und selten verfehlen. Sie entfernen sich niemals von ihren Hütten, ohne mit ihrem Bogen und einer Lanze oder Axt bewaffnet zu seyn. Außer ihren besondern Jagden, die sie anfangen, sobald ihr Vorrath von Fleisch ausgegangen ist, gehen sie oftmals feyerlich auf die Jagd, wozu sie sich in großer Anzahl versammeln. Auf eine Berathschlagung folgt gemeiniglich die Jagd, wozu sie den Tag festsetzen. Diese Jagden dauern zuweilen zwanzig Tage, nach der Menge des Wildes, welches sie antreffen. Die Weiber gehen auch mit, allein um den Männern aufzuwarten und ihren Vorrath von Lebensmitteln zu tragen. Dieses sind Körbe voller gerösteten Plantanen, die sie auf der Stelle zurechte machen. Die gemeine Gewohnheit in Ansehung des Wildes, welches die Jäger erlegen, ist, daß sie dasjenige auf der Stelle verzehren, was sonst von der Hitze verderben könnte; was aber aufbehalten werden kann, wird mitgenommen. Jede Nacht nehmen sie da ihr Lager, wo sie sich beym Untergange der Sonne befinden, wenn es nur bey einem Flusse, Bache, oder an dem Abhange eines Berges ist. Sie hängen ihre Hamacken zwischen zween Bäume auf, und machen ein Feuer, welches die ganze Nacht unterhalten wird.

Bey ihren Jagden sind ihnen ihre Hunde sehr nützlich. Wenn diese Thiere ein wildes Thier ermüdet haben, so umringen sie es, und da sie sich nicht getrauen, es anzufallen, so halten sie es mitten unter sich eingeschlossen, so lange, bis ihr Herr kommt; alsdann begeben sie sich sämmtlich zurück, damit sie vor den Pfeilen sicher sind. Ein Indianer, der ein

wildes

wildes Thier verwundet hat, läuft hinzu und ersticht es vollends mit der Lanze. Nach dem weidet er es aus, wirft das Eingeweide hinweg, schlingt ihm die Beine kreutzweise zusammen, stecket einen Stock durch, und trägt es so zu seiner Frau auf seinen Schultern; die Frau bereitet es auf die einfachste Art, und alsdann verzehren sie es unter fröhlichen Gesprächen in ihrer Hütte.

Eine jede Hütte ist mit einem großen Stücke Holz versehen, welches ihnen zum Tische dienet, und mit kleinen Klötzen, anstatt der Stühle. Bey Festen richten sie eine lange Tafel an, sie legen große Plantanenblätter darauf, die die Stelle des Tuches vertreten, und jeder hat neben sich auf der Erde zur Rechten eine Calebasche voll Wasser stehen. Ihre Art zu essen bestehet darin: sie strecken den Daum und Zeigefinger vor und fahren damit in die Schüssel, und bey jedem Bissen, den sie essen, tunken sie diese beyden Finger ins Wasser. Sie essen nicht das geringste Brod zu ihrem Fleische, haben aber einen kleinen Vorrath Salz, womit sie sich zu wiederholten Malen die Zunge reiben, um sich den Geschmack zu erwecken.

Auf ihren Reisen dienet ihnen die Sonne zum Wegzeiger; verhindert sie aber der trübe Himmel daran, so nehmen sie zu den Bäumen ihre Zuflucht, deren Rinde sie beobachten, und die dickeste Seite zeiget ihnen allemal die Gegend des Mittages. Sie gehen gemeiniglich viel lieber durch Gehölze, Sümpfe und Flüsse, als auf gebahnten Wegen, entweder aus Furcht, sie möchten Spanier antreffen, oder auch nur bloß der Jagd wegen. Männer und Weiber, ja sogar die Kinder, schwimmen über die Flüsse; sie bedienen sich aber auch Conos oder der Flößen, wenn sie den Fluß hinunter fahren. Fragt sie jemand, wo

der

der Weg hingehet, so haben sie eine besondere Art zu antworten. Wenn sie hören, wo man hin will, so lassen sie den Reisenden das Gesicht nach eben der Seite hinwenden; und um zu bemerken, wenn er ankommen wird, so lassen sie ihn die Augen auf einen Theil des Bogens richten, welchen die Sonne an ihrer Halbkugel beschreibt. Nachdem er nun niedriger oder höher gegen Morgen, wie gegen Abend, von der Mittagslinie ist, nach dem melden sie nicht allein den Tag, wenn man ankommen kann, sondern auch, ob es den Morgen oder Mittag ist, und selbst die Stunde von dem einen oder dem andern.

Die Wochen, Tage und Stunden unterscheiden sie nur durch Zeichen, die sie denjenigen selbst zu verstehen geben können, die ihre Sprache nicht kennen, und die verflossene Zeit bezeichnen sie nur durch Monde. Ihre Art, zu zählen, geschieht durch Einheiten und Zehner bis auf Hundert; weiter hinaus aber gehen sie nicht. Eben so arm ist ihre Sprache, und so schwer zu erlernen, ja sie nur nachzusagen, daß man unter ihnen geboren seyn muß, um sie zu verstehen.

Von dem Religionszustande dieser Völker sagen uns die Reisenden wenig, entweder man hat ihre Geheimnisse nicht erfahren können, oder die Sprache ist das Hinderniß gewesen. Einige sagen, es scheine, als beteten sie die Sonne an, oder erkenneten sie wenigstens für ihre höchste Gottheit; denn Tempel oder Gottesdienst sind hier nicht zu finden. Die Missionen, welche man hierher geschickt hat, Christen aus ihnen zu bilden, haben bis jetzt noch wenig Folgen gehabt. So sagen auch einige, die vornehmste Religion der Einwohner auf der Landenge, und der benachbarten Völker, bestehe in der Furcht vor einem

bösen,

bösen, oder ihnen Schaden bringenden, Wesen. Wahrscheinlich sind alle ihre Begriffe und alle ihre Absichten auf den Gebrauch ihrer natürlichen Kräfte eingeschränkt, und der Gedanke von einem künftigen Leben, von Anbetung oder Verehrung, scheint in ihre Seelen noch gar keinen Eingang genommen zu haben. Die Beschuldigung, daß sie ehedem, oder wohl noch jetzt, das Fleisch von Menschen verzehrten, ist eine sehr unausgemachte Sache, und kommt vielleicht von einer falschen Erzählung der Opfer ihrer Feinde her, die bey vielen wilden Völkern eine angenommene Gewohnheit ist; jetzt wenigstens hat keine Nachricht diese grausame Gewohnheit bestätiget, und wenn sie diese Sitte wirklich jemals gehabt haben, so rühret diese Nachricht von einem Manne her, welcher Augenzeuge gewesen seyn will, und dessen Schilderung, wenn sie gegründet ist, eine sehr interessante Beschreibung liefert. Garcilasso de la Vega sagt: sie kennen weder Gott, noch Gesetze; sie wissen nicht, was Tugend ist, haben auch keinen Götzen, nichts, was ihnen nahe kommt. Erhalten sie im Kriege einen Gefangenen, so zerstücken sie ihn, und geben die Glieder ihren Freunden oder Dienern, um sie zu essen, oder wieder zu verkaufen. Diese Behandlung widerfährt aber nur gemeinen Personen; Vornehme werden viel feyerlicher getödtet und gegessen. Zur Ehre der Menschheit mögen wir dieser Nachricht keinen Glauben beymessen, und die ganze Erzählung, die wir hier nicht anführen können, ist so gräßlich vorgetragen, und oft so sehr widernatürlich, daß man nicht begreifen kann, wie Menschen, an denen wir doch so viele andere Gefühle des Mitleides und der Menschlichkeit wahrnehmen, gerade hier wie Löwen handeln sollten, zumal da diese Gewohnheit von zu wenig Reisenden als wahr angegeben worden ist.

Die

Geographische Beschaffenheit. Die geographische Beschaffenheit dieses Landes erfordert, daß wir ihr hier einen besondern Abschnitt zueignen, und erst hier können wir noch manches umständlicher sagen, und unsern Lesern befriedigender seyn, wenn wir die schicklichere Gelegenheit über **Produkte, Handel, Regierung,** u. dgl. zu reden, an denjenigen Provinzen anbringen, wo sie vorkommen. Wir machen den Anfang mit der

Cartagena. Provinz und Stadt **Cartagena.** Im Jahr 1502 entdeckte Rodrigo de Bastidas diese Bay und diese Landschaft, welche damals den Namen Calamari führte. Im Jahr 1504 fiengen Juan de la Cosa und Guerra an, die Indianer und dasigen Einwohner zu bekriegen, allein sie wurden sehr schlecht aufgenommen. Die Einwohner waren kriegerisch und tapfer; selbst die Weiber mischten sich unter die streitenden Haufen, und machten die Pfeile giftig, die ihre Männer auf die Feinde abschossen. Einige Jahre hernach folgte diesen beyden Alonso de Ojeda in eben dieser Unternehmung. Der oben gemeldete Juan de la Cosa und Americus leisteten ihm hierinnen Gesellschaft; nur kam er nicht weiter, als die vorigen, ob er schon den Indianern verschiedene Treffen lieferte. Endlich nach vielen kam Don Pedro de Horedia, und besiegte die Indianer. Im Jahr 1533 brachte er Einwohner in die Stadt, und legte diesem Orte den Namen einer Statthalterschaft bey. Die bequeme Lage desselben, die geraume und sichere Bay, und dieses, daß er zur Handlung auf diesem mittäglichen festen Lande sehr geschickt war, machten ihn gar bald fähig, zu einem bischöflichen Sitz erhoben zu werden. Durch eben diese Umstände wird er erhalten und vergrößert; nicht nur die Spanier suchen ihn zur Wohnung und zur Handlung, sondern auch die Fremden beneiden ihn, und haben ihn zu verschiedenen Malen eingenommen und verheeret,

heeret, weil sie entweder wegen der Wichtigkeit desselben, oder wegen seiner Reichthümer, sehr begierig darnach waren.

Die Stadt liegt auf einer Sandinsel, und diese machet gegen Südwesten eine enge Durchfahrt, so daß man von hier nach der Insel Tierra Bomba bis nach Boca Chica kommen kann. Die innere Einrichtung der Stadt, wie auch ihrer Vorstädte, ist sehr gut. Die Straßen sind gerade, geraum, wohl eingetheilt und überall gepflastert. Die Häuser sind wohl gebauet, die meisten sind ein Stockwerk hoch, und ihre Zimmer sind gut eingetheilet. Sie sind von Steinen und Kalch aufgeführet, einige ausgenommen, welche von Ziegeln gebauet sind. Sie haben alle hölzerne Gallerien, oder Altäne, und eben solche Gegitter vor die Fenster. In der Stadt finden sich folgende Kirchen und Klöster: die Dreyfaltigkeit, das Franziskaner-, Dominikaner-, Augustiner- und mehrere Kloster, ohne die Ordensklöster und Nonnenklöster zu gedenken.

In Ansehung der Größe kommt die Stadt und ihre Vorstadt den europäischen Städten von der dritten Ordnung gleich. Sie ist gut bewohnt, ob schon der größte Theil der Einwohner aus Eingebornen bestehet. Sie ist keine von den reichen Städten in Indien, sondern nur, in Rücksicht der handelnden Kaufleute, eine sehr gute Stadt. Der Oberbefehlshaber der Stadt wohnet hieselbst, ingleichen ein Bischof, dessen Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen sich so weit erstreckt, als die Gerichtsbarkeit dieses Ortes in Kriegs- und Staatsangelegenheiten; auch Domherren, welche das geistliche Gerichte ausmachen. Auch ein Inquisitionsgerichte ist hieselbst, welches sich über Isla Espannola, Terra Firma und Santa Fe erstrecket. Außer diesen Gerichten befindet sich

auch

auch ein weltliches daselbst, welches aus Regidoren bestehet. Man hat eine Menge königliche Kassen, Steuerbeamte, Rechtsgelehrte, kurz alle Einrichtungen einer europäischen Stadt.

Die Einwohner der Stadt machen eine sehr große Vermischung aus: es sind Weiße, Negern, Europäer und Kreolen, Mulatten, Terceronen (von Mulatten und Weißen), Quinteronen (von Weißen und Quarteronen); Mulatten und Weiße zeugen diese letztern. Die Kinder, welche von Weißen und Quinteronen geboren werden, heißen schon Spanier, und werden angesehen, als ob sie gar nicht zu einem Geschlechte gehörten. Ein jeder hält sein Geschlecht so hoch und bildet sich so viel darauf ein, daß sie sogleich beleidiget werden, wenn ihnen jemand aus Versehen eine andere Abstammung zumuthet. Von dem Geschlechte der Mulatten an, diese mit eingeschlossen, gehen die übrigen alle mit einander in spanischer Tracht, ob sie schon alle sehr leichte Kleider und Röcke tragen, weil es die Luft des Landes nicht anders gestattet. Dieselben treiben allerhand Handwerke in der Stadt, welches von den Weißen nicht geschiehet, sie widmen sich bloß der Kaufmannschaft. Unter allen Geschlechtern ist das Geschlecht der Schwarzen, in Betrachtung der Anzahl, nicht das schwächste: sie werden in zwey Gattungen eingetheilet, und sind entweder frey oder Leibeigene. Beyde sind entweder Kreolen oder Bozalen; ein Theil von diesen letztern wird zu Besorgung der Güter oder des Hauswesens gebraucht. Diejenigen, die in der Stadt wohnen, thun die beschwerlichsten Arbeiten, wofür sie ein geringes Tagelohn erhalten. Die große Hitze gestattet ihnen nicht, bekleidet zu gehen; deshalb gehen sie beständig nackend, und haben nur ein kleines Tuch um den Leib. Eben so die Weiber. Die Kleidung der Weißen,

welche

welche sowohl Männer als Weiber tragen, ist von der Tracht der Spanier wenig verschieden. Männer, die in vornehmen Bedienungen stehen, kleiden sich wie in Europa, nur mit dem Unterschied, daß ihre Kleider sehr leicht sind. Der Rock ist von einem sehr dünnen Zeuge von allerhand Farben. Auf dem Kopfe haben sie eine Mütze, ebenfalls von zarter Leinwand; andere gehen unbedeckt und mit abgeschnittenen Haaren. Hierzu kommt die Gewohnheit, daß sie Fächer tragen, welche aus Palmblättern gemacht sind.

Die Spanierinnen tragen einen Rock, den sie Pollera nennen, und welcher ihnen vom Gürtel bis auf die Füße herabgehet. Ueber diesem leichten Gewand haben sie eine Jupe, oder leichtes Wammes, und diejenigen Weiber, welche nicht eigentlich Weiße sind, ziehen über die Pollera einen Oberrock von buntem Zeuge. Den Kopf bedecken sie mit einer Art Bischofsmütze von weißer Leinwand voll Spitzen. Sie haben keine ordentliche Schuhe, sondern Pantoffeln.

An beyderley Geschlecht bemerkt man einen guten, natürlichen Verstand und viel Witz; sie sind geschickt in Künsten und Handwerken, und machen künstliche Arbeiten. Sie sind mildthätig ohne Ausnahme, offenherzig in ihrem Umgange, aufrichtig in ihren Handlungen, und besitzen diejenigen Tugenden, die sie über viele ihrer Nebenbrüder erheben.

In Ansehung der Sitten und Gewohnheiten sind diese Leute in einigen Stücken von den Spaniern unterschieden, und in einigen Gebräuchen gehen sie von den Europäern ganz ab. Die erheblichsten sind der starke Gebrauch des Branntweins, des Cacao, des Honigs und anderer süßen Sachen, wie auch das Tabakdampfen. Jedes lieben und bedienen sie sich mit

so viel Heftigkeit, daß sie alles andere darüber vergessen, und Stunden, ja Tage lang in diesem Genuß zubringen können. Unter andern Gewohnheiten, die man unter den eingebornen Einwohnern antrifft, sind sonderlich die Tänze, nach Art des Landes, sehr eingeführt. Diese beobachten sie bey ihren Festen, Lustbarkeiten und Feyertagen. Man bemerket auch einige besondere Umstände bey den Leichenbegängnissen. Hierunter gehöret die Pracht, die sie zu zeigen suchen, ob es ihnen auch noch so viel Beschwerlichkeit verursachet.

Was die Witterung dieser Gegend anbetrifft, so ist die Hitze hier unerträglich groß. Vom Monat May bis zu Ende des Wintermonats wird die Witterung mehr empfindlich, welches eigentlich die Zeit des Winters ist, und von Regen, Donner und Blitz so sehr begleitet wird, daß immer von einer Zeit zur andern heftige Stürme entstehen. Von der Hälfte des Christmonates an bis zu Ende des Aprils wird die Luft reiner, und die Winde kühler. Diese Zeit nennet man Sommer. Dennoch bleiben die Einwohner, ohngeachtet dieser auffallenden Veränderung, gesund, und selbst die Europäer empfinden nicht viel von diesem Uebel.

Dafür ist die Gegend um Cartagena desto angenehmer, und die Felder so fruchtbar, daß man sie bewundern muß. Die verschiedenen wildwachsenden Pflanzen und Bäume schmücken die Felder und verlieren zu keiner Jahreszeit diese ihre muntere Pracht, und das Auge erblickt hier einen ewigen Frühling. So groß, stark und laubreich die Bäume aber auch in diesem Lande sind, von so verschiedener Gattung sind sie auch, und so sehr sind sie von den europäischen unterschieden. Die größten sind die Cacaobäume, Cedern, Marienbäume und Balsambäume. Die

übri-

übrigen Arten sind Tamarinden, Mispeln, Palmen, Manzaillen und andere. Dieselbe Mannichfaltigkeit herrscht in dem Thierreiche: einige sind zahm und werden zur Speise unterhalten; andere sind scheu, und halten sich auf den Feldern und in den Wäldern auf. Auch derjenigen ist keine kleine Anzahl, die mit schönen bunten Federn geschmückt sind, als andere, welche ihre natürliche Wildheit unter einem schönen Felle verbergen. Man hat viel Rindvieh, Schweine, Gänse, Rebhühner; Tyger, Füchse, Armadille, Affen, u. a. m. Auch an Schlangen und anderm Ungeziefer ist kein Mangel. Man hat Corallenschlangen, Klapperschlangen, Weidenschlangen, und Insekten aller Art.

Ob es schon die Beschaffenheit der Gegend nicht zuläßt, daß eben die Früchte daselbst wachsen können, welche Europa hervorbringt, so hat es hingegen an ihrer Statt andere, welche diesen Mangel ersetzen, und den Einwohnern zur Nahrung dienen. Doch fällt es den neu angekommenen Europäern schwer, sich damit zu begnügen, bis sie endlich durch die Gewohnheit schmackhaft werden, und das Andenken der vorigen Speisen verschwindet. Die hiesige Gegend ist, wegen ihrer beständigen Nässe und wegen der großen Hitze, gar nicht geschickt, daß Weizen, Gerste, oder anderes solches Gesäme, daselbst fortkommt. An deren Statt aber findet man Mais und Reis, welches beydes in sehr großer Menge eingeerndtet wird. Ingleichen wächst das Zuckerrohr hier so häufig, daß man den Honig wenig achtet. Gemeiniglich pflegt man hier zwey ordentliche Mahlzeiten zu halten, und außerdem auch Abends etwas zu genießen, welches aber meist nur aus Zuckerwerk und Chocolade bestehet.

Dieß sind kurze, aber hinlängliche, Schilderungen von dieser Nation, die uns hoffentlich sattsam mit ihrer Denkart bekannt machen; und wir theilen also nun auch noch etwas von ihrer Handlung mit, die in vielem Betracht ziemlich ansehnlich ist. Wenn die Galeonen in der Bay von Cartagena ankommen, so machen sie allemal den Anfang mit der Handlung; alsdann hat dieser Ort den Vortheil, daß er bey den Jahrmärkten, welche hier gehalten werden, den ersten Nutzen von der Handlung ziehen kann. Diese Jahrmärkte sind zwar nicht so prächtig und ansehnlich, wie die Messen in Portobello, dem ungeachtet findet sich bey dieser Gelegenheit eine große Menge Menschen ein. Die Kaufleute aus den innern Landschaften Santa Fe, Popayan und Quito bringen sowohl ihre, als auch andere ihnen anvertrauete, Güter und Gelder hierher, und wenden sie an solche Waaren, Güter oder Früchte, welche zur Versorgung dieser Landschaften erforderlich sind. Dafür bringen sie Silber und geprägtes Gold, oder in Platten, Goldstaub oder Smaragden.

Bey Gelegenheit dieser kleinen Messe, wie man den Jahrmarkt zu Cartagena nennt, werden in derselben Stadt viele Buden aufgeschlagen. Den Gewinnst davon ziehen theils die Spanier selbst, welche auf der Flotte ankommen, oder diejenigen, welche hier wohnhaft sind. Allein dieses Geräusche der Handlung hört auch in demselben Augenblicke auf, in welchem die Flotte wieder absegelt, und alsdann herrscht wieder in der Stadt eine allgemeine Stille und Ruhe; denn die besondere Handlung, die hier mit andern Statthalterschaften getrieben wird, ist, wie man zu sagen pflegt, in der todten Zeit, wenn keine Flotte zugegen ist. Das meiste thun alsdann einige Balandern, die von la Trinidad, aus der Havana,

vana, oder von S. Domingo kommen; diese bringen Tabak in Blättern und gepülvert, auch Zucker, und laden dafür Cacao, irdene Gefäße, Reis und andere Waaren, die in den gedachten Inseln selten sind. Alle Eßwaaren, welche hier verkauft werden, sind von Abgaben für den König befreyet, und jeder kann seine Oekonomie einrichten, wie er will.

Außer diesen Waaren, womit hier der kleine Handel im Lande selbst getrieben wird, ist noch der einzige Handel der königlichen Casse übrig, so oft sich ein Handel mit Negern ereignet. Dieselben werden hieher geschafft, und bleiben hier gleichsam in Verwahrung, bis sich Leute aus den innern Landschaften einfinden, welche dieselben zu ihren Verrichtungen nöthig haben, und sie kaufen; denn ordentlicher Weise bedarf ein jeder in seinem Hauswesen Negern, welche die Arbeit in der Haushaltung verrichten müssen; bey so einer Gelegenheit ist alsdann die Handlung etwas stärker, aber doch niemals sehr einträglich. Weil die Einkünfte der königlichen Casse in dieser Stadt zu demjenigen nicht hinreichen, was zur Besoldung des Statthalters, der Soldaten und anderer Personen, welche der König hier hält, erfordert wird, so werden aus den königlichen Cassen zu Santa Fe und Quito die nöthigen Geldsummen, unter dem Namen Situado, hergegeben. Hiervon werden hernach die gedachten Personen besoldet, und die Arbeiten bezahlet, die an den Festungswerken, bey dem Geschütze und bey andern Gelegenheiten vorfallen, welche zur bessern Einrichtung und zur Sicherheit dieses Ortes und der Festungswerke dienlich sind.

Von dieser Beschreibung der Stadt und Gegend Cartagena gehen wir nun zu der Beschreibung der Stadt S. Philipp de Portobello und ihrer Lage über. Portobello.

Der Admiral Columbus war der erste Entdecker dieser Gegend im Jahr 1502. Eben dieser Admiral legte dem Hafen den Namen Portobello bey, weil er sah, daß derselbe so gut eingerichtet, geraum, tief und sicher war. Die Stadt liegt am Seeufer, an der abhängigen Seite eines Berges, der um den ganzen Hafen herumgeht. Die meisten Häuser sind von Holz, bey einigen bestehet das Stockwerk aus Kalch und Steinen, und von hier bis an den Gipfel sind sie von Holz aufgeführet. An der Zahl werden ihrer zusammen gegen hundert und etliche dreyßig seyn, und sind fast alle sehr geräumig.

Die Regierung der Stadt wird von einem Statthalter verwaltet, der unter dem Präsidenten in Panama steht, und deshalb den Namen eines Generallieutenants führet. Der König ertheilt diese Würde, ohne eine Zeit ihrer Dauer zu bestimmen; es wird auch allemal ein Kriegsbedienter dazu ernennet, denn unter ihm stehen die spanischen Befehlshaber in den Festungen, die ihre Würde Lebenslang erhalten. Die ganze innere Größe der Stadt bestehet in einer langen Straße, die an der Küste des Hafens hingehet, und in einigen andern Gassen, die durch dieselbe hindurchgehen, und den Raum zwischen der abhängigen Seite des Berges und dem Ufer einnehmen. In der Stadt findet man zwey ziemlich große Plätze oder Märkte: den einen gleich vor dem Gebäude der königlichen Cassen, welches von Kalch und Steinen aufgeführet ist, und an die Kay stößt, wo die Schiffe auszuladen pflegen; den andern aber, wo die große Pfarrkirche stehet. Zu dieser Kirche gehöret ein Pfarrer, der den Namen eines Vicars führet, und noch besondere Geistliche, welche Landeskinder sind. Außer dieser Kirche finden sich noch andere, als z. B. Unserer Frauen von der Barmherzigkeit,

zigkeit, auch ein Kloster dieses Ordens, und die andere zum heiligen Johannes de Deo.

Wenn man durch die Stadt weiter gegen Osten fortgehet, welches der Weg nach Panama ist, so findet man noch einen Platz, oder Theil der Stadt, der mit dieser gleich fortgeht, und Guinea genannt wird, weil alle Negern und Negerinnen, sie mögen frey oder leibeigen seyn, darinnen wohnen. Zur Zeit der Galeonen wird dieser Theil der Stadt um ein Ansehnliches vermehret. Diejenigen, welche in der Stadt Häuser haben, räumen bey solcher Gelegenheit aus, und schränken sich in eine enge Wohnung ein, um Vortheile aus der ihrigen zu ziehen.

Das Vortrefflichste der Stadt Portobello ist ihr Hafen: sein Name zeigt schon an, wie bequem er für allerhand große und kleine Schiffe sey. Auf der südlichen Küste innerhalb des Hafens, gleich vor dem Ankerplatze der Schiffe, war sonst eine geräumige Festung, mit Namen Santjago de la Gloria; derselben gegen Osten, etwa hundert Toisen weit von ihr, fangen sich die Gebäude der Stadt an, allein diese und alle andere Festungswerke wurden im Jahr 1740 von dem Admiral Vernon zerstöret. Unter den Bergen, welche den ganzen Hafen Portobello umgeben, und sich bey der Landspitze anfangen, worauf das Schloß Todo Fierro steht, wovon ein großer Theil auf der abhängigen Seite dieses Gebirges liegt, welches sich ununterbrochen bis auf die gegenüberstehende Seite erstreckt, ist besonders einer an einem Orte merkwürdig, dessen Höhe zu einem Wetteranzeiger dienet. Sein Gipfel ist beständig mit Wolken bedeckt, die ihn umgeben, und von andern Wolken unterschieden sind, welche man in

der dasigen Gegend siehet. Sie sind dick und dunkel, und senken sich, wenn ein Sturm entstehen soll; so wie, wenn sie sich erheben, ruhiges Wetter erfolgt.

Man hat schon sehr vielmal aus zuverlässigen Nachrichten erfahren, wie schädlich die Witterung überhaupt in Portobello sey; nicht nur die Eingebornen, sondern alle ankommende Fremde, sind Zufällen ausgesetzt, die ihre Natur schwächen. Die Hitze ist außerordentlich groß, und dazu trägt ungemein viel bey, daß der Ort mit sehr hohen Bergen umgeben ist. Der Platzregen fällt so oft und so schnell, daß nicht selten große Ueberschwemmungen daraus entstehen.

Die Anzahl der Einwohner in Portobello ist sehr klein, sowohl in Ansehung des kleinen Umfanges des Ortes, als auch in Betrachtung der beschwerlichen Luft und Witterung. Der größte Theil davon bestehet aus Geschlechtern von Negern und Mulatten; von spanischen Weißen werden ihrer kaum dreyßig hier seyn. Diejenigen, denen es nur einigermaaßen möglich ist, weil sie entweder mit Kaufmannsgütern, oder mit Früchten von ihrem Zuwachse, handeln können, schlagen ihre Wohnung in Panama auf; also bleiben in Portobello nur diejenigen, welche wegen ihrer Aemter und Bedienungen nothwendig da seyn müssen. Hierher gehören der Statthalter, die Schloßhauptleute, die königlichen Beamten, die Befehlshaber und Soldaten von der Besatzung. Außer diesen Personen wird man hier sehr wenig Spanier ohne öffentliche Bedienung antreffen.

In Ansehung der Sitten und Gewohnheiten sind die hiesigen Bürger von den Einwohnern in Car-

Cartagena in nichts unterschieden, außer, daß sie ihnen an der edlen Denkart, die an jenen zu rühmen ist, nicht gleich kommen, wenn sie nicht gar von jenen das Gegentheil sind. Diese Stadt hat großen Mangel an Lebensmitteln, und folglich sind auch dieselben sehr theuer. Man holt sie aus Cartagena, und von den dasigen Küsten oder aus Panama. Sie bestehen in Maiz, Reis, Schweinen, Hühnern und Wurzeln, nur Fische sind hier sehr gut und im Ueberflusse. Der Mangel an natürlicher Güte des Bodens, oder der Mangel an Bewässerung und dergleichen, ist nicht die Ursache dieser wenigen Lebensmittel, sondern die geringe Anzahl Menschen. Der Ort hat alles, was ihn in Aufnahme bringen könnte. Man findet das beste süße Wasser, die schönsten Brunnen und Bäder. In den Wäldern die besten Thiere, auch wilde, z. B. Tyger, und diese kommen oft des Nachts in die Gassen der Stadt, holen sich Hühner, Hunde, oder, bey großem Hunger, auch wohl kleine Kinder. Kurz, wir müßten den vollkommen natürlichen Wohlstand von Cartagena wiederholen, und hier anwenden, wenn wir mehr davon sagen wollten.

Obgleich diese Stadt wegen der schlimmen Witterung, wegen der theuren Lebensmittel, und wegen ihrer übeln Lage eine so geringe Anzahl Einwohner hat; so ist sie doch, wenn die Flotte hier ist, einer von den volkreichsten Plätzen im südlichen Amerika. Weil sie auf dem schmalen Erdstriche liegt, wodurch die Südsee von der Nordsee getrennet wird, weil sie einen so guten Hafen hat, und weil sie so wenig von Panama entfernt ist; so hat man sie vorzüglich dazu gewählt, daß die spanische und peruianische Handlung hier zusammen kommen, und hier die Messen

gehalten werden sollen. So bald die Schiffe in den Hafen einlaufen; so ist es das erste Geschäft, daß ein jedes Schiff auf dem Platze, der an die Börse stößt, ein großes Zelt von Segeltüchern aufschlagen läßt, damit man hierin die Waaren in Empfang nehmen könne. Als die Engländer noch die Freyheit hatten, ein Vergünstigungsschiff hierher zu schicken; so brachten sie auf demselben eine Ladung auf ihre Rechnung mit auf die Messe, und hatten also ebenfalls Antheil an demselben. Außer der Messe ist dieser Ort ebenfalls still, und so lange der Assiento oder Negerhandel mit den Franzosen oder Engländern gedauert hat, hielt sich in dieser Stadt eine von den vornehmsten Factoreyen auf, die auch den meisten Handel trieb: denn durch diesen Weg wird nicht nur Panama, sondern auch das ganze Königreich Peru mit Negern versorget.

Die dritte große Landschaft liegt auf der Erdenge dieses Namens, nicht weit vom Ufer, an welches die Südsee bey der beständigen Bewegung in der Ebbe und Fluth zu spielen pfleget. Die erste Nachricht, welche die Spanier von Panama erhalten haben, kommt von Tello de Gutzmann her. Dieser kam im Jahr 1515 in diese Gegend, fand aber in derselben nur einige Wohnungen für Fischer, welche hierher kamen, und sich der guten Gelegenheit zu fischen zu bedienen pflegten. Deshalb nannten die
Panama. Indianer diesen Ort Panama, welches einen Platz andeutet, wo viel Fische sind. Im Jahr 1513 hatte Vasco Nunnez de Balbao bereits das Mar del Sur entdecket, und im Namen der Könige in Castilien rechtmäßigen Besitz davon genommen. Nach dieser Entdeckung bauete Davila im Jahr 1518 einen Platz daselbst, und im Jahr 1521 ertheilte der König

König und Kaiser Karl V. diesem Ort, mit allen hiebey erforderlichen Umständen, das Stadtrecht. Diese neue Stadt würde sich sehr bald empor gehoben haben, wenn sie nicht im Jahr 1670 das Unglück gehabt hätte, von Seeräubern geplündert zu werden, welche nicht nur die Einwohner durch große Geldforderungen arm machten, sondern auch bey ihrem Abzuge die Stadt verbrannten. Es war also nothwendig, daß die Stadt wieder aufgebauet wurde, und man verlegte sie in der Gegend, wo sie itzt stehet, etwa anderthalb Seemeilen von dem vorigen Platze, und verbesserte auf solche Weise auch die Lage derselben. Der Platz ist um und um mit einer Mauer von Quatersteinen umgeben, und hat eine gute Besatzung; von derselben werden auch die nöthigen Besatzungen nach dem Darien, nach Portobello und nach Chagre abgeschickt. Auf der nordwestlichen Seite der Stadt, nicht weit von ihr, befindet sich ein Berg, mit Namen Ancon; dieser erhebt sich hundert Toisen über die ebene Fläche.

Die Häuser in der Stadt sind alle von Holz, ein Stockwerk hoch, und mit Ziegeln gedeckt, dabey aber sehr geräumig, und haben auch von außen ein gefallendes Ansehen. Man findet auch einige von Stein und Kalch, aber sehr wenig. Außerhalb der Mauern ist eine offene Vorstadt, diese hat einen noch größern Umfang, als die Stadt selbst. Die Häuser sind auf eben diese Art gebauet, diejenigen ausgenommen, welche an das Feld stoßen, und deren eine große Anzahl ist, diese sind nur mit Stroh gedeckt. Die Gassen so wohl in der Stadt, als in der Vorstadt, sind gerade, breit, und größtentheils gepflastert. Nach einem großen Brande im Jahr 1737 sind viele schöne und bessere Häuser in der Stadt aufgebauet worden.

In

In der Stadt ist eine königliche Audiencia, worinnen der Statthalter in Panama den Vorsitz hat. Dieser ist auch zugleich Generalhauptmann des Königreichs Terra Firma. Gemeiniglich nennet man die Person, welche dieses Amt bekleidet, den Präsidenten von Panama. Auch hat die Stadt das Vorrecht, daß sie eine Cathedralkirche hat, wozu ein Bischof und eine mittelmäßige Anzahl von Pfründen gehöret. Ferner findet man hier einen Stadtrath, eine königliche Casse mit drey Steuerbeamten, auch eine Commission der Inquisition, deren Glieder das Inquisitionsgericht zu Cartagena ernennet. Die Baumaterialien, sowohl zur Hauptkirche, als auch zu den Klöstern, sind Kalch und Steine. Vor dem großen Brande war zwar etwas von Holz aufgeführet; allein nachher wurde es besser gebauet. Von Klöstern findet man in dieser Stadt ein Dominicaner- Franziscaner- und Augustinerkloster, nebst andern. Die Anzahl der Ordensbrüder und Schwestern ist gemeiniglich sehr klein, weil die Einkünfte nicht groß sind.

Der Hafen dieser Stadt befindet sich in der Rheede derselben, und wird von verschiedenen Inseln bedecket. Darunter sind die drey vornehmsten, nämlich Isla de Novs, Perico, Flamencos; vor der mittelsten ist der Ankerplatz, der ebenfalls den Namen Perico führet; die Schiffe liegen daselbst sicher genug. Die Entfernung von der Stadt beträgt ungefähr drittehalb bis drey Seemeilen. An dem Ufer der See findet man allerhand Seemuscheln, und der Grund des Meeres ist hier sehr geschickt, Perlen zu zeugen. Ihre Muscheln sind sehr schmackhaft; auch alle Inseln in diesem Meerbusen haben einen Ueberfluß an solchem Fischwerke.

In

In dem Hafen Perico läuft die peruianische Flotte ein, wenn die Kaufleute auf die Messe wollen. Es fehlet diesem Hafen niemals an Fahrzeugen, es langen ihrer beständig aus den peruianischen Häfen mit Lebensmitteln an. Hierher kommen auch sehr viele Barken von der Küste, die nach Choco, oder nach dem Hafen an der westlichen Küste dieses Königreiches gehen wollen.

Viele Gegenden in Amerika sind einander in Ansehung der Einwohner und der Sitten so ähnlich, daß sie ganz einerley zu seyn scheinen. Dieses bemerkt man auch bey der Witterung, wenn nicht eine zufällige Beschaffenheit des Erdreiches dieselbe veränderte. Die Einwohner dieser Stadt sind in Ansehung ihrer Vergleichung mit denen aus Cartagena fast dieselben. Europäer und Creolen sind einander am Charakter gleich, und es würde sehr schwer fallen, wenn man bestimmen sollte, welche von beyden einander zum Vorbild dienen sollten. Dasselbe muß man auch von dem weiblichen Geschlechte sagen. In Absicht der Kleidung fangen die Weiber in Panama an, den Peruianern nachzuahmen. Sie bestehet in einem langen Kleide, welches sie Calle a Manto nennen, und einem Unterrocke, beydes kommt der spanischen Tracht gleich; obschon die Verfertigung zuweilen etwas unterschieden ist. Die ordentliche Tracht aber, die sie in ihren Häusern tragen, und deren sie sich bey öffentlichen Gelegenheiten bedienen, bestehet, was der Oberleib anbetrifft, in einem blossen Hemde, woran sehr lange, weite und unten ganz offene Aermel hangen. Um den halben Leib binden sie Bänder. Um den Hals hängen sie fünf bis sechs verschiedene Rosenkränze; einige davon sind an Gold gereihet, andere bestehen aus Korallen

rallen mit untermischten goldenen und silbernen Kügelchen, und sind an Seide gereihet. Außerdem tragen sie eine, zwo, oder mehrere goldene Ketten um den Hals, woran einige Heiligthümer hängen. Die Armen schmücken sie mit Bändern von Gold, und zugleich mit Schnuren von Perlen, Korallen oder Schmelzwerk. Von dem halben Leibe gehet ihnen die Pollera nur bis auf die Waden herunter, und von hier bis etwas über die Ferse siehet man breite Spitzen, die an den Unterrock genähet sind. An den Füßen tragen sie Schuhe. Die hiesigen braunen Weiber unterscheiden sich von den spanischen nur in dem Kleide und in dem Rocke; diese beyden Stücke dürfen nur die Spanierinnen tragen.

Die hiesige Witterung ist von der Witterung in Cartagena nur darin unterschieden, daß der Sommer etwas später einfällt und auch eher aufhört. Nach Beschaffenheit der hiesigen Luft und Gegend sollte zwar das Land eben so häufig Getraide und Feldgewächse hervorbringen, als andere Gegenden, mit denen es gleiche Bewandniß hat; gleichwohl findet man hier sehr wenig davon. Die Ursache aber liegt darin, daß man in den Gegenden, welche zu dieser Stadt gehören, von keinem Feldbau etwas weiß, außer, was die Erde freywillig liefert. Alle Felder sind fast leer und unbebauet, und daher kommt es auch, daß die zur Speise dienlichen Feldgewächse selten und theuer sind. Sonderlich merket man einen großen Mangel an Hülsenfrüchten und andern grünen Gewächsen; deshalb auch die Stadt alles entweder von den peruianischen Küsten, oder aus den unter ihre Gerichtsbarkeit gehörigen Gegenden erhalten muß.

Eben

Eben dieser Mangel trägt nichts dazu bey, daß die Einwohner hier herrlicher leben, als in den beyden vorigen Städten, und man kann sagen, daß sie von der Handlung leben. Daher findet man hier beständig peruianische Fahrzeuge Handlung treiben, und die Barken von der Küste führen immerfort dasjenige zu, was das Land Panama in den darunter gehörigen Orten und die Landschaft Veraguas hervorbringt. Man pflegt hier häufig das Fleisch von einem gewissen Thiere, mit Namen Iguana, zu essen. Dieses Thier lebt so wohl im Wasser, als auf dem Lande, in der Gestalt gleicht es einer Eidechse, doch ist es etwas größer. Seine Eyer werden sowohl in Panama, als auch in andern Gegenden, für eine sehr angenehme Speise gehalten.

Aus dem, was wir von der Handlung zu Portobello zu der Zeit, wenn die Gallionen zugegen sind, gesagt haben, kann man leicht urtheilen, wie die Handlung zu Panama zu eben dieser Zeit beschaffen seyn müsse: denn dieses ist die erste Stadt, wo der Schatz aus Peru ausgeschiffet wird, und welche die Waaren, die den Fluß Chagre hinaufgebracht werden, zuerst empfängt. Diese Handlung verschaffet den dasigen Einwohnern ansehnliche Vortheile. Auch zu andern Zeiten, wenn die Flotte nicht zugegen ist, fehlet es dieser Stadt niemals an vielen Fremden; denn alle diejenigen müssen fast nothwendig hier durchgehen, welche nach dem Hafen der Südsee in Peru, oder aus diesem Hafen nach Spanien gehen wollen. Dazu kommt noch die beständige Handlung der peruianischen Schiffe mit Früchten, Mehl, Wein, Zucker, Branntewein, Seife, Baumöl, Oliven, u. dgl. Die Schiffe, die von Guayaquil kommen, bringen Cacao und Fi-

berrinde.

herrinde. Die Barken von den Küsten, die an der westlichen und östlichen Küste häufig herumfahren, versehen die Stadt mit Schweinen, Federvieh, Pöckelfleisch, Unschlitte, Plantanen, Wurzeln und andern Lebensmitteln und Gesämen. Diejenigen Fahrzeuge, welche zu der Zeit, wenn keine Flotte zugegen ist, aus Peru oder Guayaquil hierher kommen, gehen leer wieder zurück. Was sie ja noch etwan gewinnen können, bestehet in Negern, die sie mitnehmen; denn wenn der Negerhandel stark gehet, so ist Panama eine Factorey und eine Casse, die mit derjenigen verbunden ist, welche man in Portobello findet. In diese Factoreyen werden die Negern sogleich gebracht, weil sie hier verkauft und durch ganz Terra Firma und Peru vertheilet werden.

Die Theurung der Früchte, welche diese Stadt und der dazu gehörige Bezirk, wegen der großen Menge, die hier nöthig ist, und von andern Orten hergebracht werden muß, leiden müssen, wird ihnen im Grunde des Meeres, durch den reichen Schatz der Perlen, die in ihren Muscheln wachsen, genugsam ersetzt. Die Oerter, wo solche hergebracht werden, sind die Gegenden um die Inseln el Rey, Tabago und viele andere, deren Anzahl sich auf drey und vierzig erstrecket, welche in dem dasigen Meerbusen einen kleinen Archipelagus vorstellen. Jetzo sind sie hier sehr gemein, so daß selten jemand in Panama, der nur einiges Vermögen hat, gefunden wird, der nicht einige leibeigene Negern zum Perlenfischen halten sollte.

Außer den Perlen hatte das Königreich Terra Firma in den vorigen Zeiten auch noch Gold, welches aus den Bergwerken gegraben wurde; dadurch wurden seine Reichthümer um ein ansehnliches vermehret.

mehret. Einige von diesen Bergwerken sind in der Landschaft Veraguas und andere in Panama selbst. Die allermeisten aber, die ergiebigsten und diejenigen, welche das beste und reichhaltigste Golderz liefern, finden sich in der Landschaft Darien; diese haben daher allemal die Aufmerksamkeit der Bergleute vornehmlich auf sich gezogen. Seitdem sich aber die Indianer empöret, und sich fast von der ganzen Landschaft Meister gemacht haben; so mußte man die Bergwerke verlassen, und die meisten davon giengen verloren. Diejenigen, welche man noch behalten hat, befinden sich nur an den Gränzen, und geben nur etwas weniges Ausbeute an Gold. Auch die Bergwerke in Veraguas und Panama sind nicht besser im Gange, theils weil das Erz nicht so ergiebig ist, und theils weil sich die Einwohner mehr mit der Perlenfischerey beschäftigen, die ihnen einen grössern und sichern Gewinnst bringt.

Ob wir zwar voraussetzen können, daß vielen unsern Lesern die Art Perlen zu fischen nicht unbekannt seyn wird; so glauben wir jedoch, unsern jungen Lesern eine umständliche Beschreibung schuldig zu seyn, und vielleicht sind auch die Gefahren, welche dabey vorfallen, nicht durchgängig bekannt. Diejenigen, welche Negern haben, suchen einige davon aus, die sich zu diesem Geschäfte am besten schicken; denn diese Arbeit ist nicht für alle einerley. Weil die Perlen unter dem Wasser hervor geholet werden müssen; so ist es nöthig, daß solche Negern schwimmen und den Odem lange an sich halten können. Man schickt sie auf die Inseln, wo sie ihren Aufenthalt, ihre Dörfchen und ihre zur Fischerey dienlichen Lanchen haben. In diese Lanchen begeben sich acht,

zehn bis zwanzig Negern mit ihrem Aufseher, manchmal auch mehr oder weniger, je nachdem das Fahrzeug oder die Gesellschaft groß ist. Hierauf stoßen sie vom Lande ab, und fahren an die Orte, von welchen sie schon vermuthen, daß daselbst Perlen gezeuget werden, und daß hier das Wasser nicht über zehn bis zwölf Klaftern tief ist. Wenn sie an einen solchen Ort kommen; so werfen sie Anker, binden sich ein Seil um den Leib, welches in dem Fahrzeuge an der Stelle eines jeglichen befestiget ist, nehmen ein kleines Gewicht mit, damit sie um so viel besser untertauchen können, und lassen sich also in das Wasser hinab.

So bald sie auf den Grund kommen, machen sie eine Muschel los, und nehmen sie unter den linken Arm, die zwote nehmen sie in die linke Hand, und die dritte behalten sie in der Rechten. Mit diesen drey Muscheln, oft noch mit einer vierten, die sie in dem Munde halten, kommen sie wieder aus dem Grunde herauf, um Odem zu holen, und stecken die mitgebrachten Muscheln in einen Sack, welchen ein jeder bey sich führet. Wenn sie sich nun wiederum erholet und Luft geschöpfet haben; so tauchen sie wieder unter, und auf gleiche Weise fahren sie fort, bis sie entweder ihr Tagewerk vollendet haben, oder müde sind. Ein jeder von diesen Negern ist gehalten, seinem Herrn täglich eine gewisse Anzahl Perlen zu liefern; diese ist bestimmt und bey jedem gleich groß. So bald sie die gesetzte Anzahl von Muscheln in ihrem Sacke haben; so hören sie auf, öffnen die Muscheln, nehmen die Perlen heraus, und geben sie dem Aufseher, bis die Anzahl völlig ist, die sie ihrem Herrn zu liefern schuldig sind,

was

was über die erforderliche Anzahl ist, gehöret den Negern, und stehen zu ihrem Gebrauche frey.

Diese Negern können nicht alle Tage die bestimmte Anzahl Perlen liefern; in vielen Muscheln sind entweder die Perlen noch gar nicht geronnen, oder es sind gar keine darinnen, oder die Muschel ist todt, und in solchen Fällen muß der Neger andere holen. Außerdem, daß den Perlentauchern ihre Arbeit viel Mühe kostet, weil die Muscheln zwischen den Felsen im Grunde fest anhängen, laufen sie auch Gefahr, von gewissen Fischen verschlungen, oder umgebracht zu werden. Solcher Fische finden sich hier in großer Menge und sind so gefährlich, daß sie die Negern entweder auffressen, oder an den Grund zu Tode drücken, indem sie sich mit Gewalt über sie hinwerfen.

Es scheint, als ob diese Thiere, wenn sie sehen, daß ihnen die Menschen in ihr Element kommen, rachsüchtig wären. Man findet zwar an der ganzen Küste solche Fische, und sie sind überall gleich gefährlich; hier aber, wo der Grund so viele Perlen liefert, werden sie viel häufiger gefunden. Die Taburonen oder Hayen und die Dintenfische, welche von ungeheuerer Größe sind, pflegen sich ordentlich mit den Leibern der Perlenfischer zu nähren. Die Mantas oder Plattfische wickeln sie in ihren Körper ein, und erdrücken sie, oder pressen sie mit ihrem schweren Körper an den Grund. Es scheint, daß dieser Fisch mit gutem Grunde, nämlich wegen seiner Gestalt und Eigenschaften, den Namen Mantelfisch erhalten hat. Denn er siehet nicht nur in seiner ganzen Ausdehnung und Größe einem Mantel

einigermaßen gleich, sondern er thut auch dasjenige, was man sonst mit einem Mantel zu thun pflegt, oder thun könnte. Er wickelt sich nämlich um den Menschen oder ein anderes Thier, welches er ergreift, und drückt es dergestalt zusammen, daß es bey dieser gewaltigen Pressung ersticken und umkommen muß.

Damit sich nun ein jeder Neger von solcher Gefahr befreyen möge; so nimmt er ein scharfes Messer zu sich: damit verwunden sie ihren Gegner, so bald sie ihn bemerken, und suchen dazu einen Ort, wo er sie nicht beschädigen kann. Der Fisch ergreift hierauf die Flucht, und läßt sie in Freyheit. Der Aufseher der Negern, der in der Lanche zurückbleibt, giebt genau Achtung auf solche Fische, wenn er sie entdecken kann, zucket er an dem Stricke, den jeder um den Leib gebunden hat, und giebt ihnen dadurch zu verstehen, daß sie auf ihrer Hut seyn sollen. Er stürzet sich auch wohl selbst mit einem Messer in das Wasser, um den Perlentauchern beyzuspringen; allein, dieser Sorgfalt ungeachtet, werden doch manche in den Magen der Fische begraben. Andere kommen mit einem lahmen und verstümmelten Arme, oder Beine wiederum herauf, nachdem sie der Fisch an diesem oder jenem Theil ergriffen hat. So viel unbeschreibliche Mühe und oft das Leben vieler Menschen gehöret dazu, um der Sinnlichkeit und dem Putz der Menschen Genüge zu leisten.

Zu dem Vorrechte der Stadt Panama gehöret ferner auch, daß sie die Hauptstadt der Provinz dieses Namens ist, auch zugleich die Hauptstadt des ganzen Königreiches Terra Firma, wozu die drey Provinzen, Panama, Darien und Veraguas gehören.

gehören. Die erstere ist das Haupt von den übrigen, weil sie zwischen ihnen mitten inne liegt, die zwote liegt gegen Morgen, und die letzte gegen Abend.

Dieses Königreich Terra Firma nimmt gegen Norden seinen Anfang an dem Flusse Darien, und endiget sich gegen Westen mit dem Flusse los Dorados, und gränzt an die Nordsee. Gegen Westen fängt es bey der Südsee an, und geht bis an den Meerbusen Darien fort. Von hier geht es gegen Süden längst an der Küste hin, und endiget sich an der Bay San Buenaventura. Die Länge von Osten nach Westen wird auf hundert und achtzig Meilen geschätzet, ob es schon an der Küste über hundert und dreyßig Meilen lang ist. Die Breite von Norden gegen Süden ist einerley mit der Breite der Erdenge, wovon die Provinz Panama einen Theil ausmacht, denn das übrige gehöret zur Provinz Darien. Die kleinste Breite dieser Erdenge ist von dem Flusse Darien und von Cagre an der Küste der Nordsee, bis an die Flüsse Pito und Caymito auf der Seite, wo die Südsee ist. Hier beträgt die Breite dieser Erdenge, von einem Meer bis an das andere, vierzehn Seemeilen. Gegen den Chaco zu und gegen Sitara wird sie hernach breiter, wie auch auf der westlichen Seite, in der Provinz Veraguas; denn hier erstreckt sie sich von einem Meere bis zum andern auf vierzig Seemeilen.

Durch diese Erdenge gehen die hohen Cordilleras, und gehen durch die ganze Weite, welche die Länder Peru und Quito einnehmen. Damit man sich einen vollständigen Begriff von diesem Königreiche

Einzelne Provinzen.

reiche machen könne; so wollen wir die dazu dienlichen Nachrichten, nach der Folge der Provinzen, hier zum Schluß beyfügen. Den Anfang macht Panama, weil dieses die vornehmste Provinz ist. Die meisten bewohnten Plätze derselben befinden sich auf den Ebenen, die an das Seeufer stoßen; der übrige Theil des Landes bestehet aus rauhen und hohen Bergen, wo die Einwohner weder die nöthige Bequemlichkeit, noch die erforderliche Witterung antreffen würden, und also auch dasjenige nicht haben könnten, was zu ihrem Unterhalte nöthig wäre. Diese Provinz bestehet aus drey Städten vom ersten und einer Stadt vom andern Range, einer Festung und verschiedenen Flecken und Dörfern. Ihre Namen und die Classen der Einwohner sind folgende.

Panama, Portobello und S. Jago de Nata de los Cavalleros; die Gegend, in welcher diese letztere Stadt liegt, entdeckte im Jahr 1515 Hauptmann Alenso. Los Santos hat spanische Einwohner; ingleichen die neuere Stadt Nata. Flecken sind in dieser Provinz, Nuestra, Senora de Pacora. Die Einwohner sind Mulatten und Nachkommen von ihnen. Ein zweeter Flecken ist San Christoval de Chepo. Außer denen Indianern, welche die ordentlichen Einwohner sind, findet man hier auch einen Haufen Fußvolk von der Besatzung in Panama. In den Savannen, am Flusse Mamoni, liegen sehr viel Dörfer zerstreuet. Der Flecken San Juan liegt auf dem Wege von Panama nach Portobello; die Einwohner sind Mulatten und Nachkommen derselben. Der Flecken de Consolacion wird von Negern

bewohnt.

bewohnt. De Chame hat Spanier und Castas zu Einwohnern. Eben so in dem Flecken de Quinnones. Eben so in de Paulo sind die Einwohner Spanier. Der Flecken de Ponome wird von Indianern bewohnt. In S. Maria wohnen nur Spanier. In de Parita wohnen jetzt Spanier, ehedem aber nur Indianer.

Die Inseln, bey denen Perlen gefischt worden, sind Taboga und Taboguilla, nebst andern, welche dazu gehören, und man findet auch einige Dörfer auf denselben, worinnen Spanier, Neger und Perlenfischer wohnen. Die Königsinseln sind von de Morales und dem Hauptmann Pizarro entdeckt worden. Außer den spanischen Dörfern, welche man hier findet, wohnen auch sehr viel Negern hier, welche Perlen fischen.

Die zwote Provinz ist Veragues, und hat zur Hauptstadt eine ansehnliche Stadt gleiches Namens. Die übrigen Städte heißen al Angel, die Spanier und Mulatten bewohnen dieselben. De Pueblo Nuevo hat eben dieselben Einwohner. Flecken sind la Montanna, wo Indianer wohnen. De la Halaya ist von gemischten Nationen bewohnt; de Tabarana von Indianern, so wie de Guaymi und Costos, Chaguina, de Bugava, de Plantanares, Volasco und Carlos lauter Indianer zu Einwohnern haben.

Die dritte Provinz ist Darien; die meisten Einwohner derselben sind herumschweifende Völker, welche das Joch abgeworfen und sich wiederum in

Freyheit gesetzt haben. Ihre Religion ist keine andere, als die, von der wir zu Anfange der Beschreibung von Terra Firma geredet haben. Die verschiedenen Flecken, die sich ehedem allhier befanden, sind entweder jetzt verlassen worden, oder sind keiner besondern Anzeige werth. Auf der südlichen und nördlichen Seite der vielen Flüsse sind eine große Anzahl Dörfer befindlich. Alle Missionen oder Doctrinen werden von Indianern bewohnt.

VIII.

Guiana.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0063
DFG

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

a) Land.

Derjenige Strich Landes, welcher bey den Indianern **Guiana** heißt, führt auch zuweilen bey seinen darin wohnenden Völkerschaften den Namen Caribania, vielleicht deshalb, weil seine Einwohner größtentheils Caraiben sind, und von den Holländern wird es die **wilde Küste** genannt. Seine Lage ist im nördlichsten Theile von Südamerika, am Ocean, zwischen dem Flusse Oronoque, auch Viapari genannt, und dem Flusse Maranon, welcher auch zugleich den Namen des Amazonenflusses führet; beyde Flüsse werden für die größten in Südamerika gehalten, und man glaubt, sie gehören überhaupt zu den größten Flüssen in der ganzen Welt. Da wir weiter unten dieser beyden, und anderer erheblichen Flüsse in Guiana, umständlicher gedenken werden; so zeigen wir sie hier nur namentlich an, und sagen, daß Guiana am Ausflusse des oben genannten Oronoque liegt, und zwar unter dem achten Grade und zwanzig Minuten nördlicher Breite und 318ten Grade der Länge. Die Mündung des Amazonenflusses aber trifft gerade unter die Mittagslinie, und die Länge beträgt hier 329 Grad 10 Minuten.

Dieses große und weitläufige Land **gränzt** gegen **Norden** an den Fluß Oronoque; gegen **Süden** an den Amazonenfluß; gegen **Morgen** an den Ocean, und gegen **Abend** wird es von dem Rio Negro begränzt, der auch der schwarze Fluß heißt, und zwar wegen der schwarzen Farbe seines Wassers. Dieser Fluß ist gleichfalls schön, groß und schiffbar, und vereiniget die beyden oben genannten Flüsse; folglich erstreckt sich Guiana von Norden nach Süden auf mehr als **hundert und fünf und zwanzig** Meilen, und

von

von Osten nach Westen auf mehr als dreyhundert Meilen, und langt bis an das neue Königreich Grenada, Peru und Brasilien.

Der Lage nach, sollte man glauben, dieses Land sey unerträglich heiß, da es in der heißen Himmelsgegend der Mittellinie so nahe liegt; allein die Hitze wird täglich von den See- oder Ostwinden sehr erfrischet. Man empfindet sie sogleich des Morgens, und ihre ununterbrochene Abkühlung dauert bis zum Untergange der Sonne. Diese Ostwinde werden etwas südlicher oder nördlicher, so wie sich die Sonne dem einen oder dem andern Wendezirkel nähert: je näher sie aber der Mittellinie ist, desto stärker verspüret man den Wind. Die natürlichen Abweichungen von der Witterung werden ebenfalls an andern Orten wieder vorkommen, und wir müssen uns hier nur allemal auf das Allgemeine beziehen.

Große Veränderungen haben hier nicht Statt, Tag und Nacht sind beständig in einerley Länge von zwölf Stunden, und nach Verhältniß des Standes der Sonne etwas weniges verschieden, denn der Unterschied zwischen dem kürzesten und längsten Tage beträgt kaum eine Viertelstunde. Wenn auch die Hitze des Tages noch so groß gewesen ist, so wird sie doch durch die Nacht sehr gemäßiget, da sie, wie fast in allen warmen Ländern, besonders gegen das Ende der Nacht, nicht allein kühl, sondern auch, der vielen Dünste wegen, welche, von der Sonne angezogen, zur Nacht als Thau herabfallen, kalt, feucht und, man kann sagen, ungesund sind; und die Indianer müssen die übeln Folgen dieser Veränderung sehr wohl empfunden haben, da sie zu ihrer Verwahrung allemal in der Nacht Feuer unter ihren Schlafstellen zu unterhalten suchen.

Was

Was man eigentlich die Jahreszeiten nennt, sind die Zeit des Regenwetters und der trocknen Zeit, welche, nach Verhältniß ihrer nähern oder weitern Entfernung von der Mittellinie, früher oder später anfangen. Im Ganzen genommen, ist die Luft so gesund, daß nicht allein die Indianer, sondern auch die Europäer, zu einem hohen Alter gelangen, wenn sie sich anders nicht einem unordentlichen Leben überlassen, zu dem sie viel Gelegenheit und Neigung haben.

Auch der Boden ist sehr fruchtbar und zum Anbau sehr geschickt. Er bestehet meist aus schwefelichtem Torf- und Thongrunde, und ist mit dicken und weiterstreckenden Wäldern bewachsen. Zwischen diesen Gehölzen finden sich oft die besten Stellen von Viehweiden, oder Felder mit sandigem Grunde, die man Savanen nennet. Zur Fruchtbarkeit des Landes tragen die verschiedenen großen Flüsse, ingleichen die unzählbaren Bäche und Canäle, die sich in jene ergießen oder sie durchschneiden, sehr viel bey, deren nähere Anzeige uns in der Folge mehr Raum verstatten wird. Alles, was an der Seeseite längst der Küste hin liegt, ist schlammicht, hie und da mit Sandbänken und Klippen besetzt, und die Ufer sind an verschiedenen Stellen mit undurchdringlichem Gehölze bewachsen.

b) Einwohner.

Eben so sind auch die Einwohner, welche die ganze Küste von Guiana bewohnen, rohe und ungesittete Völker, die noch sehr an den Stand der Natur gränzen, und von ihrer angebornen Wildheit noch wenig oder nichts abgelegt haben. Man nennet sie mit dem allgemeinen Namen **Indianer**: sie gehen meistens nackend, leben ohne Gesetze, ohne Obrigkeit, und ohne Bedürfnisse, ihren Zustand zu veredeln; nur diejenigen machen eine Ausnahme, welche in dem Ge-

Gebiete der Spanier leben, und durch deren Umgang die Vorzüge einer bessern Lebensart haben einsehen und schätzen lernen.

Die Verschiedenheit ihrer Namen und ihre Abstammung erfordert, daß man sie nicht für einerley Volk ansiehet: man theilt sie gemeiniglich in **Tairas**, oder Indianer, welche den Strand oder die Mündung der Flüsse bewohnen; diese sind uns auch am meisten bekannt, und man schätzt ihre Anzahl auf zehn- bis funfzehntausend; ferner in **Iouranes**, welche Wald- und Bergbewohner sind, und tief im Lande ihre Wohnplätze haben. Dieser Letztern Anzahl läßt sich nicht genau bestimmen; theils, weil man mit einigen wenig Umgang hat, und theils, weil einige uns gänzlich unbekannt sind.

Eben so unzählbar sind ihre Stämme, in die sie zertheilt sind, und die Unterscheidungszeichen, nach denen wir sie kennen, kommen meist allemal von den Flüssen, oder von Ländern, an und in welchen sie wohnen. Sie machen unter sich eine so große Verschiedenheit aus, als die Europäer, sowohl am Aeusserlichen, als auch in ihrer großen und kleinern Anzahl. Einige sind groß von Körper, andere klein; einige mittelmäßig groß, andere dick und untersetzt; oder bey einem ist das männliche Geschlecht überhaupt wohl gebildet und gut gestaltet, bey andern unansehnlich und ungestaltet; einige haben viel Lebhaftigkeit, da hingegen andere kalt und gefühllos sind. Eine kurze Schilderung von einigen wird sie näher kennen lehren, bis wir bey Surinam etwas umständlicher seyn können.

Die zahlreichsten, kriegerischsten und größten in der ganzen Gegend sind die **Caraiben**, und wahrscheinlich sind sie auch die ursprünglichsten Bewohner

von

von Gianna, so wie sie in dem ganzen Lande, hauptsächlich tief in demselben, verbreitet sind.

Die Indianer, welche die Ufer des Flusses Oronoque bewohnen, werden in verschiedene Nationen eingetheilet; allein es ist fast nicht möglich, ihren Ursprung zu erforschen, da man auch nicht die geringste Spur oder Denkmal bey ihnen findet, welches einiges Licht über ihre Abstammung geben könnte: sie wissen entweder selbst nicht mehr, wer ihre Vorältern gewesen sind, oder man müßte glauben, sie hätten sich einstimmig verabredet, auf die Befragungen allemal die ausschweifendsten und abergläubischsten Antworten zu geben.

Am Ufer des Flusses Carony wohnet eine Nation, die **Guajanas** genannt, wo sich eine catalonische Capuzinercommission, unter dem Namen des heiligen Antonius, niedergelassen hat. Man findet hier verschiedene Haushaltungen von dieser Nation, die sich hier niedergelassen haben, und ihr Dorf ist etwa neunzehn Meilen von der spanischen Stadt Guiana entfernt, mithin sind sie schon etwas mehr mit den Europäern bekannt.

Höher hinauf an dem Flusse Oronoque, gegen Süden, findet man die **Mapoyas**, ein Stamm von mittelmäßiger Leibesgröße, dabey dick und zu schweren Arbeiten geschickt: in ihrer Nähe wohnen die **Quirrubas**. An der einen Seite des Flusses sind die **Abanas** und **Andaques**; erstere sind ebenfalls von mittelmäßiger Größe.

Diejenigen, welche die niedrigen, kleinen Inseln in den vielen Mündungen des Flusses Oronoque bewohnen, heißen **Guaranos** oder **Warouwen**. Diese haben sich von da längst der ganzen Küste von Guiana ausgebreitet.

Die

Die Caberes und die Achaguas sind wohl gebildet und gut gewachsen, auch die Salivas sind groß und ansehnlich, dabey gutherzig und gelehrig, lustig und aufgeweckt; selbst wenn sie sich in ihrem Vergnügen berauscht haben, fangen sie niemals Streit an, sondern sind so friedliebend, daß sie sich den Caraiben unterworfen haben, wiewohl sie ehedem ein zahlreiches Volk waren. Ihre Gesellschaft hat sich sehr verringert, sie sind bis auf fünf oder sechs Dorfschaften, oder Geschlechter, ausgestorben, und man sagt, sie verabscheuen den Gebrauch der Waffen. Sie wohnen an den Ufern der Flüsse Guabiares und Bichada.

In der Gegend des Flusses Meta, welcher in den Oronoque fällt, findet man die Chiricoas und Guajibas; allein diese sind unstät und flüchtig, und in immerwährende Kriege mit einander verwickelt: sie verkaufen ihre Gefangene, halten sich nur kurze Zeit an einem Orte auf, und sind alle Augenblicke in Furcht, von ihren Feinden aufgesucht zu werden.

Die Saruras wohnen zwischen den Flüssen Meta und Sinaruco. Von diesen kommt man zu den Othomanquen, einem sehr rohen Volke, welches von großer Gestalt ist, auch, gegen die Gewohnheit der Indianer, lange Bärte trägt. Weiter hin wohnen die Paos, zwischen den Flüssen Sinaruco und Apure.

Auf diese folgen die Guamos, welche ebenfalls lange Bärte tragen, und ganz nackend gehen. Endlich die Palemquos, welche in den Ebenen zwischen dem Flusse Apue und der Meerenge Camisetta wohnen; diese Nation ist zuweilen den Caraiben unterwürfig gewesen.

Man

Man muß es den Spaniern zur Ehre nachsagen, daß sie keine Mühe verabsäumet haben, viele dieser wilden Völker zu bessern Sitten zu gewöhnen; sie haben hin und wieder Missionen unter sie geschickt, allein der Erfolg ist selten belohnt worden: die Liebe zu ihrer ungebundenen Lebensart scheuet alles, was nur im mindesten Folgsamkeit erfordert, und aus diesem Grunde wird es wohl noch sobald nicht geschehen, daß diese Völker eine Stufe der Cultur höher steigen sollten. Sie tragen keine Kleider und haben auch keine Neigung dafür: denn als ihnen die Missionaren Kleider gaben, warfen sie sie in den Fluß oder vergruben sie, weil sie glauben, sie würden ihnen bey der großen Hitze beschwerlich fallen. Kurz, sie sind ohne alle Bedeckung, und es ist noch zu bewundern, daß sich die Männer ein kleines Stück Leinwand, die Weiber hingegen eine Glaskorallenschürze, oder einige Palmblätter, um den Unterleib binden.

In dem französischen Antheil von Guiana ist es ebenfalls so; auch da sind die Indier zahlreich, und in verschiedene Nationen vertheilet, die abgesondert und oft weit von einander entfernt sind. Unter andern machen die **Galibes** eine zahlreiche Nation aus, und sind nicht allein friedliebend, sondern, man muß sagen, auch gesittet und freundschaftlich im Umgange, sie gerathen selten unter sich in Streitigkeiten, und bezeigen sich gegen einander so leutselig, als man kaum von ihnen erwarten sollte. Zwar gehen sie auch unbekleidet, sie haben aber doch etwas mehr Bedeckung, und einen großen Schurz von Cattun um die Hüften; die Weiber haben hier den bunten Schmuck der Glaskorallen zum Schurz beybehalten, und ihre Wohnplätze erstrecken sich von Cayenne bis zum Amazonenflusse. Die übrigen Indianer sind hieselbst eben so zahlreich nicht, und heißen **Coussari**,

Maraones und Arrowakken. Glücklicher Weise hat hier die Bemühung der Missionen etwas mehr gefruchtet, als bey den übrigen, und viele von den jetzt genannten sind unter sich zu einer Gesellschaft vereiniget.

Im Jahr 1723 ließen sich die Palicouris in Cayenne nieder, und sind sonderbare Völker in ihren Sitten. Sie schneiden sich z. B. im Gesichte runde Streifen ein, sie färben solche schwarz, und diese Streifen reichen von einem Ort bis zum andern, wodurch sie dem Gesichte eine abscheuliche Gestalt geben.

Die Aromayons und Noragues wohnen am Flusse Aprouack. Die Pirious, Nocouanis, Mauriause, Tocayennes, Tarcupos, Cousanis, Armagoutous und Maprouanis sind zahlreiche Völker, welche sich an den Flüssen und Canälen, die in den Oyapoko fallen, ausgebreitet haben.

Die Akoquovas bohren Löcher in die Wangen und stecken Papageyen- und andere Vogelfedern hinein. Sie wohnen an dem Flusse Camopi. Die Mayets, Marocoupis, Maykas, Kanararious und Arikorats, welche letzten die ersten Einwohner von Cayenne waren, sind meistens ausgerottet. Die Makapes und Oyanpis haben ihre Wohnplätze tiefer im Lande, so wie auch die Ayauaniques, Caicoucianes und Maikichouons.

Unter diesen Nationen, vorzüglich welche am Amazonenflusse wohnen, giebt es einige, besonders die Manoas, welche sich sehr furchtbar gemacht haben, und zum Kriege sehr geneigt sind; ihren Widerstand haben besonders die Portugiesen lange Zeit erfahren, jetzt aber leben sie mit ihnen im Frieden.

Einige

Einige aber nehmen noch jetzt Streifereyen vor, besonders in den Ländern der wilden Nationen, und die Portugiesen benutzen sie zum Sclavenhandel. Auch wohnen daselbst die Arowakken, Arouakaanes, Coumaous, Maykianes, Amacidous, Oroubas, Ameneyous, Apiaouas, Akouchiens und Tapouyranas; letztere halten einen platten Vor- und Hinterkopf für eine Schönheit, daher suchen ihn die Mütter gleich von der Geburt an zwischen zwey Bretern, die sie fest zusammenbinden, also zu bilden; doch sind sie nicht das einzige Volk in Amerika, welche diese sonderbare Gewohnheit an sich haben.

In der Kolonie Essequebo findet man die Warouwen, welche am Meere wohnen und nackend gehen. Die Männer scheeren sich die Haare rings um die Ohren ab, hingegen die Weiber lassen sie natürlich wachsen. Die Arowakken wohnen am Ufer des Flusses Essequebo in verschiedenen Dörfern, vier bis fünf Familien in einer elenden Hütte bey einander, und legen sich unter andern auf den Anbau des Rocou, womit sie auch ihre Haut roth färben. Tiefer im Lande wohnen die Acquowayen, und führen stets Krieg mit den Caraiben, die ihre Wohnplätze noch tiefer im Lande haben. Man siehet sie nur selten, außer wenn sie des Handels wegen zum Vorschein kommen, oder wenn sie zum Kriege aufgeboten werden.

Am Rio de Berbice und den dazu gehörigen Flüssen und Canälen wohnen, außer den Arowakken und Aquowayen, auch die Warouwen, Secoties oder Schoyes, und höher hinauf die Caraiben, welche Nation sämmtlich von den Holländern Böcke und ihre Capitaine oder Allaas Eulen genannt werden. Die Warouwen sind durchgängig sehr träge

und lieben die Unreinlichkeit. Einige wohnen sehr zahlreich um das Fort und bey den holländischen Pflanzstädten, besonders die **Arowakken** und **Schories**, die meist alle am Flusse Berbice ihre Wohnung haben. Die **Warouwen** ziehen sehr öfters von einem Canal zu dem andern, und halten sich so lange auf einem Platze auf, als sie noch Yetäpfel, eine Baumfrucht, die bey ihnen und den meisten Indianern gegessen wird, finden. Ihr Hauptsitz ist am Flusse Canje, wo sie ihre Wohnungen gegen die Waldungen und gegen die Moräste auf Pfählen angelegt haben, wie wir in der Folge mit mehrerm sehen werden. Ihre Nahrung kommt ihnen von der Jagd und dem Fischfange. Die Holländer haben mit allen diesen Völkern Freundschaft geschlossen, und man darf sie nicht als Sclaven verkaufen. Diese vorläufige Anzeige von der Verschiedenheit der Einwohner leitet uns nun auch zu der nähern Untersuchung von der natürlichen Güte des Landes, und vorzüglich ihrer Produkte.

c) Produkte.

1) Aus dem Pflanzenreiche.

Es ist bekannt, daß jedes Land seine besondern **Produkte** hervorbringt; also kann es auch nicht fehlen, daß Guiana die seinigen auch hat, und man findet noch dazu, daß es viele derselben hervorbringt, die andere an Güte weit übertreffen. Unter allen Früchten Europens kommt ganz gewiß keine der **Ananas** an Vortrefflichkeit gleich. Man kennet dreyerley Gattungen derselben, die durch ihre Gestalt von einander verschieden werden. Die erste ist sehr dick und weiß, denn sie hat acht Zoll im Durchschnitt und funfzehn bis achtzehn Zoll in der Länge; beym Reifen wird ihre Rinde gelb, ihr Fleisch aber ist weiß und zasericht. Ob sie gleich ein sehr schönes Ansehen hat, so ist sie doch noch nicht die beste von diesen drey Gattungen, weil ihr Geschmack etwas Herbes hat.

hat. Die zweyte ist von pyramidalischer Gestalt, und von weit besserm Geschmack als die vorhergehende. Die dritte ist roth, und übertrifft an Güte die beyden ersten. Jede Gattung trägt viele, dem Rohr ähnliche, Blätter, welche zwey bis drey Fuß lang, von einer schönen grünen Farbe, wie Dachrinnen ausgehöhlet und eingekerbt sind; aus der Mitte derselben erhebt sich ein langer Stiel, etwa zwey Fuß lang und eines Fingers dick, der mit einigen Blättern besetzt ist. An dem Gipfel dieses Stiels erblickt man eine aus verschiedenen sehr kurzen Blättern gebildete feuerfarbige Rose, in welcher die Frucht eingeschlossen ist, die stärker wird und die Gestalt eines Zuckerhuthes annimmt. Ueber dem obern Theil derselben stehet ein Busch von kleinen Blättern, die den Blättern an dem Stiel ähnlich, aber doch kleiner und zarter sind. Schneidet man diese Krone ab und setzet sie in die Erde, so trägt sie in Jahresfrist ebenfalls eine Frucht. Ihr Geschmack und ihr Geruch entsprechen vollkommen ihrer natürlichen Schönheit.

Eine andere Frucht ist die **Pumpelnuß**, eine Art von Pomeranze, von der Größe eines achtjährigen Kinderkopfes, die den Geschmack von Erdbeeren oder Weintrauben hat, deren Haut man eines Fingers dick und sehr bitter findet; dennoch ist sie sehr gesund und erfrischend. Man hat zweyerley Gattungen derselben: die eine hat ein rothes, die andere ein weißes Fleisch. Die Frucht wächst auf einer Art von Pomeranzenbaum, der fast auf allen Pflanzungen gezogen wird.

Die **Pomeranzenbäume** sind von den Spaniern oder Portugiesen hieher, besonders nach Surinam, gebracht worden, und haben sich ansehnlich fortgepflanzt. Man hat drey Arten derselben: die erste ist **sauer**, und wird wenig geachtet; die zweyte

ist süß; und die dritte ist diejenige, welche man **Cinaasapfel** nennet, und ihrem süßen Geschmack kommt kein Zucker bey. Dieser Baum gehört, wie bekannt, unter die schönsten Bäume, und seine Blüthe ist von einem sehr angenehmen Geruche. **Citronen** und **Limonien** sind bekannt.

Der **Zimmtapfel** ist eine Frucht, die nicht grösser als ein Gänseey ist; ihre eines halben Fingers dicke Haut ist ganz mit kleinen, zarten, ein wenig erhobenen, Schuppen bedeckt, die anfangs von einer ziemlich angenehmen grünen Farbe sind, allmählich aber, wenn die Frucht anfängt zu reifen, verwelken. Die innere Masse dieses Apfels gleicht einer dicken Milch, sie ist zwar etwas unschmackhaft, doch aber sehr erfrischend. Ihre Saamenkörner sind groß und schwarz, und wächst auf einem Strauche, der in den Gärten gezogen wird.

Der **Akajuapfel** hat eine länglichte Gestalt, und ist mit einer sehr zarten, ebenen Haut umgeben. Ihre Länge beträgt etwa vier Zoll und ihre Dicke zwanzig Linien. Der Baum dieser Frucht gleicht dem Birnbaume sehr, obgleich dessen Blätter den Blättern des Eschenbaumes, und die Rinde der Eichenrinde ähnlich siehet. Er wächst zu einer solchen Höhe, daß die Neger kleine Fahrzeuge daraus verfertigen. Nur die Indianer gebrauchen diese Frucht mit zu ihrer Nahrung. Ihr Kern hat die Gestalt einer Niere, und man giebt ihm den Namen **Akajunuß**. Ihr Holz ist so hart und dick, daß man sie kaum mit einem Hammer zerschlagen kann. Inwendig sitzt eine schöne Mandel, welche die Gestalt der Schaale hat, die mit einer braunen Haut von der Dicke eines Blattes Papier umgeben ist. Diese Mandel hat eine ausnehmende Weiße, ist fest, ölicht,

und

und hat einen vortrefflichen Geschmack, man ißt sie frisch mit Salz.

Der Baum, welcher die Avogatofrucht trägt, ist zwar nicht ganz gemein im Lande, und deshalb auch vielleicht nicht einheimisch. Der Baum gleicht fast unsern Wallnußbäumen. Seine Blätter breiten sich wie eine Rose aus, und die Frucht hat die Gestalt einer Birne, ihr Geschmack hat viel Aehnliches mit der Pfirsche.

Die Surinamischen Kirschen sind von viereckigter Gestalt, und haben inwendig einen Sattel, wie die Welschennüsse, davon eine jede Abtheilung einen kleinen Stein einschließet. Sie sind mit den europäischen sauern Kirschen zu vergleichen, und haben einen angenehmen Geschmack. Der Baum, worauf sie wachsen, trägt alle drey Monate neue Früchte, und hat beynahe das Ansehen eines Granatenbaumes.

Die Avoira wächst auf einer Art Palmbaum, und hat die Gestalt eines Hühnereyes, ihre Rinde ist röthlich und etwas dick. Sie hat wenig Fleisch, welches von goldgelber Farbe ist, weil sie einen starken, harten und schwarzen Stein in sich schließt, aus welchem die Neger Ringe verfertigen. Diese Frucht enthält viel Oel, welches gewöhnlicher Weise durchs Kochen aus derselben gezogen wird, und dieses ist das eigentliche Palmöl.

Die Maripafrucht gleicht sehr der Avoira, außer, daß sie größer und nicht so gelb ist. Sie wächst auf dem Palmbaum, den man gemeiniglich den Kohlbaum nennet. Ihr brauner Stein hat dieselbigen Eigenschaften.

Der Baum, welcher den Cumu trägt, ist ebenfalls eine Gattung des Palmbaumes; er ist aber kleiner als die beyden vorigen. Diese Frucht, die Traubenweise wie die Weintraube wächst, ist nicht viel größer als eine Haselnuß. Sie ist purpurfärbig und mit einem Stein versehen.

Die Mispeln von Surinam unterscheiden sich darin von den europäischen, daß sie keinen Stein haben und von der schönsten rothen Farbe sind. Ihre Haut ist sehr zart und das Fleisch feste, weiß und von etwas herbem Geschmack.

Der Zuur-Zach ist eine Frucht so groß als eine Melone, von pyramidalischer Gestalt, einer Birne ähnlich, und der Baum, worauf sie wächst, gleicht ebenfalls einem Birnbaum, sowohl in Ansehung der Größe, als der Blätter.

Die Kokosnuß ist von der Dicke eines Menschenkopfes, etwas oval und zuweilen rund; sie hat drey Ribben, welche ihr eine dreyeckigte Gestalt geben. Die Schaale dieser Nuß ist sehr dick, hart, holzartig und runzlicht. Die Neger bedienen sich derselben zum Wasserschöpfen.

Die Feigenbäume werden in diesem Lande alle aus dem Reise gezogen. Sie tragen das ganze Jahr durch. Die Früchte derselben sind wie die europäischen, außer, daß sie aus- und inwendig blutroth aussehen. Sie haben einen sehr angenehmen Geschmack, und es giebt sehr große Stücke darunter.

Der Baum, welcher die Goyava trägt, ist von mittelmäßiger Größe, und blühet zweymal im Jahr. Er zeigt sich so häufig, daß man selbigen nicht allein

in

in allen bekannten Ländereyen, sondern auch auf den Wiesen und in Holzungen antrifft, weil er allenthalben sehr leicht fortkommt, wo seine Saamenkörner hinfallen, und nach drey Jahren wieder einen Baum hervorbringt, der gegen dreyßig Jahre lang Früchte trägt. Sie gleichen einem Renettenapfel, außer, daß sie an ihrem obern Theile eine Krone haben, fast wie die Mispeln. Es giebt zweyerley Arten derselben: die eine hat ein rothes, die andere ein weißes Fleisch.

Der Baum, welcher die Granatäpfel trägt, ist sehr niedrig, und hat daher auch nur schwache Zweige; sie sind eckigt und haben eine röthliche, mit harten Dornen besetzte, Rinde. Ihre Blätter stehen unter einander ohne Ordnung, und gleichen einigermaßen den Blättern der großen Myrthe. Wenn ihre scharlachfarbene Blüthe vorbey ist, kommt der Granatapfel von der Größe eines Renettenapfels mit einer auf beyden Seiten etwas niedergebogenen Krone zum Vorscheine. Die Schaale dieser Frucht ist auswendig roth, runzlich, dicke wie Leder und dabey zerbrechlich. Das Innere des Granatapfels ist in kleine Zellen abgetheilet, die voller auf einander liegenden fleischigen Körner von einer schönen rothen Farbe sind, und die einen angenehm schmeckenden Saft enthalten. In einem jeden derselben sitzt ein länglichter Saame, der öfters von unordentlicher Gestalt und gelblich ist. Man hat zwey Arten derselben.

Der Sapadillapfel wird für eine der besten Früchte auf dem festen Lande angesehen, nur ist seine allzu große Süßigkeit nicht nach jedermanns Geschmack. Er ist von der Größe eines Hühnereyes, kugelrund, mit einer sammtartigen, zimmtfarbenen und etwas dicken Haut umgeben. Das Fleisch

derselben, welches einem Mus gleichet, hat einen Honiggeschmack. Der Baum, der sie trägt, ist sehr groß und erst nach fünf oder sechs Jahren tragbar.

Der Tamarindenbaum ist wahrscheinlich von den Spaniern nach Amerika gebracht und nun fast einheimisch geworden. Er ist von der Größe eines Nußbaumes, nur dicker von Blättern. Seine sehr ästige Zweige breiten sich sehr ordentlich nach allen Seiten aus; die an denselben abwechselnden und allezeit paarweis stehenden Blätter sind lang, schmahl, ziemlich stark und blaßgrün. Auf die Blüthe, welche Traubenweise an einem dünnen Stiel sitzet, und aus drey rosenfarbenen Blumenblättern bestehet, folget die Frucht in Gestalt einer Schote, die Büschelweise zum Vorschein kommt. Sie ist eines kleinen Fingers dick, fünf bis sechs Zoll lang, und anfänglich grün; wenn sie aber reifet, verändert sich ihre Farbe in die braune. Inwendig hat sie ein graues Mark, welches eine Art kleiner Frucht, wie Bohnen gestaltet, in sich schließet, die anfangs ziemlich zart von violetter Farbe und von einem säuerlichen, sehr angenehmen Geschmacke sind. Die Früchte werden ganz, oder aus den Schoten genommen, eine geraume Zeit vorher, ehe sie reif sind, und allemal, ehe sie trocken werden, eingemacht. Das Fleisch dieser Frucht ist sehr erfrischend.

Der Weinstock gewöhnt sich sehr schwer an das Klima dieses Landes; denn so heiß es auch ist, so ist es doch auch zugleich sehr feuchte, welches seiner Natur gerade zuwider ist, wodurch er zu zeitig und also sehr ungleich reif wird; denn oft hat ein und derselbe Stock zu gleicher Zeit ganz reife, minder reife und noch unzeitige Trauben.

Die

Die Markujas ist eine sehr fleischige Frucht, nicht stärker, als ein im Lande gewachsener Granatapfel, eyförmig, und, wenn sie völlig reif ist, Pomeranzenfärbig. Ihr Inneres ist eine Art einer Galerte, aschfarbig, und von einem herben Geschmack.

Der Baum, der die Papayafrucht trägt, ist beynahe fünf und zwanzig Fuß hoch. Er hat die Dicke eines Mannsschenkels, und ist inwendig hohl und schwammicht. Gewöhnlich wächst er in den Holzungen und andern unbebaueten Oertern, und bedarf wenig Zeit zu seinem Wachsthume. Bis zur Hälfte seiner Höhe ist er fast kahl, und auf der andern Hälfte nach oben zu trägt er Blätter, die den Feigenblättern ähnlich sind. Man hat zwey Arten derselben; die Frucht der erstern hat die Größe einer starken Quitte, die Frucht der andern aber erreicht die Größe einer Melone.

Der Mammaybaum erreicht eine ziemliche Höhe; man sagt, er sey männlichen und weiblichen Geschlechts, welches man an der Frucht abzunehmen glaubt, weil die auf dem weiblichen Baum wachsenden niemals mehr als einen Stein, die auf dem männlichen hingegen bis drey Steine enthalten. Beyde Sorten haben ein weißliches Holz, dessen Fasern dick und an einander liegend sind. Ihre Rinde ist grau und ziemlich glatt, ihre sechs bis acht Zoll lange Blätter von eyförmiger Gestalt sind an dem einen Ende etwas spitzig, von einer sehr schönen Farbe und etwas sehr dicke, deshalb die damit besetzten Zweige einen sehr angenehmen Schatten geben. Die Frucht gleicht einer Kanonenkugel, hat sechs bis acht Zoll im Durchschnitte, ihre eines halben Fingers dicke Rinde ist etwas röthlich und geschmeidig wie Leder, sie läßt sich wie die Haut einer

Pfirsche

Pfirsche abziehen. Diese Frucht ist ohnstreitig eine der besten, und nicht allein von einem vortrefflichen Geschmack, sondern auch von Geruch so stark, daß man sie wohl lange Zeit noch empfindet.

Die Marmeladedoos sind nicht nicht größer als eine Pfirsche und eyförmig von Gestalt. Ihre rauhe, etwas gelbliche Rinde gleichet der von den Gartenbohnen; die Substanz dieser Frucht ist eine Art einer Kompote von röthlicher Farbe, die mit einem Theelöffel gegessen wird, und von sehr gutem Geschmack ist. Der Baum, der diese Frucht bringt, ist eine Art Palmbaum, der nicht sehr hoch wächst.

Die Mupes sind gelbe Früchte, länglicht, haben wenig Fleisch und schmecken ziemlich angenehm; sie wächst auf eine Art eines großen Pflaumbaumes.

Die Ahovaifrucht wächst auf einem, dem Birnbäume ähnlichen, Stamme, und hat eine weiße, sehr saftige Rinde. Die Blätter derselben, welche drey Zoll lang und zwey Zoll breit sind, bleiben immer grün. Auf die trichterförmigen Blumen folgen Früchte, aus deren Stein die Indianer eine Art Schollen zu ihren Tänzen verfertigen, und womit sie sich an ihren Festtagen putzen.

Jungfernbrust. Der Baum, worauf sie wächst, ist eine Art Nachtschatten. Die goldgelbe Frucht hat die Figur eines großen Apfels, und eine sehr dicke Schale. Sie wächst wild, kann aber durch ihr äußerst gefallendes Ansehen jeden zum Genuß einladen, der aber, so bald er sie genießet, von ihrem verborgenen Gifte stirbt.

Die

Die Datteln und Vanille wächst hier, wie an jedem andern Orte, und ist schon öfters beschrieben worden.

Der Kalebassenbaum ist ein auf allen Pflanzungen unentbehrlicher Baum; er gleicht fast unsern größten Apfelbäumen, und seine dicken, fünf Zoll langen Blätter sind am Ende sehr spitzig. Die Blüthen derselben sind bläulicht und glockenförmig, sie wachsen am Stamme des Baumes, und auch an den Zweigen desselben, so wie die Frucht von der Gestalt unserer gewöhnlichen Kürbisse ist. Man erkennet, daß die Frucht reif ist, wenn der Stengel welk und schwarz wird, und pflegt sie alsdann vom Baume abzunehmen. Man höhlet sie aus, indem man kochendes Wasser hineinschüttet, damit das Fleisch derselben um desto geschwinder erweicht werde; hierauf sticht man einen kleinen Stock hinein, um selbiges vollends loszumachen und herauszubringen. Wenn die Negern sie auf solche Weise ausgeleeret haben, verfertigen sie daraus Flaschen, Schüsseln, Näpfe und allerhand in ihre Haushaltung nöthige Gefäße. Einige Negern graben auf diese Frucht, nach ihrer Art, allerhand Figuren ein, und füllen alsdann die Einschnitte mit Kreide aus, welches ein ziemlich artiges Ansehen giebt.

Die Fächerpalme ist eine Art Palmbaum, welcher aber gleich nicht stark wird, doch sehr hoch wächst. Seine Blätter sind flach wie ein Fächer gestaltet, die, wenn sie aufbrechen, sich in verschiedene Spitzen vertheilen, und einen vortrefflichen Stern bilden. Das Holz dieses Baumes ist zwar sehr hart, aber nicht sehr dick, weil das Innere desselben nur eine Art eines fadichten Gewebes vorstellet, aus welchem

welchem die Landeseingebohrnen ihre Körbe und andere geflochtene Arbeiten verfertigen.

Die Lianen steigen an den Bäumen, welche sie antreffen, in die Höhe, und wenn sie die höchsten Zweige erreicht haben, werfen sie Fasern, die senkrecht wieder herunterfallen, in die Erde dringen und Wurzeln schlagen, alsdann erheben sie sich von neuem und steigen und fallen wechselsweise wieder. Es giebt verschiedene Arten hiervon; aus einigen derselben verfertigen die Landeseinwohner ihre Stricke, andere dienen denen, die sich in Gegenden finden, wo weder Bäche noch Brunnen sind, um den Durst zu stillen. Diese, die sehr dick sind, haben kleine, zarte, dünne, weiche und sehr schöne grüne Blätter. Ihr Holz ist schmeidig, schwammig und schwer, die Rinde aber sehr dünne. Wer durstig ist, hauet einen davon ab, etwa einen Fuß hoch über der Erde, und fängt das Wasser mit einem Gefäße oder mit dem Huthe auf; es ist angenehm zu trinken, ist hell und kein Quellwasser kommt ihm an Güte gleich. Das Besondere dabey ist, daß dieses Wasser immer gleich frisch bleibt, der Zweig mag in der Sonne oder im Schatten stehen, man mag ihn bey Tage oder bey Nacht abhauen. Aus einer andern Art der Lianen werden Tonnenreifen verfertiget.

Der Palexuvier wird ein sehr großer Baum und hat viel Aehnliches mit dem Mangebaum, der an den Ufern des Meeres, oder der Flüsse wächst. Sein Holz dienet nur zum Brennen, man schätzt ihn aber darum, weil er eine doppelte Rinde hat, wovon die erstere schwarz und sehr gut zum Ledergerben ist, die zweete ist braunroth und bitter, und dienet zur Medicin bey Fiebern.

Der

Der Baumwollenbaum ist dem Lande eigen und wird auch bey den Indianern gezogen. Der Stamm ist weiß, weich und schwammicht, und hat einen grauen dünnen Bast, die Ranken sind fast gerade und voll Blätter, welche den Weintraubenblättern ähnlich sind, doch viel kleiner und hellgrün, so lange der Baum jung ist; wird er älter, dann werden auch die Blätter dunkler. Er blühet des Jahres zweymal; die Blume, welche einen doppelten Kelch hat, wovon der äußere drey Abtheilungen hat, bestehet aus einem Blatte, welches beynahe ganz in fünf Abtheilungen zerschnitten ist, und die Gestalt einer Glocke hat. Aus der Mitte erhebt sich eine hohle, pyramidenförmige Röhre mit einer Menge Staubfäden. Aus derselben schießet ein kleiner Stengel auf, der wie ein Nagel in dem Boden der Ribben steckt und nachmals eine runde Frucht ansetzet, die den Saamen enthalten. Diese Frucht verändert sich endlich in einen eyförmigen, etwas spitzigen Kopf in der Größe eines kleinen Hühnereyes, welcher anfänglich grün ist, hernach braun, ja fast ganz schwarz wird. Wenn die daran befindliche Baumwolle reif wird und aufschwillt, zerspringen die Behältnisse, und alsdenn wird die Wolle abgenommen.

Von der Cassave, Juca oder Maniok kennet man zweyerley Gattungen, die bittere, welche den ersten Namen führet, und die süße, welche Boussouli heißet. Dieß Gewächse hat eine weiße, graue, rothe und violette Farbe. Der Stamm ist in Glieder abgetheilet, so schwer wie ein dickes Rohr, glatt und spröde. Dieß Gewächse lässet sich besser aus Sprößlingen, als aus den Saamen, fortpflanzen, und ist mit einer dünnen Rinde bedeckt. Dieß Gesträuche bekommt eine Höhe von sieben bis acht Fuß,

die

die süße Art bringt ihre Früchte in acht Monaten, die bittere aber wird nicht eher, als nach Verlauf von zwölf Monaten reif und vollständig. Wenn sie reif ist, zieht man die ganze Pflanze aus der Erde, und die Wurzeln, welche abbrechen, gräbt man aus. Die süße Cassave oder Boussouli ist die weiße, welche, weil sie keinen giftigen Saft bey sich hat, und, ohne ausgepreßt zu werden, sogleich gebraten und gegessen werden kann, und wie Kastanien schmeckt. Die bittere Gattung aber, von welcher das Brod angenehmer und nahrhafter ist, enthält einen giftigen Saft, oder eine Milch, die Menschen und Vieh tödtlich ist, wogegen aber die Haut, welche die Wurzel bedeckt, das Gegengift ist, so daß die Wurzel, wenn sie mit der Haut gegessen wird, niemanden schadet. Will man sie essen, so schabt man die Haut mit einem Messer ab, wäscht die Wurzel rein, und raspelt sie wie Sägespäne. Wenn der Saft gekocht und so lange geschäumet wird, bis kein Schaum mehr davon kommt; so ist er vom Gift gereiniget, und wird von den Indianern und Europäern mit vielem Appetit gegessen.

Um nun das Cassavebrod, welches in dem größten Theile von Südamerika das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Einwohner ist, zu backen, nimmt man eine runde eiserne Pfanne oder Platte, etwa einen halben Zoll dick und zwey Fuß breit, welche aufs Feuer gesetzt und ziemlich warm gemacht wird. In diese legt man das Mehl, fast einen Zoll dick, für die Europäer aber nur einen viertel Zoll dick. Dieß Mehl wird von Zeit zu Zeit mit einem hölzernen, eine Hand breiten Spatel auf einander gedrückt, und wenn die eine Seite gut ist, so wird der Kuchen umgekehret, und hernach etliche Stunden

in

in die Sonne gelegt, um völlig auszutrocknen. Dieß Brod ist inwendig sehr weiß, äußerlich aber hat es eine gelbe Farbe, und bleibt, wenn es an einem trockenen Orte aufbewahret wird, acht bis zehn Monate gut. Es ist ein sehr gutes Nahrungsmittel. Man trocknet dieß Mehl auch wohl in kupfernen Pfannen, worauf es gekörnet, in Fässer geschlagen, auf die Zukunft aufgehoben und als gekochter Reis gegessen wird.

Ein Baum, welchen man die **Sandbüchse** nennet, ist einer der schönsten, die man in dieser Gegend antrifft, und den man, seines Schatten wegen, in den Spaziergängen pflanzet. Er wächst mit geradem Stamme zu einer großen Höhe, und trägt eine Frucht, die einem Apfel ähnlich ist. Von dieser Frucht macht man, wenn der Saamen herausgenommen ist, Sandbüchsen, der Saame selbst aber ist ein starkes Brechmittel in der Medicin.

Unter das Zimmerholz gehören auch die **Cederbäume**, die sich von den Cedern des Libanon, sowohl im Ansehen als auch in Rücksicht der Blätter, sehr unterscheiden. Man hat drey Gattungen hiervon, nämlich zwey, die etwas röthlich sind, und dem Geschlechte nach von einander unterschieden seyn sollen, die männliche Art ist röther und härter von Holze, und die weibliche ist schwammichter und weicher. Die dritte Art, die weiße Ceder, wächst auf einem sandigen Boden zu einer großen Höhe.

Das Holz des **Wolabobaums** ist viel schöner zur Drechslerarbeit, als zum Zimmerholze. Das **Eisenholz**, welches wegen seiner Härte und Schwere also genennet wird, wenn man es ins Wasser legt, zu Boden sinkt, und eine lebhaft rothe Farbe hat,

ist das Holz eines Baumes, welcher mit Blättern besetzt ist, die sich in einer Spitze endigen und jährlich zweymal blühet. Das Letterholz ist ein großer Baum, und der Kern desselben ist eigentlich das Letterholz; es hat seinen Namen von den Flecken, welche sich zeigen, wenn es bearbeitet wird. Man sagt, daß dieser Baum Guiana allein eigen ist. Außer dem Violetholze, welches, warm in der Hand gerieben, einen Geruch, wie Violen, von sich giebt, findet man auch noch Ebenholz, welches sehr hoch wächst, und viele Zweige mit länglichten und ovalen Blättern hat. Man unterscheidet dieß Holz in weißes und schwarzes, das letztere ist schwer und fest, das erstere ist aber etwas faserichter, und, wenn es bearbeitet wird, von citrongelber Farbe. Doch fallen diese Bäume hier keinesweges so gut aus, wie sie in Afrika wachsen.

Der Crabbaum hat Blätter, welche völlig drey Zoll lang, und unten beynahe eben so breit, an dem einen Ende spitz und zweygespalten sind. Er trägt kleine bläulichte Blumen, aus welchen die Frucht hervorkommt, die in einer Nuß, in der Größe einer Kastanie, bestehet. Außer diesen Holzarten giebt es noch unzählig andere, die, hier anzuführen, allen Raum übersteigen würden. Man findet Purpurholz, Pockholz, Mangelsbäume, Giftbaum. Palo de Anime, welcher in den holländischen Kolonien Hajawa genannt wird, in dessen Rinde die Indianer einen Einschnitt machen, woraus ein Gummi kommt, welches so weiß wie Schnee ist und einen angenehmen Geruch hat. Ingleichen in den Wäldern auf steinichten Plätzen findet man Bäume von ungemeiner Dicke, Algarobos genannt. Der Stamm giebt Stücken Gummi, die zwey bis drey

Pfund

Pfund schwer sind. Dieser Gummi ist so glänzend wie Cristal; aber seine Eigenschaft ist unbekannt. Die Indianer bedienen sich desselben, ihre Wohnungen zu erleuchten, und zünden den obern Theil an, da es denn die ganze Nacht durch ein sehr helles Licht giebt, bis es verzehret ist.

Unter die Gesträuche, welche wild wachsen, zählet man den **Zuckerbohnenbaum**, welcher nach seiner Frucht den Namen führet. Sie ist von der Größe einer Erbse, und wächst in Schoten. Auch findet man hier dreyerley Gattungen **Sinnkraut**, welches diesen Namen von seiner Zierlichkeit bekommen hat; denn sobald es mit einem Stock oder mit der Hand berühret wird, ziehen und fallen seine Blätter nieder, heben und öffnen sich aber nach einiger Zeit wieder. Auch findet man hier eine Pflanze, welche die Spanier **Palo de Lúz** oder **Stockkerze** nennen. Sie ist gemeiniglich zwey Fuß hoch. Aus ihrer Wurzel schießen verschiedene Stengel, die gerade und glatt sind, bis an den Gipfel, wo sie kleine, mit schmalen Blättern besetzte Zweige treiben. Wenn diese Stengel grün abgeschnitten werden, brennen sie wie eine Kerze und können wie eine Fackel gebraucht werden.

Bey der großen Mannichfaltigkeit der Bäume und Pflanzen, welche die Natur hier anbietet, befinden sich auch verschiedene, die ohne die geringste Wartung den Menschen die nöthigen und überflüßigen Nahrungsmittel verschaffen. Es haben daher diese Bäume und Pflanzen die Aufmerksamkeit der Menschen erregt, und man ist dadurch auch auf die Gedanken gerathen, selbige zu verpflanzen, theils um sie sich zuzueignen, theils um für derselben Erhaltung Sorge tragen zu können. Man hat dahero

fast in allen Kolonien die nutzbarsten Gewächse, als z. B. Kohl, gelbe Rüben, Pastinacken, Pimpernelle, Körbel, Portulak, Sauerampfer, Zwiebeln, Kresse, Gurken, Salaten, alle Arten Erbsen, Pfeffer; einige derselben übertreffen die europäischen an Wohlgeschmack. Man zeiget auch Okre, es sind Schoten, die auf einem kleinen Strauche wachsen, dessen länglichte Blätter zum Theil einfach, zum Theil paarweise wachsen. Diese Schoten, die von der Größe eines Taubeneyes und spitz zulaufend sind, sitzen an dem Strauche an kleinen Stengeln fest. Auswendig haben sie hohle Streifen. Sowohl bey den weißen als schwarzen Creolen ist diese Okre stark im Gebrauch, und soll einen sehr angenehmen Geschmack haben.

2) Aus dem Thierreiche.

Man findet in diesem Theile von Südamerika ebenfalls auch eine große Mannichfaltigkeit wilder Thiere, unter welchen sehr viele Raubthiere sind. Die vornehmsten sind die Tyger, und bekannt genug, ob sie gleich von denen in Afrika einigermaßen verschieden sind. Man findet hier den Schildpattyger, welcher von seinen schwarzen und weißen Flecken diesen Namen führet, den Harrenbenstyger und die Tigerkatze. Die beyden ersten, welche am größten sind, und für die gefährlichsten gehalten werden, sind fünf bis sechs Fuß und der Schwanz ist völlig achtzehn Zoll lang. Der Kopf ist dem Kopfe einer Katze sehr ähnlich, die Augen sind gelb und durchdringend. Die Zähne sind sehr spitzig und scharf, das Haar unter dem Bauche ist kurz, sanft und weiß. Die dritte Art, welche um die Hälfte kleiner, ist gleichfalls bunt und nicht weniger blutgierig, als die ersten, besitzt aber nicht so viel Kräfte, und läuft auch nicht so schnell.

Die

Die wilden Katzen, welche viermal so groß als die gemeinen und dem Tyger sehr ähnlich sind, welchen sie an Grausamkeit übertreffen, sobald sie völlig ausgewachsen sind. Ihre großen Augen und ihr wüthendes Ansehen geben ihre Grausamkeit genug zu erkennen. Der Jawari, welcher auch Jaguar genannt wird, hat den Kopf, Barthaare, Augenlieder, Ohren, Pfoten und Klauen, wie eine Katze; auch einen eben so langen Schwanz, wodurch sich dieß Thier von dem Luchse unterscheidet; die Augen sind blau, und leuchten zur Nachtzeit wie Feuer, die Haut ist mit dunkelrothem Haar bedeckt. Das Thier ist sehr stark und grausam, lebt, wie die Tyger, vom Raube. Die Wilden fürchten sich sehr vor diesem Thiere, weil sie sich einbilden, daß es an ihrem Fleische vor dem Fleische der Europäer besonders Geschmack findet.

Man hat noch zwey andere Gattungen reissender Thiere, welche dem Jawari sehr ähnlich sind, nämlich den Jaguarero und den Caguacuarane. Der erste ist etwas größer, hat kurzes, geflecktes Haar, und ist glänzend schwarz und von brauner Farbe. Der letztere hat längere Pfoten, ist roth, und über den ganzen Rumpfe mit einigen schwarzen Flecken, besonders auf dem Rücken, ist aber weiß am Halse und Bauche.

Wilde Schweine findet man hier in Menge: ihre Haut ist mit langen und harten Borsten, die etwas bunt sind, ganz bedeckt, der Kopf ist groß, mit einer kurzen Schnauze, und die Vorderpfoten sind kürzer als die Hinterpfoten. Hier findet man auch Nabelschweine mit weißen Pfoten, welche den Nabel auf dem Rücken tragen, worin sich eine Feuchtigkeit befindet, die einen Geruch fast wie Muscus hat. Ingleichen

gleichen das Stachel- oder Eisenschwein, welches beynahe zwey Fuß hoch und drittehalb Fuß lang ist, und seine Stacheln, die sehr scharf, weiß und schwarz von Farbe sind, mit Gewalt von sich schießet, und diejenigen, von welchen es angefallen wird, damit verwundet. Das Schildschwein hat fast die Größe eines Spanferkels von einem Monate, und eine kleine länglichte Schnauße, die mit Zähnen gut besetzt ist; die Augen sind klein, so wie die Ohren, und der lange Schwanz ist ohne Haar. Die Pfoten dieses Thieres sind kurz und dick, und jede ist mit vier langen, scharfen Nägeln versehen: der ganze Rumpf vom Halse an bis zum Schwanze ist ringelweise mit verschiedenen Reihen Schilden bedeckt, von welchen das erste und letzte, nämlich dasjenige, welches die Schultern, und das, welches die Schenkel bedeckt, viel größer ist, als die übrigen. Man zählt deren an zwölf Reihen, die in einander schliessen, grau von Farbe mit weißen Tipfeln, und so dick wie ein Schilling ist.

Der Wasserhaase, ein Amphibium, hat die Größe eines zweyjährigen Schweines, der Kopf desselben ist sieben bis acht Zoll lang und fast so dick, er hat ein Maul wie ein Haase, welches mit Zähnen versehen ist. Er hat lange, steife Barthaare, große und schwarze Augen, schmale, spitze Ohren, gar keinen Schwanz, und ist mit kurzen und dicken Haaren von brauner Farbe bedeckt. Dieß Thier nährt sich auf dem Lande von Früchten und Wurzeln, auch von Schlangen, und kann tief und lange unter dem Wasser leben, wo es allerley Arten Fische fängt.

Der Waldesel lebt in den Wäldern, und ist so groß, wie ein kleiner Mauleſel. Er hat kurze und dicke Beine, gespaltene Klauen, wie eine Kuh, und einen

einen so spitzen Kopf, der dem Kopf eines Esels ziemlich gleich kommt, nur nicht von so langen Ohren. Man hat auch ein Thier, welches Puma genannt wird, und welchem man zuweilen den Namen eines Löwen giebt, da es demselben einigermaßen gleicht, aber viel kleiner als die Löwen in Afrika, und an Muth, Tapferkeit und Großmuth von selbigen sehr verschieden ist, auch überdieß kein Halshaar oder Mähnen, wie diese, hat, und in Ansehung des Kopfes mehr einem Wolfe oder Tyger gleicht.

Von den Ameisenfressern giebt es hier dreyerley Arten. Hirsche und Rehen werden in genugsamer Menge angetroffen, man nennet sie hier so, ob sie gleich einem Rehe ähnlicher sind. Sie haben kleine Hörner, wie Federkielen, und röthliches Haar. Ziegen, Haasen, Füchse, Eichhörnchen, u.s.w. sind in großer Menge.

Das Sonderbarste aller vierfüßigen Thiere in diesem Lande ist der Ai oder Haji, welchen Namen die Indianer demselben wegen seines Lauts gegeben, den es mit der Kehle macht. Die Holländer nennen ihn gemeiniglich Faulthier; dieser Name ist von seiner Trägheit hergenommen, und schon an andern Orten beschrieben worden.

In den Wäldern trifft man verschiedene Gattungen Affen in Menge an, welche sich von Vögeln, Früchten und Eyern, die sie in der Nacht von den Bäumen holen, ingleichen von allerley Fliegen und Mücken nähren. Die meisten dieser Thiere dienen den Indianern zur Speise, nur wählen sie nicht alle einerley Art. Man findet einige unter ihnen, die den Menschen sehr ähnlich sind, und alsdann Paviane heißen. Sie sind wild, beynahe drey Fuß

lang, haben langes, dunkelrothes Haar, und geben ein entsetzliches Geschrey von sich. Unter der kleinen Art unterscheiden sich diejenigen, deren Kopf mit einem Todtenkopfe Aehnlichkeit hat, in welchem die Augen sehr tief hinein liegen, und die Nase platt und kurz ist. Wenn sie hungrig sind, setzen sie sich auf den Rücken größerer Affen, und beunruhigen dieselben so lange, bis diese sie auf einen Fruchtbaum bringen, wo sie ihre Eßbegierde sättigen können.

Auch hat man hier ein Thier, das sich bey Tage niemals sehen läßt, zur Nacht aber auf seinen Raub ausgehet, und von den Holländern Jan by Nacht genannt wird. Es ist so groß wie eine mittelmäßige Katze, braun von Haaren und einem Affen ziemlich ähnlich. Ferner siehet man hier den Quatta, welcher die Gestalt eines Affen hat, aber wohl drey Fuß hoch, schwarz und langhaaricht ist; seines langen Schwanzes sich aber dazu bedienet, um von einem Baum auf den andern zu springen. Sein Gesicht ist roth, fast wie das Gesicht eines Menschen gebildet, und man sagt, es könne zu allerhand Dienstleistungen abgerichtet werden, als z. B. Wasser und Holz holen, sich sein eigenes Essen zu bereiten, u. s. w.

Auch fehlet es an zahmem Viehe nicht, als Pferde, Kühe und Schweine. Das Fleisch der letztern soll weit besser von Geschmack seyn, als der europäischen; das Rindfleisch aber ist trocken und unschmackhafter, welches daher kommt, weil es wegen des Klima seine rechte Nahrung nicht findet. Man ziehet auch am Oronoque viel Maulesel, groß und stark, fast wie ein kleines Pferd, die sich durch ihre Haare unterscheiden.

Die

Die Buschratzen sind hier sehr zahlreich, unter welchen die Sackratze, bey den Indianern Jawari genannt, welche ihre Jungen in einem Sacke unten am Leibe trägt, in welchem sie dieselben, sobald sie geworfen hat, verbirgt. Unter die nicht wenig fürchterlichen Ungeziefer gehöret auch eine Art großer Fledermäuse, die man fliegende Hunde oder Katzen nennet, welche den Pferden, Mauleseln, Rindvieh, ja den Menschen selbst, wenn sie schlafen, das Blut aussaugen. Sie schlüpfen durch die Fenster des Nachts in die Wohnungen und setzen sich auf die Menschen, saugen an den unbedeckten Stellen das Blut aus, daß viele davon sterben.

Die kriechenden Thiere, Insekten, Würmer u. dergl., sind in übergroßer Anzahl; man findet verschiedene Arten Eydechsen, unter welchen sich noch einige befinden, welche, wie man sagt, gleich dem Camelon, ihre Farbe nach Belieben verändern, meistens aber von hell aschgrauer Farbe sind, die sich durch Aufrichtung ihrer kleinen Schuppen in ein helleres Grün zu verändern scheint. Sie nähren sich von Fliegen, Spinnen und anderm Ungeziefer, und unterscheiden sich von den andern bloß dadurch, daß sie keinen platten Kopf und Rücken haben, und sehr schnell laufen. Die Eydechse mit dem dornichten Schwanze, Mananiroe oder Schlange genannt, ist den Hühnern sehr gefährlich, und eine der schönsten, sowohl wegen ihrer Gestalt, als wegen ihrer gefleckten Haut. Sie hat einen großen und breiten Kopf, welcher dem Kopfe eines Salamanders sehr ähnlich, und mit kleinen Schuppen besetzt ist; die Zunge ist kurz und dick, die Augen sind klein; einige sind schön roth und weiß gefleckt, andere sind tygerbraun. Der Salamander ist eine Art von Eydechsen, an Gestalt fast wie die unsrigen. Man fin-

det sie von allerley Größe und bis zu drey Fuß lang. Die Haut ist mit kleinen Schuppen bedeckt, der Rücken ist von dunkelbrauner, beynahe schwarzer, Farbe, mit weißen, viereckichten Flecken, die wie in Ringen über derselben hinlaufen, und so ist auch der Schwanz, welcher über die Hälfte der Länge des Thieres beträgt. Die Augen sind groß, und an den Klauen findet man fünf scharfe Nägel. Das Thier ist von sehr kalter Art; daß es aber, wie man sagt, im Feuer leben könne, ist eine Fabel.

So groß die Anzahl der vierfüßigen Thiere in Südamerika ist, so scheint doch die Verschiedenheit der Gattungen Vögel noch weit mannichfaltiger, nur daß die wenigsten derselben durch ihren angenehmen Gesang Vergnügen erwecken. Der Vogel **Cokietje** hat allenfalls etwas Aehnliches mit dem Gesange der Nachtigall, nur nicht so rein und durchdringend. Er ist von derselben Größe, hat braune Federn, die auf den Flügeln weißgesprenkelt sind, und eine rothe Brust. Die meisten der hiesigen Vögel reitzen nur durch ihr Aeußeres, das heißt, durch die prächtige Mischung und den Glanz ihrer schönen Federn, wie z. B. der Sommervogel, dessen Schwanz, wenn er ausgebreitet ist, eine Sonne vorstellt, und fast wie ein Pfauenschwanz gezeichnet ist. Er ist so groß wie ein kleines Huhn, hat lange Flügel, kurze Beine, rothe Augen, einen scharfen Schnabel, und übertrifft die meisten größten Vögel, den Pfau ausgenommen, an Schönheit. Er nähret sich von kleinen Fliegen, welche er mit der äußersten Klugheit zu fangen weiß. Der **Canide** ist so groß wie ein Phasan. Er ist unter dem Bauche, auf den Flügeln und am Halse hell himmelblau, auf dem Schwanze und den Schlagfedern fleischfarben mit blau, und auf dem Kopfe hat er dunkelrothe Pflaumfedern, mit schwarzen, blauen

und

und gelben Puncten, die sich bis auf den Rücken erstrecken; dabey hat er einen Kamm von kleinen Federn. Dieser Vogel wird wegen seiner Schönheit von den Indianern sehr hoch geschätzt, und hält sich meistens in ihren Dörfern auf. Zwey- bis dreymal im Jahre werden ihm die Federn ausgezogen, welche die Einwohner zu ihrem Putze gebrauchen.

Unter die Vögel, welche sich durch ihre artige Gestalt auszeichnen, kann man den **Toucan** oder **Bouradi** rechnen, dessen rother und gelber Schnabel, in Vergleichung mit seinem Körper, sehr groß ist. Dieser Vogel ist ungefähr so groß wie eine Taube, hat über den ganzen Leib eine glänzende schwarze Farbe, nur an der Brust hat er einen schönen gelben Kragen, mit einem kleinen rothen Kranze; der Bauch aber ist weiß und die Füße sind schwarz, wie bey der Elster; seine Zunge ist lang und schmal wie eine Schreibfeder; er kann, wie ein Hund, ein Stück reife Bananas fangen und verschlucken. Von seinem Schnabel werden Mundstücke zu Hautbois gemacht.

Der **Trompetervogel**, den man in Cayenne Agami und in den holländischen Kolonien Waracabba nennt, hat diesen Namen von seinem dem Trompetenschalle ähnlichen Laute, welcher eben so sonderbar ist, als die Art, wie er denselben hervorbringt. Sein Laut klingt wie Tou, Tou, Tou, innerhalb des Mundes gemacht, welchen Laut er fünf- bis siebenmal wiederholet, und das letzte wird sehr lang und sanft ausgedehnet. Man weiß nicht, ob man ihn nicht unter das Geschlecht der Kraniche rechnen soll; seine ziemlich langen Beine, seine Gestalt und sein Gang haben viel ähnliches mit den Kranichen und Reihern.

Man

Man findet hier viele Arten **Papageyen** und **Strauße**. Auch hat man zweyerley Gattungen **Phasanen**. Wilde und zahme **Tauben**, Turtelkauben und anderes Geflügel, das diesen mehr oder weniger gleich kommt, findet man hier im Ueberflusse. Unter andern verdienet der **Tuite** einer Erwähnung, der seinen Namen von seinem Geschrey erhalten hat. Es ist ein kleiner Vogel mit einem krummen und gelben Schnabel, sein Kopf ist vermischt purpur- und rosenfarben, ein Theil der Flügel und der ausgebreitete Schwanz gleichen einem roth, blau und gelben Marmor, und der Schwanz ist mit einem weißen Ringe gezieret; der Bauch ist hell- und dunkelgelb, die Füße sind hellroth.

Auch Wasservögel halten sich in hiesigen Gegenden in Menge auf. Man findet zuerst den **Flamingos**, **Enten**, **Rothgänse**, **Krabvögel**, welche ihre Nester in die Erde machen; **Taucher**. Unter den Raubvögeln giebt es **Adler**, **Geyer**, und andere mehr.

Die Küsten, Sümpfe und Flüsse dieses Welttheiles fassen eine so übergroße Menge und Mannichfaltigkeit von **Fischen**, daß es unmöglich ist, ihre Namen zu berühren, und nur die erheblichsten können hier einen kleinen Platz finden. Der größte Fisch, welcher in den Flüssen hiesiger Gegend und im Meer angetroffen wird, ist die **Seekuh**, welcher fünf- bis sechshundert Pfund wiegt. Er lebt von dem Grase an den Ufern der Flüsse, sein Fleisch und Fett kommt dem Kalbfleisch ziemlich gleich. Nach diesem findet man **Schwerdfische**, **Hayen**, die wohl funfzehn Fuß lang sind und große Verwüstungen unter den Fischen anrichten, besonders gehen sie der Seekuh sehr nach. Man hat **Seeschildkröten** von verschiedener Gattung und Größe, auch in sol-

cher

cher Menge, daß die Einwohner sich von diesen Thieren und ihren Eyern hinlänglich nähren können. Die Seeschildkröte, welche die Indianer Ouyamari nennen, ist groß, mit einem platten und glatten Schilde, und ihre Pfoten gleichen den Finnen. Wenn man sie fangen will, nimmt man der Zeit wahr, wenn sie ans Ufer kommen, um ihre Eyer in den Sand zu legen, da man sie denn an der einen Seite angreift und auf den Rücken legt, in welchem Zustande sie unfähig sind, sich zu umwälzen. Eine Schildkröte von der großen Art legt gegen dreyhundert Eyer, welche einem Balle ähnlich sind, und deren Schaale nassem Pergament gleicht. Wenn man diese Eyer kocht, wird das Weiße niemals recht hart. Die grünen Schildkröten, welche diesen Namen deshalb führen, weil ihre Schale grüner als die Schale der andern Schildkröte ist, sind die einzige Art, die gut zu essen ist.

Man hat hier auch Meerschweine, Adlerfische und andere Arten von Rochen, wie auch Seehechte, die sehr gefräßig sind; den Querman, welcher drey bis vier Fuß lang und einem Lachse ähnlich ist, aber große, graue Schuppen hat, die wohl zwey Zoll breit sind. Das Fleisch dieses Fisches ist sehr weiß, und schmeckt wie Lachs. Von allen Fischen dienet den Wilden keine Gattung mehr zur Nahrung, als die Krabben; sie vermehren sich außerordentlich, doch giebt es mehr als eine Art derselben. An Krebsen ist auch kein Mangel, sie sind wohl zweymal so groß als die europäischen.

Nichts ist wunderbarer, als der Austernfang. In Europa und in andern Weltgegenden fängt man sie an Klippen und Felsen, hier aber werden sie von den Mangrovebäumen, die ins Wasser hinein wachsen

sen und an deren Zweige sie sich anhängen, gepflückt. Sie finden an diesen Zweigen ihre Nahrung und vermehren sich stark, so daß man sagen kann, sie wachsen auf den Bäumen. Sie sind sehr klein, ihr Fleisch aber ist fett, weiß, zart, und hat einen sehr angenehmen Geschmack. Auch **Crocodille** giebt es hier, und zwar im Amazonen- und Oronoqueflusse, in sehr großer Anzahl. Ein Fisch, welcher den Namen **Hom** führet, verdient besonders bemerkt zu werden, weil er ein großer Fleischfresser ist; und wenn irgend ein Mensch unglücklicher Weise unter sie kommt, so ist er in kurzem unkenntlich angefressen. Der **Trompeterfisch** hat seinen Namen von dem Getöse, welches er im Wasser verursachet, vornehmlich wenn das Wasser still ist, oder wenn er gefangen wird. Sein Bauch ist so breit wie ein Sack, und in demselben ist eine Haut befindlich, die man vorsichtig herausnehmen muß, weil sonst ihr Geschmack auf den ganzen Fisch Einfluß hat, da sich derselbe vom Kothe nähret. Den amerikanischen **Kabeljau** findet man hier in einer Länge von sieben bis acht Fuß, und am Gewichte hält er hundert bis zweyhundert Pfund. Man fängt auch **Fischottern** und eine Art von **Flußschellfisch**. Auch hat man viel andere Gattungen eßbare Fische, die sich in den obern Gegenden der Flüsse und Bäche aufhalten. Dahin gehört unter andern der **Gründling**. Unter den Flußfischen befindet sich auch der **Zitterfisch**, deshalb so genannt, weil man bey seiner Berührung einen elektrischen Schlag durch den ganzen Körper empfindet. Eine andere Gattung sind hier die **Lampreten**, welche einem Aal sehr ähnlich sind. Alles Uebrige, was noch einen weit größern Raum erfordert, übergehen wir hier mit gutem Bedacht, weil hoffentlich diese angezeigten Produkte einen hinlänglichen Begriff von der Güte des Landes geben können, und

weil

weil wir in den folgenden Provinzen vielleicht noch hie und da etwas nachholen müssen.

d) Geschichte der Entdeckung durch die Spanier.

Unsere Leser werden sich von selbst schon gesagt haben, daß dieses weitläufige Stück Erde erst nach und nach entdeckt und in Besitz genommen worden ist; so wie wir schon oben angezeigt haben, wer die ursprünglichen Einwohner darin gewesen sind. Unsere Bekanntschaft mit Guiana würde stets unvollkommen geblieben seyn, wenn die ersten Entdecker und Bevölkerer nicht auf diesen Küsten Kolonien angelegt und sie den Europäern bekannt gemacht hätten.

Aus diesen Nachrichten wissen wir also, daß, nachdem die Spanier zuerst die Inseln und hernach das feste Land von Amerika im Jahr 1492 entdeckt hatten, sie in der Folge ihre Schifffahrt in verschiedene Gegenden der neuen Welt, unter Anführung des berühmten Florentiners, Americus Vesputius, fortsetzten.

Man sendete deshalb zwey der berühmtesten Seefahrer, deren Verdienste damals ganz Spanien erkannte, nämlich Alonzo Ojeda und Juan de la Cosa, im Jahr 1499 nach der festen Küste von Südamerika, um ihre Lage und Beschaffenheit näher kennen zu lernen. Bey ihrem ersten Versuche fanden sie zwar nicht, was sie gedacht hatten. Sie fanden die Küste zum Theil ganz Menschenleer, oder von Wilden bewohnt, mit denen sie sich für jetzt in nichts einlassen mochten. Man schiffte dahero längst der Küste an der Ostseite des Flusses Viapari, des jetzigen Oronoque, nach Westen hin, ohne einige Kenntnisse von dem Landstriche, außer von denjenigen Flüssen, zu bekommen, die damals für sie von großem Vortheil waren.

Im

Im Jahr 1500 segelte Vincent Juan Pincon, der den Columbus auf seiner ersten Reise begleitet hatte, in selbige Gegend der Linie, und kam mit vier Schiffen, welche er im December 1499 auf seine eigenen Kosten in dem Hafen von Palos ausgerüstet hatte, nach der Mündung des Marannon. Sein Lauf war zuerst nach den canarischen Inseln gerichtet, und fuhr hernach bey den Inseln des grünen Vorgebirges vorbey. Alsdann segelte er westlich, und sah am 16ten Januar 1500 Land, nachdem er zuvor in diesen unbekannten Gewässern manches Unglück erfahren hatte, weshalb er es auch das **Vorgebirge de Consulation** nannte, welches jetzt unter dem Namen des Vorgebirges **S. Augustin** bekannt ist. Sein erster Besuch am Lande war nur sehr kurz, und der eingezogenen Nachrichten von der Beschaffenheit des Landes waren nur wenig; er gieng bald wieder zu Schiffe, und segelte gegen Norden hinauf von der Küste weg, wo er auf einmal eine unerwartete Veränderung, nämlich die See süß, fand. Als ein so großer Seemann wollte er die Ursache dieser plötzlichen Veränderung genauer erforschen, und steuerte also landeinwärts in die Mündung des Mucannon, wo er fand, daß der starke Ausfluß derselben die Ursache dieser Erscheinung sey. Das freundliche Betragen der Insulaner, die angenehme Lage der Inseln selbst, machten ihm Muth, daß er den Fluß näher entdeckte, eine Strecke in demselben hinauf fuhr, und einem gewissen kleinen Flusse, nahe am Cap Nord, seinen Namen gab.

Die Größe und besondere Beschaffenheit des Flusses **Oronoque** setzte die Spanier in Verwunderung; sie faßten also den Entschluß, ohngeachtet der Menge Inseln, die in der Mündung dieses Flusses liegen, die rechten Eingänge in denselben zu suchen, um die Be-

Beschaffenheit der an dem Oronoque liegenden Länder vollständiger kennen zu lernen. Doch nicht die Größe des Flusses allein, oder bloß Neugier, war es, was den Trieb in ihnen zu genauerer Untersuchung nährte; vielmehr hatten sie eine andere Nachricht erhalten, die ihnen schmeichelhafter als alle übrige Beweise war. Sie hatten nämlich gehört, nicht weit von diesem Flusse, nur etwas tiefer im Lande, befände sich eine Landschaft, die unaussprechliche Schätze enthielte, welche die Einwohner nicht zu benutzen verständen, und zu groß wären, als daß sie ihren Verlust empfinden könnten. Dort würden die herrlichsten Gold-, Silber- und Smaragdgruben gefunden; dort deckten die Einwohner die Häuser mit diesem Metall, und fülleten sie inwendig mit goldenen und silbernen Bildern an. Dort sollte ein stehendes Salzwasser, so groß wie eine See, gefunden werden, dessen Sand mit Goldstücken und Goldsand angefüllet wäre.

So viel Romanhaftes und Uebertriebenes auch in dieser Erzählung lag, die sie von einem Wilden erhalten haben sollten, der aus dieser Gegend gekommen sey; so schmeichelte es dennoch der Liebe zum Gewinn so sehr, daß sie dieser fabelhaften Erzählung nicht nur völligen Glauben beymaßen, sondern alle Anstalten machten, nach dem Goldlande zu eilen, um den Ueberfluß dortiger Schätze vermindern zu helfen. Dieses munterte viele von ihren Befehlshabern auf, die Entdeckung dieses Landes zu versuchen; wie denn auch Don Diego de Ordas, welcher zu Quito Oberbefehlshaber war, einige Truppen zu Lande nach Guinea sendete, welche sich sowohl durch den langen und beschwerlichen Weg über die hohen Berge und großen Wüsteneyen, als auch durch Mangel an Lebensmitteln abgemattet, genöthiget fanden, von diesem Zuge abzulassen, und in sehr geschwächter An-

zahl zurück nach Hause zu gehen, ohne das Geringste von diesem goldreichen Lande gesehen zu haben.

Diese Augenzeugen hätten sein Vorhaben am besten zurückweisen sollen, allein die Idee, Dorado aufzusuchen, hatte sich zu tief in seine Seele geprägt: und nachdem er aus Spanien, wo er von seinen Entdeckungen Bericht abgestattet hatte, zurückgekommen war, und ihm noch dazu Kaiser Karl V., mit Ausschließung aller andern, das Eigenthum der Länder, die er vom Capo de Vela an dreyhundert Meilen längst der Küste ostwärts entdecken würde, zugestanden hatte; so beschloß er, den Fluß Oronoque aufs neue zu befahren, und an demselben Dorado aufzusuchen. Er trat die Reise wirklich im Jahr 1531 mit einigen Schiffen und vierhundert Mann an. So viel Mühe er sich es kosten ließ, sein Goldland zu entdecken, und so viel Beschwerlichkeiten er ausstand, die ihm oft durch Stürme und andere Zufälle wiederfuhren; so mußte er endlich doch zu seinem größten Mißvergnügen umkehren, ohne seine Wünsche zu befriedigen. Um aber doch diese Mühen und Gefahren nicht ganz fruchtlos zu endigen, so legte er an der Ostseite des Oronoque, ungefähr fünf und dreyßig Meilen von dessen Mündung, wo der Fluß Caroni in denselben fällt, eine Stadt an, die er St. Thomas de Guiana nannte, und erwarb sich dadurch die Ehre, der Stifter der ersten Besitzung zu seyn, welche die Spanier in dieser Gegend gehabt haben. Diese Stadt ist gleichwohl nie von großer Wichtigkeit gewesen, weil sie in ihrem blühenden Zustande nicht mehr als hundert und funfzig Häuser gehabt hat, obgleich diese Kolonie seinen Landesleuten viel Vortheil und Bequemlichkeit gewährte, da der Tabaksbau daselbst sehr gut von Statten gieng, womit sie große Handlung, sowohl in jenem Welt-

theile

theile als in Europa, trieben. Die Fruchtbarkeit der Ufer dieses Flusses und die weitläuftigen Wiesen an demselben beförderten auch nicht wenig die Viehzucht.

Die Engländer und Holländer, welche diese Küste, der vielen Hindernisse ungeachtet, die ihnen die Spanier in den Weg legten, bereits frühe befahren haben, beunruhigten diese Besitzung zum öftern im Jahr 1570 und auch in den folgenden Jahren. Endlich griffen die Holländer 1629 unter dem Befehl des Admirals Pater, welcher neun Schiffe und einige Schaluppen unter sich hatte, diese Stadt an; allein die Einwohner steckten sie in Brand, und sie ward, nachdem sie rein ausgeplündert war, bloß ein Raub der Flammen. Einige Einwohner begaben sich nach Comana, die übrigen baueten die Stadt an eben demselben Ufer des Flusses wieder auf, jedoch sieben Meilen unterhalb dem Orte, wo die alte Stadt lag, und legten zur Bedeckung derselben eine kleine Festung an. De Ordas begab sich, nachdem er die Stadt angelegt hatte, nach Hispaniola, von da nach Spanien, und starb kurze Zeit nachher.

Nach dessen Tode sandte der Gouverneur von Paria im Jahr 1533 seinen Lieutenant de Herrera mit zweyhundert Soldaten und fünf Fahrzeugen dahin, welche viele Streitigkeiten mit den caraibischen Einwohnern auszurichten hatten und viele derselben tödteten. Diesen neuen Zügen folgten stets andere, die entweder selbst ihr Leben dabey verloren, oder doch nichts ausrichteten, bis de Vera im Namen Philipp II., Königs von Spanien, Besitz von Guiana nahm.

Die Engländer und andere europäische Nationen, als Franzosen, Deutsche und Niederländer, von denen wir in der Folge ausführlicher handeln werden,

hatten bereits in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, besonders zu der Zeit, da von den Spaniern noch keine starke Kolonie angelegt worden, schon den Anfang gemacht, diese Küsten zu befahren, und von den Eingebornen Tabak, Orlian, Farben, Letter- und anderes Holz einzutauschen und Handlung damit zu treiben, wodurch das Gerüchte von dem Reichthume dieses neu entdeckten Landes in Europa ausgebreitet wurde. Sir Walter Raleigh, aus Budley in Devonshire gebürtig und aus einem edlen Geschlechte, war der Königinn Elisabeth von England als ein guter Seemann empfohlen. Er hatte im Jahr 1584 einen Zug nach der südlichen Gegend von Amerika vorgenommen, und nach der Zeit die erste englische Kolonie in Mocosa in Nordamerika angelegt, welche Gegend er der Königinn zu Ehren Virginia nannte. Sie schickte ihn nun im Jahr 1592 mit funfzehn starken Schiffen nach Westindien, um den Spaniern Abbruch zu thun. Er segelte nach der Küste Guinea und kam 1595 auf der Insel Trinidad an, und führte sein Vorhaben bald aus. Seine Schifffahrt setzte er hierauf über hundert und dreyßig Meilen am Oronoque hinauf fort, fand aber nirgends mehr, was seinen Unternehmungen entsprochen hätte, und kehrte wieder nach England zurück. Nach ihm versuchte es ein anderer im Jahr 1596, aber mit noch wenigerm Erfolg, bis Raleigh 1597 noch einmal selbst ausgieng, um die spanischen Gallionen zu Grunde zu richten. Er landete auf den azorischen Inseln, und nahm eine Stadt ein, die ihm zwar viel Beute brachte, aber auch in England das Todesurtheil erwarb, welches der König noch in eine Gefängnißstrafe verwandelte, woraus er 1616 wieder in Freyheit kam, und die Erlaubniß erhielt, eine Reise nach Guinea zu thun, um daselbst die Goldminen zu erobern. Er kam nach manchen Unglücksfällen am

Oro-

Oronoque an, that manchen herzhaften Angriff, und that alles, was er konnte; allein die Spanier waren ihm überlegen, und er sah sich genöthiget, unverrichteter Sache nach England zurückzukehren, wo er noch einmal zum Tode verurtheilt und 1618 auf dem Platze von Westmünster enthauptet wurde.

Nach diesem unglücklichen Ausgange suchte England zwar noch zu verschiedenen Malen sein Vorhaben auf Guiana auszuführen, wiewohl allemal vergebens, und endlich schien es Guiana auf eine Zeitlang zu vergessen, bis 1650 die Engländer Besitz von Surinam nahmen und eine Kolonie daselbst errichteten, wie wir bey Surinam umständlicher sehen werden. Sie ließen sich damals auch an einigen in der Nähe befindlichen Flüssen nieder, und breiteten sich sogar bis an den Maroney aus; allein sie behielten diese neuen und schwachen Besitzungen nicht lange, weil die Niederländer ihnen dieselben im Jahr 1666 wieder abnahmen. Diese Kolonie ward den Niederländern auch in Tractaten von London 1674 als ihr Eigenthum abgetreten.

Nach diesen vorläufigen Nachrichten, auf die wir uns in der Folge beziehen müssen, wenden wir uns zu der genauern Eintheilung von Guiana, und machen den Anfang mit den **spanischen Besitzungen.** Das spanische Guiana liegt an beyden Seiten der Ufer des Flusses Oronoque, und erstreckt sich gegen Westen bis an den Fluß Rio Negro, gegen Süden bis an den Fluß Baryma, welcher zur Gränzscheidung zwischen den spanischen und niederländischen Besitzungen dienet. 1) Das spanische Guiana.

Zuförderst müssen wir eine Beschreibung des Flusses Oronoque voraussetzen. Er ist einer der größten Flüsse in Südamerika und, nach der Mei-

nung der Spanier, in der ganzen Welt, sowohl in Rücksicht der Länge seines Laufs, seiner Breite und Tiefe, als auch wegen der vielen Flüsse, die in denselben fallen, worin er bloß von dem Amazonenflusse übertroffen wird. Er entspringt in der Bergkette, die Peru von dem Königreiche Neugranada scheidet, zwischen dem ersten und zweyten Grade Norderbreite, nimmt zuerst seinen Lauf nach Ostsüdosten, ungefähr auf hundert und zehn bis zwanzig Meilen, durch das weite, ausgedehnte Land von Neuandalusien, wo er sich in zween Zweige ausbreitet, von welchen der eine sich nach Süden wendet, der andere aber, der seinen Namen behält, seinen Lauf nordöstlich nimmt, und, nachdem er verschiedene Flüsse aufgenommen hat, der Insel la Trinidade gegen über, durch eine Menge Mündungen sich ins Meer ergießt, so daß man sicher annehmen kann, daß sein ganzer Lauf sich vollkommen auf 450 Meilen erstrecket.

Seine Mündungen entstehen durch eine sehr große Anzahl Inseln von unterschiedener Größe, die durch Canäle von einander getrennet sind, durch welche man in die eigentlichen Mündungen desselben kommen kann. Die Anzahl dieser Eingänge sowohl, als der Inseln, die sämmtlich mit vielem Gebüsche umgeben sind, und die sich von Osten nach Westen wohl auf fünf und vierzig Meilen und von Norden nach Süden ungefähr auf dreyßig Meilen erstrecken, ist selbst den Indianern, welche dieselben bewohnen, nicht hinlänglich bekannt, daß sie sich auf ihrer Fahrt oftmals so sehr verirren, und wieder in den Meerbusen zurückkehren müssen, um wieder auf ihren Weg zu kommen. Die vornehmste, und allen Seefahrern bekannte Mündung, wird von den Spaniern die Mündung der Schiffe genannt. Sie liegt gegen Osten, ist vollkommen zwey Meilen breit, die Ufer sind niedrig und mo-

morastig, und das Flußwasser ist wegen der Inseln und Sandbänke sehr gefährlich.

Der Fluß **Oronoque** hat etwas Besonderes, was man bis jetzt noch an keinem andern Flusse wahrgenommen hat, daß er nämlich einer Ebbe und Fluth von sechs Monaten unterworfen ist; die alten Einwohner von Guiana und die Indianer haben auch angemerkt, daß dieser Fluß alle fünf und zwanzig Jahr um drittehalb Fuß höher anwächst, als in den vorigen vier und zwanzig Jahren. Die Ebbe und Fluth des Meeres läßt sich bis an den Strudel oder Wasserfall von Camisetta spüren, welcher völlig zwey Meilen lang, und wohl fünf und vierzig Meilen oberhalb der Mündung des Oronoque ist. Hier befinden sich erschreckliche Wasserfälle, welche die Fluth nicht höher steigen lassen, und die Schifffahrt in dieser Gegend sehr gefährlich machen. Zwischen S. Thomas und der östlichen Spitze von Boca de Navios sind verschiedene Flüsse, welche sich in den Oronoque ergießen. Acht Meilen von der Festung S. Thomas findet man an eben derselben Seite den Fluß **Caroni**, welcher sehr breit und tief ist. Zwey und zwanzig Meilen von hier auf der andern Seite findet man den Fluß **Mama**, und noch mehrere größere und kleinere. Gegen Süden hat man die Flüsse **Pararuna** und **Parvasi**; an beyden ist eine Mission anzutreffen. Eben so gegen Westen, dem Oronoque höher hinauf, trifft man eine Menge Flüsse an, die wir hier nicht alle namentlich anführen können. Sie nehmen ihren Ursprung in den Bergen, in Ländern, die von den Europäern wenig besucht, und nur von Indianern bewohnt werden, die durch ihre Räubereyen und Streifereyen bekannt sind, und gegen welche die Spanier sehr oft haben Gewalt brauchen müssen.

Da der Oronoque seinen Lauf zwischen der Mittellinie hat und unter dem heißen Erdstrich liegt, so sollte man glauben, daß die Hitze daselbst unerträglich seyn müßte, da die Sonne den Einwohnern zweymal im Jahre senkrecht über ihrem Kopf zu stehen kommt; in der That ist es auch daselbst sehr heiß, vornehmlich in solchen Gegenden, die von den hohen Bergen weit entlegen sind, welche beständig mit Schnee bedeckt sind, und im Lande das Gebirge Paromos heißen. Diese Berge haben eine erstaunliche Höhe, und auf ihren Gipfeln eine für Menschen und Vieh tödtende Kälte. Sie machen indessen die nahe gelegenen Gegenden wohnbar. Man kann sich also hier in einem kleinen Zwischenraum den angenehmen Frühling im gemäßigten, die beständige Hitze im heißen, oder den unfruchtbaren Winter im kalten Erdstriche wählen. Dieser Unterschied wird auch an den Erzeugnissen des Landes sehr sichtbar. In den kalten Ländern hat man keinen Reis, Tabak, Baumwolle, Orangen und dergleichen, in welchem der Reichthum des heißen Erdstriches bestehet; dagegen aber Korn, Hülsenfrüchte, Aepfel, und andere Früchte des kalten Erdstriches, die daselbst sehr gut fortkommen.

Die vielen Flüsse, die sich in den Oronoque ergießen, bewässern die Ländereyen, durch welche sie fließen, weshalb auch die Thäler bewundernswürdig fruchtbar sind. Die Ebenen sind mit einer unzählbaren Menge der schönsten und stärksten Bäume von aller Gattung bedeckt. Man findet ganze Wälder von wilden Cacaobäumen, deren Früchte unendlich vielen Affen, Eichhörnchen, Papageyen, und andern Thieren, zur Nahrung dienen. Auch fruchtbare Wiesen sind nicht selten, wo schöne Pferde, Maulesel und Hornvieh gezogen werden, womit man einen starken Handel treibt.

Diese

Diese Besitzungen der Spanier stehen unter einem Gouverneur, welcher unter das Gouvernement von Neugranada gehöret, der den Titel eines Unterkönigs oder Stellvertreter des Königes führet, gemeiniglich auch Generalcapitain der Kriegesmacht ist. In Civilsachen aber ist ein Gerichtshof, welcher aus einem Präsidenten und Räthen bestehet, von deren Aussprüchen man an den Unterkönig appelliren kann, welcher außer dem vorgedachten noch einen besondern Rath und Gerichtshof hat. Der Haß, den die Indianer gegen die Spanier hegen, ist unbeschreiblich und unversöhnlich, und außer den Indianern sind sie auch den Negern sehr verhaßt, weil diese von ihnen sehr hart behandelt werden.

2) Das französische Guiana.

Nach den Spaniern und Portugiesen sind die Franzosen die ersten gewesen, welche die Küste von Guinea und Brasilien befahren haben; zwar kann man die Zeit nicht angeben, wenn sie den Anfang damit gemacht haben; wahrscheinlich ist es das Jahr 1550, wo die Nachrichten davon sagen, daß sie bereits um diese Zeit mit den Indianern in Brasilien gehandelt und Schiffe dahin gesendet haben, um westindischen Pfeffer, Färbe- und anderes Holz einzutauschen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie ihre ersten Besitzungen in Guiana im Jahr 1624 angelegt, als einige Kaufleute von Rouan, die bereits Schiffe gesendet hatten, beschlossen, einen beständigen Handelsplatz daselbst zu errichten. Zu dem Ende legten sie eine kleine Kolonie an, welche aus sechs und zwanzig Personen bestand, am Flusse Sinamari; allein diese Kolonie muß bald wieder aus einander gegangen seyn, weil sich im Jahr 1631 schon wieder eine andere daselbst niedergelassen hat.

Im Jahr 1626 kam eine viel größere Kolonie am Flusse Conanama zu Stande, die zu ihrem Schutz eine Festung mit gehöriger Besatzung errichtete. Diese Kolonie nahm durch die öftere Unterstützung aus Frankreich überaus schnell zu; sie breiteten auch ihre Handlung nach verschiedenen umliegenden Gegenden aus, wo sie sich, so wie auch auf den Inseln und der festen Küste von Cajenne im Jahr 1635 festsetzten, und mit den Indianern ziemlich hart umgiengen, so daß diese, zur Rache gereitzt, sie in kurzem zwangen, die Kolonie zu verlassen. Dennoch gab Frankreich die Hoffnung nicht auf, einen bleibenden Fuß hier zu haben, und versuchte es durch wiederholte Kolonien, welche aber am Ende alle das Schicksal der erstern hatten. Unter Ludwig XII. bekam die neue Gesellschaft das ausschließende Recht, auf der Küste von Guiana zwischen dem Amazonen- und Oronoqueflusse zu fahren und zu handeln, und erhielt den Namen der Compagnie von Cap Nord nach der nördlichen Landspitze des Amazonenflusses. Allein im Jahr 1658 machten die Niederländer ihnen diesen Vorzug streitig, obschon beyde Nationen am Ende keinen Vortheil davon hatten. Die wiederholten neuen Kolonien von Frankreich waren noch nicht glücklicher; sie wurden wieder mit England in einen Krieg verwickelt, der beyden nichts half. Eben so gieng es mit dem Kriege zwischen Frankreich und den Niederländern im Jahr 1676, bis es endlich den Franzosen gelang, daß Cajenne unter ihre Herrschaft kam, zumal, da sie das Mittel ergriffen, mit den Indianern sehr friedlich zu verfahren, seit welcher Zeit sich die Kolonie sehr vermehret, und in einen blühenden Zustand gesetzt hat, wozu die sogenannten Flibustier oder Boucanier nicht wenig beytrugen.

Im

Im Jahr 1688 kam Herr Ducasse mit einigen Kriegsschiffen daselbst an, in der Absicht, die Niederländer aus Surinam und aus ihren übrigen Besitzungen zu vertreiben; allein diese Unternehmung fiel zu ihrem größten Schaden aus, denn die Niederländer wendeten alle ihre Kräfte an, diesen Besuch wieder zu vertreiben. Man hat auch im Jahr 1746 am Flusse Oyapoko eine Festung angelegt, in deren Gegend sich verschiedene indianische Familien niedergelassen haben, und noch neulich ist eine kleine Festung am östlichen Ufer des Flusses Marowine errichtet worden, wiewohl die Holländer behaupteten, daß gedachter Fluß der Kolonie Surinam, der Uebergabe der Engländer zu Folge, gehöret.

Das französische Guiana, welches unter dem Namen Cajenne bekannt ist, erstreckt sich, wie die Niederländer behaupten, von dem Flusse Sinamari; die Franzosen aber behaupten, von der Ostseite des Flusses Marowine gegen Westen, nach dem Tractate von Utrecht bis an den Fluß von Vincent Pincon, welcher nahe bey dem Cap Nord ist. Diesen Fluß von Vincent Pincon verwechseln die Portugiesen mit dem großen Fluß Oyapoko, dessen Mündung unter dem Cap Orange liegt, welcher wohl vierzig Meilen westlich vom Cap Nord fließt.

Der erste Fluß, den man nach dem Marowine, welchen die Franzosen für die Gränzscheidung zwischen Surinam und Cajenne halten, in dem französischen Guiana findet, ist der Amana, drey Meilen östlich von Marowine, von welchem er durch einen Strich Landes abgesondert ist. Er ist ziemlich ansehnlich, seine Mündung ist beynahe eine halbe Meile breit. Das Land, welches er bewässert, ist sehr gut, und würde alles liefern, was zum Lebensunterhalt nöthig ist,

ist, wenn es angebauet würde. Die Indianer, die auf dessen Ufer wohnen, finden daselbst reichen Unterhalt; die Fischerey ist daselbst sehr ergiebig, welche viele Indianer hinziehet, da sie zumal den größten Theil des Jahres von Fischen leben.

Hierauf kommt man, völlig sechs Meilen ostsüdöstlich von Amerika, an einen großen Canal, Arganabo genannt, dessen Lauf sich nicht gar weit erstreckt; seine Ufer werden von Indianern bewohnt. Der Sinamaribo, wo die Franzosen im Jahr 1624 ihre erste Colonie angelegt und sich verschanzt hatten, liegt fünftehalb Meilen ostsüdöstlich von Canamama. Er ist sehr anmuthig und kann mit kleinen Fahrzeugen befahren werden. Nächst diesen ansehnlichen Flüssen giebt es noch viele kleinere, die wir nicht alle nennen können.

Die Insel Cajenne ist ungefähr fünftehalb Meilen von Norden nach Süden lang, und höchstens drey Meilen breit. Gegen Norden hat sie die See, gegen Westen den Fluß von Cajenne, gegen Osten den Fluß Onya und gegen Süden einen Arm der Flüsse Onya und Orapu. An der Seeseite ist sie hoch, in der Mitte niedrig, und an einem Orte so morastig, daß man nicht wohl zu Lande von einem Orte zum andern kommen kann, weshalb die Einwohner, die längst den Küsten zerstreuet wohnen, einander mit Fahrzeugen besuchen. Diese ganze Insel ist sehr sandigt, und hie und da findet man kleine Inseln, worunter die vornehmste der Berg du Pont und andere sind, die in einer kleinen Entfernung von der Küste an der Südseite liegen; auch Landeinwärts findet man erhebliche Berge.

Die

Die Stadt und das Castell liegen auf der nördlichen Spitze der Insel. Der Hafen ist auf der Westseite der Stadt, und an der Mündung des Flusses Cajenne. Die Einfahrt ist wegen der Sand- und Schlammbänke, unter welche man fahren muß, sehr beschwerlich. Es giebt auch Klippen, die mit dem Wasser gleich hoch stehen. Ferner findet man im östlichen Theile der Insel einen Flecken und Kirchspiel, Namens Remire, anderthalb Meilen südöstlich von Cajenne, wie auch die Parochie und das Kirchspiel Mahury gegen Osten, an der Mündung des Flusses Onya und endlich das Quartier Mathury, welches am Gebirge dieses Namens, in der westlichen Gegend der Insel, liegt.

Der Fluß Cajenne fließt beynahe nordöstlich und südöstlich, er ist sehr groß und nimmt verschiedene Flüsse, einige Canäle und Bäche auf, die sich alle mit dem Flusse Onya vereinigen, und woraus der eigentliche Fluß Cajenne entstehet. Der Fluß Onya, welcher die Insel Cajenne von der festen Küste an der Ostseite absondert, ist ein schöner Fluß, dessen Einfahrt drey Meilen breit ist. Drey Meilen von der Mündung hat man im Jahr 1724 eine Parochie, Namens Roura genannt, am östlichen Ufer zur Bequemlichkeit der weit entfernten Einwohner von Cajenne gestiftet, wovon die meisten ihre Wohnungen längst diesem Flusse haben.

Die Insel Cajenne ist also der Mittelpunct des französischen, und die Stadt gleiches Namens ist der Hauptplatz der ganzen Kolonie. Der Boden dieser Insel ist gut und fruchtbar, und mit vielen Canälen und Bächen bewässert, der nördliche ist der beste und gesundeste. Man trifft in demselben viele gut angebauete Anhöhen mit Wohnungen an. Der südliche

Theil

Theil ist viel niedriger, und bestehet meistens aus großen Viehweiden oder Savanen, die in der Regenzeit unter Wasser stehen. Der Boden bestehet meistens aus schwarzem Sande, welcher sich leicht bearbeiten läßt. Der Boden ist da, wo er niedrig ist, feucht und fett, zur Anpflanzung des Indigo sehr geschickt, und es ist zu verwundern, warum die Franzosen den Anbau dieser Pflanze vernachläßigen. Der Rokou, mit welchem zu Cajenne die meiste Handlung getrieben wird, kommt sehr gut fort, so wie der türkische Weitzen und anderes Getreide, Maniok und verschiedene Wurzeln, die den Einwohnern und Sclaven zur Nahrung dienen. Seit dem Jahre 1722 hat man sich auch auf den Caffeebau gelegt. Man findet auch jetzt Cacao- und Baumwollenplantagen, ob man gleich die letzten nicht sehr achtet. Obgleich viele Waldungen hier sind, so hat man doch an einigen Orten großen Mangel an Holz, und besonders an der Küste, weshalb man sich genöthiget sieht, das ausgepreßte Zuckerrohr, welches aus den Mühlen kommt, zu brennen.

Wäre die Insel ganz angebauet, und das Wasser durch Canäle und Graben abgetheilet; so könnte sie sehr gesund und noch weit fruchtbarer seyn, und aus eben dieser Ursache war sie vormals noch ungesunder, als jetzt, und die Einwohner waren vielen Krankheiten unterworfen. Die Himmelsgegend ist auf Cajenne gesund, ob es gleich daselbst viel regnet. Im Sommer würde die Hitze unerträglich seyn, wenn sie nicht ein frischer Ostwind mäßigte. Die Dürre ist drey bis vier Monate lang ungemein stark, ja oft so heftig, daß das Land versengt wird, wodurch das Vieh, wegen Mangel an Futter und Wasser, oft viel leidet.

Die

Die Stadt Cajenne liegt auf der nordwestlichen Spitze der Insel. Gegen Norden hat sie die See und den Hafen gegen Westen. Sie stellet ein ungleiches Sechseck vor, und ist mit Mauern und Graben umgeben. In diesem Bezirk liegt an der Seeseite auf einer Anhöhe das Fort Louis de Cajenne, welches sowohl die Stadt, als den Hafen deckt. Die meisten Häuser sind von Holz, und die übrigen von Reisig, das mit Thon stark beworfen ist, viele sind mit Schindeln bedeckt. Vor diesem geschah es mit Palmblättern, wegen der großen Feuersgefahr ist es abgeändert worden. Die Anzahl der Häuser in der Stadt beträgt nicht viel mehr, als zweyhundert, von welchen einige zwey Stockwerk hoch sind. Das Haus des Gouverneurs ist von Steinen erbauet, und das vornehmste Gebäude, die Pfarrkirche und das Jesuitenhaus sind, in Rücksicht auf das Land, gute Gebäude, und stehen rings um den Waffenplatz. Der andere Theil der Stadt an der Seeseite bestehet aus den Barken für die Soldaten, dem königlichen Magazine und dem Hospitale. Cajenne.

Das Betragen der Einwohner in Cajenne ist ihres höflichen Betragens wegen sehr in gutem Ruf, und die Muttersprache ist die französische, ob sie gleich mit vielen kreolischen und Negerwörtern vermischt ist. Die Sclaven sind Negern und Indianer; jeder Sclave unter sechzig und über vierzehn Jahr bezahlt jährlich sieben Livres Kopfgeld, welche in Landesprodukten abgetragen werden.

An Wild, als Haasen, Armadillen und verschiedenen Gattungen von Haasen und Kaninchen, ist hier ein Ueberfluß, so auch an Federvieh, und See- und Flußfischen. Das europäische Obst kommt nicht recht gut fort, doch hat man keinen Mangel an guten

ten Früchten und allerley grünen Waaren. Außer den Bäumenfrüchten und Pflanzen, die dem französischen Guiana eigen sind, findet man auch auf Cajenne Weinarten, die sehr guten Wein liefern.

Was die Regierung anbetrifft; so setzt der König von Frankreich allhier einen Gouverneur, welcher vom Generalgouverneur des französischen Westindiens abhängt, welcher auf Martinike residirt. Er hält sich nebst einem Stadtmajor in der Stadt auf. Die Besatzung bestand ehedem aus zweyhundert Mann, allein im Jahr 1724 wurde sie verstärket. Bey der geringsten Besorgniß haben die Einwohner in der Stadt und auf dem Lande die Pflicht auf sich, zum Waffen zu greifen. Endlich hat man auch einen höchsten Rath hieselbst, dessen Commission, in Abwesenheit des Gouverneurs, den Vorsitz hat.

3) Das portugiesische Guiana.

Der Antheil des portugiesischen Guiana stößt an das französische von Cap Nord, längst beyden Ufern des Amazonenflusses, bis an Rio Negro, wodurch dieser große Fluß mit dem Oronoque zusammenhängt. Die Portugiesen hatten sich schon früh am Amazonenflusse niedergelassen: da sie indessen mit ihren weit einträglichern Besitzungen in Brasilien so viel zu thun hatten; so suchten sie mehr diesen Fluß als eine Gränze von Brasilien zu behalten, als ihre Entdeckungen weiter nach dem Cap Nord fortzusetzen: obgleich die Ufer dieses Flusses sehr weit hinauf bewohnet und stark bevölkert waren; so legten sie doch erst im Jahr 1688 das Fort S. Anton am Flusse Arawary mit einer Kolonie daselbst an, die schon im Jahr 1691 bey einer großen Ueberschwemmung des Amazonenflusses zu Grunde gieng. In eben diesem 1688sten Jahre legten sie auch an dem Flusse Macapa, auf den Trümmern eines Forts, welches

welches die Franzosen verlassen hatten, eine kleine Festung an; als diese sich aber darüber beschwerten, so versprachen die Portugiesen 1701 im Lissaboner Frieden, diese Festung zu schleifen, nachher aber wurde ihnen im Utrechter Frieden 1713 der südliche Theil von Guiana, von Cap Nord bis an den Amazonenfluß, von den Franzosen abgetreten, weswegen sie dann auch das Fort Macapa, ungefähr zwey Meilen nördlich von dem vorigen, an der Westseite des Amazonenflusses, wieder aufbaueten. Im Jahr 1723 richteten sie an der Seite des Flusses Oyapoco das Wappen des Königes von Portugall auf, welches aber bald hernach von den Franzosen, die sich das Eigenthum dieses Flusses zuschrieben, wieder weggeräumet ward.

Um die Besitzungen des portugiesischen Antheils von den übrigen abzusondern, muß man genau merken, daß sie denjenigen Theil ausmachen, der von Cap Nord bis Rio Negro gegen Süden am Amazonenflusse und in der Gegend desselben liegt; ingleichen die Flüsse und Ströme, die dieß Land bewässern. Hinter dem Cap Nord auf der Westseite ist eine Bay, die sich nach Süden erstreckt, und etwas über eine Meile breit ist, in welche sich der Fluß Arouari ergießt. Gedachtes Cap ist die nordöstliche Spitze einer niedrigen Insel; dieser gegen über liegen auf der Ost- und Südseite noch andere, welche die Inseln Toulerou heißen, ihre Anzahl, Größe und Umfang aber ist nicht bekannt. Zwölf Meilen in Süden vom Cap Nord ist der Fluß Arouari, welcher aus Westen kommt, seine daran liegenden Länder aber sind wenig bekannt. In diesem ganzen Strich Landes findet man nicht mehr, als drey Pflanzorte, nämlich Thuete an dem Flusse gleiches

Namens; Uramen und Pari; diese drey Oerter sind indianische Flecken, die unter der Botmäßigkeit der Portugiesen stehen, ihre Wohnplätze aber bisweilen verändern. Zwischen den Flüssen Mecapa und Paru zählt man neun andere Flüsse, und die ganze Küste des Amazonenflusses erstreckt sich zwischen diesen Flüssen südwestlich und südsüdwestlich, hernach läuft sie sieben bis achtehalb Meilen südlich. In diesem ganzen Striche findet man weiter nichts Merkwürdiges, als einige Inseln von verschiedener Größe. Am Ende dieser Strecke macht die Küste eine Krümmung, und wendet sich nach Westnordwesten, bis an das Fort Pauxis. Wegen der unzähligen Menge Inseln, die in diesem Striche im Amazonenflusse von gleicher Größe angetroffen werden, kann man die Entfernung nicht genau bestimmen. Westwärts von Pauxis findet man eine Mission der Geistlichen, und westlich drey Meilen einen Flecken Surubin, an einem Flusse gleiches Namens.

Funfzehn Meilen westwärts vom Dorfe S. Lorenz liegt der Flecken S. Pierre de Nolasque, welcher an einem Flusse liegt, der sich in verschiedenen Armen in den Amazonenfluß ergießt. Die Portugiesen sind über fünf und siebenzig Meilen im Rio Negro, oberhalb seiner Mündung, hinaufgefahren, und der ganze bekannte Theil dieses Flusses ist an seinen Ufern von portugiesischen Missionarien bevölkert, die bis neun Meilen von einander entfernt sind. Auch sind daselbst einige indianische Wohnplätze.

Alle diese portugiesische Besitzungen stehen unter der Regierung von Para, bey welcher ein Gouverneur oder Capitain den Vorsitz hat; die Portugiesen nennen ihn deshalb so, weil er auch Generalcapitain

bey

bey dem Militaire ist. Er stehet übrigens unter dem Unterkönige von Brasilien, welcher diese Landschaft im Namen des Königes regieret, und in S. Salvator residiret. Dieß Gouvernement ist auch noch in verschiedene kleinere Gerichtsbarkeiten vertheilet.

4) Das niederländische Guiana.

Der Antheil, den die Niederländer an Guiana haben, und deshalb auch das niederländische Guiana genannt wird, ist allerdings das erheblichste. Die Holländer und Seeländer haben wahrscheinlich im Jahr 1581, oder kurz vorher, nicht allein den Oronoque- und Amazonenfluß, sondern auch die ganze Küste von Guiana angefangen zu besuchen. Der Amazonenfluß, der Wiapaco, Apurwaca und Cauwo, sind auch schon in den Jahren tausend fünfhundert und etliche neunzig von den Holländern und Seeländern besucht worden, ja die Staaten von Holland erhielten im Jahr 1581 die Erlaubniß, daß die Fahrt von Privatpersonen unternommen werden durfte, und die Landesobrigkeit stiftete deshalb 1614 eine Generaloctroy, wo jedem, der neue Häfen, Länder oder Durchfahrten entdecken würde, die Freyheit ertheilt wurde, vier Jahr sie zu befahren.

Besonders schickte ein gewisser Adrian Hontriks ten Haaf, Bürgermeister von Middelburg, seine Schiffe schon im Jahr 1599 hierher. Auch die Einwohner von Vlißingen legten am Amazonenflusse zwey Festungen an, das Fort Oranien und das Fort Nassau; allein die Portugiesen zerstörten sie nachher wieder. Am Flusse Essequebo hatten sich die Holländer ebenfalls niedergelassen, wurden aber auch von den Spaniern und mit Hülfe der Indianer wieder weggetrieben, bis 1613 dennoch eine neue Kolonie an diesem Flusse zu Stande kam, die man

Nova Zelandia nannte. Diese war bereits im Jahr 1613 im vollkommenen Stande, sie wurde durch eine kleine Festung beschützt, und ob auch das Fort 1764 abgebrochen wurde, so erhielt sie sich doch im guten Stande; und es sind von Zeit zu Zeit aus Holland neue Versuche und Companien ausgegangen, die hier ihren guten Fortgang genommen haben.

Man theilt das niederländische Guiana ein, in die Kolonie Essequebo, wozu der Fluß Bouweron, nebst andern Flüssen und Districten gehöret: ferner in die Kolonie und den Fluß Demerary, welche Kolonien jetzt von der westindischen Compagnie und zwar von der Kammer Seeland, verwaltet werden: in die Kolonie Berbice, die durch besondere Directoren einer gewissen Gesellschaft, zu Folge der ihnen verliehenen Octroy, regieret wird; und in die Kolonie Suriname, wovon ein Drittheil der westindischen Compagnie, ein Drittheil der Stadt Amsterdam und ein Drittheil dem Hause von Aarssen von Sommelsdyk gehöret, jedoch unter der Hoheit der Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Man ist in der Gränzscheidung dieser Provinz nicht ganz einig, einige geben gegen Westen den Fluß Barmya zur Gränze an, andere den Fluß Waine, welcher von dem Oronoque ungefähr fünf Meilen ostwärts ist. Ob es gegen Osten durch den Fluß Sinamari, oder durch den Fluß Marowine durch das französische Guiana von dem holländischen geschieden wird, ist ungeachtet eines geschlossenen Vergleichs unbekannt.

Die ersten Flüsse, die man im niederländischen Guiana antrifft, sind die Kanäle oder Flüsse von Baryma, die ungefähr eine Meile breit sind, alsdann erstreckt sich die Küste südsüdöstlich, und macht

einen

einen Busen, die Bucht von Peche genannt, die eine Meile breit und anderthalb Meilen tief ist, und sich bis an den Fluß Moruga, bey den Holländern Marocke genannt, erstreckt, sechs Meilen von dem Flusse Waine. In dieser Bucht kommt eine Art Pech aus dem Grunde hervor, welches, wenn es eine Zeitlang über dem Wasser bleibt, so hart wie ein Stein wird. Am gedachten Flusse haben die Holländer einen Posten, der vorhin befestiget und mit einigem Geschütz versehen war, nun aber verfallen ist. Von hier kommt man zum Flusse Poumeron, an diesem Flusse, wie auch am Moruga, haben die Städte Middelburg, Vlißingen, auch Moruga und Veere im Jahr 1657 eine Kolonie angelegt, und an der Spitze des westlichen Ufers dieses Flusses wurde im Jahr 1757 auf Kosten der Compagnie und der Bürgerschaft von Essequebo ein Posten angelegt, um dem Durchgange der Sclaven Einhalt zu thun, jetzt aber ist er in schlechtem Zustande.

Der Fluß Essequebo, ehedem Araunama genannt, fällt unter sechs Grad Norderbreite ins Meer, etwa zwölf Meilen südsüdöstlich vom Cap Nassau. Die Mündung dieses Flusses ist mit niedrigen Inseln und Untiefen angefüllet; man rechnet die Breite auf drey Meilen. Bey der Einfahrt in diesem Flusse liegt am Ende des östlichen Ufers eine große Sandbank, die sich wohl auf drey Meilen ins Meer erstreckt. Der Inseln sind auch sehr viel, als z. B. die Tygerinsel, Leguaaninsel, Papageyeninsel, nebst noch einer Kette von Inseln, theils nördlich, theils südlich. Der Fluß Masserouny fließt von Südwesten nach Nordwesten fast in gerader Linie aus dem See Parima; in seiner Mündung hat er, wo er sich mit dem Essequebo vereiniget, verschiedene Inseln,

als z. B. die Dronkemannsinsel, die Schaafinsel und verschiedene andere, auf einigen derselben liegen Plantagen. Der dritte Fluß ist der Cajounce, der westlichste von den dreyen. Der Fluß Essequebo aber bleibt immer der interessanteste, und in demselben haben die Niederländer ihren letzten Posten Arinda auf einer Insel nahe bey den Wasserfällen, wovon er voll ist. Zwölf Meilen oberhalb des Postens findet man den Fluß Sibarouna, welcher seinen Lauf von Westen nach Osten richtet. An diesen Flüssen und verschiedenen Canälen findet man viele indianische Dörfer, und oberhalb Sibarouna das Dorf Parahan. Acht Meilen hinauf fällt der Fluß Kupumuwino in den Essequebo. Zwey Meilen westwärts ist ein großer See, Amacu genannt, der neun Meilen lang und fünf bis sechs Meilen breit ist.

An den Ufern des Essequebo, an welchen man jetzt gegen sechzig Plantagen zählet, ist das Land niedrig und morastig; allein einige Meilen aufwärts wird es höher und bergichter. Man glaubte ehemals, daß tiefer im Lande, besonders an der Westseite, Silberminen zu finden wären, wodurch die Versammlung der Zehnter im Jahr 1721 bewogen wurde, zu beschließen, einem jeden Erlaubniß zu ertheilen, sich auf eigene Kosten in dieser Kolonie landeinwärts zu begeben, um Bergwerke und Mineralien ausfindig zu machen. Die Unternehmer aber wurden in ihrer Erwartung betrogen. Sie fanden nur etwas, was dem Erze ähnlich war, allein die Reichthümer fand man nicht. Der Fluß Demerary wird von den Seeländern mit zur Kolonie von Essequebo gezogen; allein die Holländer betrachten ihn als eine besondere Kolonie. Dieser Fluß entspringt an dem hohen Gebirge, welches den Namen

der

der blauen Berge führet. In seiner obern Gegend hat er sieben bis neun, theils große, theils kleine Wasserfälle. Man trifft in diesem Flusse vier länglichte Inseln an, auf der einen, Borßelen genannt, ist die Wohnung des Commendanten. Diese Kolonie hat durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens so viel gewonnen, daß man im Jahr 1769 über hundert, theils Zucker-, theils Caffeeplantagen in derselben, und an den darin befindlichen Canälen zählte.

Ungefähr im Jahr 1709 segelten zwey französische Kaperbarken in den Fluß Essequebo hinauf, und setzten einiges Volk ans Land, in der Absicht, sich dieser Kolonie zu bemächtigen, oder sie wenigstens zu plündern. Sie verbrannten auch einige Plantagen, waren aber nicht im Stande, das Fort zu verderben, denn durch Hülfe der Indianer wurden die Franzosen zurückgetrieben.

Im Jahr 1731 und in den folgenden beschlossen die Compagniesclaven auf der Plantage Poelwyk, an einem bestimmten Sonntag, sich wegen eines geringen Streites zu rächen, und die Plantage zu verwüsten, welches sie auch wirklich ins Werk richteten, wobey der Eigenthümer großen Verlust erlitt, und weiter nichts thun konnte, als daß er die Anführer davon bestrafte, und den Obersten lebendig verbrennen ließ; und so haben wiederholte Zufälle, oft auch Erdbeben, manchen Schaden an den hiesigen Plantagen gethan.

Essequebo. Das Klima in Essequebo und Demerary ist viel gemäßigter, als in den übrigen niederländischen Kolonien, weil die meisten Bäume von der See an längst dem Flusse gefällt werden, das Land angebauet und zu Plantagen eingerichtet wird. Daher wehen

die Seewinde daselbst freyer, und die Hitze wird merklich abgekühlet. Ehemals waren am Flusse Essequebo zwey Kirchen. Der Gottesdienst wird daselbst von einem Prediger bald auf dieser, bald auf jener Plantage besorgt. Diese Kolonien werden jetzt, unter dem allgemeinen Namen von Essequebo, von der westindischen Compagnie, und von der seeländischen Kammer verwaltet. Aus diesen und aus einem Polizeyrathe und aus dem Criminal- und Civiljustizrathe bestehet die Regierung in Essequebo.

Der Polizeyrath bestehet aus dem Gouverneur, Commandeur, Commendanten, Director und einem Secretair. Er versammelt sich gewöhnlich viermal im Jahre, nämlich am ersten Sonntage nach dem funfzehnten Januar, und so ferner alle drey Monate, um die Berichte von den Compagnieangelegenheiten und von der Austheilung der Ländereyen anzuhören.

Berbice. Die Kolonie, welche zunächst an Demerary gränzt, heißt Berbice. Ihre Gränzen sind gegen Nordwesten der Canal Abary, welcher ungefähr drey Meilen vom Flusse Berbin entfernt ist, wo die Kolonie einen Posten hat. Dieser Canal macht nach einem Vergleiche von 1672 die Gränze von Berbice und Demerary; hier wurde ausgemacht, daß die Einwohner von Berbice einen Posten von funfzehn bis sechzehn Mann, welchen sie in das indianische Dorf Naby, drey Stunden von Demerary, gelegt hatten, um Orlian und andere Waaren von den Indianern einzutauschen, zurückziehen, und die Westseite dieses Canals den Einwohnern von Essequebo überlassen sollten. Gegen Osten gränzt Berbice an die Kolonie von Suriname, von welcher es durch einen Gränzpfahl in der Westseite des breiten Wassers, zwischen den Flüssen Berbice und Corention, abgesondert wird. Dieses sogenannte breite Wasser ist

ist eigentlich eine zwey bis drey Fuß tief unter Wasser stehende Savaane, deren Ufer mit weißem Sand bedeckt ist. Diese Besitzungen erstrecken sich also längst dem Ocean von dem Posten am Canal Abary, an dessen Ostseite man eine Waldung findet, die etwa eine Meile im Umfange hält, und deren Bäume einen guten Balsam geben, welchen die Indianer mit großem Vortheil sammeln.

Rio de Berbice ist derjenige Fluß, von welchem die Kolonie ihren Namen hat, so wie die meisten Kolonien ihren Namen von den Flüssen entlehnen, an welchen sie liegen. Mitten in diesem Flusse liegt eine Insel, die **Krabbeninsel** genannt; Schanzen und Flüsse sind in der ganzen Gegend häufig anzutreffen. Oben an dem genannten Flusse lag ehemals an der Ostseite das Fort Nassau, und in einer kleinen Entfernung der Flecken **Neuamsterdam**, ein Ort aus etwa zwanzig zerstreuten Häusern, die ohne einige Ordnung hingesetzt sind. Neuamsterdam. In den obern Gegenden eines Flusses, dessen Ursprung man nicht weiß, wahrscheinlich aber aus dem Gebirge Andes entspringt, findet man verschiedene Steinklippen, aber keine Wasserfälle, wie in Surinam und Essequebo. Auf diesen Klippen sollen, wie einige behaupten, annoch Denkmäler von den Spaniern gefunden werden, die diese Küste zuerst entdeckt und bereiset haben, obgleich einige dafür halten, es seyn Denkmäler der Einwohner. Die ganze Küste von Berbice bestehet aus Schlammgründen, die größtentheils mit Manglesbäumen und mit niedrigem Gesträuche bedeckt sind, daher dieselbe ganz unzugänglich ist. Der Boden an beyden Ufern des Flusses ist niedrig, und ungefähr auf zwey Meilen ins Land hinein mit schönen Bäumen bewachsen, die dem Auge einen reitzenden Anblick gewähren. Man findet von

Thieren hier Affen, Papageyen, und andere Thiere und Geflügel im Ueberflusse.

Längst dem Flusse sind wohl hundert, meistens Caffee-, Baumwoll- und Cacaoplantagen angelegt, da hingegen in dieser Kolonie nur vier Zuckerplantagen gefunden werden. Da Berbice der Mittellinie so nahe liegt, daß die Sonne den Einwohnern sehr heiß werden muß, so ist es doch noch eine glückliche Begebenheit, daß die Winde diese unerträgliche Hitze in etwas mildern. Daher kann man auch auf den Anbau vieler natürlichen Produkte bedacht seyn; man bauet zum Beyspiel Zucker, Caffee, Cacao und Baumwolle ꝛc.

An den Flüssen und Canälen wohnen die **Arowakken, Warouwen** und **Schotjes**; die letztern sind eigentlich keine Nation, sondern nur eine große Familie Arowakken, die sich von jeher zusammen gehalten haben. Mit vielen dieser hier herum zerstreut liegenden Völkerschaften stehen die Holländer in Bündnissen, und bey den Arowakken haben es die mährischen Brüder so weit gebracht, daß sie eine sehr große Anzahl derselben zum christlichen Glauben gebracht haben. Die Dörfer der Arowakken lagen sonst in der Mitte der besten und ebensten Länder oder Savaanen auf Anhöhen; ihre Hütten standen alle in einer guten Ordnung: in der Mitte war ein großer Platz, wo sie ihre Versammlung hielten. In einigen dieser Dörfer war auch ein Waffenhaus, welches hundert und dreyßig bis vierzig Fuß breit und rings herum mit Pallisaden besetzt war, um sich bey feindlichen Ueberfällen vertheidigen zu können.

Bey allen diesen Völkern waren vormals die schon beschriebenen Feyerlichkeiten, sowohl bey Hinrichtung ihrer Gefangenen, als bey der Art, ihre Capitaine

pitaine zu erwählen, im Gebrauche; allein jetzt sind alle, die in der Nachbarschaft der niederländischen Besitzungen wohnen, gesitteter und menschlicher geworden; sie verkaufen ihre Gefangenen, die nicht von freyen, sondern sclavischen Nationen sind, an die Holländer. Auch bey der Wahl der Capitaine fallen jetzt weiter keine Feyerlichkeiten vor, weil sie zu dieser Würde von dem Gouverneur der Kolonie erhoben werden. Dieser beschenkt sie mit einem Rohr mit silbernem Knopfe, nebst einem Huthe, unter dem Ansuchen, sich in jedem Nothfall der Kolonie anzunehmen und sie unterstützen zu helfen.

Hier ist es nöthig, daß wir noch etwas von der Geschichte dieser Kolonie nachholen, und damit anfangen, wo wir schon oben gesagt haben, daß Pierre und seine Missionarien im Jahr 1602 eine Octroy erhalten haben, die Küste von Guiana zu befahren, wo sie auch im Jahr 1626 am Flusse Berbice eine Kolonie anlegten. Diesen widersetzten sich die Landeseinwohner, und besonders die Caraiben, mit aller Macht: sie beunruhigten die Kolonie durch feindliche Einfälle, tödteten und verwüsteten alles; weshalb man sich genöthiget sah, ein Fort anzulegen und verschiedene Posten und Brandwachen zu errichten. Das Feuergewehr der Europäer siegte endlich über die Pfeile der Indianer, und das gütliche Betragen der ersten beruhigte den Zorn der letztern, so daß sie in der Folge friedlich zusammen lebten. Man kann übrigens von den Begebenheiten dieser Kolonie in ihren ersten Zeiten nicht viel Erhebliches anführen, da sie nur das Eigenthum von Privatpersonen war, welche besonders Zucker, Tabak und Rocou baueten. Man findet bloß, daß die Engländer im Jahr 1665, nach der Eroberung von Surinam und Essequebo, einen Anschlag gegen Berbice ausführen wollten, der aber miß-

mißrieth. In dem Kriege mit Frankreich im Jahr 1689 kamen die Franzosen mit einigen Schiffen in den Fluß Berbice, wo die Holländer durch Erlegung großer Summen ein noch größeres Uebel abwendeten; aber im J. 1712 traf diese Kolonie ein härteres Schicksal: die Franzosen kamen aufs neue und mit verstärkter Macht, um Geld zu erpressen; das Fort Nassau wurde beschossen, es mußten wieder neue Geldsummen aufgebracht werden, und die Einwohner geriethen darüber in die größte Armuth. Dieses Uebel war noch nicht vergessen, so kam schon ein neuer Unglücksfall, der sich in ihrer Mitte erzeugte. Die Sclaven empörten sich auf eine erstaunliche Weise, und wollten das Joch abwerfen; die Kolonie würde es durch eigene Kräfte gar nicht so weit, als sie noch jetzt ist, haben bringen können, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit vom Mutterlande Hülfe erhalten hätte. Da aber dieser Sclavenaufstand, ausführlich beschrieben, eine eigene Abhandlung erfordert, und wir in der folgenden Provinz neue Gelegenheit, von dieser Handlung zu sprechen, haben, so verlassen wir Berbice und wenden uns nach Surinam.

Die Landschaft Surinam.

Die Landschaft **Surinam** liegt am Flusse gleiches Namens. Ehedem waren die Franzosen, und nach ihnen die Engländer, Herren dieses Landes; man sagt, sie hätten es bloß deshalb verlassen, weil sie es zu ungesund gefunden hätten. Der Holländer erste Niederlassung wurde durch einige Einwohner von Seeland, unter dem Schutz der Staaten dieser Provinz, unternommen. Von den Staaten von Seeland wurde diese Kolonie an die ostindische Compagnie abgetreten, und als diese sich außer Stand sah, die benöthigte Hülfe zur Urbarmachung der morastigen Ländereyen dahin zu senden, und folglich eine Kolonie daraus zu machen, trat sie ein Drittheil derselben

an

an den Rath von Amsterdam ab, ein Drittheil an den Herrn von Aarssen, und behielt nur ein Drittheil für sich. Deshalb hat man diese Kolonie die Gesellschaft von Surinam genannt, welche bis jetzt unter der Verwaltung der drey Oberherren, nämlich der ostindischen Handlungsgesellschaft, der Stadt Amsterdam und der Erben des verstorbenen Herrn von Aarssen, geblieben ist.

Durch die schnelle Aufnahme dieser Kolonie wurden die Generalstaaten bewogen, derselben viele Vortheile zuzugestehen. Sie ertheilten derselben wirklich einen aus zwey und dreyßig Artikeln niedergeschriebenen Freyheitsbrief, welcher sowohl zum Besten der westindischen Handlungsgesellschaft, als auch zur Sicherheit der Einwohner, oder derer, die sich noch künftig dort niederlassen würden, abzielete.

Die Mündung des Flusses Surinam liegt zwischen Cajenne und der Kolonie Berbice, in einer Entfernung von sechzig Meilen von der erstern; die Küsten derselben machen also eine Strecke von etwa neunzig Meilen aus. Die nördlichen Ufer sind mit einer unzähligen Menge der schönsten Bäume, zwischen welchen sich viele Moräste befinden, bedeckt. Die vornehmsten Flüsse des Landes sind die Marawine, der Saramaka, der Surinam, die Kommewyne und der Rottika.

Zwey Meilen von dem Einflusse des Surinamflusses ist auf jeder Seite des Ufers eine Schanze befindlich, welche mit einer hinlänglichen Anzahl von Geschütz und Mannschaft jederzeit besetzt ist, um das Einlaufen in denselben zur Zeit des Krieges zu verhindern, weil sie so angelegt sind, daß alle Schiffe, welche den Fluß hinauf segeln wollen, vorbey müssen. Wenn man den Fluß weiter hinauf kommt, erblicket man

man in der Ferne die neue Festung, Amsterdam genannt, welche an der Mündung des Flusses Kommewyne zur Linken und den obbemeldeten Schanzen gegen über liegt. Im Jahr 1734 machte man den Anfang mit ihrer Anlegung, und erst im Jahr 1747 ist sie völlig fertig geworden. Sie ist auf eine Art Felsen gebauet, mit breiten Graben umgeben, und übrigens sehr wohl befestiget.

Zwey Meilen von dieser Festung, den Fluß weiter hinauf, liegt eine zweyte Festung, Namens Zeelandia, welche, der Sage nach, von den Portugiesen erbauet, ihnen von den Engländern entrissen, diesen aber von den Seeländern im Jahr 1667 wieder weggenommen worden ist. Diese Festung, welche der Paramoribo. Stadt Paramoribo gewissermaßen statt einer Citadelle dienet, ist ein gemauertes Fünfeck, und mit einer Art bedeckten Weges umgeben, zu welchem man auf einer Seite, vermittelst einer hölzernen Brücke, kommt. Sobald man bey dieser Festung vorbey ist, erblickt man die Stadt Paramoribo; dasjenige, was die Einwohner die Festung nennen, ist eigentlich die Stadt Paramoribo, welche ehedem ein von Indianern bewohntes Dorf war, und von welchem sie ihre Benennung erhalten hat. Sie ist zum Theil am Ufer des Flusses, ohngefähr sechs Meilen vom Meer, gelegen, und auf einen sandichten, kiesichten Felsen gebauet. Alle Häuser, deren man achthundert zählet, sind sehr regelmäßig erbauet, und wegen der großen Hitze fast alle ohne Fenster, auch hat fast jedes seinen besondern Garten. Sie sind, außer dem Gouverneur- und dem Commendantenhause, nur von Holze, kosten demohngeachtet aber, wenn man von dem kleinsten anfängt, fünf- bis fünf und zwanzigtausend Gulden Holländisch, je nachdem sie groß sind, aus Ursache der überaus theuern Materialien

sien und des Transportes. Das Haus des Gouverneurs ist an dem Sammelplatze der Soldaten, dem Ort des Flusses gerade über, gelegen, woselbst alle Fremde ans Land steigen. An das Gouverneurhaus, welches ebenfalls mit einem schönen Garten versehen ist, stößt das Commendantenhaus; beyde gehören der Gesellschaft. Fast alle Straßen sind mit Alleen von Pommeranzenbäumen vor den Häusern bepflanzt, die zweymal im Jahre blühen und den Ort vortrefflich machen. Das Rathhaus ist ein sehr schöner Platz, gleichfalls mit Bäumen besetzt, wo jetzt der Sclavenmarkt gehalten wird. Der Obertheil des Rathhauses ist dem Gottesdienst gewidmet, welcher daselbst alle Sonntage, des Morgens in holländischer und des Nachmittags in französischer Sprache, gehalten wird. Zu dem Ende sind auch zwey holländische und ein französischer Prediger hier. Auch die Lutheraner haben eine prächtige Kirche, sie liegt am Ufer des Flusses, und ist ganz von Steinen erbauet. Die Juden, deren Anzahl hier sehr groß ist, sowohl portugiesische als deutsche, haben ebenfalls zwey Synagogen. Außerdem findet man auch noch ein Armenhaus, wiewohl es wenig Arme unter ihnen giebt, und mehr für Alte und zur Arbeit Unfähige bestimmt ist.

Die Besatzung der Stadt beläuft sich, mit Inbegriff der Artilleristen, auf zwölfhundert Mann, wovon die eine Hälfte im Solde der Gesellschaft, die andere im Solde der Einwohner der Kolonie stehet. Diese Völker stehen unter den Befehlen des Gouverneurs, welcher ihr vornehmster Oberster ist, und von der Gesellschaft ebenfalls ernennet wird, seine Bestallung aber von den Generalstaaten erhält. Für die kranken Soldaten ist gleichfalls ein Lazareth angelegt, welches von der Gesellschaft unterhalten wird. Außer

den

den regulirten Truppen machen die Einwohner der Stadt noch unter sich drey Compagnien von Miliz, zusammen zweytausend Mann, aus. Jede dieser Compagnien stehet unter den Befehlen eines Hauptmanns und eines Lieutenants, welche im Nothfall bereit seyn sollen, gegen den Feind zu fechten, weshalb jeder Einwohner mit einer guten Flinte, mit Pulver und Bley versehen ist. Diese Einrichtung findet man an allen Flüssen, wo Pflanzungen sind, denn eine jede derselben hat verschiedene Abtheilungen, welche kleine Compagnien ausmachen.

Die Oberaufseher und Schreiber, welche auf diesen Pflanzungen wohnen, werden überhaupt in acht Abtheilungen eingetheilet, davon eine jede ihren Hauptmann, Lieutenant, Unterlieutenant und ihren Fähndrich hat, die sich bey dem ersten Kanonenschuß, welcher als ein Lärmzeichen gelöset wird, an die ihnen angewiesenen Plätze begeben müssen. Sie sind übrigens eben so gut bewaffnet als in den Städten, ihre Anzahl ist aber kaum tausend Mann.

Ehedem entschieden der Gouverneur und einige Mitglieder des Raths alle in der Kolonie entstandene Streitigkeiten in der letzten Instanz und ohne weitere Appellation, welches damals, weil nur wenig Pflanzungen, und folglich wenig Prozesse, waren, eben nicht schwer fiel; seitdem sich aber ihre Anzahl vermehret hat, sind auch mehrere und wichtigere Prozesse entstanden. Da die aus Europa neu angelangten Personen diese Streitigkeiten oft erweitern, so hat man beschlossen, an ein höheres Gericht zu appelliren; jedoch ist der Gouverneur, vermöge seiner Würde, Präsident aller drey Gerichte in Surinam. Das erste dieser Gerichte, welches das **Polizey- und Criminalgerichte** heißt, bestehet aus drey Personen; das zweyte, welches den Namen eines Justiz-

hofes

hofes führet, und dessen Mitglieder von dem ersten Gericht erwählet werden, bestehet aus zwölf Personen; das dritte Gericht ist nur ein kleines Commissionsgerichte, welches aus einem Vicepräsident bestehet, der die Stelle des Gouverneurs vertritt. Alle vier Jahr werden neue Mitglieder dieses Gerichts erwählet, die Schreiber ausgenommen, deren Aemter in allen dreyen Gerichten auf Zeitlebens dauern. Die Regierung hat auch eine Waysenkammer angeordnet, die unter der Aufsicht zweyer Commissarien und eines Schreibers stehet.

Unter der Benennung Domainen verstehet man hier die Einkünfte, welche die Gesellschaft aus dieser Kolonie ziehet. Selbige bestehen in verschiedenen Abgaben, welche die Einwohner an verschiedene Einnahmecomtoirs bezahlen müssen, die zur Erhebung der Einkünfte angeordnet sind. Erstens die Ein- und Ausgangsabgaben von den englischen Waaren; zweytens die Abgaben von dem Handel; drittens von den Produkten der Plantagen, die außer Land gehen, als Caffee, Baumwolle, Zucker, Bauholz u. s. w.; von allen diesen Abgaben wird die Besatzung besoldet, der Ueberschuß aber den Herren von der Gesellschaft überliefert. Das zweyte Comtoir ist der Kopfsteuer gewidmet, für welche eine jede Person, sowohl Weiße als Sclaven, von drey bis zwölf Jahren fünf und zwanzig Stüver, und von zwölf bis sechzig Jahren funfzig Stüver jährlich bezahlet. Von dieser Abgabe sind alle Weiße, die nicht im Lande geboren sind, die ersten zehn Jahr ihres dortigen Aufenthaltes befreyet. Das dritte hat den Verkauf unter sich. Das vierte ist dasjenige, wo die Einwohner den reinen Gewinnst angeben müssen, welchen sie während den Jahren eingenommen haben, wovon sie ein Gewisses abgeben. Bey dem fünften

werden die Eingangs- und Abgaben von allerhand Weinen, Bieren, Branntewein und allerhand starken Getränken entrichtet. Zu dem sechsten gehöret die Einnahme der Abgaben von den Häusern, Equipagen und Vieh, dessen Einkünfte zu dem Wegbessern, den öffentlichen Plätzen und den sogenannten Savanen oder Viehweiden angewendet werden.

In Rücksicht der physikalischen Beschaffenheit ist es ein weitläuftiges und mit einer großen Menge von Flüssen und Kreeken durchschnittenes Land, welches außerdem von sehr vielen morastigen Wäldern bedeckt wird, daher es nothwendig die Luft sehr anstecken und zu einer fast beständigen Abwechselung der Jahreszeiten Gelegenheit geben muß. Nichts destoweniger rechnet man viere derselben, oder vielmehr **zwey trockene** und **zwey regenhafte**; was man aber eigentlich den Sommer nennet, ist die große und unmäßige Hitze, welche auf das beständige und heftige Regenwetter folget. Ferner herrscht in diesem Lande eine beständige Tag- und Nachtgleiche, weil die Sonne jederzeit des Morgens um sechs Uhr auf und zu eben dieser Stunde des Abends wieder untergehet. Es hat die Vermuthung ziemlich viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß dieses Land nicht gesund ist. Erstens ist die Luft, wenn die Sonne in ihrem höchsten Stande ist, sehr gefährlich und dem Körper sehr nachtheilig; ferner sind die Früchte an sich sehr kühlend, und also bey diesen Umständen gefährlich; der Dunstkreis ist dergestalt erhitzt, daß seine Hitze eine schleunige Auflösung in den Säften hervorbringt. Die unbeständige Witterung und andere damit verbundene Uebel erzeugen eine Menge Unfälle, die alle auf die Gesundheit der Menschen nothwendig Einfluß haben müssen. Die vielen morastigen Gegenden, welche durch Menschenhände verbessert werden können, ingleichen

gleichen die großen Wälder, deren Ausdünstung sehr schädlich ist, sind mit eine Ursache, warum der Boden, wegen seiner großen Feuchtigkeit, keine von unsern europäischen Fruchtarten hervorbringt, als Birnen, Aepfel, Kirschen, Johannisbeeren, Pflaumen, Pfirsichen, Apricosen ꝛc.; doch giebt es auch eine Menge andere Früchte, die diese Stelle sattsam vertreten: und wir haben oben bereits in der Beschreibung der Naturgeschichte dieses Landes gesehen, daß seine Produkte sehr mannichfaltig sind, sowohl an Pflanzen und Thieren als an Steinarten; von welchen letztern sich hier in Surinam mehr, als in den andern Provinzen, wie auch Kupfer, Silber, Gold, Bley, Eisen und andere Mineralien, befinden.

Die ersten Einwohner dieser Kolonie sind ohnstreitig Indier gewesen, wie diejenigen sind, welche anjetzo noch auf den benachbarten Inseln Cajenne und Berbice ꝛc. wohnen; sie sind im Lande hin und wieder zerstreuet, und machen verschiedene Dorfschaften aus, von denen schon oben hinlänglich Nachricht gegeben worden ist. Auch haben wir die verschiedenen Nationen schon geschildert, und hier bleiben wir nur bey denen stehen, die zu der hier zu beschreibenden Landschaft Surinam und deren Gebiete gehören. Die ersten sind die **Caraiben**, welchen Namen man allen Indianern der Kolonie beylegt, und welche fast alle nackend gehen. Es hat übrigens eine jede Nation ihre besondere Arten, sich zu putzen, oder vielmehr, sich zu verunstalten. Einige machen sich Mützen, oder andere Arten des Putzes, von den schönsten Vogelfedern des festen Landes. Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen, Keulen und einem bloßen Messer. Nicht als ob ihnen der Gebrauch der Feuerröhre gänzlich unbekannt seyn sollte, denn es giebt einige unter ihnen, die sehr gut

schießen, deren sind aber nur wenige; die meisten unter ihnen würden bey dem Gebrauche derselben Gefahr laufen, sie in ihren Händen zu zersprengen, weil sie die Gewalt des Pulvers, folglich auch die Art, wie man laden muß, gar nicht kennen. Ihre Bogen sind sechs Fuß lang, und von einem sehr schönen, schmeidigen, schweren, dichten und harten Holz gemacht, welches Letterholz genannt wird. Sie besitzen eine große Geschicklichkeit, ihre vergifteten Pfeile abzuschießen; die Keulen sind zwey und einen halben Fuß lang, von sehr hartem und schwerem Holze, und wissen sie sehr geschickt zu führen.

Die hiesigen Nationen verändern oft ihren Wohnsitz, und man weiß nicht, ob Unbeständigkeit oder Vorsicht die Ursache ist. Auch irret man, wenn man glaubt, sie wüßten nichts von Zucht oder politischer Einrichtung unter sich, vielmehr ist es gerade das Gegentheil. Jedes Dorf bestehet aus verschiedenen Familien, deren Anzahl sich etwa auf dreyssig, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, erstrecket, die alle unter einem Oberhaupte stehen, welches in ihrer Sprache Grandmann genennet wird, und welchen sie als ihren Kriegesobersten ansehen, unter dessen Befehlen alle sich versammeln. Bald wohnen sie in den Wäldern, bald am Ufer des Meeres, bald in den Pflanzungen, bald an den kleinen Flüssen; und wir haben gesehen, daß ihnen ihre Wohnungen wenig Mühe kosten. Uebrigens lieben sie die Ruhe und Bequemlichkeit in sehr hohem Grade, die Weiber sind weit thätiger als ihre Männer, und ihre Nahrung kommt ihnen bloß von den einfachen Produkten der Natur.

Von der Religion dieser Völker kann man nichts sagen; sie scheinen wenig Begriffe davon zu haben, und es hält allemal schwer, sie zum christlichen Glau-

Glauben zu bringen. Ihre Heirathsgebräuche sind ebenfalls sehr einfach; denn es ist genug, daß derjenige, so ein Mädchen heirathen will, ihr seine ganze Jagd und seinen Fischfang, welchen er in einem Tage gemacht, hinbringt; nimmt sie dieses Geschenk an, so ist es ein Zeichen, daß sie ihn heirathen will; alsdann bereitet sie ihm das Abendessen und bringt es ihm in seine Hütte; von hier begiebt sie sich wieder nach Hause, und den folgenden Tag kommt sie wieder, um die Heirath festzusetzen. Der künftige Ehemann stellet während der Zeit mit seinen Verwandten und Freunden große Jagden und Fischfänge an. An dem Hochzeittage geht der Bräutigam zu seiner Braut, um ihr zu sagen, er wolle sie zur Frau haben; mehr bedarf es nicht, und sie gehet sogleich mit ihm. Dennoch sind die Weiber die Sclavinnen ihrer Männer, welche eine uneingeschränkte Gewalt über sie haben; doch ist die Vielweiberey bey ihnen unbekannt. Die einzige Achtung, die sie für ihre Weiber haben, ist, daß sie ihnen, wenn sie von ihren Feldzügen zurückkommen, die Schädelhaut der von ihnen erlegten Feinde zum Zeichen ihres Sieges mitbringen, damit diese sich damit schmücken und ihre Siege bekannt machen können. Die Frau darf übrigens niemals mit dem Manne essen, sondern sie muß ihm bey Tische aufwarten, und alsdann geht sie hin, um mit ihren Kindern zu essen. Sie haben durchgängig nicht viel Cerimonien, es sey bey Freude oder bey Leid. Im letztern Fall aber wird durch das Absterben eines Indianers dessen ganze Verwandtschaft in Trauer gesetzt. Ihre Begräbnisse geschehen auch ohne alle Ceremonien, aber mit vielen Merkmalen der Traurigkeit, weil sie dabey ohne Unterlaß schreyen und heulen. Das erste bey der Beerdigung ist, daß man den todten Körper wäscht, alsdann mit einem Oel bestreicht, hierauf mit einem Strick die Arme

zwischen den Knien dergestalt bindet, daß der Kopf auf den beyden Händen ruhen könne, welche zum zweyten Male zusammen gebunden werden; sodann wird er in einen Sack von neuer Leinewand gesteckt und in seiner Hütte begraben. Neben ihm werden alle seine Kriegesrüstungen gelegt, weil man glaubt, daß er sie sämmtlich in jener Welt nöthig haben werde.

Die Nationen, von denen wir hier sprechen, haben unter andern auch eine große Liebe zum Reisen; und da die Kolonie Surinam von vielen Flüssen und sogenannten Kreeken durchströmet wird, auch an viele Inseln gränzt, z. B. an Cajenne, Brasilien, Berbice, an die Küsten der Amazonen und die spanischen Besitzungen, so können diese Völker nicht anders zusammen kommen, um mit einander Unterhandlung zu pflegen, das heißt, ihre Waaren gegen einander abzusetzen, als daß sie ihre Reisen auf Kähnen verrichten. Ihre Waaren aber sind Hangematten, Körbe, Waffen, Balsam und Schildkröten. Sie versäumen niemals, ihre Hangematten, Bogen und Pfeile zur Jagd und zum Fischfange mit sich zu nehmen, denn um ihren Lebensunterhalt sind sie nicht im geringsten besorgt, sondern warten auf ein günstiges Geschicke, wo sie ihn finden werden. Machen sie aber sehr große Reisen, so führen sie einigen Vorrath an Fleisch und gedörrten Fischen, die sie mit Pfeffer essen, ingleichen Kuchen von Kassave statt des Brodes, mit sich. Sobald die Sonne untergegangen ist, treten sie an das Land, befestigen ihre Hangematten an zwey Bäume, und bedecken sie mit Blättern, um darin bis zum Sonnenaufgang zu ruhen.

Zuweilen

Zuweilen verrichten sie auch Reisen auf dem Lande, und alsdenn geht ihr Haupt der Gesellschaft, welcher sich durch seinen Anzug von den übrigen unterscheidet, voran. Müssen sie durch Waldungen, so unterläßt er nicht, mit einem Messer Zeichen an den Bäumen einzuschneiden, um sich nicht zu verirren; übrigens besitzen sie eine äußere ordentliche Geschicklichkeit, den Fußstapfen derjenigen, welche durch eine Gegend gekommen sind, auch da zu folgen, wo kein anderer, als sie, dergleichen jemals entdecken würde.

Wenn sie Kriege führen wollen, so beruft das Oberhaupt der Gemeine die Nation zusammen, bringt alles in Vorschlag, hierauf wird gespeiset und getanzt, wozu sie Flöten und Schellen haben, aber alle beyde Instrumente sind ihrer Ungeschicklichkeit angemessen. So auch ihre Tänze, es ist nichts als ein Herumgehen, wobey sie mit den Füßen auf die Erde stampfen.

Von den gemeinschaftlichen Gebräuchen der zu Paramaribo wohnhaften Europäer und von ihrer Handlung müssen wir hier noch einige umständlichere Nachrichten mittheilen. Man muß zuförderst nicht erwarten, daß die Europäer in Surinam, so wie die Caraiben, leben, obgleich diejenigen, welche sich zuerst aus unserm Welttheile in jenem Lande niedergelassen haben, sich der Einfalt dieser Völker, um sie zu gewinnen, gleich gestellet haben. Es ist ein Irrthum, wenn man sich einbildet, daß man dort einen verdorbenen Geschmack habe, sowohl in Ansehung der Nahrung, als der Speisen. Alles, was man sagen kann, ist, daß daselbst eine erlaubte Freyheit herrscht, die wir in unsern großen Städten nicht kennen, und daß man dort nicht gezwungen ist, sich den ganzen Tag zu putzen. Der Bürger so wie der Pflanzer, (diesen Namen legt man allen denjenigen bey, welche

Plantagen besitzen,) auch selbst, wenn sie in Gesellschaft gehen, können daselbst in einer weißen Weste, mit einer weißen baumwollenen Mütze auf dem Kopfe, und ein Huth darüber, ohne Furcht des Verlachens erscheinen. Es ist sogar seine gewöhnliche Kleidung, auch der Künstler thut dasselbe, und nur das weibliche Geschlecht macht eine Ausnahme, und sucht zu gefallen. Auch an guten Tafeln fehlt es hier so wenig, als in einer andern verschwenderischen Stadt, und zum Glück hat man auch manche angenehme Früchte, die von der Natur das ganze Jahr dargeboten werden. Indessen, ob sie gleich alle Sitten der großen Welt, so wie ihre Verderbnisse, angenommen, oder vielmehr beybehalten haben, so reich ihre Tafeln besetzt sind, so viel Equipage ihre Einkünfte schmälern, und der Putz der Weiber des Mannes Güter verzehret; so wenig Einfluß hat dieses Beyspiel auf die Landeseingebornen; jene achten diese Sitten für nichts, und ziehen ihre natürlichen Bedürfnisse jederzeit den unnatürlichen und gekünstelten vor.

Die erste große Triebfeder dieses und jedes andern Landes, welche das Wachsthum aller wohleingerichteten Staaten befördert, ist die Handlung. Doch nur diejenigen dürfen Antheil an derselben nehmen, die von der Regierung der surinamischen Gesellschaft abhängen; und dieses gehet so weit, daß es keinem Schiffe von irgend einer Nation erlaubt ist, in dem dortigen Hafen, der Handlung wegen, einzulaufen, auch nicht einmal den Bewohnern der übrigen holländischen Pflanzorte. Die Engländer allein sind von diesem Verbote ausgenommen. Die Handlung, welche die von der Gesellschaft abhängenden holländischen Kapitains in diesem Lande treiben, bestehet in allerhand Arten von Wein und starken Getränken, ingleichen in Schuhen, Strümpfen, weißer

Leinewand

Leinewand und andern Waaren von dieser Art. Es fehlet hier an nöthigen Handwerkern, denn im Jahr 1762 waren nur erst zwey Schneider in Paramaribo, eben so viel Schuster, Fleischer und Zimmerleute, ein Maurer, ein Schmidt, welches ohnmöglich hinreichend ist. Die Engländer führen dahero der Kolonie Fleisch, Heringe, eingesalzene Makreelen zu, welches, so wie der Tabak in Blättern, der den holländischen an Güte übertrifft, höchst nöthige Dinge für die Sclaven sind. Fichtene Breter, Mehl, Zwiebeln, Lichte, Zucker in Hüthen und andere Waaren, tauschweise gegen den Zuckersyrup, Melasse genannt, welchen ihnen die Pflanzer liefern, und aus welchem sie bey sich im Lande den Rhum und Zuckerbranntewein verfertigen. Dieser Handel ist sowohl für den einen, als für den andern Theil zu vortheilhaft, als daß man sich von beyden Seiten auch nur einfallen lassen sollte, selbigen aufzuheben, weil alsdenn die Pflanzer nicht wissen würden, was sie mit ihrem Syrup machen sollten, und weil sie überdieß die Waaren, die ihnen die Engländer dagegen geben, höchst nothwendig brauchen. Diese finden auch ihre Rechnung dabey, weil sie die Bequemlichkeit haben, dort sogleich ihre Ladung an Syrup, der ihnen unentbehrlich ist, zu machen, und solchergestalt sind beyde Theile zufrieden.

Die einzigen hier geltenden Münzsorten sind die holländischen, außer einem kleinen drey Stüver Stück, welches von den Portugiesen eingeführet worden ist, und man berechnet sie entweder durch Tausch, oder durch Wechselbriefe.

Wir würden einen der wichtigsten Umstände von Surinam versäumen, wenn wir nicht auch etwas von dem Ursprunge der schwarzen Sclaven sagen wollten; die Anzahl dieser Menschen ist so groß, und

ihr Gehorsam oder Ungehorsam hat einen überaus großen Einfluß auf die Ruhe und das Glück der Einwohner. Anfänglich hat jeder Privatmann mit diesen ungesitteten Völkern für seine eigene Rechnung, dem längst eingeführten Gebrauch gemäß, gehandelt. Nachdem aber die Kolonie je mehr und mehr angewachsen ist, hat man für rathsamer gefunden, eine Gesellschaft zu errichten, durch welche dieser Handel getrieben werden sollte, und jetzt ist es die Gesellschaft von Amsterdam, die verschiedene Comtoirs auf der Küste von Guinea hält, um diesen Handel zu betreiben, der durch Tausch geschiehet. Im Jahr 1762 sollen auf der ganzen Kolonie vierhundert und fünf und zwanzig Pflanzer, auf jeder derselben aber wenigstens hundert und achtzig Sclaven vorhanden gewesen seyn, so daß also die ganze Anzahl derselben auf neunzehntausend und fünfhundert, gegen etwa viertausend weiße Einwohner, ausmacht. Weil nun nach den Gesetzen dasjenige Kind, welches von der väterlichen und mütterlichen Seite in der Sclaverey geboren worden, auch ein Sclave ist; so gehören auch alle Mulatten, Westischen Kabugel unter diese Anzahl; letztere sind solche, welche von der Vermischung eines Negers und einer Mulattin entstehen.

Außer diesen hat man auch noch **Marrons** oder **Waldnegern**, worunter man diejenigen verstehet, welche, um entweder nicht arbeiten zu wollen, weggelaufen sind, oder der Strafe zu entfliehen. Ihre Anzahl vermehret sich täglich, sie haben sogar Dorfschaften in den Wäldern und in den Gebirgen errichtet, aus denen sie, ehe man Unterhandlungen mit ihnen getroffen, nur des Nachts hervorkamen, um in den benachbarten Pflanzungen Lebensmittel zu rauben. Aus Noth gedrungen mußten sehr oft die Kolonien diesen Ueberläufern nachgeben, und um

größeres

größeres Unglück zu verhüten, machten sie sogar im Jahr 1759 Friedensunterhandlungen mit ihnen, und die nöthigen Geschenke wurden durch einige Mannschaft von der Besatzung überschickt. Dieser Friede wurde auf der Pflanzung Auka durch sechs Räthe und von Seiten der Marrons durch sechzehn ihrer Häupter unterzeichnet, und nur erst dann kehrten sie wieder nach der Stadt und zu ihren Verrichtungen zurück.

Einer der auffallendsten Empörungen, welche in den holländischen Kolonien im Jahr 1772 vorfiel, ist zu interessant, und die Umstände, welche dabey vorkommen, geben zu viel Aufschluß über manche Dinge, daß wir die Provinz nicht eher verlassen können, bis wir von dieser Sclavenempörung etwas umständlicher gehandelt haben.

Es ist bekannt, daß die Kolonien der Holländer in Amerika an verschiedenen großen Flüssen liegen, wovon Surinam, der größte von allen, der Provinz den Namen giebt, welche die Seeländer im Jahr 1667 anzulegen anfiengen, nachdem sie die Engländer, welche damals Meister davon waren, daraus vertrieben hatten. Sie wurden durch die Verträge, die im Jahr 1667 zu Breda und im Jahr 1674 zu Westmünster geschlossen wurden, in dem Besitz derselben bestätiget. Die Seeländer, welche diesen Strich Landes eingenommen hatten, wollten sich lange den alleinigen Besitz anmaßen; allein die Generalstaaten und besonders die Staaten von Holland wandten hiergegen ein, daß, da die Eroberung auf Kosten der Generalität und durch ihre Schiffe geschähe, es auch billig sey, daß die Schifffahrt nach dieser Kolonie allen Unterthanen der Republik ohne Ausnahme frey stehe. Dieser Streit währete einige Zeit, bis die Staaten von Seeland 1682 ihr Eigenthums-

genthumsrecht an der Kolonie mit allem, was dazu gehört, oder davon abhängt, der westindischen Gesellschaft abtraten, die Oberherrschaft oder das Dominium eminens behielten die Generalstaaten.

Man theilt die Eingebornen ein in Kolonisten, Eingeborne, Entlaufene, Waldnegern und Negersclaven; die Pflanzer oder Kolonisten sind fast alle Europäer, und bewohnen die Städte, Flecken und Dörfer, die an den oben genannten Flüssen liegen. Zucker, Indigo, Tabak, Caffee, Karun und Cacao sind die vornehmsten Produkte. Zu der Arbeit in den Plantagen werden Negersclaven genommen, welche fast alle von den Küsten aus Afrika kommen, wo sie jedem zum Kaufe frey stehen. Denn nach dem Jahre 1730 ist das Ausführen der Negern einem jeden, jedoch mit gewisser Einschränkung, erlaubt, wovon dieses eine ist, daß dieser Handel nur längst den Küsten von Afrika, die sich von dem Cap Apollonia bis an Rio de la Volta erstrecken, getrieben werden kann; indem die westindische Gesellschaft bis zum Jahr 1730 das ausschließende Recht behalten hatte, die Sclaven auf ihren Schiffen nach Surinam zu bringen. Außer den Negern hat man auch noch einige Indianer von den Flüssen Oronoque und der Amazonen, die unter dem Namen der rothen Sclaven bekannt sind, und wegen ihrer geringern Stärke fast allein zur Arbeit im Hause gebraucht werden.

Wir wollen nicht entscheiden, wie viel die Kolonie an den Empörungen Schuld gehabt hat, oder wie grausam die Mittel gewesen sind, welche den Funken in Flamme setzten; so viel ist gewiß, seit der Errichtung der surinamischen Kolonie sind wenige Jahre verflossen, die nicht durch Empörung der Sclaven, Verwüstungen verschiedener Plantagen und

Ermor-

Ermordungen der Eigenthümer und vieler andern Weißen merkwürdig gewesen wären. Hieraus entstunden viele kleine Kriege zwischen den Kolonisten und den entlaufenen Sclaven, wodurch das Uebel zuweilen aufgehalten, nie aber an seiner Wurzel angegriffen worden ist. Verzweiflung und Liebe zur Freyheit waren die Triebfedern der Empörung auf der Sclavenseite, und eine zu günstige Gelegenheit des Weglaufens macht sie allerdings zu Treulosen. Denn das Ueberlaufen ist ihnen durch die großen Waldungen sehr bequem. Diese Wilden oder Maronneger entflohen zu der Zeit, als die Engländer die Kolonie in Besitz hatten, begaben sich in die Wälder, und stifteten daselbst eine Art von Republik, welche noch bis auf den heutigen Tag bestehet, und durch die Flucht anderer Sclaven, die ihre Freystäte hier suchen, bekannt ist.

Es kann zwar sehr viel Wahres daran seyn, daß die Unvorsichtigkeit und das schlechte Betragen der Kolonisten zu den Empörungen vieles beygetragen hat; jedoch hatte man im Jahr 1701 Ursache, sich über die Grausamkeit der Schwarzen zu beklagen. Im Jahr 1713 und einige folgende Jahre bedrohten sie einige Eigenthümer mit dem äußersten Elend, verwüsteten ihre Plantagen, und nahmen alles mit sich, was wegzubringen war. Die folgenden Jahre geschah ein Gleiches: und ob man zwar einige dafür bestrafte; so that es doch auf die übrigen keine Wirkung. Ohngefähr im Jahr 1749 schlug der Gouverneur Mauritius ein Mittel vor, sich aller dieser fremden Gäste zu entledigen. Wir wollen hier von den Unmenschlichkeiten nicht reden, die die Wuth des Krieges und die Hitze des Gefechtes zu rechtfertigen scheinen; allein wer könnte ohne Abscheu die Geschichte jener Grausamkeiten lesen, die unter dem Siegel

gel des Gerichts, unter dem Vorwande der Nothwendigkeit, die Barbaren zu bestrafen, begangen worden sind. Im Jahr 1730 wurde von dem Gerichte dieser Kolonie über eilf dieser Unglücklichen, worunter acht Weiber waren, ein Urtheil gesprochen und vollzogen, welches allein im Stande war, den übrigen nicht sowohl einen Schrecken einzujagen, als vielmehr einen ewigen Haß und einen solchen Durst nach Rache in ihnen zu erwecken, der nicht anders, als mit Strömen von dem Blute desjenigen Volkes konnte gestillet werden, welches seine Weisheit in der Erfindung solcher Strafen zeigte. „Einer von „ihnen wurde verurtheilet, an einem eisernen Hacken, „der in seine Seite eingeschlagen wurde, lebendig „an einen Galgen gehenkt zu werden, um so einen „langsamen und schrecklichen Tod zu erwarten. „Zween andere wurden lebendig, aber mit einem „langsamen Feuer verbrannt, und ihr Fleisch indes„sen mit glühenden Zangen abgerissen.“

Die gewöhnlichen und vielleichtweniger grausamen Todesstrafen wollen wir hier nicht anführen; wir glauben zum Mitgefühl gegen die Unglücklichen und zur Schande, daß ihre Peiniger Christen waren, genug gesagt zu haben.

Der letzte Aufstand der Sclaven, der fast zu gleicher Zeit in verschiedenen Plantagen zu Demerary, Essequebo, Kottika, Pinka in der Mottekreek und Kommewine entstund, ist einer der gefährlichsten, womit die Kolonie vielleicht jemals bedrohet gewesen ist. Die afrikanischen Sclaven vereinigten sich mit den Maronnegern, begiengen an den gemeldeten Orten die größten Ausschweifungen in den Plantagen, ermordeten die meisten Weißen, verbrannten die Gebäude, und führten die Sclaven mit sich hinweg. Zwölfhundert Mann Truppen, die in

der

der Kolonie waren, konnten nur wenig Nutzen versprechen, nicht allein wegen der Unzugänglichkeit des feindlichen Aufenthaltes, sondern die Gesundheit litt auch in den morastigen Gegenden viel Schaden.

In dieser Noth, da der Untergang der ganzen Kolonie unvermeidlich zu werden schien, berief der Gouverneur den Rath zusammen, um zu überlegen, was hier zu thun sey. Man fiel endlich auf ein Mittel, und machte hundert und funfzig Sclaven frey, wies ihnen dazu eine Gegend und das Dorf Mangolt an, welches sie in Besitz nehmen und anbauen sollten, wodurch man die Rache der Wilden besänftiget zu haben glaubte. Es gelang auch wirklich dieser neuen Kolonie, sich Meister von dem Dorfe zu machen. Die jetzigen Anstalten der Generalstaaten gehen dahin, die Neger in ihren Wäldern ruhig zu halten, und die Sicherheit der Kolonisten durch neue Besatzungen zu unterhalten.

Zum Schlusse wollen wir noch einige flüchtige Züge von der Haushaltung der Sclaven überhaupt sagen. Schon an einem andern Ort haben wir gesagt, daß sie gesunde, starke Menschen sind, ebenfalls ihre Weiber, welche für ihre Kinder die zärtlichste und mütterlichste Liebe äußern. Drey oder vier Tage nach der Geburt bringt die Mutter selbst ihr Kind zu ihrem Herrn oder zu ihrer Frau, und läßt ihrem Kinde den Namen geben, und nach etlichen Tagen findet man sie schon wieder an ihrer Arbeit. Die ersten Worte, welche eine Mutter ihren Kindern stammeln lehret, sind: Guten Tag, Herr; und nächst diesen in der Zukunft die Pflichten des Gehorsams und der Liebe gegen seinen Herrn. Man findet, daß die Gemüther der Negern sehr getreu, und in der Freundschaft gegen einander sehr aufrichtig sind. Die Heirathen dieser Völker sind auch viel

dauer-

dauerhafter, als die ehelichen Verbindungen der Indianer oder der Landeseingebornen. Das Tanzen ist ihre größte Leidenschaft, und es ist wunderbar, welche Wendungen sie dabey machen. Sie kennen nur drey Arten musikalische Instrumente, die sie die Trommel, das Tamburin und die Zither nennen. Sie haben alle ihre kleinen Häuser, die von den Wohnungen ihrer Herren abgesondert gebauet sind. Jede Kase, wie sie solche nennen, ist acht bis neun Fuß hoch, hat ein Stockwerk, und zehn bis zwölf Fuß im Umkreise. Sie hat weiter keine Oeffnung, als eine kleine Thüre, die noch dazu sehr niedrig ist. Ihr ganzer Hausrath schränkt sich auf zwey oder drey Betten für die ganze Familie ein. Auch ihre Geräthschaften sind ihrer Armuth angemessen.

Ihre höchste Sorge ist die Kälte, welche, wie oben gesagt worden, in diesem Lande, sobald die Sonne untergegangen, sehr durchdringend ist; deshalb machen sie des Nachts Feuer an: wie empfindlich ihnen aber dieser Rauch ist, und wie er alle ihre Geräthe und sie selbst verdirbt, läßt sich leicht erachten. Männer und Weiber rauchen stark Tabak. Ihre Nahrung bestehet in verschiedenen Arten von Hülsenfrüchten, als Bananen, Kohl, Pataten, Maiz, Maniok und so weiter. So arm, und ihrer Art nach so glücklich, leben sie in ihrem Sclavenstande nicht ohne Gefühl von Freyheit, wie wir gezeigt haben; sondern entweder aus Gefühl ihrer Schwäche, das Joch abzuwerfen, oder aus wahrer Liebe gegen ihre Herren, wenn nur dieselben Menschlichkeit genug besitzen, dieses Band an sie zu knüpfen.

IX.

Amazonenland.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0151
DFG

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Dieses noch zur Zeit sehr wenig bekannte Land, welches eigentlich darin bestehet, was an den Ufern des Amazonenflusses lieget, ist überhaupt bey jeder Beschreibung so flüchtig angezeigt, daß man dieses ganze Land nur an den Gränzen von Peru und Brasilien, wo sich im ersten die Spanier, im zweyten die Portugiesen Besitzungen anmaßen, suchen und beschreiben sollte: allein da wir von diesem an sich so großen Landstriche manche interessante Nachricht vor uns haben; so können wir nicht anders, als diesem Lande seinen eigenen Namen mitzutheilen. Sehr empfehlend ist die Schilderung, die uns Reisende darlegen; d'Acunja sagt:

„Der Amazonenfluß geht durch sehr große „Königreiche, und bereichert sie mehr als der „Ganges, mehr als der Euphrat, mehr als der „Nil. Er ernähret unendlich mehr Leute, er „führet sein süßes Wasser viel weiter in das „Meer, er nimmt viel mehr Flüsse auf. Sind die „Ufer des Ganges mit einem vergoldeten Sande be„deckt, so sind die Ufer des Amazonenflusses mit „einem Sande von reinem Golde belegt, und sei„ne Gewässer entdecken, indem sie ihre Ufer von „Tage zu Tage aushöhlen, nach und nach die „Gold- und Silberadern, welche die Erde, die sie „benetzen, in ihrem Schooße verbirgt. Kurz, „die Länder, wodurch er geht, sind ein irdisches „Paradies: und wenn ihre Einwohner der Natur „ein wenig zu Hülfe kämen; so würden alle Ufer ei„nes so großen Flusses weitläuftige Gärten seyn, die „ohne Aufhören mit Blumen und Früchten ange„füllet sind. Das Austreten seines Wassers macht

„alle Felder fruchtbar, die es befeuchtet, und das „nicht allein auf ein Jahr, sondern auf viele Jahre. Ueber dieses finden sich alle Reichthümer „der Natur in den benachbarten Gegenden, eine „ungeheuere Menge Fische in den Flüssen, tausenderley verschiedene Thiere auf den Gebirgen, „eine unendliche Anzahl Vögel, die Bäume stets „voll Früchte, die Felder mit Getreide und eßbaren Gewächsen bedecket, und die Eingeweide der „Erde voll edler Steine und Metalle. Kurz, „unter so vielen Völkern, welche an den Ufern des „Amazonenflusses wohnen, siehet man nur wohlgebildete, gerade und geschickte Leute, wenigstens „in solchen Sachen geschickt, die ihnen nützlich „sind.“

Da wir keine Ursache haben, an der Glaubwürdigkeit dieses Augenzeugen zu zweifeln, und wir uns bloß nur an die Schilderungen solcher Reisenden halten müssen, indem dieses Land zu den unbekanntesten gehöret; so wollen wir jene Nachrichten ausführlicher untersuchen. Zuförderst müssen wir etwas von dem Ursprunge und Laufe dieses großen Flusses sagen. Der Hauptursprung dieses großen Flusses, welcher das ganze feste Land von Amerika, von Westen nach Osten, durchströmt, ist sehr schwer zu bestimmen. Viele sind der Meinung, daß er sein Wasser von dem Andes, diesem hohen Gebirge in Peru, bekomme, woraus verschiedene große Ströme entstehen, welche bey ihrem Anfange kaum den Namen eines Flusses verdienen, die sich aber in kurzer Zeit so sehr ausbreiten, mit unbegreiflicher Schnelligkeit und Gewalt daher strömen, und im portugiesischen Gebiete den Namen eines Amazonenflusses bekommen.

Die

Die allgemeine Meinung ist, daß dieser Fluß in dem spanischen Gebiete Tarma entstehet, und daß sein Lauf von Lagune, oder von dem großen See von Lauricocha, nahe bey der Stadt Guanuco, ungefähr unter dem eilften Grade südlicher Breite seinen Anfang nimmt. Dieses Lagune ist ein großes Dorf, das auf einem trockenen und hohen Grunde am Ufer des oben gedachten Sees gebauet ist, welches man in diesen Gegenden nur selten findet. Dieses Dorf wird von mehr als tausend bewaffneten Indianern bewohnt, die sich aus verschiedenen Nationen versammlet haben. Von Lagune fließt er gegen Süden, in einer Höhe von zwölf Graden, durch das Land Tarma, und, indem er sich unvermerkt nach Osten lenkt, durch das Land Jauxa. Hernach wendet er sich nordwärts, nachdem er vorher bey dem Gebirge Andes gegen Osten vorbey gelaufen ist, und westwärts die Provinz Mogobamba und Chacha-Popas hat liegen lassen, bis zur Stadt Jaen, die unter dem fünften Grad, ein und zwanzig Minuten liegt, wo er eine Biegung macht, und seinen Lauf gegen Osten fortsetzt, bis er sich durch eine Mündung, deren Breite sich von der Mittellinie bis zu zween Grad Norderbreite erstreckt, in den Ocean ergießt. Die Entfernung von Lagune bis nach Jaen wird auf mehr als hundert und funfzig Meilen, wenn man die Krümmung mitrechnet, angegeben. Von diesem Orte bis zur See beträgt die Länge dreyßig Grad Unterschied von der Breite, welche vierhundert und funfzig Meilen macht, und wohl sechshundert und fünf und zwanzig, wenn man die Wendungen mitrechnet, die der Fluß unterwegens macht, und vollkommen achthundert und fünf und zwanzig Meilen von Lagune bis an den Ocean gerechnet.

Der Arm, welcher aus dem Lauricocha kommt, ist weder der einzige, der von daher in den Marannon fällt, noch der südlichste von denen, die diesen Fluß vergrößern; denn sein Ursprung ist gegen Süden von Lagune, nicht weit von Asungaro, von da er durch Guamango fließt. Etwas weiter hinauf, in den Provinzen Vilcas und Andaguaylas, findet man zween andere Flüsse, die sich, nachdem sie einige Zeit jeder seinen Lauf für sich fortgesetzt haben, mit einander vereinigen, und in den Fluß fallen, welcher aus Lagune de Lauricocha entspringt. In der Folge werden wir den Lauf dieses großen Flusses weiter verfolgen, gegenwärtig kommen wir zu dem Umfang der Ländereyen, die um ihn liegen.

Diese große Landschaft kann etwa viertausend Meilen im Umfange haben. Wenn die Länge des Flusses ein tausend dreyhundert und sechs und funfzig Seemeilen ist; wenn die meisten Flüsse, die sich an der Nord- oder Südseite damit vereinigen, von zweyhundert Meilen, und viele von mehr als vierhundert Meilen herkommen, ohne daß sie sich irgend einem von Spaniern bevölkerten Lande nähern: so wird man zugeben, daß diese Strecke Landes wenigstens vierhundert Meilen breit in seinem schmalen Theile seyn muß. Mit den ein tausend dreyhundert und sechs und funfzig Meilen also, die man in der Länge rechnet, oder den tausend achthundert Meilen des Orellana, hat man wenigstens viertausend Seemeilen im Umfange, nach den Regeln der Arithmetik.

Dieser ganze Raum war sonst mit einer unendlichen Menge Wilden bevölkert, die in verschiedene Provinzen abgetheilet waren, und eben so viele besondere Nationen machten. Das Land war so bevölkert und die Einwohner so nahe beysammen, daß

man

man aus dem letzten Dorfe einer Völkerschaft in vielen andern Dörfern einer andern Holzhacken hörte. Diese große Nähe dienete nicht dazu, daß sie in Friede lebten, sondern sie waren beständig im Kriege mit einander, tödteten sich unter einander, oder führten einander als Sclaven fort. Allein, ob sie gleich unter sich tapfer waren, so hielten sie doch wider die Europäer nicht Stand. Die meisten nahmen die Flucht, warfen sich in ihre Canote, die sehr leicht sind, erreichten in einem Augenblick das Land, nahmen ihre Fahrzeuge auf den Rücken und flüchteten gegen einen von denen Seen, die der Fluß in großer Anzahl bildet.

Ihre Waffen waren Wurfspieße von einer mittelmäßigen Länge, Spieße von einem sehr harten Holze, deren Spitze sehr scharf war, und die sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit warfen. Sie hatten auch eine Art von Lanzen, die sie Estolica nannten, welche flach, eine halbe Ruthe lang und drey Finger breit waren, an deren Ende sich ein Knochen in der Gestalt eines Zahnes fand, welcher einen Pfeil von sechs Fuß lang hielt, dessen Spitze mit einem andern Knochen oder einem sehr spitzigen und wie eine Barbe geschnittenen Stücke Holze bewaffnet war. Sie nahmen dieses Instrument in die rechte Hand, richteten ihren Pfeil mit der linken Hand oben in dem Knochen, und schossen ihn mit so vieler Heftigkeit und Richtigkeit, daß sie ihr Ziel auf funfzig Schritt weit nicht fehlten. Was ihre Vertheidigungswaffen betraf; so hatten sie Schilde von gespaltenem Rohre und so dicht geflochten, daß sie, ungeachtet ihrer Leichtigkeit, doch stark waren. Einige Völkerschaften bedienten sich der Bogen und Pfeile,

deren Spitzen sie mit so giftigen Säften vergifteten, daß die Wunde davon allezeit den Tod beförderte.

Eben so einfach waren die Werkzeuge, ihre Canote und Gebäude zu erbauen; sie bestanden bloß aus Aexten und Beilen. Die Natur hat sie gelehret, die härtesten Schildkrötenschalen in Blätter von vier bis fünf Finger breit zu theilen, welche sie auf einem Steine wetzten, nachdem sie solche im Rauche getrocknet hatten. Sie steckten sie in einen hölzernen Griff, um sich ihrer zu bedienen, das leichte und zarte Holz damit zu hauen, woraus sie nicht allein Canoe, sondern auch Tische, Schränke und Stühle machten. Zum Baumfällen oder das härteste Holz zu hauen, hatten sie Aexte mit scharfen Steinen, welche sie durch starkes Aneinanderreiben wetzten. Ihre Scheeren, ihre Hobel und ihre Bohrer waren von Ebenzähnen und Thierhörnern, welche in hölzerne Hefte eingefasset waren. Obgleich alle ihre Provinzen von Natur verschiedene Arten von Baumwolle hervorbrachten; so bedienten sie sich derselben doch nicht zu ihrer Kleidung. Sie giengen fast alle und ohne Unterschied des Geschlechtes mit eben so weniger Schaam nackend, als ob sie bekleidet wären.

Die Religion von allen diesen Völkern ist fast einerley. Sie haben Götzen, die von ihren Händen gemacht sind, denen sie verschiedene Verrichtungen zuschreiben. Die einen stehen dem Wasser, die andern dem Getreide und den Früchten vor. Sie rühmen sich, diese Gottheiten wären vom Himmel gekommen, um bey ihnen zu wohnen und ihnen Gutes zu thun, sie erweisen ihnen aber nicht den geringsten Dienst. Sie werden in einem Winkel oder in einem Futterale verwahret, bis die Gelegenheit kommt, wo man ihren Beystand bedarf. Wenn sie also in den

Krieg

Krieg gehen wollen; so setzen sie den Götzen, von dem sie den Sieg erwarten, vorn auf ihre Canote, oder wenn sie zum Fischen ausfahren, so stellen sie denjenigen auf, welcher den Wassern vorstehet. Indessen erkennen sie doch, daß es wohl mächtigere Götter geben könne.

Alle die Indianer haben, wie die Einwohner der andern Theile von Amerika, eben so viel Vertrauen, als Ehrerbietung gegen ihre Wahrsager, die ihnen anstatt der Aerzte und Priester dienen. Was die Todten betrifft; so lassen einige die Körper durch ein langsames Feuer trocknen, und verwahren sie in ihren Hütten, damit sie stets das Andenken desjenigen, was ihnen lieb gewesen ist, vor den Augen haben. Andere verbrennen sie in großen Gruben, mit allem, was sie in ihrem Leben besessen haben. Die Leichenbegängnisse dauern viele Tage, welche unter Saufen und Weinen getheilet werden.

Gegen Süden, das ist, an der andern Seite des Flusses, findet man vier andere Völkerschaften, die **Voixiraner**, die **Yurusnier**, die **Yuitoer** und die **Zaporaer**, mit denen die Langhärichten ohne Aufhören an einem und dem andern Ufer Krieg führen. Hundert und vierzig Meilen darunter fängt sich die große Provinz der **Aguaer** an, welche die fruchtbarste und geräumigste unter allen denen ist, durch welche die Flotte gehen mußte. Die Spanier nennen sie nach einer verdorbenen Aussprache **Omaguer**. In einer Strecke von mehr als zweyhundert Meilen ist sie so bevölkert und die Dörfer liegen so dicht auf einander, daß man kaum aus einem herausgehet, so sieht man schon ein anderes. Ihre Breite ist nicht so beträchtlich, weil die meisten Wohnungen an den Ufern des Amazonenflusses und in den Eylanden sind, die sich hier in großer Anzahl befinden, so daß man sagen

kann, sie sey nicht viel breiter, als der Fluß selbst. Die Völkerschaft der **Aguaer** oder **Omaguaer** ist viel vernünftiger und gesitteter, als die andern. Diesen Vortheil hat sie den Indianern von Quiros zu danken, welche der übeln Begegnung müde waren, die sie von den Spaniern erhielten, sich auf ihre Canote setzten, und sich von dem Strome bis zu den Eylanden der Aguaer hinuntertreiben ließen, wo sie mitten unter einer mächtigen Völkerschaft Ruhe zu finden glaubten. Sie führten daselbst einen Theil von den Gebräuchen ein, die sie in den spanischen Sitzen beobachtet hatten, besonders, daß sie Zeuge von Baumwolle machten, deren sie eine ungeheure Menge sammelten, und sich auf eine wohlanständige Art kleideten. Ihre Zeuge sind klar, und mit vielem Golde aus Faden von unterschiedenen Farben gewebt. Sie verfertigen deren so viel, daß sie ein beständiges Gewerbe mit ihren Nachbaren treiben können. Die Ehrerbietung für ihre Caciquen gehet bis zu einer blinden Unterwürfigkeit. Sie haben von ihrer alten Wildheit noch die Gewohnheit beybehalten, daß sie ihren Kopf mit einem Brete platt machen. Ihr größtes Unglück aber ist, daß sie unaufhörlich mit verschiedenen Völkerschaften in Kriege verwickelt sind, dergleichen die **Curianer** gegen Süden und die **Zeunaer** gegen Norden sind.

Der Fluß **Putumayo**, welcher dreyßig andere Flüsse aufnimmt, ehe er sich mit dem Amazonenflusse vereiniget, und welcher, da er von dem Gebirge Pasto nach Neugranada hinuntergehet, gegen seine Mündung den Namen **Iza** annimmt, soll, der Sage nach, in seinem Sande eine Menge Gold bey sich führen; und die Völkerschaften, die an dessen Ufer wohnen, sind z. B. die **Yurimoer**, **Guraicaer**, **Porinaer**, **Ziaer**, **Ahyver** und **Cavoer**. Funfzig

zig Meilen darunter sind die Ufer des Yotau von den Topanaern, Gavainern, Ozuanaern, Morvaern, Naunaern, Cenomanaern und Marivanern bevölkert, wo man glaubt, alle diese Völker haben einen großen Ueberfluß an Gold, weil sie große Platten davon in den Nasen und Ohren tragen.

Der letzte Wohnplatz der Aguaer, wenn man mit dem Strom des Amazonenflusses hinuntergehet, ist ein sehr bevölkerter Flecken, und die Hauptbefestigung dieser Nation an eben der Seite. Sie halten darin eine starke Besatzung, ob sie gleich allein Meister von den Ufern des Flusses sind. Sie erstrecken sich aber so wenig in die Breite, daß man von dem Gestade ihre letzten Hütten landeinwärts sieht. Tausend kleine Flüsse, die in den Amazonenfluß fallen, verschaffen ihnen alle Güter derjenigen Länder, die sie besitzen. An der Nordseite haben sie die Curier und Quirabaer zu Feinden, und an der Südseite die Cachiguraaer und die Jncurier.

Acht und zwanzig Seemeilen tiefer, an eben der Seite, fängt die große und mächtige Völkerschaft der Curuzicarier, in einem mit Bergen bedeckten Lande, an. Sie nimmt über achtzig Meilen das Ufer des Flusses ein. Die Leute sind darin so zahlreich, daß man nicht vier Meilen geht, ohne Wohnplätze zu finden, zwischen welchen ihrer viele nur eine halbe Tagereise weit sind. Die Furcht hat einen großen Theil der Einwohner vertrieben, aber die Portugiesen fanden in ihren Hütten alle Merkmale einer guten Wirthschaft und einer ungemeinen Reinlichkeit, welches bey Völkern der Art um so mehr in Verwunderung setzt. Man sah darin, nebst einer Menge Lebensmittel, sehr sauberes und gut gearbeitetes Geräth, besonders diejenigen Stücke, die zu den Speisen

sen dienten. Auch an Golde ist kein Mangel, aber weil die Indianer die Begierde der Portugiesen nach diesem Metalle gar bald merkten, so verbargen sie die Platten sorgfältig, die sie in ihren Ohren trugen. Die Nachrichten in hiesiger Gegend sind, wegen der großen Schwierigkeit mit ihrer Sprache, sehr schwer zu erhalten; der Sage nach soll, wenn man einen Fluß, Namens Yurupail, der sich hier mit dem Amazonenfluß vereiniget, hinauf fährt, man an einen Ort kommen, wo man die Canote verläßt, und zu Lande einen Weg von drey Tagereisen machen kann, wo man wieder zwey Flüsse hinter einander findet, wovon der zweyte seine Quelle an dem Fuße eines Berges habe, wo die Einwohner eine ungeheuere Menge Goldes sammelten. Diese Völker führen auch hiervon den Namen **Yuma-Guarier**, welches so viel als Metallzieher heißt, und die Portugiesen beobachteten in der That, daß man in dem ganzen Lande ihre eiserne Werkzeuge Yuma nannte, welches der allgemeine Name aller Metalle ist. Der Weg aber, der zu diesen Bergwerken führet, ist außerordentlich beschwerlich, und schreckt gewiß jeden ab, dessen Begierde nach Gold ihn hieher treiben sollte. Den Curuzicariern gegen über, das ist, an der andern Seite des Flusses, siehet man ein sehr flaches, mit Flüssen durchschnittenes Land, welche große Seen und eine Menge Inseln machen, und alle diese Gewässer stürzen sich in den Rio Negro; in den achtzig Meilen hingegen, welche die Curuzicarier einnehmen, ist das Land erhaben.

Vierzehn Meilen tiefer findet man einen kürzern Weg zu den oben angezeigten Bergwerken. Dieß ist die Mündung des Flusses, welcher von der Nordseite kommt, und dessen Lage im drittehalben Grade der Höhe ist, wie die Lage eines Fleckens, der ihm

fast

fast gerade gegen über an der Südseite, an dem Rande eines jähen Absturzes, liegt, an dessen Fuß ein anderer Fluß läuft, dessen Ufer von der zahlreichen Völkerschaft der **Paguaroer** bewohnet werden. Sechs und zwanzig Meilen darunter, indem man den Fluß verfolgt, findet man andere Völker, welche die **Yucareten** heißen. Diese Völkerschaften reden verschiedene Sprachen, und in ihr Land an der Nordseite setzt man den berühmten Goldsee, welcher so lange von den Reisenden aus verschiedenen Nationen gesucht und nie gefunden worden ist.

An eben der Seite folgt auf die Völkerschaft der **Curuzicarier**, längst dem Flusse, die Nation der **Yorimaurer**, die kriegerischste unter allen denen, die wir genannt haben. Sie hatte das portugiesische Heer zittern gemacht, als es von Para hinauf fuhr, und das über sechzig Meilen, die sie an dem Flusse und in den Eylanden einnahm. Nachdem aber die Portugiesen durch alle mögliche Zeichen der Freundschaft ihr Zutrauen rege gemacht hatten, so waren sie auch wieder gegenseitig so gefällig, alles, was sie an Lebensmitteln hatten, den Fremden zuzuführen. Diese Nation ist eben so zahlreich, als irgend eine andere Völkerschaft an den Ufern dieses Flusses. Die meisten sind besser gebildet und von einem schönern Wuchse; sie gehen nackend wie die andern. An ihrem bloßen Ansehen aber erkennet man, daß sie voll Herzhaftigkeit sind. Sie kamen an Bord der Schiffe, und giengen mit einer Standhaftigkeit wieder zurück, welche die Portugiesen in Erstaunen setzte. Zwey und zwanzig Meilen unter ihrem ersten Wohnplatze sah man an eben dem Ufer einen andern, dessen Häuser ordentlich zusammen stießen, und sich über eine Meile weit erstreckten. Der General erhielt daselbst für kleine Glaskugeln, Nadeln und Messer ungefähr

fünf-

fünfhundert Maaß Maniocmehl. So bevölkert dieser Flecken auch ist, so kommt doch die Anzahl seiner Einwohner der Menge Indianer von eben der Völkerschaft nicht bey, welche eine große Insel bevölkern, die auf dreyßig Meilen tiefer liegt. Zehn Meilen unter dieser Insel endiget sich die Landschaft der Yorimaurer.

Zwey Meilen weiter findet man die Nation der **Cuchigaraer**, an einem fischreichen und schiffbaren Flusse gleiches Namens, ob er gleich an vielen Orten mit Felsen versehen ist. Beym Hinauffahren findet man über den Cuchigaraern die **Cumayarier**, und noch höher an dessen Quelle die **Curiguirer**, welche Riesen, sechzehn Spannen hoch, sind. Noch weiter an dem mittäglichen Ufer des Amazonenflusses sind die **Caupanaer** und **Surinaer** wohnhaft, die eine wundersame Geschicklichkeit zur Handarbeit hatten. Sie machten ohne andere Werkzeuge, als die andern Indianer hatten, Stühle in Gestalt der Thiere, Menschenbildsäulen und andere Bilder, in einem solchen Grade der Vollkommenheit, daß man darüber erstaunen mußte.

Zwey und dreyßig Meilen nach den Cuchigaraern ist das Land mit vielen Seen durchschnitten, welche sehr bevölkerte Inseln bilden. Die Einwohner führen überhaupt den Namen Carabuyavaer, sie werden aber unter einander durch besondere Namen unterschieden. Obgleich diese Indianer sich der Bogen und Pfeile bedienen, so findet man doch auch bey einigen eiserne Geräthe, als Streitäxte, Hellebarden, Sicheln und Messer, und sie erhalten sie, ihrer Aussage nach, von den Indianern, die am Meere wohnen, welche sie für ihre Waaren von gewissen weißen Leuten eintauschten, deren Wohnplätze an der Seeküste wären, und der Unterschied zwischen ihnen nur in weißen Haaren bestände. Wahrscheinlich verstehen

stehen sie darunter die Holländer, welche sich einige Zeit in den Besitz der Mündung des süßen Flusses, oder Philippflusses, gesetzt hatten.

Derjenige Fluß, welcher das Land der **Carabuyavaer** bewässert, ist der schönste und größte unter allen, die sich mit dem Amazonenflusse in einem Raum von 1300 Meilen vereinigen. Die Portugiesen haben einige Ursache gehabt, ihn den **schwarzen Fluß** zu nennen, weil an seiner Mündung, und an vielen Orten darüber, seine Tiefe, nebst der Klarheit aller derer Gewässer, die aus vielen großen Seen in sein Bette fallen, ihn eben so schwarz scheinen läßt, als wenn er gefärbt wäre, obgleich sein Wasser in einem Glase so hell als Crystall ist. Die Völker, welche an seinem Ufer wohnen, heißen die **Canicuarier**, die **Caruparabaer** und **Quaravaguazanaer**; alle diese Völkerschaften haben zu ihren Waffen Bogen und vergiftete Pfeile; ihr Land giebt sehr gute Steine und Wild.

Vierzig Meilen weiter kommt man vor die Mündung des Flusses **Cayari**, welcher von Süden kommt, und durch welchen die **Topinambuer** in den Amazonenfluß gekommen seyn sollen; sie hielten sich acht und zwanzig Meilen darunter in einer grossen Insel auf, die nicht weniger als sechzig Meilen in der Breite hat, und also über zweyhundert im Umfange haben muß. Nach der Eroberung von Brasilien wollten die **Topinambuer**, welche in der Provinz Fernambuc wohnten, lieber allem, was sie hatten, entsagen, als sich den Portugiesen unterwerfen, und verbanneten sich daher freywillig aus ihrem Vaterlande. Sie verließen gegen vier und achtzig starke Flecken, wo sie sich gesetzet hatten, und ließen keine lebendige Creatur darin. Der erste Weg, den sie nahmen, war zur Linken der Cordillieren; sie giengen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0165
DFG

gen über alle Gewässer, die daran herunter kommen. Die Noth zwang sie, sich zu trennen, und ein Theil von ihnen gieng bis Peru und hielt sich in einem spanischen Wohnsitze, nicht weit von den Quellen des Cayari, auf. Nach einigem Aufenthalte geschah es, daß ein Spanier einen Topinambuer mißhandeln ließ, allein dieser Schimpf verursachte bey der ganzen Nation so viel Unwillen, daß sie sich in ihre Fahrzeuge setzten, und bis an die große Insel den Fluß hinunter fuhren, welche sie noch bis jetzt inne haben. Diese Indianer reden die allgemeine brasilianische Sprache, welche sich in alle Provinzen dieses Landes bis nach Para erstrecket.

Die Topinambuer auf dem Amazonenflusse sind eine so unterschiedene Völkerschaft, daß man sie fast mit den ersten Völkern in Europa vergleichen könnte: denn ob man gleich sieht, daß sie anfangen, durch die Verbindung, die sie mit den Indianern des Landes eingehen, aus ihrer Väter Art zu schlagen; so gleichen sie ihnen doch immer noch durch ihr edles Herz, und durch ihre Geschicklichkeit, sich des Bogens und der Pfeile zu bedienen. Ueberdieß haben sie alle Anlage eines scharfen und denkenden Verstandes, und die Portugiesen, welche sich auf ihre Sprache deutlich machen konnten, haben sehr interessante Nachrichten von ihnen eingesammlet.

Nahe bey ihrem Eylande, an der Südseite, waren ehedem zwey Völkerschaften, die gleich merkwürdig waren. Die eine hieß **Guayazier**, und bestand aus sehr kleinen Leuten; die andere war die der **Marayuer**, und den Topinambuern zinsbar, denen sie steinerne Aexte verschafften. Die Nordseite des Flusses war von sieben zahlreichen Völkerschaften bevölkert, die aber wenig Muth äußerten, und, da sie nur in Ruhe und Friede von ihrem Vieh zu leben

dach-

dachten, sich also niemals mit den Nachbarn in einen Streit eingelassen haben. Weiter hin findet sich eine andere Völkerschaft, wovon jene, durch einen ordentlichen Handel, zum Leben gehörige Dinge, besonders Salz, erhielten, welches sie in einigen benachbarten Provinzen im Ueberfluß hatten.

Sechs und dreyßig Meilen unter dem letzten Dorfe der Topinambuer, wenn man den Fluß hinunter fährt, trifft man an der Nordseite einen Fluß an, der aus der Provinz der Amazonen kommt, und welcher bey den Eingebornen des Landes unter dem Namen Cunuris bekannt ist. Er nimmt diesen Namen von dem Namen eines dicht an seiner Mündung wohnenden Volkes an. Wenn man diesen Fluß hinauf fährt, findet man andere Indianer, Namens Apotoer, welche die allgemeine brasilianische Sprache reden. Noch höher sind die Tagarier; die darauf folgenden sind die Guacarer, das glückliche Volk, welches die Gunst der Amazonen genießt. Sie haben ihre Wohnungen auf Gebirgen von erstaunlicher Höhe, worunter man vorzüglich eines, Namens Yacamiaba, unterscheidet, welches sich unter den übrigen an Höhe auszeichnet, und von Winden so sehr bestürmet wird, daß es deshalb unfruchtbar ist.

Die Curupatubaer, welche man vierzig Seemeilen weit von dem Flusse der Topajocoer findet, welchen Namen sie von ebendemselben so benannten Flusse haben, welcher ihr Land bewässert, waren damals die erste Völkerschaft von den Indianern, welche mit den Portugiesen in gutem Verständnisse lebten. Indem man ihren Fluß ungefähr sechs Tagereisen weit wieder hinauf fährt; so trifft man einen andern an, dessen Sand und Ufer viel Gold von einem mittelmäßig hohen Berge, Namens Yuquaratinci, darbieten.

bietet. Die Einwohner versichern, daß sie in eben der Gegend aus einem Orte, Namens Picari, oftmals eine Art von Metall zögen, welches viel härter als Gold, aber weiß, wäre, woraus sie vor Alters Aexte und Messer gemacht hätten, nachher aber, da sie erfahren, daß diese Werkzeuge leicht stumpf würden, so hätten sie aufgehört, solche daraus zu machen.

Alle Eylande aber, welche der Amazonenfluß bildet, sind sehr bevölkert. Dieser Eylande und ihrer Einwohner sind eine große Anzahl. Die Völkerschaften gleichen einander hier so wenig, und ihre Sprachen sind so sehr von einander unterschieden, wiewohl sie die allgemeine brasilianische verstehen; auch ihre Gebräuche gehen dergestalt von einander ab, daß es allen Raum übersteigen würde, wenn wir von jedem insbesondere sprechen sollten. Allein seit der Eroberung von Brasilien hat eine große Anzahl Völker ihre Wohnsitze verlassen, um sich von den Siegern zu entfernen.

Vierzig Meilen unter der Nation der Pacaraern, welche die Ufer eines Flusses, achtzig Meilen von Paranaiva und an eben der Seite, bewohnten, sieht man noch den Flecken Commuta, welcher vordem durch die Anzahl seiner Einwohner, und wegen der Gewohnheit berühmt war, welche die Indianer hatten, ihre Kriegesheere daselbst zusammenzuziehen, wenn sie sich zum Kriege anschickten. Der Boden ist vortrefflich, die Gegenden umher sind zum Entzücken schön, jetzt aber fehlen ihm nur Menschen, die von diesen Vorzügen der Natur Gebrauch machen. Der Fluß Tocantiner, welcher hinter dem Flecken weggeht, ist einer von den reichen Orten, dessen Werth niemand kennet.

Die

Die Stadt **Para**, von welcher wir bey Brasilien, wohin sie eigentlich gehöret, wieder sprechen werden, ist dreyßig Meilen von **Commuta** entfernt. Sie hat stets einen Statthalter von Portugall erhalten, nebst etlichen Compagnien Fußvolk, mit allen dazu gehörigen Befehlshabern. Ueberdieß hat diese Insel über zehn Meilen im Umfange, sehr gutes Wasser, einen großen Ueberfluß an Seefischen und süßem Wasser, besonders eine unendliche Menge Krabben, welche die ordentliche Speise der Indianer und Armen sind. Man sagt noch, daß selbst heutiges Tages in der ganzen Nachbarschaft keine Insel ist, welche mehr Wildpret für die Besatzung und für die Einwohner von Para liefert.

Die Franzosen, Engländer und Holländer hatten seit langer Zeit angefangen, beschwerliche Streifereyen in die benachbarten Meere der spanischen Niederlassungen und bis in das Südmeer zu thun, von da sie mit Ruhm und Reichthümern beladen zurückkamen. Es war nicht leicht, diese Unordnung unter Karl V. aufhören zu lassen, weil alle Küsten von Amerika noch nicht genugsam bekannt waren, daß dieser Herr die ordentliche Fahrt seiner Galionen so wenig als den Ort sicher hätte verändern dürfen, wo sie sich versammelten, um wieder nach Spanien zu gehen. Philipp II. sah kein anderes Hülfsmittel wider fast unvermeidliche Uebel, als daß er den Hauptleuten seiner Flotte das Gesetz auflegte, sich bey ihrer Schifffahrt nicht zu trennen; ein einziger Befehl aber war nicht hinlänglich, sie zu bewahren. Es war fast unmöglich, daß sich bey einer Reise von mehr als tausend Meilen viele Schiffe so gut zusammen hielten, daß sich nicht eins davon verirrte; und ein solcher Corsar folgte den Galionen von der Havana bis nach S. Lucar, um seine Beute zu entführen. Phi-

lipp II. hielt auch dieses Hülfsmittel für sehr ungewiß. Er wollte, man sollte ein Mittel ausfindig machen, daß die Fahrt seiner Galionen nicht allgemein bekannt würde; und von allen denen Vorschlägen, die ihm deswegen gethan wurden, fand er keinen bequemer, als daß man die Schifffahrt auf dem Amazonenflusse, von seiner Mündung an bis zu seiner Quelle, eröffnete. Da die größten Schiffe unter der Festung Para vor Anker bleiben konnten, so hätte man alle Reichthümer von Peru, aus Neugrenada, aus Terra Firma, und sogar aus Chili, können dahin kommen lassen. Allein alle Versuche der Krone Spaniens verschwanden sogleich, sobald nur die Portugiesen den Herzog von Braganza auf den Thron gehoben hatten. Sie hatten gelernt, den Amazonenfluß von seiner Mündung an bis an seine Quelle hinauf zu fahren, und der König in Spanien befürchtete mit Recht, sie möchten, da sie seine Feinde geworden wären, ihm bis nach Peru, den reichsten von seinen Krongütern, zu nahe kommen, wenn sie die Holländer aus Brasilien vertrieben hätten.

Von der Zeit an sind die Unternehmungen der Spanier auf dem Amazonenflusse nur dahin gegangen, die Indianer desjenigen großen Stückes des Flusses unter das Joch zu bringen, welches in der Statthalterschaft Maynas eingeschlossen ist. Man hat auch gesehen, daß, wenn sie einigen glücklichen Erfolg gehabt, sie solchen nicht sowohl ihren Waffen, als dem unermüdeten Eifer der Missionarien, zu danken haben.

So weit gehen die Beobachtungen des Paters d'Acunja, aus dessen genauer Angabe wir die Lage und Beschaffenheit des Amazonenlandes einigermassen kennen gelernt haben; allein zu desto mehrerer Voll-

Vollständigkeit fügen wir auch diejenigen Beobachtungen anderer Reisenden hinzu, aus deren Vergleichung und Zusätzen unsere Kenntnisse von diesem so wenig bekannten Lande vollständiger gemacht werden können; alles Uebrige werden wir bey Peru und Brasilien nicht ermangeln anzuzeigen.

Unsere Reisende sagen: in dieser Landschaft herrschet ein immerwährender Frühling; die Hitze des Klimas wird durch tausend frische, kaum aus ihren Quellen hervorgedrungene, Bäche, und durch das dicke Buschwerk, welches ihre Ufer beschattet, gemäßiget. Eine Menge außerordentlicher Pflanzen und unbekannter Blumen verschafft einen beständig veränderten und allezeit neuen Anblick. Selbst die Harze und gewisse wohlriechende Hölzer dienen, ausser ihrem andern mannichfaltigen Nutzen, auch den Einwohnern noch zum Geleuchte. Man geht auf Gewürze duftenden Kräutern, und tritt Gold und Edelsteine mit Füßen. Die Erde trägt zu jeder Jahreszeit, und erfordert keinen Fleiß der Menschen; wenn aber die Völker der Natur zu Hülfe kommen wollten, so würden die weitläuftigen Länder von Maragnan, welche an sich schon vortrefflich sind, gar bald in die glücklichsten Gärten verwandelt werden, wo Gesundheit, Ueberfluß und Freude herrschen würden.

Alle Erzeugnisse in andern Ländern findet man in diesem beysammen: eine unzählige Menge Geschöpfe aus dem Thierreiche; Bäume, immer voll von Früchten; Felder, die beständig Erndten darbieten, und in den Wäldern Wildpret, welches ohne Furcht sich zu den Menschen gesellt. Im Innern der Erde warten edle Metalle auf ihre Aufnahme, und unter den Einwohnern selbst findet man dieselbe

wohlthätige Natur, die beyden Geschlechtern gesunde, starke und wohlgebildete Körper gegeben hat. Sie haben alle Künste, die zu ihrer Nothdurft gehören; sie haben alles Nothdürftige, was ihre Glückseligkeit befördert: solches vervielfältigen sie zwar nicht, sie entziehen sich aber auch nicht das, was sie wirklich genießen.

Ihre **Ergötzlichkeiten** sind lebhaft, aber gemäßiget; ihre **Speisen** sind einfach, so wie die Arzneymittel, oder vielmehr, das Ungekünstelte ihrer Speisen macht den Gebrauch der Arzneymittel weniger nothwendig; und diese Völker, die wir von so eingeschränktem Verstande zu seyn glauben, haben den kürzesten Weg zu wählen gewußt, um glücklich zu werden. Sie verlangen auch nichts, weil ihnen unbekannt ist, daß es noch andere Güter giebt, als die, welche sie besitzen.

Es ist eine bey diesen Völkern allgemein angenommene Sage, daß es wahre **Amazonen** unter ihnen gegeben, auch der Fluß seinen ersten Namen davon erhalten habe. Sie glauben gewiß, daß eine der benachbarten Provinzen dieses großen Flusses mit **kriegerischen Weibern** besetzt gewesen sey, welche ohne Männer gelebt und sich selbst beherrscht hätten: zu einer gewissen Jahreszeit hätten sie Männer bey sich aufgenommen, wären aber sonst in ihren Dörfern allein geblieben, wo sie sich durch ihrer Hände Arbeit alles zum Unterhalt des Lebens Benöthigte verschafft hätten. Viele Gelehrte behaupten, die alten Amazonen wären nur in dem Gehirn der Dichter entstanden, und alles, was Justinus, Diodor von Sicilien und andere davon geschrieben haben, beruhe bloß auf unrichtigen Erzählungen. Es ist bekannt, daß die Weiber, die in Cappadocien waren,

mit

mit in den Krieg gegangen sind, und dieß kann Anlaß gegeben haben, eine Völkerschaft von Heldinnen zu erdichten, die keine Männer unter sich haben leiden, oder wenigstens ihnen keine Gewalt haben zugestehen wollen. Um leichter mit dem Bogen zu schiessen, hat die Fabel hinzugesetzt, es wäre ihnen in der Kindheit die rechte Brust weggebrannt, und der Name Amazone, welches eben dieß ausdrückt, gegeben worden.

Die Nothwendigkeit, ihre Republik zu erhalten, war der einzige Bewegungsgrund, der diese Heldinnen vermochte, Männer zuweilen zu sehen, und dieses waren auch nur unbekannte Fremde, so wie sie der Zufall hinbrachte, deshalb sie auch weder Zuneigung noch Andenken für sie behielten.

Wenn es jemals solche Weiber in der Welt gegeben hat, woran aber wohl jeder zweifelt, so muß man sie freylich in Amerika suchen, wo die herumschweifende Lebensart der Indianerinnen, die mit ihren Männern in den Krieg ziehen, und daher in ihrem Hauswesen kein großes Glück machen, häufigere Gelegenheit gegeben hat, sich dem Joch ihrer Tyrannen zu entziehen, und eine Art von Republik unter sich zu errichten. Allein gesetzt, diese amerikanische Heldinnen wären auch irgend an einem Orte, oder zu irgend einer Zeit, in Wirklichkeit gewesen; so wird wohl niemand glauben, daß es jetzt noch dergleichen Heldinnen gäbe, wenigstens hat kein Reisender eine Spur dieser glänzenden Erscheinung des weiblichen Geschlechtes angetroffen.

Diejenigen, welche den Amazonenfluß am genauesten untersuchet und ausgemessen haben, sagen, er nähme seinen Ursprung an dem Fuße von Quito,

durchströme einen Strich Landes, von Abend nach Morgen, beynahe auf vierzehnhundert Stunden, und ergieße sich durch eine Mündung ins Nordmeer, von nicht weniger als dreyßig Stunden in der Breite. Das weitläufige Land, wodurch er seinen Lauf richtet, hat mehr denn viertausend Stunden im Umkreise; und dieser Umfang war zur Zeit seiner Entdeckung mit mehr als hundert und funfzig Nationen besetzet, unter welchen man nicht eine einzige gesittete Regierungsform angetroffen hat. Ihre Wohnungen waren nahe beysammen, aber sie lebten nicht friedlich. Ihre Religion bestand in Verehrung der Götzen, die sie selbst schnitzten, und denen sie allerhand Verrichtungen zueigneten: einigen die Aufsicht des Wassers, andere der Erndte, und so weiter, und diese Gottheiten sollen, nach ihrer Meinung, vom Himmel gekommen seyn, und bleiben bey ihnen, um ihnen Gutes zu thun; nur wird ihnen weiter keine Verehrung erwiesen, sondern man verwahret sie in einem Futterale, um sie, wenn man ihrer nöthig hat, herauszunehmen.

Unter den Nationen, welche an dem Amazonenflusse wohnen, sind die **Omaguas**, die vernünftigsten und gesittesten. Sie haben eine Gewohnheit, ehe sie sich zu Tische setzen, jedem Gaste eine Spritze anzubieten, so wie man an verschiedenen Orten in Europa Wasser herumgehen läßt, um sich nach der Mahlzeit die Hände zu waschen. Diese Spritzen sind wie eine hohle Birne geformt, und haben an der Spitze eine Oeffnung, wo eine Röhre angebracht ist. Solche füllen sie voll Wasser und drücken sie, da sie denn eben die Wirkung thun, wie ordentliche Spritzen. Dieses Werkzeug ist bey den Indianern sehr eingeführet, und zeiget an, daß man sich zum vielen Essen vorbereite.

Sonst

Sonst haben auch die Portugiesen als wahr ausgesagt, als ob eben die Omaguas ihre Sclaven mästeten und alsdann verzehrten. So viel ist gewiß, daß, wenn die Omaguas unter ihren Feinden Gefangene von besonderer Tapferkeit machen, sie solche bey ihren Festen tödten, um einen Gegenstand der Furcht los zu werden; wenn sie ihnen aber den Kopf abgeschnitten haben, den sie in ihren Hütten als ein Siegeszeichen aufhängen, so werfen sie den Körper in den Fluß. Niemals ist auf ihren Fleischmärkten Menschenfleisch verkauft worden, wie die Portugiesen behaupten, welche unter dem Vorwande, diese Barbarey zu rächen, eine viel größere begehen, da sie diese Leute in Sclaverey lebenslang quälen. Deshalb auch diese Nation, seit der Eroberung von Brasilien, ihr Land verlassen, und sich von ihren grausamen Ueberwindern entfernt haben.

Die Portugiesen haben sich in den Besitz fast des ganzen mittäglichen Landes gesetzet, und verschiedene Missionen daselbst errichtet. In der Nähe von S. Paul fangen die großen **Inseln** an, die ehedem von den Omaguas bewohnt wurden. Der **Fluß** wird daselbst ungemein breit, so daß ein einziger seiner Arme an manchen Orten acht- bis neunhundert Toisen hat. Diese große Breite macht, daß der Wind sich sehr ausbreiten kann, und große Stürme veranlaßt.

In der Mission von S. Paul fängt man an, statt rohrner Häuser und Kirchen, Kapellen und Pfarrhäuser von Steinen gebauet zu sehen. Auch muß man sich wundern, daß mitten in diesen Wüsteneyen alle indianische Weiber weiße Hemden von Leinewand tragen, in ihrer Haushaltung Koffer mit eisernen Schlössern und Schlüsseln, Nähnadeln, kleine Spiegel, Messer, Scheeren, Kämme und verschiedenen andern kleinen Hausrath aus Europa haben.

Diese Völker verschaffen sich solchen alle Jahre zu Para auf denen Reisen, die sie dahin thun, um den an den Ufern des Flusses eingesammelten wilden Cacao zu verkaufen.

Die Entdeckung des Maragnan, die Kenntniß derer Oerter, welche er bewässert, der Wunsch, Errichtungen daselbst anzulegen, nebst den auszufindenden Mitteln, eine Schifffahrt dabey zu erhalten; dieß war es, wie wir oben gesagt haben, was den spanischen Hof beschäftigte. Orellana war der erste, der die Entdeckung unternahm. Er verfolgte den Lauf eines großen Flusses, dem er den Namen des Amazonenflusses gab, eben weil man ihm gesagt hatte, daß seine Ufer von kriegerischen Weibern bewohnt würden, vor welchen er sich sehr in Acht zu nehmen hätte. Orellana kam nach Europa, und erhielt vom Könige die Statthalterschaft des Landes, welches er entdecket hatte, mit der Erlaubniß, solches zu erobern. Mehr als fünfhundert Personen, fast alle von edler Geburt, schifften sich unter seinem Commando ein, ihre Reise war aber unglücklich, daß die meisten, nachdem sie schon bey den canarischen Inseln angefangen hatten, verdrießlich zu werden, ihren Chef verließen, und sich auf den Inseln zerstreueten. Er selbst starb während der Reise, ohne den Ruhm erlangt zu haben, den seine Eitelkeit sich vorgesetzt hatte.

Dieser schlechte Erfolg hatte den Eifer der Castilianer für die Entdeckung des Maragnan sehr gemindert, als in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Edelmann, Namens Orsua, seine Dienste dem Unterkönige von Peru zu dieser wichtigen Unternehmung anbot. Die gute Meinung, die man von seinen Verdiensten hatte, machte, daß eine große Anzahl Soldaten unter ihm dienen wollten. Gusinan und ein anderer, Namens Augiire, beyde von unor-

dentlicher

denklicher Lebensart, aber voller Muth und sehr gute Freunde, waren mit bey diesem Unternehmen. Diese beyden Herumschweifer hatten es in kurzem so weit gebracht, daß die Truppen einen Aufruhr gegen den General erregten, und ihm dafür den Titel eines Königes geben mußten; allein er genoß ihn nicht lange, weil eben diejenigen, die ihm den Titel gegeben hatten, ihn in kurzem ermordeten. Sein Nachfolger war Augirre, nahm auch den Titel eines Königes an, und regierte so blutgierig, daß es noch jetzt als ein Sprüchwort bey den Spaniern eingeführet ist, wenn sie eine grausame und tyrannische Herrschaft ausdrücken wollen. Er fuhr den Amazonenfluß herunter, aber von dem Strome fortgerissen, wurde er in den großen Canal gezogen, der nach dem Cap von Nord gehet. Als er in die offene See kam, richtete er seinen Weg nach Margerite, und stieg an einem Orte aus, der noch heut zu Tage den Namen des Hafens des Tyrannen führet. Er bemächtigte sich der Insel, nachdem er den Statthalter umgebracht hatte, und plünderte sie mit unerhörter Grausamkeit; von da gieng er nach Cumana, und übte daselbst ebenfalls seine Wuth aus. Er beängstigte die Küsten von Caracas und drang in Neugranada ein, um nach Quito vorzurücken, mit dem Vorsatze, den Krieg bis in das Innerste von Peru zu spielen. Man hatte aber die sichersten Maaßregeln vorgekehret, um ihm den Weg zu versperren, und als er auf einige Truppen gestoßen war, mit denen er sich unvermeidlich schlagen mußte, wurde er überwunden und genöthiget, die Flucht zu ergreifen. Hier verrichtete er noch eine der abscheulichsten Thaten: denn um nicht seine Tochter in der Feinde Hände kommen zu lassen, tödtete er sie mit eigenen Händen, er selbst aber wurde als Gefangener nach der Insel de la Trinite gebracht. Er wurde in Stücken zerhauen, sein Haus bis auf

den Grund verbrannt, und sein Andenken auf immer ausgelöschet.

Diese Begebenheiten ließen keine weitere Entdeckungen des Maragnan unternehmen, und es verflossen wohl vierzig Jahr, ehe man wieder daran dachte. Man machte hernach neue, aber allezeit fruchtlose Versuche, bis endlich im Jahr 1636 Franziscaner von Quito abreiseten, und den Weg dieses Flusses nahmen; aber sie kehrten wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Nur zwey blieben übrig, Andreas von Toledo und Dominicus von Breda; diese giengen immer tiefer in das Land hinein und kamen bis Para.

So übereinstimmend sind die Nachrichten der Reisenden, die wir unsern Lesern hier mitgetheilet haben, und zu denen wir weiter nichts hinzusetzen können, weil die neuen Nachrichten von den unbekannten Gegenden dieses Landes nichts weiter davon sagen.

X.

Brasilien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0179
DFG

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Westwärts vom Amazonenlande, und südlich vom Rio de la Plata, liegen die weitläuftigen Provinzen des mittäglichen Amerika, Brasilien genannt, die gegen Osten an das atlantische Meer stoßen, und deren Gränzen wegen die Spanier und Portugiesen nicht mit einander übereinkommen. Nach den erstern wird die Länge von Brasilien zwischen dem neun und zwanzigsten und neun und dreyßigsten Grade West- von der toledischen Mittagslinie kraft eines alten Vertrages unter den Königen von Castilien und Portugall, und einer Absonderungslinie gesetzet, die von dem Vorgebirge Humos durch die Insel Buenabrigo gezogen wird. Die Portugiesen, welche ihre Rechte weiter erstrecken, ziehen diese Linie durch die Mündung des Amazonenflusses gegen Norden und durch die Mündung des Rio de la Plata gegen Mittag. Hierbey müssen wir einen Augenblick auf die Ursachen dieses Unterschiedes zurückgehen. Als der Papst Alexander VI., ein Spanier von Geburt, den Königen in Castilien eine Bulle zugestanden, welche sie auf eine vortheilhafte Art zu der Theilung der neuen Welt, durch die berühmte Gränzlinie, mitberief, wovon wir bereits an einem andern Orte geredet haben; so hielten sich die Portugiesen dadurch so beleidiget, daß sie ihre Klagen darüber erheben durften. Man verglich sich über eine andere Eintheilung an den beyden Höfen, und es wurden von beyden Seiten geschickte Erdbeschreiber ernannt, diese große Streitigkeit innerhalb zehn Monaten auszumachen. Da aber neue Schwierigkeiten, welche wegen des Besitzes der Molucken entstanden, die Aussprüche nur noch dunkler gemacht hatten; so blieb eine jede Parthey bey ihrer Meinung, und der Entschluß wurde

so

so lange ausgesetzt, bis die beyden Kronen auf ein Haupt gekommen waren; da denn die Vereinigung des beyderseitigen Nutzens alle Widersetzungen vertrieb. Diejenigen, welche sie nachher wiederum erneuerten, werden da angeführet werden, wo sie hingehören, und sind noch heutiges Tages die Veranlassung zu den Kriegen, die sie zuweilen an eben den Orten entzünden.

Wenn man den ältern Nachrichten Glauben beymessen darf, so geschah es unter den catholischen Königen, daß die Küste von Brasilien durch Vincent Yanez Pinzon, im Jahr 1499, und durch Didacus von Lope, im Jahr 1500, entdeckt wurde. Wenn anderer Seits die Berichte, welche des Americus Vesputius Namen führen, von ihm sind; so könnte man auf sein eigenes Zeugniß glauben, daß er diese Ehre wenigstens getheilt habe. Allein, die Erzählungen anderer behaupten das Gegentheil. Es würde dem Columbus, nachdem er auf seiner dritten Reise die Dreyeinigkeitsinseln und die Mündung des Oronoque entdeckt hatte, leicht gewesen seyn, einer Küste zu folgen, welche ihn bis an den Amazonenfluß geführet hätte. Da er aber durch seine ersten Niederlassungen und durch seine Hoffnung, noch einen neuen Weg gegen die östliche Küste von Indien zu finden, wenn er diesem Meer folgte, welches sich zwischen Terra Firma gegen Mittag und zwischen Florida gegen Norden vertiefet, zurückgerufen wurde; so konnte er freylich die Entdeckungen nicht länger verfolgen.

Brasilien wurde also eigentlich das folgende Jahr von den Portugiesen entdecket, welche an dessen Aufsuchung nicht dachten. Peter Alvarez Cabral, ein angesehener Befehlshaber, welcher von Lissabon

im

im Monat März 1500 mit einer Flotte von dreyzehn Schiffen nach Sofala abgegangen war, von da er sich nach der malabarischen Küste begeben sollte, nachdem er durch die Inseln des grünen Vorgebirges gegangen, fuhr er, um die Windstillen an den afrikanischen Küsten zu vermeiden, so weit hinauf auf das Meer, daß er den vier und zwanzigsten April eine unbekannte Küste sah, die sich gegen Westen zeigte. Er setzte seine Schifffahrt bis auf den funfzehnten Grad der Süderbreite fort, woselbst er einen guten Hafen fand, den er aus der Ursache Porto Seguro nennen ließ, so wie er dem Lande den Namen des heiligen Kreuzes gab, weil er es daselbst zum Zeichen des Christenthums hatte aufrichten lassen. Man gab ihm nach der Zeit den Namen Brasilien, von einer Art Holz, das man daselbst im Ueberflusse entdeckte, und welches dreyhundert Jahr zuvor unter diesem Namen bekannt war. Cabral, welcher von der Beschaffenheit der Felder Erkundigungen hatte einziehen lassen, vernahm mit Vergnügen, daß sie fruchtbar zu seyn schienen, daß sie von schönen Flüssen gewässert würden, mit allerhand Bäumen bedeckt und von Menschen und Thieren sehr bevölkert wären. Er stieg daselbst aus, um im Namen der Krone Portugall Besitz davon zu nehmen. Einige Einwohner, die durch ihre Geschenke und Liebkosungen herbeygezogen wurden, machten keine Schwierigkeit, Erfrischungen herbey zu bringen. Allein er hatte wenig Neigung, sich mit den Einwohnern weiter in Unterhandlung einzulassen, sondern richtete noch zuvor das portugiesische Wappen daselbst auf, und gieng nach dem Orte wieder unter Segel, wohin seine Flotte bestimmt war.

Die Berichte des Amerikus Vesputius enthalten eine Nachricht von den beyden Reisen, die er im Namen des Königes von Portugall nach eben der Küste gethan hat. Allein die Umstände sind nicht alle richtig, denn man kann aus allen Zeugnissen der damaligen Zeitverwandten schließen, daß er zu der Zeit, die er angiebt, zu andern Verrichtungen gebraucht wurde. Gonzales Cohelo und viele andere beschäftigten sich lange Zeit, die Häfen, Bayen und Flüsse des Landes zu besuchen. Die Felder schienen ihnen eben so schön und eben so fruchtbar, als sie von Cabral vorgestellt worden: da sie aber nicht sogleich die Bergwerke und andere Reichthümer entdeckten, so verließ sie auch der Eifer, Pflanzstädte anzulegen; man nahm nur Färbeholz, Affen und Papageyen davon mit, welche keine große Mühe verlangten, und doch in Europa theuer verkauft wurden.

Indessen ließ der Hof zu Lissabon einige Elende, die wegen ihrer Verbrechen zu andern Züchtigungen verdammt waren, und einige schlechte Weibspersonen, wovon man das Königreich reinigen wollte, dahin bringen. Allein die Eingebornen fürchteten zu sehr das Joch der Knechtschaft, und brachten alles um, was sich ihnen näherte. Der Hof bewilligte die Vorschläge derer, die sich erboten, Sitze daselbst anzulegen, er wies sogar einigen Herren ganze Provinzen an, in der Hoffnung, sie sollten daselbst Einwohner zusammen bringen. Zuletzt wurde Brasilien sogar für ein geringes Geld verpachtet, und der König, welcher mit einer neuen Herrschaft zufrieden war, begnügte sich fast allein, seinen Titel erweitert zu haben. Ostindien zog damals fast alle Aufmerk-

samkeit

samkeit der Portugiesen an sich; man wollte nicht allein Ruhm durch kriegerische Thaten erlangen, sondern man kam auch daselbst durch diese Tapferkeit zu allen Ehrenstellen im Militair- und Bürgerstande; hingegen in Brasilien mußte man unaufhörlich unter der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, und durch eine beständige Arbeit, Felder anzubauen, getheilt seyn, die zwar sehr fruchtbar waren, aber nichts destoweniger Fleiß und Mühe verlangten, wenn sie zu den Bedürfnissen der Einwohner hinreichen sollten.

Ungeachtet so vieler Schwierigkeiten wurde dennoch das Land mit vielen Europäern bevölkert, und der glückliche Fortgang ihrer Bemühung erregte das Verlangen bey den übrigen, ihnen zu folgen. Der Krieg, welchen sie unaufhörlich wider Legionen von Indianern auszustehen hatten, nöthigte sie, sich in Hauptmannschaften zu theilen, und man sah in einer Zeit von funfzig Jahren längst an der Küste verschiedene Flecken entstehen, wovon die fünf erheblichsten, Tamacara, Fernambuc, Itheos, Porto seguro und S. Vincent waren. Diese Vortheile, welche die Pflanzstädte aus ihrer Lage zogen, machten, daß dem portugiesischen Hofe andere Begriffe beygebracht wurden, und er sich zu beruhigen anfieng, daß er sich dadurch Schaden gethan hatte, indem er unbeschränkte Bewilligungen ertheilt hatte; und Johann III. unternahm also, solche abzuschaffen.

Er fieng damit an, daß er alle Vollmachten widerrief, die er den Häuptern der Hauptmannschaften bewilliget hatte, und schickte im Jahr 1549 Thomas von Sousa nach Brasilien, mit dem Titel eines Generalstatthalters; seine Flotte bestand aus sechs wohl ausgerüsteten und mit einer großen Anzahl Officieren besetzten Schiffen. Er hatte Befehl, nicht

allein eine neue Regierung einzuführen, wozu er den Entwurf mitnahm; sondern auch in der Bay aller Heiligen eine Stadt zu bauen, und zu der Bekehrung der Wilden wurden ihm noch sechs Patres mitgegeben.

Aber auch die Franzosen thaten hierbey das Ihrige. Wir übergehen hier die Bewegungsgründe und die ersten Erfolge dieser Fahrt, weil sie uns zu weit von der Hauptsache entfernen würden. Im Jahr 1555 faßte Nicolaus Durand von Villegagnon, ein Malteserritter, den Vorsatz, in Amerika eine Kolonie von Protestanten anzulegen. Er war ein tapferer, kühner und scharfsichtiger und gelehrter Kriegesmann. Seine Absichten wurden dem Hofe unter dem bloßen Vorwande, einen französischen Sitz in der neuen Welt, nach dem Beyspiel der Portugiesen und Spanier, anzulegen, verdecket; und da er unter diesem Vorwande von Heinrich II. etliche wohl ausgerüstete Schiffe erhalten hatte, besetzte er sie mit Kolonisten, und kam glücklich nach Brasilien. Er stieg bey einem großen Felsen ans Land, von da ihm die Ebbe und Fluth bald vertrieb; er stieg hierauf auf einer kleinen Insel ans Land, auf welcher er eine Schanze bauete, welche er die Colignyschanze nannte. Hierauf schickte er seine Schiffe wieder nach Frankreich, um Unterstützung zu holen, und die Stadt Genf bewies sich bey einem so schmeichelhaften Erfolge am thätigsten. Ein alter ehrwürdiger Mann, Namens Düpont, übernahm die Reise, und eine Menge Personen, unter denen auch viele Gelehrte waren, boten sich ihm zur Begleitung an, und segelten 1556 von Genf mit drey Fahrzeugen ab. Allein hat irgend ein Versuch der Art, Schwierigkeiten und Unglücksfälle zu übersteigen

gen

gen gehabt, so hatten die Kolonisten Hindernisse zu überwältigen, die sie auf der ganzen Reise nicht los werden konnten, bald durch Stürme, bald durch Krankheiten, bald durch Widerstand der Wilden, an deren unbekannte Küsten sie kamen, bis diejenigen, die noch dem Tode entgangen waren, glücklich genug wieder zurückkehrten, und in ihrem Vaterlande starben.

Ehe wir nun zu der Beschreibung des Landes übergehen, müssen wir auch die Unternehmungen der Holländer nicht mit Stillschweigen übergehen. Portugall besaß noch immer Brasilien, seit Emanuels Regierung, welcher den ersten Niederlassungen daselbst eine feste Dauer zu geben angefangen. Da diese Krone aber im Jahr 1581 auf Philipps II., Königes in Spanien, Haupt gekommen war, so ließen ihm die Kriege, welche er wider England und Frankreich, besonders gegen die Mißvergnügten in den Niederlanden, welche unter seiner Regierung die Republik bildeten, führen mußte, wenig Zeit, sich mit seinen auswärtigen Ländern zu beschäftigen. Auf der andern Seite waren die neuen Republikaner, die er nicht unter seiner Botmäßigkeit hatte erhalten können, noch gar zu schwach, oder hatten doch mit ihren Angelegenheiten noch zu viel zu thun, als daß sie es hätten wagen können, den Feind ihrer Freyheit durch Eroberungen zu schwächen. Sie nahmen aber unter Philipps III. und IV Regierung dergestalt zu, daß, nachdem sie ihre ostindische Compagnie errichtet hatten, sie sich im Stande sahen, noch eine westindische zu errichten, die bis hieher noch nicht aufgehöret, eine von den vornehmsten Zweigen ihrer Handlung zu seyn.

Diese Errichtung wurde den Portugiesen gleich von ihrem Anfange an schädlich. Jacob Willekens und l'Hermite, zwey Befehlshaber der holländischen Flotte, fiengen damit an, daß sie an den portugiesischen Küsten herumstreiften und Prisen machten, die ihre Macht vermehrten. Sie wußten nicht, daß dieses Land, welches nicht weniger als zwölfhundert Meilen an der Küste hat, von Natur reich und fruchtbar ist. Die benachbarten Brasilianer waren nach und nach unterwürfig gemacht worden; auch nahm man daselbst wenig Antheil an den Kriegen, welche Europa beunruhigten, und wenn man das Unternehmen der Franzosen ausnimmt, welches man schon zu vergessen anfieng, so genoß man daselbst seit langer Zeit eines tiefen Friedens. Die Statthalter dachten an nichts, als auf die Handlung, und die Soldaten waren Kaufleute geworden. Indessen waren doch einige holländische Privatkaufleute, die sich daselbst zum Umsetzen einiger Waaren gezeigt hatten, von den Indianern sehr gut aufgenommen worden, weil sie sehr gute Preise machten, und dieser heimliche Handel hatte alle Eingebornen des Landes für sie gewonnen.

So waren die Umstände beschaffen, als Willekens in der Bay aller Heiligen erschien. Die Portugiesen dachten mehr an die Rettung ihrer Güter, als an die Vertheidigung. Der holländische Admiral machte sich zum Meister von S. Salvador, der Hauptstadt dieses ganzen Landes. Der Statthalter hatte kein Herz, sich zu vertheidigen, nur der Erzbischof allein gieng an der Spitze einer großen Gesellschaft in einen nahe gelegenen Flecken, und verursachte zuweilen den Eroberern große Hindernisse; jedoch erhielten sie den Besitz der Stadt mit allen darin befindlichen Schätzen.

Diese

Diese Nachricht erregte in Portugall nicht wenig Schrecken, und rüsteten sogleich eine Flotte von sechs und zwanzig Schiffen aus, wobey sich der ganze Adel beeiferte, etwas dazu beyzutragen. Weil indessen Spanien auch seine Macht damit vereinigen wollte; so waren die beyden Flotten im Jahr 1626 ausgelaufen, die Bemannung belief sich auf zwölf- oder funfzehntausend, und die Ankunft in der Bay Aller Heiligen war nach allen ihren Wünschen abgelaufen.

Indessen hatten die Holländer seit der Eroberung zu S. Salvador vieles ausgestanden. Der Erzbischof hatte alles angewendet, die Holländer zu beunruhigen; er hatte mit fünfhundert Mann, die sich unter seinem Befehl zusammengezogen hatten, ihre Parthey oftmals geschlagen, ihnen ihre Lebensmittel abgeschnitten, und hielt sie genau eingeschlossen, doch starb er, ehe etwas Wichtiges vorfiel. Indessen kam die vereinigte spanische und portugiesische Flotte an, man setzte viertausend Mann ans Land, und zwang in kurzem den holländischen Befehlshaber, sich auf Capitulation zu ergeben, worauf die Flotte wieder nach Europa segelte.

Die Niederländer nahmen ihre Rache dafür an Europa, indem sie viele portugiesische Schiffe aufbrachten, wobey sie oftmals reiche Beute erhielten. In der Mitte des 1629sten Jahres gieng der Admiral Lonk mit einer Flotte von sieben und zwanzig Kriegsschiffen aus verschiedenen holländischen Häfen ab. Die Flotte vermehrte sich auf ihrer Fahrt bis auf sechs und vierzig Schiffe, und entdeckte endlich die Küste Fernambuc. Die Brasilianer, welche durch die Portugiesen ermuntert worden, hatten ihnen den Eingang in ihr Land heftig helfen streitig machen. Lonk aber brachte ihnen den Sieg dadurch zuwege, daß er

sich auf die gegen Mittag von Olinda gelegene Klippe und auf die Spitze eines langen Landstriches setzte, wo die Portugiesen eine Schanze unter dem Namen des h. Georgs erbauet hatten.

Die Holländer befestigten ihren Ort, so gut sie konnten, und in Europa sparte man nichts, sich in den völligen Besitz eines so schönen Landes zu setzen. Man raffte Truppen zusammen, man rüstete eine große Flotte aus, die ungeheure Summen kostete. Die damalige Flotte bestand aus vier und funfzig Schiffen, welche Nachricht die Holländer in großes Schrecken setzte. Das folgende Jahr that Friedrich von Toledo, welcher eine andere Flotte nach Brasilien führte, den Holländern wenig Schaden. Sie bemächtigten sich ungeachtet derselben noch einiger Hauptmannschaften, die ihnen nur etliche Feldzüge kosteten. Im Jahr 1636 wendeten sie die letzte Mühe an, die Eroberung von Brasilien zu vollenden. Der Graf Moritz von Nassau, den sie zum General erwählten, gieng in eben dem Jahre vom Texel ab, und kam bald glücklich in die Bay Aller Heiligen. Er richtete von denen Truppen, die er am Bord hatte, und von denen, die er in den holländischen Besitzungen fand, ein ansehnliches Kriegesheer auf, wovon die meisten Befehlshaber das Land, und die Art und Weise der Portugiesen, Krieg zu führen, kannten, wider welche sie verschiedene Vortheile erhalten hatten. Kaum war er angekommen, so zog er zu Felde. Er suchte die Feinde auf und schlug sie in die Flucht. Es wurden ihm die Thore geöffnet, welcher auch sogleich die Citadelle von Porvacaon belagerte. Die Portugiesen vertheidigten sich darin, so gut sie konnten; nachdem sie aber gezwungen wurden, sich auf Bedingungen zu ergeben: so folgte

auf

auf diese Eroberung die von Openeda und andere wichtige Vorfälle.

Weil der Graf Moritz den Portugiesen nicht überflüßige Zeit lassen wollte, so schwächte er sie noch auf einer andern Seite, indem er nach der Küste von Guinea eine ansehnliche Flotte schickte, welche daselbst eine gute Schanze wegnahmen. Der folgende Feldzug war für die Portugiesen nicht glücklicher; wohl aber kamen hie und da Eingeborne, die sich freywillig unter den Schutz der Holländer begaben. Nur die beyden Hauptmannschaften Paraiba und Rio grande schienen schwer einzunehmen zu seyn, weil die Portugiesen daselbst sehr viel gute Gegenwehr getroffen hatten; allein der Graf wendete alle seine Kräfte an, die Plätze zu bekommen, er versicherte sich auch der Gunst der Indianer durch allerhand Gefälligkeiten, es gelang ihm auch bey einigen; er hatte aber auch auf der andern Seite manches Mißgeschick, was ihm seine glänzenden Hoffnungen wieder vereitelte.

Das Jahr 1639 war eigentlich eine Folge von Unglücksfällen für Spanien und Portugall. Diese beyden Nationen ließen unter der Anführung des Ferdinand von Mascarenhas, Grafen de la Torre, eine Flotte von sechs und vierzig Kriegesschiffen in See laufen, ja sie wurde unter Weges noch verstärket, und sie würde den Grafen Moritz gewiß gezwungen haben, Brasilien zu verlassen, wenn nicht zufällige Unglücksfälle auf der Flotte den Muth und die Mannschaft schwächten, und ihre Ankunft in S. Salvador weit weniger fürchterlich aussah. Allein die Holländer hatten während dieser Zeit auch einen ansehnlichen Beystand erhalten; und ob auch diese beyden Flotten einander hitzige Treffen lieferten, so entschied doch das Glück den Sieg auf holländischer Seite.

Während die Niederländer in Brasilien alle ihre Truppen hatten zusammenziehen und einschiffen müssen, schmeichelten sich die Portugiesen, sie würden sich leicht wieder in den Besitz einiger Plätze setzen können. In Gesellschaft der Indianer richteten sie große Verwüstungen unter den Niederländern an und nahmen ihnen Städte weg; allein dieß Glück war nur von sehr kurzer Dauer, sie wurden sehr bald in die Flucht geschlagen: vielmehr verbreiteten die Niederländer, durch neue Verstärkung unterstützt, ein allgemeines Schrecken um sich her; die Portugiesen erboten sich zu vortheilhaften Vergleichen, um den Feindseligkeiten nunmehr Gränzen zu setzen. Während dieses noch in Unterhandlung war, vernahm man die Reichsveränderung, welche Portugall von der Krone Spanien abgerissen hatte. Die Holländer glaubten nunmehro mit ihren Feinden ruhig zu leben, wenigstens nahmen diese zum Schein alle Zeichen der Freundschaft an, schifften Truppen nach Europa zurück, und täuschten auch den Graf Moritz, daß er ein Gleiches that, und die Festungswerke nicht so sorgfältig in Acht nahm.

Die Wirkungen einer so schlechten Verwaltung ließen sich bald merken. Im J. 1645 wußte ein gewisser Portugiese auf einmal seine ganze Nation aufzubringen. Er wohnte in der Moritzstadt, die gleichsam die Hauptstadt des Landes Fernambuc geworden war, woselbst er das Amt eines Richters der Portugiesen ausübete. Er wählte zur Ausführung seines Plans die Hochzeit seiner Tochter, um Gelegenheit zu haben, die Großen des Rathes von den Holländern und alle, die in Sicherheit lebten, umzubringen. Die, so darum wußten, hatten von den Holländern eine Menge Waaren auf gewisse Fristen gekauft, mit der Absicht, sie zu behalten; allein zum Glück wurde

dieses

dieses ganze Vorhaben noch vor der Ausführung entdecket. Hieraus entstand ein anderes Uebel: denn die Anführer jenes mißlungenen Anschlages hatten sich entfernet, und Truppen gesammlet, welche die holländischen Ländereyen verwüsteten. Die Regierung der Portugiesen that zwar, als wenn sie dieses ganze Unwesen mißbilligte; allein der Erfolg sprach vom Gegentheil. Es legte sich bald darauf eine Flotte portugiesischer Schiffe vor der Klippe von Oliva vor Anker; auch diese wollte nichts von den Feindseligkeiten wissen, aber man erfuhr bald, daß sich zu Lande funfzehnhundert Mann zu den Rebellen geschlagen, Serinhaim angegriffen, und die holländische Besatzung genöthiget hätten, sich nach einer achttägigen Belagerung zu ergeben. Der König von Portugall erklärte hierbey, er habe nicht den mindesten Antheil an dieser Ausführung, und schlug den Generalstaaten allerhand Vergleiche vor, die Ruhe wiederherzustellen. Indessen wurde doch der Krieg zehn Jahr lang mit abwechselndem Glück fortgesetzt, und da im Jahr 1654 der Friede mit den Engländern gemacht wurde, so beschlossen sie, eine Vereinigung mit England einzugehen, und richteten zuerst ihr Seewesen auf eine vortheilhafte Weise ein, welches nach Brasilien bestimmt war; allein die Nachricht, daß sich die Portugiesen alles dessen bemächtiget hätten, was die Holländer in Brasilien besessen hatten, gab der Republik einen neuen Stoß.

Die Portugiesen, welche sich über den Erfolg ihrer Staatsklugheit freueten, versagten den Holländern, die sie noch hin und wieder an verschiedenen Orten zerstreuet fanden, nicht die Freyheit, wieder nach Europa zurückzugehen. Die Generalstaaten sahen nun kein anderes Mittel, als sich zum Frieden zu bequemen, und hierzu fand sich eine günstige Gelegen-

legenheit bey der Vermittelung des Königs in England, Karls II., welcher sich mit der Infantin von Portugall vermählen wollte. Dieser erbot einen Waffenstillestand, und die Generalstaaten verlangten ihre Besitzungen in Brasilien wieder. Der König von Portugall hingegen erbot sich, den Staaten vier Millionen Cruzaden, die auf acht Millionen holländische Gulden gerechnet wurden, zu bezahlen, welche in baarem Gelde, in Zucker, Tabak und Salz abgetragen werden sollten; die Besitzung der Ländereyen aber behielt sich Portugall vor. Auch sollten die Holländer frey nach Brasilien handeln, wenn sie nur eben die Zölle bezahlten, welche die Portugiesen entrichteten; sie sollten ohne Ausnahme eben die Freyheit genießen, welche die Engländer damals genossen, und alle Feindseligkeiten sollten aufhören. Die Holländer mußten sich diesen Vorschlag gefallen lassen, und Portugall behauptete seine Macht.

Sobald sich die Portugiesen von den Holländern befreyet sahen, dachten sie an die weitere Ausbreitung, und giengen weiter nach Mittag gegen den Fluß Plata, welcher sie von den Spaniern an seiner Mündung absondert, und kamen bis gegen Norden an den Amazonenfluß. Die Inseln, welche an der Einfahrt dieses letzten Flusses sind, hatten ihren ganzen Beyfall, sie ließen sich auf denselben nieder; dann giengen sie ganz über den Fluß, und da sie andere Bequemlichkeiten in der Stadt Guiana fanden, so bemächtigten sie sich derselben ebenfalls, und versicherten sich deren Besitz durch Schanzen, wobey sie fortfuhren, zu behaupten, alle diese Länder gehörten zu Brasilien. Die Unordnung, welche in der französischen Kolonie Cajenne im J. 1635 entstand, gab ihnen bis 1664 Zeit, sich auch gegen Norden des Amazonenflusses festzusetzen, welchen die Franzosen als eine natürliche

Gränze

Gränze zwischen ihnen ansahen. Sie setzten sich daselbst so fest, daß, als man Acht darauf hatte, es nicht mehr möglich war, sie daraus zu verjagen. Sie sind sogar bis an das Vorgebirge Orange fortgerückt, welches sie wirklich von den Franzosen absondert.

Auf der andern Seite waren die Holländer, welche aus Brasilien vertrieben worden, bedacht, ihren Verlust durch eine andere Niederlassung in dem mittäglichen Amerika zu ersetzen, wie wir bey Surinam gesehen haben. Eben die Gesellschaft, welche die Eroberung von Brasilien gemacht, besitzt noch gegen Norden von der Küste Venezuela drey Inseln von denen, die man Inseln unter dem Winde nennet. Die vornehmste davon ist Curacao, die andern sind Bonnaire und Oruba; indessen haben diese Besitzungen keinen Neid bey ihren Nachbarn erreget.

Produkte.

Aus dieser vorläufigen Anzeige der Lage und Geschichte dieses Landes haben unsere Leser schon abnehmen können, daß es, im Ganzen genommen, ein gutes Land seyn muß; und ein Blick auf seine Produkte wird diese Vermuthung bestätigen. Wenn man aus der Lage dieses weitläuftigen Landes urtheilet, daß man darinnen alle Thiere aus denen Gegenden findet, die es umgeben; so begreift man auch leicht, daß, weil es in vielen großen Theilen wüste und vornehmlich sehr bergicht ist, es einige Produkte, besonders Thiere, enthalten muß, die ihm eigen sind.

Das erste und gemeinste ist dasjenige, welches Tapirussu heißt; es hat ziemlich langes und röthliches Haar. Seine Größe und Gestalt kommen beynahe der Kuh ihrer gleich, es hat aber keine Hörner; einen kürzern Hals, längere und hängende Ohren, dürre Beine, einen Fuß ohne Spalte und dem

Esels-

Eselsfuß sehr ähnlich. Dieses Thier kennet kein anderes Vertheidigungsmittel, als die Flucht. Die Indianer erlegen es mit Pfeilen, oder fangen es mit Fallstricken, die sie ihm listig genug legen. Sie machen überaus viel aus seiner Haut, woraus sie das Rückleder rund herausschneiden, und Schilder von der Größe eines Faßbodens daraus verfertigen; wenn es ganz trocken ist, soll es auch wirklich den Pfeilen widerstehen. Das Fleisch des Thieres gleicht dem Rindfleische an Geschmack, und die Brasilianer wissen es zu bucaniren.

Das größte Thier in Brasilien, nach dem Tapirussu, ist eine Art von Hirsche, welche die Brasilianer Scoraſſu nennen; er ist nicht so groß als unser Hirsch, sein Geweih ist viel kürzer, und sein Haar eben so lang als das unserer Ziegen. Man findet aber keine große Hirsche in Brasilien, als in der Hauptmannschaft S. Vincent.

Der Eber des Landes, welchen die Wilden Tajassu nennen, hat auf dem Rücken, wie die in den andern Gegenden des mittäglichen Amerika, eine natürliche Oeffnung, wodurch er Athem holet. Allein ob er gleich einen solchen Leib, Kopf, Ohren, Beine und Füße, wie die unsrigen, auch eben solche Zähne hat, welches hackichte, spitzige, und folglich sehr gefährliche Waffen sind; so ist er dennoch durch sein Geschrey, welches fürchterlich ist, ingleichen durch die Oeffnung auf dem Rücken, davon unterschieden.

Der Aguuti in Brasilien ist ein rothbraunes Thier von der Größe eines Spanferkels. Es hat einen gespaltenen Fuß, einen sehr kurzen Schwanz, eine Hasenschnauze und Hasenohren. Sein Fleisch ist eine sehr gute Speise, und man hat von diesem Thiere noch eine Art, welche Tapiti heißt.

Die

Die Gehölze sind mit einer Art Ratten angefüllet, von der Größe eines Eichhörnchens und von röthlichem Haare, deren Fleisch auch überaus zart ist.

Der Pag ist ein Thier von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, sein Kopf aber ist wunderbar gestaltet; sein Fleisch schmeckt wie Kalbfleisch, und seine Haut, welche weiß, grau und schwarz gefleckt ist, würde in Europa ein sehr hochgeschätztes Pelzwerk seyn.

Der Sarigoy ist eine Art Wiesel, dessen Haare gräulich sind, wovor die Brasilianer, wegen seines Gestankes, einen Abscheu haben.

Der Tatu in Brasilien ist eben das Thier, welches die Spanier in den andern Theilen von Amerika Armadillo und die Portugiesen Encubertado genannt haben. Er ist so groß wie ein Hund, sein Leib ist dicker als er lang ist, und sein Schwanz, welcher dreymal länger als sein Leib ist, machet einen so grossen Busch Haare aus, daß er, um sich vor der Luft zu bewahren, sich ganz damit bedecket. Er hat einen kleinen Kopf, eine überaus lange Schnauze, einen runden Rachen und eine lange Zunge; diese dienet ihm, wie des Ameisenfressers seine, die Ameisen zu bekriegen. Er ist aber eben so fürchterlich für die Menschen und für die allerwildesten Thiere, welche er angreift, wenn er sie überraschen kann. Sein Fleisch nützet zu nichts.

Unter vielen Arten von Igeln haben die Brasilianer auch eine sehr kleine, deren Stacheln gelblicht und an den Spitzen schwarz sind.

Auch befindet sich hier eine sehr kleine Art Kaymane, welche sie Jacare nennen, und deren Fleisch sie begierig essen. Sie sind nicht über einen Schenkel

kel dick, und haben eine darnach gemäße Länge. Man fängt sie lebendig und sie sind gar nicht schädlich.

Der Januare ist ein gefräßiges Thier, welches wegen seiner hohen und dürren Beine, wie ein Windspiel, schnell laufen kann. Es ist so groß wie ein Hund und hat lange Haare um das Kinn, und eine schöne tygerfarbene Haut, wiewohl es sonst dem Tyger nicht ähnlich ist. Es frißt alles, Menschenfleisch nicht ausgenommen.

Der Hirara gleicht der Hyäna, die wir die Zibethkatze nennen; man versichert aber, es sey solches nicht eben das Thier. Es finden sich schwarze, rothe und auch weiße. Sie leben nur vom Honige, und haben eine überaus große Geschicklichkeit, solchen zu entdecken. Wenn sie mit eben der Verschlagenheit den Eingang zu dem Schatze eröffnet haben, so führen sie ihre Jungen dahin, und fangen nicht eher an zu fressen, als bis sie solchen Zeit gelassen haben, sich zu sättigen.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die Affen in größerm Ueberflusse und von so mancherley Art sind. Unter ihnen findet sich eine Art, welche sie Aquiqui nennen, die viel größer ist, als die andern, und mit einem langen, schwarzen Barte unter dem Kinne gezieret sind. Es kommt von solcher ein Männchen von einer röthlichen Farbe, welches in diesem Lande für den König der Affen gehalten wird. Es hat ein ziemlich weißes Gesicht, und so ordentlich gestellte Haare von einem Ohre zum andern, daß es geschoren zu seyn scheinet. Man erzählet, es steige zuweilen auf den Baum, und lasse sich daselbst mit gewissen Tönen hören, die man für eine Sprache halten sollte. Man hat noch andere, welche Cay heißen, klein, schwarz, und von einer so angenehmen Gestalt, daß

man

man sie mit Wohlgefallen siehet und höret. Sie halten sich auf Bäumen auf, welche Hülsenfrüchte tragen, woselbst sie ihre Nahrung finden, und nicht aufhören, besonders wenn sich die Witterung verschlimmern will, die Luft mit einer seltsamen Melodie zu erfüllen. Diejenigen, welche die Indianer **Sagoinen** nennen, sind nicht größer als ein Eichhörnchen.

Der **Hay** ist ein ungestaltetes Thier, von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, dessen Gesicht etwas Aehnliches von einem Menschengesichte hat. Es hat aber einen hängenden Bauch, ein rauchgraues Haar, einen sehr kurzen Schwanz, eben so behaarte Beine, wie der Bär, und sehr lange Klauen. In den Gehölzen ist es überaus wild; wenn es aber gefangen wird, wird es leicht zahm.

Der **Coati** ist ein Thier von brauner Farbe, den portugiesischen Fibriscastoren ziemlich gleich. Es klettert auf die Bäume, wie die Affen, und man kann es zuweilen zahm machen. Es ist aber boshaft und gefräßig.

Die **wilden Katzen** sind hier so mannichfaltig als häufig. Man siehet schwarze, weiße und rothe von einer erstaunlichen Behendigkeit; sie sind nicht allein den Vögeln, sondern auch den Indianern sehr schädlich, und nur die Nutzbarkeit ihrer Felle macht, daß man sie suchet.

Der **Jagoarúcú** ist eine Art von wildem Hunde, wenigstens kommt sein Geschrey dem Gebelle der Hunde gleich. Die Farbe dieses Thieres ist braun, mit Weiß gemischt. Es hat sehr dickes Haar am Schwanze, und läuft überaus leicht. Es lebet vom Raube, oder von Früchten, wenn es kein Fleisch hat, und sein Biß ist gefährlich.

Man vergleicht den **Jagüacin** mit dem portugiesischen Fuchse an der Größe, er ist auch an der Farbe nicht sehr von ihm unterschieden, lebt aber von Muscheln und Zuckerrohr; sonst ist es ein unschuldiges Thier, und bringt einen Theil seiner Zeit mit Schlafen zu, weshalb man es auch leicht fangen kann.

Der **Biaracara** ist von der Größe einer Katze und der Gestalt eines Eichhörnchens. Auf dem Rücken hat es ein sehr ordentliches weißes Kreuz. Vögel und Eyer sind seine gewöhnliche Nahrung; es hat aber so viel Neigung zum Ambra, daß es die Nacht an dem Ufer des Meeres zubringt, um diese Beute zu suchen.

Das **Giboya**, ein vierfüßiges Thier, welches unter die Schlangen gerechnet wird, und zuweilen auf zwanzig Fuß lang ist, ist so groß, daß man es einen Hirsch hat verschlingen sehen. Wenn es sich eines Stückes Rothwildpretes bemächtiget hat; so umwickelt es solches mit so vieler Stärke, daß es ihm alle Knochen zerdrücket. Darauf lecket es solches mit seiner Zunge, und setzet es in den Stand, daß es leicht verschlungen werden kann. Ueberdieß hat es nicht das geringste Gift, und seine Zähne kommen mit der Größe des Körpers nicht überein.

Der **Giraupiagara**, welcher Name so viel als Eyerfresser heißt, ist schwarz, ziemlich lang, unter dem Bauche gelblich, und steigt eben so leicht auf die Bäume, als ein Fisch im Wasser schwimmet.

Die **Caninana** ist von grüner Farbe, und hat lauter Angenehmes in ihrer Gestalt; sie nähret sich gleichfalls von Eyern.

Die **Boyuna** ist eine schwarze, lange und dünne Schlange, die auch einen sehr unangenehmen Geruch hat.

Vom,

Bom, welches so viel als ein Geräusch heißt, ist der Name einer großen Schlange, welche eine Art von Geschrey macht, wodurch man von ihrer Annäherung Nachricht erhält, wiewohl sie nichts Schädliches an sich hat.

Die Boycupecanga ist sehr groß, und die Flecken, womit der Rücken gezeichnet ist, lassen urtheilen, daß sie eine von den schädlichsten Schlangen sey.

Unter dem Namen Jaraca begreift man vier Arten von kriechenden Gewürmen.

Die Curucucu ist eine gräuliche und fürchterliche Schlange, welche zuweilen bis auf funfzehn Hände breit und lang ist. Ihr Gift ist eins von den subtilesten; man hat gefunden, daß es nur im Kopfe seinen Sitz habe, weshalb ihr die Brasilianer auch den Kopf abschneiden und sorgfältig vergraben.

Außer der großen Klapperschlange, welche in Brasilien den Namen Bicininga führet, und so geschwind kriechet, daß sie zu fliegen scheint, findet sich auch noch eine kleinere, Brincingpheba genannt, welche eben die Eigenschaften hat. Sie ist von schwarzer Farbe, und das Gift überaus subtil.

Die Ibiracua schießt ein so gewaltiges Gift, daß man denjenigen, die sie gebissen hat, fast den Augenblick das Blut aus den Augen, Ohren, Nasenlöchern, dem Halse und den untern Theilen des Leibes dringen siehet. Ihr Biß ist tödtlich.

Die Ibiboca ist auch eine von den gefährlichsten Schlangen in Brasilien, obgleich von einer seltenen Schönheit, wegen der Ordnung der rothen, schwarzen und weißen Flecke und Striche, womit der Kopf und der ganze Leib gezeichnet sind. Ihre Bewegungen sind außerordentlich langsam.

Die Reisenden machen eine abscheuliche Abschilderung von den Martern, denen man in Brasilien durch den Biß dieser fürchterlichen Thiere ausgesetzt ist, und von den großen Anzahlen der Unglücklichen, die ihnen nicht entgehen können. Es finden sich Schlangen bey einem jeden Schritte, auf dem Felde, in Gehölzen, inwendig in den Häusern, und sogar in den Betten oder Hamacken. Man wird des Nachts, so wie am Tage, gestochen, und wenn man nicht sogleich durch Aderlassen, durch Erweiterung der Wunde und durch die kräftigsten Gegengifte zu Hülfe kommt, so hat man den Tod unter den grausamsten Schmerzen zu erwarten. Einige Arten, besonders die Jaracacae, geben einen Bisamgeruch von sich. Die Scorpionen sind auch sehr gemein, ihr Biß ist aber selten tödtlich, nur sehr schmerzhaft. Andere Insekten, als die **Nigua**, welche hier **Ton** heißt; die Mosquiten, die hier Yetin genannt werden, und die gefräßigen Schmetterlinge, **Aravers** genannt, sind mit denen in den andern Theilen des mittäglichen Amerika einerley, und verursachen eben dieselbe Unordnung.

So ansehnlich das Geschlecht der vierfüßigen und kriechenden Thiere ist, so reichhaltig sind auch die **Vögel** und **Fische**. Ein Land, welches mit Holzungen so besetzt ist, als Brasilien, ist der natürliche Aufenthalt unzählbarer schöner Arten Vögel. Drey Arten sind die vornehmsten, solche, welche die Brasilianer aufziehen, nicht sowohl um solche zu essen, als vielmehr die Federn, sonderlich die weißen, davon zu nehmen, welche sie roth färben, und womit sie sich vornehmlich putzen. Die beyden ersten sind indianische Hühner, die in ihrem Lande erzeuget worden, von da sie auch nach Europa gekommen sind; und gemeine Hühner, die sie von den Portugiesen bekommen

men haben. Sie essen nicht einmal die Eyer davon, und der größte Vorwurf, den sie den Europäern machen, ist die übermäßige Gefräßigkeit, welche sie bey jedem Eye, das sie verschlingen, ein Huhn verzehren läßt. Sie nutzen die indianischen Enten fast eben nicht mehr, die sie auch in ihren Wohnungen aufziehen, und die Ursache, die sie davon anführen, ist, weil dieses Thier sehr langsam geht, so befürchten sie, eine Speise von der Art möchte sie schwerfällig zum Laufen machen. Aus eben dem Grunde verwerfen sie auch das Fleisch von allen denen Thieren, deren Gang langsam ist, und sogar gewisse Fische, die nicht so geschwind schwimmen, als die andern.

Unter den wilden Vögeln, die gegessen werden, hat man drey Arten von einer Gattung Fasanen, welche alle schwarze und graue Federn haben, und nur an Größe unterschieden sind; man versichert, es gäbe gar nichts Leckerhafteres.

Die **Macacuaen** und **Inanbuussuen** sind zwey Arten Rebhühner, von der Größe wie unsere Gänse.

Die brasilianischen Papageyen sind die berühmtesten aus beyden Indien. Der erste Rang scheint den **Araraen** und **Macaen** zu gehören, welche in der Landschaft an der See ziemlich selten sind. Sie haben sowohl wegen ihrer Größe als ihrer Schönheit einen Vorzug. Ihre Federn auf der Brust sind von einer sehr schönen Purpurfarbe, gegen den Schwanz zu sind sie von einem Gelb oder einem Grün, oder einem Blau, welches nicht weniger Glanz hat, und an dem ganzen übrigen Leibe von einer wundersamen Vermischung dieser drey Farben, die bald mehr oder weniger heller oder dunkler sind. Sie haben einen ziemlich langen Schwanz. Man siehet sie nie-

mals mehr als zwey Eyer legen, und der Ort, wo sie solche hinlegen, ist gemeiniglich ein Loch in dem Stamme eines Baumes, oder in einem Felsen. Sie werden leicht zahm, und lernen auch eben so geschwind reden.

Von andern Arten Vögeln rühmet man den **Güranhe Engera** sehr, welcher von der Größe eines Flecken ist. Er hat blaue Flügel und einen blauen Rücken, die Brust und der Bauch sind gelb, und auf dem Kopfe hat er einen schönen Busch von eben der Farbe. Sein Waldgesang ist nicht nur sehr veränderlich, sondern er ahmet auch der meisten andern Vögel ihren nach. Man hat ihrer vielerley Arten.

Der **Tangara** ist nicht größer als ein Sperling. Er hat einen schwarzen Leib und gelben Kopf. Man erzählet, die Vögel dieses Namens hielten eine Art von Tanz unter sich, in welchem einer hinfällt und sich stellet, als wenn er todt wäre, und alle andern lassen alsdann ihr Klaggeschrey hören, so lange, bis sie sehen, daß er sich wieder aufrichtet, da sie denn insgesammt davon fliegen.

Die Brasilianer machen viel Wesens aus dem **Guereiva**, wegen der besondern Schönheit seiner Federn. Die Brust ist schön roth, die Flügel sind schwarz, und der ganze übrige Leib blau.

Nach dem Berichte des portugiesischen Schriftstellers, ist der **Tucan** in Brasilien nur von der Größe einer Aelster, ob er gleich einen eben so langen Schnabel hat, als man ihn in andern Theilen des südlichen Amerika vorgestellet, das ist, wenigstens von einer Hand breit. Die Farbe seines Schnabels ist außen gelb und inwendig roth. Auf der Brust hat er gelbe Federn, und an dem übrigen Leibe schwarze. Man setzet hinzu, um es begreiflich zu machen,

machen, wie ein so kleiner Vogel einen so großen und langen Schnabel tragen könne, daß solcher sehr zart leicht sey.

Der **Guirapanga** ist über und über weiß und von einer mittelmäßigen Größe. Er hat eine so starke Stimme, daß man ihn fast eine halbe Meile, wie den Klang einer Glocke, hören kann.

In den innern brasilianischen Provinzen findet man viele Strauße, welche die Einwohner des Landes Andugoacuo nennen. Sie sind von denen in andern Gegenden nicht unterschieden; man versichert aber, daß die Art von Horn, welches sie auf dem Schnabel haben, denenjenigen, welchen es schwer fällt, zu reden, zum freyen Gebrauch der Sprache hilft.

Die Adler, Sperber, Geyer und andere Raubvögel, deren es hier eine große Anzahl giebt, sind von einer solchen Wildheit, daß man noch niemals einen einzigen davon hat zahm machen können.

Der **Panu** ist ein schwarzer Vogel von der Größe einer Amsel. Seine ganze Schönheit bestehet in seinen Federn auf der Brust, deren Farbe dunkelroth ist.

Die Fledermäuse sind viel größer und eben so blutgierig, als die Guayaquil. Die Bienen daselbst sind unsern schwarzen Sommerfliegen ähnlich, und machen nicht weniger lieblichen Honig; das Wachs aber ist fast eben so schwarz als Pech.

Unter den **Fischen** ist der **Manate** von einer besondern Güte in Brasilien.

Der **Acarapep** ist ein großer platter Fisch, dessen Fleisch von einer wundersamen Güte ist.

Die Rochen des Flusses Janeiro und Marevescona sind viel größer als unsere. Sie haben zwey ziemlich lange Hörner auf dem Kopfe, und fünf bis sechs Spalten unter dem Bauche, die man durch Kunst gemacht zu seyn glauben sollte. Ihr Schwanz ist nicht allein lang und zart, sondern auch so giftig, daß von dem geringsten Stiche derselben die verwundeten Theile mit einer Entzündung aufschwellen.

Der Baope, welchem die Portugiesen diesen Namen geben, weil seine Augen den Ochsenaugen ähnlich sind, ist an Größe und Gestalt von dem Thonfische nicht sehr unterschieden, aber nicht von eben dem Geschmacke, ohne zu gedenken, daß er auch viel fetter ist. Aus seinem Fette macht man eine Art von Oel oder Butter.

Der Camarúpi, dessen Güte man sehr rühmet, ist ein großer Fisch, über und über voller Stacheln, welcher auf dem Rücken eine Art von einem allezeit aufgerichteten Kamme hat. Er muß sehr groß seyn, weil man versichert, daß ihn kaum zween Menschen aufheben können.

Die Caramarúen haben viel Aehnlichkeit mit denen Meerschlangen, die sich an den portugiesischen Küsten befinden. Ihre Länge ist zehn bis funfzehn Hände breit. Ihr Gift haben sie um die Zähne herum, die bey ihnen ungeheuer groß sind, und deren Biß den verwundeten Theil zur Fäulung bringt.

Unter den brasilianischen Muscheln ist die Apula, welche dem Stücke von einem Rohre gleicht, nicht allein eine sehr gesunde Speise, sondern giebt auch ein gutes Arzneymittel ab.

Unter den Seevögel unterscheidet man besonders, als eigen in Brasilien, den Guirantinga, welcher von der Größe eines Kraniches ist, aber weiße Federn,

dern, einen sehr langen und spitzigen Schnabel von blauer Farbe, wie auch sehr lange Beine, hat. Der Calcamar ist von der Größe einer Taube, seine Flügel dienen ihm nicht zum Fliegen, sondern sehr leicht zu schwimmen.

Die Brasilianer haben einen Ueberfluß an Fischen von allerhand Größe, ohne von denjenigen zu reden, die ihnen mit den andern Theilen von Südamerika gemein sind.

Das Atacape ist ein Thier, welches im Wasser und auf dem Lande lebet, nicht so groß als ein Wolf, aber viel grimmiger. Es führet Krieg wider die Menschen, und läuft so schnell, daß alle ihre Vorsicht es nicht hindert, sie zu erhaschen.

Endlich fügen wir noch die verschiedenen Gattungen von Bäumen und Pflanzen, welche diesem Lande eigen sind, bey. Zuförderst ist der Mangaba, ein sehr großer Baum, welcher sich nirgend, als um der Bay Todas Santos oder Aller Heiligen findet. Er hat eine Rinde wie eine Buche, und Laub wie eine Esche. Er verliert solches niemals, und seine Blätter sind allezeit grün. Er trägt zweymal des Jahres Früchte, anfänglich in Knospen, die wie eine Frucht gegessen werden. Von der Frucht machen die Brasilianer eine Art von Wein, und aus den Blumen eine bittere und klebrichte Milch.

Der Ombů ist ein dicker Baum, aber sehr niedrig, trägt eine runde und gelbliche Frucht, welche unsern weißen Pflaumen sehr ähnlich sind, doch sind sie den Zähnen sehr schädlich.

Der Araticů, ein Baum von der Größe des Orangenbaumes, hat Citronenblätter, und trägt eine

Frucht von einem eben so lieblichen Geschmacke, als Geruche, dessen Größe nicht größer ist, als eine große Nuß.

Der Gabúcriba ist ein sehr großer Baum, welcher einen vortrefflichen Balsam träufelt, und daher von den Brasilianern in großen Ehren gehalten wird.

Der Baum, woraus man in der Färberey großen Nutzen ziehet, ist von der Höhe unsrer Eichen, hat auch starke Aeste, und wächst zwischen Felsen in dem unfruchtbarsten Boden. Er ist höckricht, krumm und voller Knoten, wie der Weißdorn, die Blätter, die einige Aehnlichkeit mit den Buchsbaumblättern haben, sind grün, platt, hart, trocken, zerbrechlich, seine Blüthen klein und stehen beysammen wie die Mayblumen, haben aber einen starken Geruch und sehen sehr schön roth. Die Rinde ist so dick, daß, wenn sie abgeschälet ist, der Baum drey Viertel von seiner Stärke verliert. Das zur Färberey brauchbare Holz erkennet man am Gewichte, denn das schwerste ist das schätzbarste. Man schneidet es in Stücken, und vermittelst der Alaune ziehet man eine rothe Farbe heraus. Man bereitet auch ein flüssiges Lack zur Miniaturarbeit daraus.

Der Jacatiba trägt eine Frucht von der Größe einer Limonie, und hat einen sehr scharfen Geschmack. Seine Rinde hat von der Spitze der Zweige an bis an das Ende der Wurzeln eben die Eigenschaft. Dieser Baum ist selten und wird nur in der Hauptmannschaft S. Vincent gefunden.

Der Cocosbaum wird eigentlich nur um die Wohnplätze herum gepflanzt, in den Gehölzen und an einöden Orten siehet man keinen. In den innern

Theilen

Theilen jenseits S. Vincent und gegen Paraguay trifft man ganze Wälder von Fichten an, welche Früchte tragen wie die europäischen, nur etwas runder, stärker und gesunder.

Der Cupayba, welcher an Gestalt einem Feigenbaume gleicht, aber viel höher, viel gerader und viel dicker ist, enthält eine sonderbare Menge Oel, welches eben so hell ist, als das von Oliven, und man braucht ihn nur ein wenig einzuschneiden, um sehr viel davon zu bekommen.

Der Ambayba gleicht ebenfalls dem Feigenbaume, und findet sich unter den Dornsträuchen auf denen Feldern, die man aufgehöret hat zu bauen. Seine Blätter sind so rauh, daß man sie brauchet, verschiedene Arten Holz damit zu glätten.

Man rühmet die Kräfte des Ambaigtinga, eines andern Baumes, welcher sich in den Fichtenwäldern befindet. Er giebt einen ölichten Saft, und ist weder eine Fichte, noch eine Cypresse, er ist viel höher als die erste, und viel gerader als die andere. Er trägt auf dem Gipfel eine Art kleiner Bläschen, welche einen vortrefflichen Saft von sich geben, wenn sie aufspringen. Die Indianer fangen diesen Saft sorgfältig in Muschelschaalen.

Der Igciega bringt eine Art Mastic von vortrefflichem Geruche hervor. Aus seiner Rinde kommt, wenn sie gestoßen wird, ein weißer Saft, der sich wie Weihrauch verdicket, an dessen Statt er auch dienet.

Brasilien hat wenig so schöne Bäume, als der Janipha ist. Sein Grün ist vortrefflich und wird alle Monate erneuert. Seine Früchte gleichen den

Orangen,

Orangen, schmecken wie Quitten und sind sehr gesund. Ihr Saft, welcher anfänglich ziemlich weiß ist, wird bald so schwarz, daß er den Wilden zur Dinte dienet, sich Figuren von dieser Farbe auf die Haut damit zu malen.

Die Frucht Jequitinguacû gleicht unsern großen Erdbeeren, anstatt des Kernes aber hat sie eine Art von sehr harter, runder, schwarzer, wie Achat glänzender Erbse, deren Schaale sehr bitter ist. Man zerstößt sie, um sie zur Seife zu gebrauchen.

Derjenige Baum, welcher Anai heißt, giebt einen unerträglichen Geruch von sich, wenn man ihn fället. Er hat Blätter, wie ein Apfelbaum, und ist beständig grün. Seine Frucht ist eine Art von Castanie in Gestalt einer Glocke, und sehr giftig. Weil aber die Schaale dienet, die Schellen daraus zu machen, welche die Brasilianer um die Beine tragen, so wird der Baum sehr hoch geachtet.

Der Hiurae hat eine Rinde einen halben Zoll dick, sie wird gegessen, wenn sie frisch vom Stamme geschälet ist. Seine Frucht ist von der Größe einer mittelmäßigen Pflaume, goldfarben, und wächst nur einmal in funfzehn Jahren. Der Kern, welchen sie enthält, ist von einem sehr angenehmen Geschmack. Die Rinde des Baumes ist von außen silberfarben und inwendig röthlich, und giebt einen milchichten Saft, welcher etwas von dem Geschmack des Süßholzes an sich hat.

Der Choyne ist ein Baum von mittler Größe, dessen Blätter das Grün und die Gestalt der Lorbeerblätter haben, und welcher eine Frucht trägt, so groß wie der Kopf eines Kindes. Das Fleisch wird nicht gegessen, die Schaale aber ist so hart, daß die Brasilianer,

silianer, welche sie auf verschiedenen Seiten durchstechen, das Instrument daraus machen, welches sie Maracca nennen, und aus seinen hohlen Theilen machen sie kleine Tassen, die ihnen zum Trinken dienen.

Der Sabauce trägt eine Frucht, viel größer als zween Fäuste, und von der Gestalt eines Bechers, welcher kleine Kern den Geschmack und die Gestalt unserer Mandeln enthält.

Der Pocaire ist eine Staude, die gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß hoch wächst, deren Stängel aber so zart ist, daß ein gut geschliffener Säbel ihn auf einen Strich durchhauet. Die Beschreibung seiner Frucht und seiner Blätter giebt ihm viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen Platane in Amerika.

Unter den Pflanzen hält man sich bey dem Manioc, der fast in ganz Amerika gemein ist, nur deswegen allhier auf, um eine besondere Art in Brasilien anzumerken, welche daselbst Aypi heißt, und ohne die geringste Gefahr roh kann gegessen werden. Die Brasilianer machen einen Trank für die Leberkrankheiten daraus. Einige Völkerschaften von dem Geschlechte der Tapuyer essen auch den gemeinen Manioc roh, welcher vor allen andern ein Gift ist, und empfinden doch nichts Uebels davon, weil sie von Kindheit an dazu gewöhnet sind. Die Brasilianer machen von dem Mehle dieser Pflanze zweyerley Speisen.

Die Anana ist hier in sehr großem Ueberflusse, so daß die Wilden ihre Schweine damit füttern.

Cayapia, oder Schlangenkraut. Man eignet der Wurzel oder vielmehr dem Knoten, welcher sie theilet,

theilet, eine besondere Kraft des Gegengiftes zu. Man zerstößet den Knoten und nimmt ihn in Wasser ein. Ueberhaupt finden sich so viel heilsame Pflanzen und Kräuter, die ohnmöglich anzuführen sind. Der Wohlgemuth und andere Arten von diesen Pflanzen wachsen in erstaunlicher Menge, ihr Geruch aber ist nicht so angenehm, welches wahrscheinlich von der Feuchtigkeit des Bodens, oder von der großen Hitze herkommt. Die Blumen sind in Brasilien ebenfalls von einer großen Mannichfaltigkeit, man sagt aber wenig von ihrer Schönheit. Die Röhre und Schilfe sind auch daselbst mancherley. Insbesondere bemerket man die Tucuara, welche von der Dicke eines Schenkels ist. Andere wachsen in die Höhe, besonders in den Gehölzen, wo die Feuchtigkeit sie ernähret, da sie sich alsdann über die großen Bäume erheben. Man siehet ganze Striche davon voll. Die Brasilianer aber geben den mittelmäßigen Schilfröhren den Vorzug, weil sie ihre Pfeile daraus machen. Es ist kein Land in der Welt, wo es eine größere Anzahl verschiedener Arten eßbarer Wurzeln und Hülsenfrüchte giebt. Die Bohnen sind daselbst viel gesunder, als irgendwo. Man findet daselbst viele Arten von Erbsen, und alle Geschenke der Natur, die oft ohne Zuthun der Menschen wachsen und ungenutzt verblühen.

Das Land überhaupt genommen, ist sehr fruchtbar, hat auch alle zum Leben benöthigte Dinge hervorgebracht, bis zu der Zeit, da man die Gold- und Diamantengruben entdeckte. Diese Reichthümer haben die Portugiesen arm gemacht. Ihre Bergwerke haben fast eben so viel Gold nach Portugall geschickt, als Silber aus denen von Mexico gezogen worden ist. Einige ihrer Diamanten geben den

Ostindi-

Ostindischen weder am Gewichte, noch an Feuer und Reinigkeit etwas nach. Wahr ist es, daß die meisten ein etwas gelbes Wasser haben, aber es giebt ihrer von einer erstaunenden Größe. Man sagt, daß vor etlichen Jahren dem Könige von Portugall ein Diamant überschickt worden sey, der mehr als hundert und sechzig Karate gewogen, und den man auf viele Millionen unsers Geldes geschätzet hat. Der Zufall allein hat alle diese Schätze entdeckt, die Holländer wußten nichts davon. Die Portugiesen waren die ersten, welche gewahr wurden, daß die Indianer goldene Angelhaken hatten; und als sie sie darum befragten, erfuhren sie, daß alle Jahre eine Menge dieses Metalles von den Bergen käme, welche das Wasser in die Thäler herabschwemmet. Es sind noch nicht hundert Jahr, daß man angefangen hat, es nach Europa zu bringen, und seit dieser Zeit hat der Ertrag ungemein zugenommen.

Die Mühe, es einzusammeln, macht das vornehmste Geschäfte der Sclaven, welche die Portugiesen zu dieser Arbeit unterhalten. Jeder Schwarze ist verbunden, seinem Herrn täglich ein Quentchen zu liefern; sammlet er mehr, so ist das übrige für ihn. Die Entdeckung der Diamanten ist noch neuer, als das Gold, und noch später nach Europa gekommen. Man findet sie in den Flüssen und in ausgewaschenen Gräben unter dem Sande.

Einwohner.

Man hat aus dem Vorhergehenden schon bemerken können, daß die Religion wenig Antheil an den Begriffen der Brasilianer hat. Sie kennen keine Art von Gottheit, sie beten nichts an, und ihre Sprache hat sogar nicht einmal ein Wort, welches den Namen Gottes ausdrücket. Selbst in ihren Fabeln findet man nichts, welches sich im geringsten

auf

auf ihren Ursprung, oder auf die Schöpfung der Welt beziehet. Sie haben nur einige verwirrte Geschichte von einer großen Wasserfluth, wodurch das ganze menschliche Geschlecht umgekommen, ein Bruder und eine Schwester ausgenommen, welche die Welt zu bevölkern von neuem anfiengen. Indessen verbinden sie doch einige Vorstellung von Macht mit dem Donner, welchen sie Tûpan nennen, weil sie sich nicht allein vor ihm fürchten, sondern auch glauben, daß sie den Ackerbau von ihm gelernt haben. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß auf dieses Leben ein anderes folgen könne, und folglich haben sie auch eben so wenig einen Namen, den Himmel oder die Hölle zu bezeichnen. Sie glauben aber doch, daß nach ihrem Tode etwas von ihnen übrig bleibt, weil man sie sagen hört, viele von ihnen wären in Geister verwandelt worden, und machten sich eine Lust, beständig auf angenehmen und mit allerhand Bäumen bepflanzten Gefilden zu tanzen.

Sie haben nur Wahrsager, an welche sie sich wenden, um bey ihren Krankheiten die Gesundheit zu erhalten. Indessen finden doch diese Betrüger Mittel und Wege, sie durch Blendwerke, oder vielmehr durch außerordentliche Bewegungen und Geberden zu hintergehen. Sie fügen Versprechungen und Vorhersagungen hinzu, welche zuweilen gewaltige Veränderungen bey einer Völkerschaft durch die bloße Wirkung der Hoffnung oder Furcht verursachen. Bey diesen Gelegenheiten aber wagen die Wahrsager so viel, daß, wenn man den Betrug wahrnimmt, er von denjenigen umgebracht wird, die er hat hintergehen wollen.

Die Brasilianer nehmen viele Weiber, aber sie verlassen sie eben so leicht wieder, als sie solche nahmen.

men. Indessen dürfen sich doch diese Männer nicht eher verheirathen, als bis sie einen Feind ihrer Völkerschaft gefangen oder erlegt haben. Der Charakter dieser Nation ist uns niemals von der besten Seite geschildert worden. Zuförderst muß man bey der Untereintheilung, die man von allen natürlichen Einwohnern Brasiliens macht, nur die Margajaer, die Ueracaer, die Maguher, die Tapüier und die Tupinambuer unterscheiden. Uebrigens weiß man gar wohl, wie sehr sich diese indische Nationen von einander unterscheiden, wie sehr sie von einander abgehen.

Die Ueracaer z. B. sind beständig mit ihren Nachbarn im Kriege verwickelt, und nehmen auch keine Fremden auf, mit ihnen zu handeln. Wenn sie glauben, überwunden zu werden, so fliehen sie mit Schnelligkeit in die Wälder, oder auf die Berge. Ihr schmutziges und ekelhaftes Ansehen, ihr wilder Blick und ihre abscheuliche Gesichtsbildung machen sie zu einer verhaßten Völkerschaft. Ueber dieses sind sie von den andern Brasilianern durch ihre Haupthaare unterschieden, welche sie bis mitten auf den Rücken herabhangen lassen, und wovon sie nur einen kleinen Kreis auf der Stirne abschneiden. Ihre Sprache ist auch ihren nächsten Nachbarn ihrer nicht ähnlich. Die überaus große Wildheit dieser Indianer hat es noch nicht erlaubt, sie zu einer ordentlichen Handlung zu vermögen. Man handelt mit ihnen nur von weitem, und stets mit Feuergewehr in der Hand, um durch die Furcht eine unordentliche Begierde zu unterdrücken, die bey Erblickung des weißen Fleisches der Europäer in ihnen erwachen soll. Der Tausch geschiehet in einer Weite von hundert Schritten, das ist, man bringt auf beyden Seiten

an einen gleichen Ort die Waaren, welche den Gegenstand der Handlung ausmachen. Man zeiget sie einander von weitem, ohne ein Wort zu sagen, und ein jeder läßt oder nimmt das Seinige, was ihm anstehet. Doch gehet es dabey redlich genug zu; es scheint aber, daß das Mißtrauen gegenseitig ist, und daß, wenn die Portugiesen befürchten, von ihnen angefallen zu werden, die Indianer sich eben so sehr vor der Sclaverey der Portugiesen fürchten.

Außer einigen nicht sehr zahlreichen Völkerschaften, die man wegen ihres kleinen Wuchses Pigmäen nennet, kommt die ordentliche Gestalt der Brasilianer der unsrigen gleich; sie sind aber viel dauerhafter und den Krankheiten nicht so unterworfen, als die Europäer. Man siehet keine Gichtbrüchige, keine Lahme, keine Blinde, noch sonst einige an ihren Gliedern Verstümmelte unter ihnen. Es ist nicht selten, daß man sie auf hundert Jahre leben sieht. Ihre Haare werden fast niemals grau. Sie sind stets lustig, wie ihre Gefilde stets grün sind. Die Farbe ihres Leibes ist bey ihrer beständigen Blöße nicht schwarz, und auch sogar nicht einmal brauner, als der Spanier ihrer. Indessen sind doch, außer an ihren Festen oder Freudentagen, Männer, Weiber und Kinder stets der größten Sonnenhitze ausgesetzet. Sie haben nur erst seit der Niederlassung der Portugiesen angefangen, sich in der Mitte des Leibes zu gürten, und an ihren Festen von dem Gürtel bis unten ein blaues oder gestreiftes Tuch zu tragen, woran sie kleine Knochen oder Schellen hängen, wenn sie nicht welche im Tausche bekommen können. Die Häupter hängen alsdann sogar eine Art Mantel über die Schulter; man nimmt aber wahr, daß ihnen dieser Schmuck zum Zwange ist, und daß ihr größtes Vergnügen ist, nackend zu gehen.

Sie

Sie können keine Haare leiden, außer auf dem Kopfe. Die Scheeren und Zangen, welche ihnen dienen, sich solche hinweg zu schaffen, sind einer von den größten Gegenständen der Handlung. Was man von der Gewohnheit gesagt hat, die sie haben, sich die Unterlippe zu durchbohren, geschiehet nicht in ihrem reiferen Alter, sondern gleich von ihrer Kindheit an; in diesem zarten Alter aber tragen sie nur einen kleinen Knochen, so weiß wie Elfenbein. In dem männlichen Alter stecken sie einen Stein hinein, der oft eines Fingers lang ist, und den sie ohne das geringste Band darinnen fest zu halten wissen. Einige stecken sich auch sogar dergleichen Knochen in die Backen. Eine andere Art von Schönheit ist, eine platte Nase zu haben, deshalb ist es die erste Sorgfalt der Väter bey der Geburt des Kindes, ihm diesen Dienst zu leisten. Die schwarze Farbe, womit sie den ganzen Leib bemalen, außer dem Gesichte, hindert nicht, daß sie nicht an einigen Orten auch noch Flecken von verschiedenen Farben aufschmieren. Ihre Beine und Schenkel behalten aber stets einerley Schwärze, welches macht, daß sie in einiger Entfernung schwarze Beinkleider zu haben scheinen. Am Halse tragen sie Halsbänder von Knochen von einer schimmernden Weiße und von Gestalt eines halben Mondes, welche oben an ein baumwollenes Band angereihet sind; zur Abwechselung aber hängen sie zuweilen kleine Kügelchen von einem sehr glänzenden schwarzen Holze darunter, wovon sie eine Art von Halsband machen. Weil sie eine Menge Hühner haben, die sie zuerst aus Europa bekommen, so suchen sie die weißesten darunter aus, und rupfen ihnen die Pflaumfedern ab, welche sie roth färben und sich mit einem sehr klebrichten Gummi auf den Leib streichen. In ihren Kriegen und an ihren hohen Fest-

tagen kleben sie sich mit Wachse auf die Stirne und auf die Backen kleine Federn von einem schwarzen Vogel, den sie Tûcan nennen. Zu den Gastereyen verändern sie diesen Putz mit allerhand andern Federn von verschiedenen Farben. Ihre Keulen, die von dem harten und rothen Holze sind, welches wir Brasilienholz nennen, sind auch mit diesen Federn überzogen. Auf ihre Schultern nehmen sie Straußfedern, und fügen sie so zusammen, daß alle Kiele auf der einen Seite dicht zusammen stehen, und das Uebrige sich in der Runde wie ein kleiner Pavillon oder eine Rose ausbreitet. Dieses bildet einen großen Federbusch, welchen sie Araroya nennen, den sie auf ihren Hüften mit einem baumwollenen Strick nach dem Leibe zu enge, und auswärts breit binden, so daß man sagen könnte, sie trügen einen Hühnerkorb. Wenn sie tanzen wollen, so nehmen sie Früchte, die sie Ahuai nennen, von der Größe der Castanien. Sie höhlen solche aus, füllen sie voll kleine Steine, und heften sich solche an die Beine. In den Händen haben sie hohle und auch mit Steinen angefüllete Calebassen, oder einen Stock eines Fußes lang, woran sie die Calebassen heften.

Das weibliche Geschlecht hat, außer, daß sie gedachtermaßen, wie die Männer, ganz nackend gehen, noch das mit ihnen gemein, daß sie sich alles Haar ausreissen. Das Kopfhaar scheeren sie nicht, wie die Männer, vorn ab, sondern lassen es dafür vielmehr nicht allein lang werden, sondern kämmen und waschen es auch, wie die Weiber an andern Orten, sehr sorgfältig; sie scheiden es in zwey gleiche Theile, binden sie zuweilen mit einem rothgefärbten baumwollenen Bande auf, und lassen sie über die Schultern hangen; gemeiniglich aber gehen sie mit fliegen-

den

den Haaren. Ueber dieses lassen sie sich auch nicht die Lippen und Backen durchstechen, und tragen folglich keine Steine im Gesichte. Was aber die Ohren anbetrifft, so sind ihnen solche weit durchstochen, und die Ohrringe, welche sie hinein machen, sind von großen Seemuscheln, Vignolen genannt. Sie sind weiß, rund und eben so lang, als ein mittelmäßiges Licht; und da ihnen solche auf die Schultern hängen, so macht dieses ihre Ohren sehr ungestaltet. Das Gesicht putzen sie auf folgende Art auf.

Nachdem die Nachbarin oder Gespielin, mit einem kleinen Pinsel in der Hand, einen kleinen Kreis gerade mitten auf der Backe derjenigen angefangen hat, die sich malen läßt, indem sie solchen rund herum wie eine Rolle und Schneckengestalt drehet, so wird sie nicht allein fortfahren, bis sie ihr mit blauer, gelber und rother Farbe das ganze Gesicht verstellet hat, sondern macht auch noch an der Stelle der Augenlieder und ausgerissenen Augenrahmen den Hauptstrich mit dem Pinsel. Uebrigens haben sie große Armbänder von vielen Stücken weißer Knochen, die wie große Fischschuppen zerschnitten sind, welche sie sehr gut zusammen zu fügen und mit unter einander gemischtem Wachse und Gummi zu befestigen verstehen. Sie sind ungefähr anderthalb Fuß lang, und können nicht besser als mit denen Armschienen verglichen werden, die man bey den Ballschlagen anleget. Sie tragen auch die weißen Halsbänder, die man in ihrer Sprache Bure nennet, nicht um den Hals wie die Männer, sondern um die Arme gewunden, und hieraus siehet man, zu was für einem Gebrauche sie die kleinen gelben, blauen, grünen und andern farbichten Glasknöpfe so artig finden, die man ihnen angereihet zum Vertauschen bringet.

Es hat sehr viel Mühe gekostet, die Weiber dahin zu bringen, daß sie sich bekleidet haben. Zum Vorwande führten sie ihren Gebrauch an, daß sie sich in allen Wassern, die sie antreffen, baden müßten, es sey also zu beschwerlich, sich so oft aus- und anzukleiden. Wenn man sie zwang, ein Hemde anzuziehen, so nahmen sie es aus Furcht, es schmutzig zu machen, bis über die Achseln herauf. Diejenigen, welche von den Europäern zu Gefangenen gemacht oder gekauft wurden, in den Festungen zu arbeiten, ermangelten nie, sobald es Nacht war, sie auszuziehen. Kurz, wenn es in ihrer Wahl gestanden, und man sie nicht mit vielen Geisseln gezwungen hätte, sich zu bekleiden; so würden sie lieber der Sonnen Brand und Hitze ausgestanden, und sich auch die Arme und Schultern durch das Erde- und Steinetragen verletzt haben, als etwas auf sich leiden zu wollen. Uebrigens haben die brasilianischen Weiber und Mädchen eine sehr gute und glückliche Gesichtsbildung, die sie bloß durch ihre angenommene Gebräuche verstellen.

Die Nahrung der Brasilianer bestehet ordentlicher Weise in zweyerley Wurzeln, der Aipy und Manioc. Diese Pflanzen werden gebauet und dürfen nicht über drey Monate in der Erde seyn, da sie einen halben Fuß hoch und dick wie ein Arm werden. Man läßt sie am Feuer auf Hurden trocknen, und indem man sie mit scharfen Steinen schabet, so macht man Mehl daraus. Diese Wurzeln dienen auch, wie wir schon an einem andern Orte gesehen haben, zur Verfertigung des Getränkes.

Es ist eine besondere Gewohnheit der Indianer in Brasilien, daß sie zu verschiedenen Stunden essen und trinken, das ist, daß sie essen, wenn sie trinken, und

und nicht trinken, wenn sie essen. Zu eben der Zeit lassen sie auch alle ihre Sorge und Geschäfte liegen, ohne sogar ihren Haß und ihre Rache auszunehmen, welche sie stets so lange verschieben, bis sie sich gesättiget haben. Alsdann reden sie mit Hitze davon, wie sie ihre Feinde angreifen, sie fangen, sie mästen, hinrichten, und (wie einige sagen) auch verzehren wollen.

Die Brasilianer führen niemals aus Eigennutz oder Ehrfurcht Krieg. Sie sind nur bedacht, den Tod ihrer Anverwandten oder Freunde zu rächen, die von andern Wilden genommen worden. Die Rache ist eine so lebhafte Leidenschaft bey allen diesen Völkern, daß sie einander niemals Herberge geben. Diejenigen, welche einige Verbindung mit den Europäern haben, kommen nach und nach von dieser Wildheit zurück. Sie schlagen die Augen mit einer Art von Beschämung nieder, wenn man ihnen deshalb einen Vorwurf macht, und bezeigen dadurch, daß noch nicht alles Gefühl in ihnen erstickt sey.

Bey ihren Kriegen sind wenig Feyerlichkeiten. Sie haben weder Könige noch Fürsten, und kennen keinen Unterschied des Standes. Sie ehren aber ihre Alten und ziehen sie bey jeder Sache zu Rathe, weil sie den vernünftigen Grundsatz kennen: das Alter hat viel Erfahrung; und ob sie auch nicht mehr im Stande sind, durch ihre Kräfte zu nützen, so sind sie doch vermögend, junge Krieger mit Rath zu unterstützen. Ein jeder **Aldeja**, welchen Namen sie vier oder fünf Cabanen geben, die in einem und demselben Bezirke liegen, hat zu Führern vielmehr, als zu Oberhäuptern, eine gewisse Anzahl von diesen Alten, die zugleich Redner der Gesellschaft sind, vornehmlich wenn es darauf ankommt, die jungen Leute zu ermahnen, daß sie die Waffen ergreifen sollen. Sie geben das Zeichen zum Aufbruche, und hören bey ihrem Marsche

nicht auf, die Ausdrücke des Hasses und der Rache erschallen zu lassen. Auf dieses Geschrey schlagen die Wilden in die Hände, schmeissen sich auf ihre Schultern und versprechen, ihr Leben nicht zu schonen. Zuweilen halten sie stille, um hitzige Reden zu hören, welche zu ganzen Stunden dauern. Hierauf bewaffnen sie sich, ein jeder mit seinem Tacape, welches eine Art von Keule aus Brasilienholz ist. Sie hat sechs Fuß in der Länge, einen in der Breite und einen Zoll in der Dicke. Sie haben Bogen von eben dem Holze, deren sie sich mit einer ungemeinen Geschicklichkeit bedienen können. Die Sehnen sind von Grasfäden und so stark, wiewohl sehr dünne, daß ein Pferd daran ziehen könnte. Ihre Pfeile sind sehr lang, und bestehen aus drey Stücken; das Mittelste ist vom Schilfe, und die beyden andern von schwarzem Holze, und diese Stücke sind, sehr gut in einander gefüget, mit kleinen Baumrinden verbunden. Sie haben nur zwey Federn, die mit baumwollenen Fäden sehr sauber angebunden sind. An das Ende derselben stecken sie bey einigen spitzige Knochen, bey andern einen halben Fuß lang dürre und harte Röhre, nach der Art der Lanzette, und eben so spitzig, zuweilen auch die Spitze eines Rochenschwanzes, der sehr spitzig ist. Auch haben sie, seitdem die Franzosen und Portugiesen dieses Land besucht haben, nach ihrer Art angefangen, wo nicht ein Pfeileisen, doch wenigstens eine Nadelspitze, daran zu stecken. Ihre Schilde sind von Haut, breit und rund. Mit dieser Rüstung und mit Federn geschmückt, ziehen sie etliche Tausend an der Zahl, die aus vielen Aldejaen gebildet worden, nebst einigen Weibern, welche ihren Vorrath an Lebensmitteln tragen, zu Felde. Man erwählet die Heerführer von denjenigen, welche die meisten Feinde gefangen oder getödtet haben. Die Losung zum Kriege ist eine Art

von

von Horne, welches sie Jnubia nennen, und Pfeifen von Knochen, welche gemeiniglich von den Gebeinen ihrer Schlachtopfer sind. Zuweilen geschehen ihre Kriegeszüge zur See, ihre Canoe aber, welche von Baumrinde sind, können der Stärke der Wellen nicht widerstehen, und daher entfernen sie sich auch nicht weit vom Ufer. Wenn sie in das Land kommen, welches sie verwüsten wollen, so dringen die Herzhaftigsten zuerst durch die Gebüsche, und die Uebrigen bleiben zurück bey den Weibern. Ihr erster Angriff geschiehet niemals offenbar, sie verbergen sich in einiger Entfernung von den feindlichen Wohnplätzen, um Gelegenheit zu suchen, sie zu überfallen. Sie verziehen so lange, bis es dunkel ist, alsdann legen sie Feuer an, und machen sich die Verwirrung zu Nutze. Sie üben alle Arten der Grausamkeit aus, die sich von gesitteten Menschen nicht denken läßt; die Hauptabsicht aber gehet dahin, Gefangene zu machen.

So abscheulich die Schilderungen der Reisenden ausfallen, wenn sie von den Sitten und Gebräuchen der Brasilianer reden, so haben wir doch auf der andern Seite auch wieder viel Spuren der Vernunft und Güte gefunden: und ob sie gleich keine andere Gesetze haben, als ihre Gebräuche, wovon einige freylich offenbar den Grundsätzen der Gerechtigkeit zuwider handeln; so merkt man doch bey diesem seltsamen Verderben einige Spuren einer bessern Ordnung, die sie eben so treulich erhalten, als ihre barbarischen Uebungen. Der Ehebruch z. B. ist bey allen diesen Völkern eine häßliche That, das heißt, ungeachtet ihrer Freyheit, viele Weiber zu nehmen, und sie wieder zu verstoßen, darf doch keine Mannsperson Umgang mit einer andern Frau führen, als die er unter diesem Namen nimmt, und die Weiber sind verbunden, ih-

ren Männern treu zu seyn. Die Sorge für ihre Kinder, besonders die mütterliche Liebe, ist eine sehr lobenswerthe Tugend an ihnen. Sie suchen sie gleich von den ersten Tagen ihres Lebens an hart zu gewöhnen. Ihre erste Nahrung ist nicht allein Milch, sondern auch ein wenig gekauetes Mehl. Die Mutter bleibt nur etliche Tage im Bette, dann trägt sie ihr Kind am Halse hangend in einer dazu gemachten baumwollenen Binde, und nimmt auch gleich ihre Hausarbeit wieder vor. Das Einzige, wozu man das Kind erziehet, ist die Jagd, die Fischerey und der Krieg. Alle Wildheit der Brasilianer gegen ihre Feinde hindert nicht, daß sie nicht sehr ruhig unter sich lebten.

Die Beschäftigung der Weiber, nebst den andern schon genannten Besorgungen, ist, daß sie Baumwolle spinnen, um Hangemacken und Seile daraus zu machen. Auch machen sie ihre irdenen Gefäße, die sie zu ihren Speisen und Getränken nöthig haben. Ob sie gleich von außen grob und rauh sind, so ist dennoch das Inwendige nicht allein glatt, sondern auch mit einem weißen Saft überzogen, welcher beym Trocknen hart wird. Sie haben dabey besondere Farben, womit sie auf dem weißen Boden verschiedene Figuren mit dem Pinsel machen, besonders in den Gefäßen, worin man das Essen aufträgt, welches ihrem Tischgeschirr ein sehr angenehmes Ansehen giebt.

Nimmt man einige Völkerschaften aus, deren Wildheit sehr groß ist, so sind doch die meisten Brasilianer sehr leutselig gegen die Fremden; ja man erstaunet sogar, daß man bey ihrer Bewirthung eine Aehnlichkeit von einem Dorfe zum andern findet, welches von einem gesellschaftlichen Leben abzustammen scheinet. Wenn man z. B. mehr als einmal in ein und dasselbe Dorf gehen muß, so muß man sich

den

den Mussacat, das ist, den Hausvater aufsuchen, bey dem man beständig einkehren will, weil derjenige, bey dem man zuerst gewesen, sich für sehr beleidiget halten würde, wenn man ihm verließe und einen andern wählte. Bey der Ankunft des Reisenden, welcher sich an seiner Thüre zeiget, nöthiget er ihn, sich in ein baumwollenes Bette zu setzen, welches in der Luft hängt, wo er ihn eine Zeitlang läßt, ohne ihm ein Wort zu sagen. Dieses geschiehet, damit er Zeit habe, seine Weiber zu versammeln, die sich auf die Erde um sein Bette herum niederkauern, und beyde Hände für ihr Gesicht halten. Bald darauf vergießen sie Thränen der Freude, und sagen ihrem Gaste, unter beständigem Weinen, allerhand Schmeicheleyen. Will der Fremde eine gute Meinung von sich geben, so muß er sich dadurch gerührt zeigen. Nach dieser ersten Begrüßung kommt der Mussacat, welcher sich unterdessen in einen Winkel der Cabane begeben und sich stellet, als ob er einen Pfeil, oder sonst etwas machte und nicht wüßte, was vorgienge, wiederum zurück zu dem Bette, und fraget den Fremden, wie er sich befindet; ingleichen, was für eine Ursache ihn hieher führet, und diese Fragen müssen alle beantwortet werden. Hierauf läßt er, wenn man zu Fuße gekommen ist, Wasser bringen, womit seine Weiber dem Mair, dieß ist der Name, den sie den Europäern geben, die Füße und Beine waschen. Darauf fragt er, ob man zu trinken, oder zu essen nöthig habe. Wünscht der Fremde das eine oder das andere, so läßt er gleich alles, was er vom Wildprete, Flügelwerk, Fischen und andern Speisen im Hause hat, und auch eben so reichlich das Landesgetränke auftragen.

Will man die Nacht an eben dem Orte zubringen, so läßt der Mussacat nicht allein ein schönes, weißes

weißes Inis aufhängen; sondern er nimmt auch, ob es gleich in Brasilien sehr wenig friert, von der Feuchtigkeit der Nacht einen Vorwand, um das Bette herum drey oder vier kleine Feuer anmachen zu lassen, welche unter währendem Schlafe des Mair mit einer Art von kleinen Fächern unterhalten werden. Früh kommt der Hausvater und fragt, wie der Fremde geschlafen habe, und hiebey empfängt der Hausvater gemeiniglich einige Kleinigkeiten zum Geschenke, wofür er ihm eine außerordentliche Freude macht.

Bey ihren Krankheiten warten die Brasilianer einander mit solcher zärtlichen Achtung, daß, wenn einer eine Wunde hat, sich sogleich ein Nachbar angiebt, sie ihm auszusaugen, und alle Freundschaftsdienste werden mit gleichem Eifer verrichtet. Nebst den Kräutern in ihren Wäldern und auf ihren Gebirgen, haben sie keine andere Arzneymittel, als Fasten. Ihre Leichenbegängnisse bestehen weniger in Ceremonien, als in Thränen und Klagen, welche das Lob der Verstorbenen enthalten. Sie begraben sie aufgerichtet, und ist es ein Vornehmer, so giebt man ihm alle seine Federn, Halsbänder und Waffen mit.

Die meisten Völkerschaften in diesem großen Lande haben zwar ihre eigene Sprache, allein die Sprache der Topinambuer ist doch die herrschende. Die übrigen kleinen Ausnahmen von den hier im Allgemeinen angeführten Sitten, Charakter und Denkart dieser Völker, werden bey der geographischen Beschreibung leicht hinzugefügt werden.

Geographische Beschaffenheit.

Man schreibt es den immerwährenden Kriegen zu, welche die Portugiesen wider die Landeseingebornen in Brasilien haben führen müssen, daß sie allezeit so abgeneigt gewesen, sich in dem Innern des Landes zu setzen. Doch was für einen andern Bewegungs-

wegungsgrnnd man ihnen auch andichten mag, so sind die meisten von ihren Kolonien, ihren Städten und Schanzen, dennoch längst an dem Gestade in ungleicher Entfernung, die oft sehr weit ist, gelegen. Wir haben gesagt, daß sie ihren Provinzen oder ihren Statthalterschaften den Namen **Hauptmannschaften** gegeben; weil sie sich nach dem Beyspiel der Spanier beflissen haben, keine umständliche Nachricht davon mitzutheilen, so sind die Nachrichten der Reisenden meist sehr getheilt und widersprechend. Nach einiger Meinung zählet man nur neun Statthalterschaften in dem ganzen Umfange des Landes; nach der Meinung anderer sind ihrer vierzehn, wovon die erstere die wahrscheinlichste ist. Oliveria, der selbst ein Portugiese ist, sagt: von Para, das ist, fast unter der Linie, fangen diese Statthalterschaften an, bis auf den fünf und dreyßigsten Grad Süderbreite, und nach der Küste, in allen ihren Umschweifen, läßt er diesen Raum über tausend und vierzig Seemeilen sich erstrecken. Die Namen derselben sind folgende: **Para, Maragnon, Ciara, Riogrande, Paraiba, Tamaraca, Fernambuc, Seregipe, Bahia, Ilheos, Spiritu santo, Porto seguro, Rio de Janeiro** und **S. Vincent.** Sechs davon gehören besondern Herren zu, welche sie durch die Waffen erobert haben; und die acht übrigen gehören dem Könige. Er giebt sogar ihre Entfernung an, und sagt: Von **Para** bis nach der zweyten, welche **Maragnon** ist, zählet man hundert und sechzig Seemeilen; von Maragnon bis nach Ciara hundert und fünf und zwanzig; von Ciara nach Rio grande hundert; von Rio grande bis Paraibo fünf und vierzig; von Paraibo bis nach Tamaraca fünf und zwanzig; von Tamaraca bis nach Fernambuc sechse; von Fernambuc bis Seregipe siebenzig; von Seregipe bis Bahia fünf und zwanzig; von Bahia

bis

bis Ilheos dreyßig; von Ilheos bis Porto seguro dreyßig; von Porto seguro bis Spiritu santo fünf und sechzig; von Spiritu santo bis Rio Janeiro fünf und siebenzig; von Rio Janeiro bis nach S. Vincent fünf und sechzig.

Die portugiesische Herrschaft geht nicht über hundert Stunden in das Land hinein, aber längst den Küsten rechnet man über tausend, von der Mündung des la Plata bis an den Ausfluß des Amazonenflusses. Dieser ganze Strich ist von Natur reich und ergiebig, und es sind wenig große Häuser in Portugall, die nicht Grundstücke daselbst besitzen.

Die Hauptmannschaft S. Vincent, welche die mittäglichste ist, fängt an dem Flusse an, den wir unter dem Namen Rio de Plata beschrieben haben.

Santos. Die Stadt Santos liegt zuerst in einer Bay, wo die größten Schiffe landen können. Sie hat kaum hundert Häuser, und ihre Einwohner sind eine Mischung von Portugiesen und Mestizen. Außer der Pfarrkirche giebt es noch zwey andere, wovon die eine den Benedictinern gehöret, welche ein Kloster daselbst gestiftet haben, und die andere den Jesuiten, welche ein Collegium besitzen. Diese zwey Orden, nebst den Capuzinern, sind fast die einzigen, die man in dem portugiesischen Amerika kennt; da hingegen das spanische von Jacobinern, Augustinern, Franziskanern und von Ordensbrüdern de la Merci voll ist.

S. Vincent. S. Vincent wird nur als die zweyte Stadt dieser Hauptmannschaft angesehen, obgleich die ganze Provinz ihren Namen führet. Sie liegt in einem kleinen Meerbusen, der einen Hafen abgiebt, wo aber kein großes Schiff einlaufen kann. Etliche Jesuiten halten sich hieselbst auf, um die Wilden, welche die

um-

umliegenden Dörfer bewohnen, zum Christenthum zu bringen, und begeben sich öfters in das Innerste des Landes, insonderheit zu den Cariges, welches die gesittetsten Einwohner in Brasilien sind. Diese Nation bedecket sich mit Thierhäuten, und ist so weiß wie die Europäer. Man hat allezeit bey ihnen viel Aufrichtigkeit im Handel verspüret, aber die Furcht vor der Sclaverey, zu welcher sie manchmal von den Portugiesen weggeführet werden, benimmt ihnen den Muth, nach S. Vincent zu kommen. Man hat bemerkt, daß diejenigen Kolonien, welche mit den Indianern übel umgehen, alle Tage abnehmen; da hingegen diejenigen, welche sich menschlicher bezeigen, auf eine augenscheinliche Weise zunehmen.

Es giebt noch eine andere Nation in dieser Gegend, welche von den Portugiesen viel hat ausstehen müssen. Es ist keine Gewaltthätigkeit und List zu erdenken, welche letztere nicht angewendet haben, um Sclaven daselbst zu machen; ja, sie haben sich, wie die Einwohner von S. Paul, als Jesuiten verkleidet, und das Gewehr unter ihre Kleider versteckt. Die Portugiesen haben diese verabscheuungswürdige List von ihren Nachbarn, den Mamelucken, gelernet. Die Wilden waren daher in ihrem Hasse, so wie in ihrer Rache, unversöhnlich. Wenn sie einen Portugiesen allein antrafen, so ermordeten sie ihn sogleich. Die meisten der ersten brasilianischen Reisen zeichneten sich durch nichts aus, als durch diese Grausamkeiten. Bey allen diesen Abscheulichkeiten wurde dieses weitläuftige Reich durch Europäer bevölkert, und die Frucht ihres Fleißes munterte andere auf, ihnen nachzuahmen. In weniger als funfzig Jahren sah man über hundert und funfzig Städte und Flecken, in einer Weite von eilfhundert Stunden längst der Küste, entstehen, wo die neuen Kolonisten

un-

unaufhörlich genöthiget waren, theils sich zu vertheidigen, theils durch anhaltende Arbeit ein Land urbar zu machen, das zwar an sich allerdings sehr fruchtbar war, doch aber zu dem benöthigten Unterhalt seiner Einwohner Verbesserung erforderte.

In dieser Provinz ist der Luchs ein sehr gewöhnliches Thier, und man findet ihrer von verschiedenen Gattungen; einige sind röthlich, andere sehr artig gefleckt, alle aber so wüthend, daß ihren Klauen nichts widerstehet. Für einen Brasilianer ist es eben so viel Ehre, einen Luchs auf der Jagd zu erlegen, als einen Feind im Kriege getödtet zu haben. Unterdessen muß man sich nicht einbilden, wie die Alten vorgeben, als ob dieses Thier so scharf sehen könnte, daß nichts seinen Augen entgienge; ingleichen, daß sein Urin die bewundernswürdige Eigenschaft habe, daß er sich in einen Edelstein verwandele. Ein solcher eingebildeter Luchs ist eine Fabel aus dem Alterthum, und hat mit dem alten Luchs nichts gemein, als den Namen. Der brasilianische Luchs sieht nichts besser als ein anderer; aber wahr ist es, daß er sehr glänzende Augen hat. Insgemein ist er so groß wie ein Fuchs, hat lange Haare, große Ohren und getheilte Klauen, wie der Löwe. Dieses Thier lebt von der Jagd, und verfolgt seinen Raub bis auf die höchsten Bäume. Die wilden Katzen, die Eichhörnchen und andere kleine Thiere können ihm niemals entgehen. Er fängt Vögel, er lauert auf Hirsche, Rehe, Hasen, und wirft sich, wenn sie vorbeylaufen, auf sie; hat er sich nun seiner Beute bemächtiget, so saugt er das Blut aus, öffnet ihr den Kopf, um das Gehirn zu fressen, läßt das Uebrige liegen, und sieht sich nach mehrerer um.

Eine dritte Stadt, oder wenigstens ein Ort, den die Portugiesen mit diesem Namen belegen, ist Ji-

tau-

tauhacin. Hange ist zehn oder eilf Meilen davon, und Cananee auf vierzig. Man giebt sie aber nicht sowohl für Städte, als vielmehr für bevölkerte Gegenden aus, weil man Cananee aus zwey oder drey Dörfern oder kleinen unbefestigten Städten bestehen läßt, wozu nur kleine Fahrzeuge kommen können. Sieben oder acht Meilen von S. Vincent, in dem festen Lande, findet man Tanse und Cavane, zwey von Portugiesen bewohnte Flecken, die wegen ihres schönen und fruchtbaren Bodens berühmt sind. An dieser Seite endigen sich die portugiesischen Niederlassungen.

Von S. Vincent nach Barragranada rechnet man drey Seemeilen. Die größten Schiffe fahren durch diese Barre bis nach Santos hinauf; eine andere Barre aber, Namens Britioca, vier oder fünf Seemeilen nordwärts von der großen, läßt nur sehr kleine Fahrzeuge nach Santos, wiewohl man Sorge getragen, sie mit einem kleinen, steinernen Fort zu versehen, welches an dem Eingange selbst auf einer Spitze liegt.

Drey Meilen von Santos, wenn man den Fluß weiter hinauf fährt, trifft man sehr hohe Gebirge an, welche die Indianer Pernabiacaba nennen, und welche sich in der Länge in Gestalt einer Seeküste erstrecken. Der Fluß selbst enthält viele Eylande, worauf die Portugiesen Gärten und Meyerhöfe haben. Man fährt in Barken bis an den Ort, den sie Cabatra nennen, wo man das Wasser aus dem Flusse trinken kann, und zwey Seemeilen weiter steigt man durch einen sehr schnellen Abschuß von den vorigen Gebirgen herunter. Die Berge Pernabiacaba sind also von außerordentlicher Höhe, daß man nicht weniger als zwey Stunden bedarf, um mit vieler Mühe durch stufenweise gehauene Wege unter Bäumen hin-

aufzusteigen, und der Gipfel derselben ist nicht über hundert und funfzig Schritte breit. Er zeiget einen Weg, der erstlich gegen Süden, darauf gegen Westen, durch Gebirge, und durch einen Wald von sechs oder sieben Meilen, nach der Stadt S. Paul führet. Dieser Weg wird durch zwey kleine Bäche durchschnitten, die sich außer dem Walde vereinigen, um ihren Lauf nach Osten zu nehmen, wo sie sich endlich in den Fluß Injambi ergießen. Wenn man aus dem Walde heraus kommt, so geht eben der Weg noch eine Meile gegen Westen, und von da gegen Norden bis nach S. Paul durch eine große Ebene.

S. Paul. Die Stadt **S. Paul** liegt auf einem Hügel, ungefähr hundert und funfzig Schritte hoch, aus dessen Fuße zwey Bäche herauslaufen, der eine an der Südseite und der andere an der Westseite, welche bald ihr Wasser mit einander vereinigen, und sich ebenfalls in den **Injambi** stürzen. Man hat von der Stadt eine schöne Aussicht gegen Süden, gegen Osten und Norden auf unbegränzte Ebenen, gegen Westen auf sehr große Wälder. Sie enthält hundert Häuser, eine Pfarrkirche, ein Benedictiner- und ein Carmeliterkloster und ein Jesuitercollegium. Die Handlung ist daselbst nur mit Vieh und den Früchten des Landes, besonders mit Käse. Die Natur hat diesem Lande nichts versagt, als Oel, Salz und Wein. Die Luft, welche durch diejenige erfrischet wird, die von den Bergen herab kommt, ist niemals von einer übermäßigen Hitze. Der Winter ist ziemlich kalt, und zuweilen friert es darin auch ein wenig. Diese Stadt gehörte ehedem nach Paraguay, und die Sitten dieser Einwohner waren abscheulich. Seitdem aber der König von Portugall sie seinen Domainen unmittelbar unterworfen, und der Papst Benedictus der Vierzehnte die Stadt zu einem Bisthume

thume erhoben hat, sind sie etwas menschlicher geworden.

Der Fluß Injambi fließt gegen Norden von S. Johann, fast eine Meile von der Stadt. Er ist sehr fischreich, ziemlich breit, und fähig, mittelmäßige Schiffe zu tragen. Seine Quelle ist gegen Morgen von der Stadt, in den Gebirgen Pernabiacaba, wovon er gegen Westen hinunter steiget. Die Regenzeit machet zuweilen, daß er austritt und alle benachbarte Felder überschwemmet. Gegen Norden des Flusses erstrecken sich die Gebirge auf dreyßig oder vierzig Seemeilen in die Länge zwischen Osten und Westen, und auf zehn, oder zuweilen funfzig, Seemeilen in die Breite. Sie enthalten viele Goldbergwerke, man findet es in Körnern und im Staube.

An eben der Seite, fast in eben der Weite von S. Paul, trifft man die Gebirge **Berasueaba** an, welche viele Eisenadern haben, und auch am Golde ziemlich reich sind, welches die Indianer von Cananea daselbst holen. Die Portugiesen haben daselbst eine kleine Stadt gebauet, Namens S. Philipp. Der Fluß Injambi wird hier durch die Vereinigung vieler Flüsse größer, welche von Osten und Westen herunter kommen; und man sagt, er führe ihr Wasser mit dem seinigen in den Parana. Seine häufigen Wasserfälle aber machen ihn bis an seine Mündung wenig schiffbar. Etliche Seemeilen von S. Paul, dem Wege gegen über, welcher nach Berasueaba führet, siehet man eine schöne Zuckermühle, wovon aller Zucker zu Confitüren genommen wird, weil die Citronen und allerhand andere Früchte hier in dem größten Ueberflusse sind.

Vier oder fünf Seemeilen endlich von S. Paul, gegen Osten, trifft man einen großen Flecken von

Indianern an, mit einigen Portugiesen vermengt, welche S. Miguel heißt, und an dem Ufer eben des Flusses Injambi liegt. Noch fünf Seemeilen weiter, gerade gegen Osten, kommt man nach Magi-Miri, einem Dorfe von sehr wenig Häusern, nicht weit von dem oft gedachten Flusse und den Gebirgen. Einige Meilen von diesem Dorfe, zwischen Osten und Westen, kommt der Fluß aus drey oder vier Quellen, und wenn man über diese letzten Gebirge gehet, so findet man andere Felder und weite Ebenen, die von einem andern sehr großen Flusse gewässert werden, dem man den Namen Rio de Sorobis gegeben hat, hernach aber sich in den Ocean zwischen dem Vorgebirge Frio und Spiritu santo ergießt. Gegen Westen von diesem Flusse findet man nur unermeßliche Gefilde, die meistens wüste, oder wenig bebauet sind, und von vielen Flüssen durchströmet werden, welche gegen Süden laufen, und sich vermuthlich in den Fluß la Plata verlieren. Diese Gefilde werden gegen Osten durch hohe und rauhe Gebirge eingeschlossen, von denen man glaubt, daß sie nicht ohne viele Silber- und Goldbergwerke sind. Es kommen viele Flüsse daraus, vornehmlich derjenige, der sich zwischen Bahia und Fernambuc in die See ergießt, und unter dem Namen Rio S. Francisco bekannt ist.

Der Hafen und die Mündung des Flusses Santos haben in der Entfernung von ungefähr zwanzig englischen Meilen die Insel S. Sebastian vor sich, welche ziemlich groß und von länglicher Gestalt ist, und gegen Süden, in einiger Entfernung von dieser, die Insel Alatrasse, welche nicht so groß, aber viel höher, ist. Zwischen der Insel S. Sebastian und dem festen Lande können alle große Schiffe auf einem sehr sichern Grunde vor Anker liegen. Das Eyland

selbst

selbst hat viel Häfen, wo es leicht ist, Fische zu fangen und Wasser einzunehmen; es ist aber mit Holzungen und Gesträuchen so bewachsen, daß man nicht hinunter kommen kann. Sein vornehmster Hafen heißt Porto dos Castellanos. Zwey kleine benachbarte Inseln führen den Namen **Victorio** und dos **Busios**. Auf dem festen Lande, S. Sebastian gegen über, findet man einige Portugiesen in einem kleinen Flecken, welchen man **Jaquevere** heißt, und ein Dorf **Pianiteo**, welches von Indianern bewohnt wird.

Die zweyte Stelle giebt man der Hauptmannschaft **Rio Janeiro**, oder des Januarflusses, deshalb so genannt, weil dieses Land am Neuenjahrestage entdeckt worden ist. Die Franzosen, unter der Anführung des Ritters von Villegagnon, erbaueten daselbst das Fort von Coligni, wie wir bey Guiana gehört haben. Endlich aber waren sie gezwungen, das Fort, welches sie hatten anlegen lassen, den Portugiesen einzuräumen. Der Meerbusen, den der Fluß in das Land hinein macht, ist zehn oder zwölf Stunden lang und sieben bis acht Stunden breit. Man schreibt ihm einige Aehnlichkeit mit dem Genfer See zu; die Gebirge aber, die ihn umgeben, sind nicht so hoch. Die Einfahrt ist enge, und wegen der vielen kleinen Inseln sehr gefährlich. Zur Linken siehet man einen Berg, wie eine Pyramide gestaltet, der wegen seiner Höhe sehr weit entdecket wird. Er ist rund und auf allen Seiten so ordentlich gehauen, daß man es für ein Werk der Kunst halten sollte.

Nach der Entfernung der Franzosen baueten die Portugiesen an dem Meerbusen eine Stadt, die sie **S. Sebastian** nannten, nach dem Namen des Königes, der damals in Portugall regierte. Sie erS. Sebastian.

streckt sich eine halbe Stunde in die Länge, ihre Breite aber nicht über zehn bis zwölf Häuser. Sie wird in drey Städte, in die obere, mittlere und niedere, eingetheilet. In der ersten stehet die Cathedralkirche und ein prächtiges Jesuitercollegium, welches, wie fast alle andere, die diese Väter in Brasilien besitzen, von eben diesem Fürsten, der ihnen sehr günstig war, gestiftet worden ist. Eine Benedictinerabtey findet man in der mittlern Stadt, wo auch die französischen Capuziner ein Kloster haben. Diese arbeiten als Missionaire unter der Aufsicht der Jesuiten, welchen die Besorgung aller indianischen Kirchspiele, die das Christenthum angenommen haben, anvertrauet ist. Diese Völker sind ein Gemenge verschiedener Nationen, die von den Portugiesen unter das Joch gebracht worden sind, und ihnen mit einem blinden Gehorsam dienen.

Den Portugiesen giebt man Schuld, daß sie hier ein sehr unordentliches Leben führen. Sie überlassen das Hauswesen ihren Sclaven; ja, man sagt, daß auch ihre Priester, Mönche und Weltgeistliche, von der Weichlichkeit nicht frey sind. Der Statthalter residirt in dieser Stadt, welche von der Landseite nicht befestiget ist; aber auf der Seite der Bay wird sie durch vier Schanzen vertheidiget, welche dem unerachtet die Franzosen nicht abhielten, sie zu Anfange dieses Jahrhunderts einzunehmen.

Diese Provinz enthält das Vorgebirge Frio und die Bay dos Reyes, wo die Portugiesen eine Stadt haben, Namens **Angra dos Reyes**, ungefähr zwölf Seemeilen weit von der Mündung des Rio Janeiro, und auf dem festen Lande einer Insel gegen über gelegen, welche sie **Grande** nennen, die eine kleinere, Namens **Ypoja**, bey sich hat. Diese

Pflanz-

Pflanzstadt, die nicht sehr alt ist, hat noch keinen großen Fortgang gehabt. In diesem Lande des Rio Janeiro hat die berühmte Völkerschaft der Topinambuer ihren vornehmsten Sitz. Es sind nur noch wenig von diesen furchtbaren Indianern übrig, ausgenommen an der Küste der Insel Marigua, wo sich die Eingebornen des Landes rühmen, daß sie von ihnen herstammen; und sie sind ihnen auch wirklich in ihren Sitten, in der Sprache und in der Gestalt ähnlich. Die andern Brasilianer des Landes sind eine Mischung von verschiedenen Völkerschaften, welche das Joch der Portugiesen über sich genommen haben.

Sechs Stunden nach Norden zu liegt die Hauptmannschaft **Spiritu santo**. Man rechnet nicht über zweyhundert portugiesische Familien darin in zwey Städten, wovon die eine, wie ihre Bay oder ihr Hafen, den Namen der Provinz führet. Diese Provinz wird für die fruchtbarste in ganz Brasilien gehalten, und es fehlet hier auch an nichts, was zum Leben nöthig ist. Die Jagd liefert ihnen allerhand Thiere, die Flüsse eine unglaubliche Menge Fische, und die Felder, welche von den schönsten Gewässern fruchtbar gemacht werden, versagen der Arbeit nicht ihren Lohn. Die alten Völker, welche sich Margajaten nennen, sind lange Zeit Todfeinde der Portugiesen gewesen; nachdem sie aber nach und nach friedlicher geworden sind, haben sie Bündnisse mit ihnen gemacht.

Die Gegenden, welche diese Hauptmannschaft von der Hauptmannschaft Rio Janeiro absondert, werden durch einen großen Fluß, Namens **Parayba**, gewässert, welcher sich in ein und zwanzigsten Grade und einigen Minuten in den Ocean stürzt, und dessen Ufer von der Völkerschaft der Pa-

rayben bewohnt werden. Man bemerket hier zur Vermeidung eines Irrthumes, daß diese Küste drey Flüsse, mit Namen Parayba, hat. Der eine fällt zwischen dem Rio de la Plata und der Hauptmannschaft S. Vincent in das Meer; der zweyte, wovon hier die Rede ist, soll von weitem herkommen, und sich durch eine große Anzahl anderer Flüsse vergrössern; und der dritte ist in dem mitternächtlichen Theile von Brasilien. Para heißt in der Sprache der Indianer allemal ein großes Wasser.

Die Holländer, welche den Hafen Spiritu santo unter der Zeit beobachtet haben, da sie Brasilien im Besitz hatten, haben folgende Beschreibung davon gegeben. Er öffnet sich gegen Osten in eine Bay von mittelmäßiger Größe, welche einige kleine Inseln enthält, und deren Nordseite mit gefährlichen Felsen bedeckt ist. Die Einfahrt des Hafens giebt sich durch ein hohes Gebirge, in Gestalt eines Glockenthurmes, zu erkennen, welches die Portugiesen Alva nennen. Weiter hin siehet man einen Thurm, nicht weit vom Ufer, der sonst eine Kirche, mit Namen Nostra Segnora de Penna, gewesen ist. Es befand sich an diesem Orte eine kleine Stadt, wovon noch einige Häuser stehen, unter dem Namen Villaveja. Auf der östlichen Seite findet man ein Kloster mit seiner Kirche, dem Benedictinerorden gehörig, welches auch den Namen S. Benedict führet; in der Mitte der Stadt ist noch eine andere Kirche, die S. Francisco heißt, und in dem westlichen Theile ist das Collegium und die Kirche der Jesuiten. In sechs benachbarten Dörfern sollen sich auf zehntausend bekehrte Indianer aufhalten. Die Tapujaer und Apiapetanjaer aber, welche noch wilde Indianer sind, können ihren Haß gegen die Portugiesen noch nicht ablegen.

Die

Die vierte Hauptmannschaft ist Porto-Seguro, und hat ihren Namen beständig beybehalten, den sie wegen der Sicherheit ihres Hafens erhielt, als die Portugiesen Brasilien entdeckten, und an nichts weniger, als an diese Entdeckung, dachten. Ihr Admiral Cabral, nachdem er die Capo-Verdischen Inseln vorbey gesegelt war, um nach der Malebarischen Küste über das Vorgebirge der guten Hoffnung zu gehen, hatte einen so großen Umweg genommen, daß er dieses Stück von Brasilien, welches sich gegen Westen zeigte, zu Gesichte bekam. Von allen Ländern des festen Landes in Amerika schien dieses das erste zu seyn, welches man hätte entdecken sollen, da es am nächsten bey Afrika liegt. Cabral nannte es erstlich Sainte-Croix, nachher bekam es den Namen Brasilien, von dem Holze gleiches Namens. Johann III. beschäftigte sich sehr mit der Bekehrung der Brasilianer, und ließ in der Bay Aller Heiligen die berühmte Stadt San Salvador anlegen, welche hernach die Hauptstadt von Brasilien, der Sitz eines Erzbischofes, der Aufenthalt des obersten Gerichtshofes und der Münzstätte, ingleichen die Residenz des Unterköniges, nebst aller zur Statthalterschaft gehörigen Beamten geworden ist. Sie wird durch drey Schlösser vertheidiget, und liegt an der Seeküste auf einer steilen Anhöhe, daher es nöthig ist, daß alle aus dem Hafen in die Stadt und zurück in denselben gebrachte Waaren, vermittelst eines Krahnes, auf- und niedergezogen werden. Der Platz, worauf die Stadt stehet, ist übrigens so ungleich, die Gassen so enge und krumm, daß, anstatt die Lasten auf Wagen fortzubringen, man Sclaven dazu nehmen muß, deren man hier mehr als funfzehn Tausend zählet. Die Sitten der Einwohner haben nicht das beste Zeugniß; nach Art San Salvador.

der meisten mittäglichen Völker, ziehen sie Stolz und Pracht dem Vergnügen, der Gesellschaft und einer wohleingerichteten Tafel vor. Der stete Umgang mit Schwarzen erzeuget und nähret diesen Fehler; beständig sind diese um sie, und die meisten sind nur da, um ihr Gefolge zu vergrößern. Sie dienen ihnen auch zu Werkzeugen ihrer Rache, und brauchen sie wider ihre Feinde als Meuchelmörder, oder sich mit selbigen herumzuschlagen. In Ansehung ihrer übrigen Lebensart sind sie den Portugiesen in Goa ziemlich ähnlich. Verschiedene Familien stammen von jüdischem Geschlechte her, und haben von ihren Vorältern den Handlungsgeist, der ihnen eigen ist, beybehalten. Der vornehmste Handel bestehet in Sclaven, und von hier werden die übrigen Provinzen in Brasilien mit versorget. Der Unterkönig hat den Vorsitz in den Civil- und Criminalgerichten, die Gerechtigkeit aber wird darinnen so wenig gehandhabet, daß meistens der Verbrecher ungestraft bleibet. Ehedem war den Richtern sogar verboten, einem Portugiesen das Leben abzusprechen, und man kann sich also leicht vorstellen, was ein dergleichen Verbot für Ungleichheiten müsse nach sich gezogen haben.

Der Schaden und das Unglück, das den Einwohnern von San Salvador durch die Franzosen und Holländer zugefüget worden ist, hat sie aufmerksamer gemacht, auf ihre Sicherheit zu denken. Sie unterhalten eine Anzahl europäischer Truppen, wovon allezeit zwey Regimenter in der Hauptstadt liegen. Sie haben auch eine indianische Miliz, die sie zum Kriegeswesen gebrauchen, und ihre Festungswerke unterhalten sie mit Sorgfalt. Ueberhaupt ist diese Stadt groß, reich und wohl bevölkert; die Häuser sind hoch und fast alle von gehauenen, oder von Ziegelsteinen

gelsteinen gebauet. Die Kirchen, besonders aber die Cathedralkirche, sind überflüßig mit Silberwerk und andern Zierrathen versehen. Der Erzbischof hat sechs Suffraganen, wovon drey von dem Papst ernennet sind. Was die Mönche anlanget, so sind es immer noch Benedictiner, Capuziner, Jesuiten; doch giebt es auch Mönche und Nonnen von andern Orden.

Spanien wollte anfänglich den Besitz von Brasilien den Portugiesen streitig machen, aber endlich kam es dahin, daß letztere alles, was zwischen den Flüssen la Plata und dem Amazonen liegt, behalten sollten, wie wir im Eingange dieser Beschreibung umständlicher angeführet haben.

Aus der Hauptmannschaft Porto-Securo kommt man in die folgende Hauptmannschaft Ilheos, oder der Inseln. Ihre Breite ist funfzehn Grad, vierzig Minuten. Diese Pflanzstadt enthält ungefähr zweyhundert portugiesische Familien. Sie gehörte im Anfange einem Portugiesen eigen. Ein mäßiger Fluß, welcher durch die Stadt gehet, hat viel Zuckermühlen. Die vornehmste Beschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau, wovon sie die Früchte auf kleinen Barken nach Fernambuc und einigen andern Orten verführen. Ilheos.

Sieben Seemeilen von der Stadt, in dem Innern des Landes, trifft man einen See mit trinkbarem Wasser an, welcher drey Seemeilen breit und lang, und funfzehn Faden tief ist, woraus ein Fluß, aber durch so enge Canäle, geht, daß kaum ein kleines Fahrzeug durchkommen kann. Das Gewässer in dem See schwillt jedoch auf, wie das in dem Meere, wenn es vom Winde bewegt wird. Die Fische,

deren

deren es verschiedene Arten ernähret, sind daselbst sehr vortrefflich und von einer besondern Größe, vornehmlich die Manateen oder Lamentine, welche bis tausend französische Pfund wiegen. Das an diese Hauptmannschaft gränzende Land hat sich seit der Ankunft der Portugiesen mit einer barbarischen Nation bevölkert, die wahrscheinlich aus ihrem eigenen Lande vertrieben sind, aber viel Grausamkeiten ausüben. Man merkt, daß diese Wilden entweder aus alter Gewohnheit, oder weil sie nach dem Verluste ihres Vaterlandes sich keine neue Sitze anlegen wollen, niemals etliche Tage an einerley Orte wohnen, sondern daß sie in den Feldern und Wäldern herum schweifen, und keine andere Betten als die Erde haben. Diese Provinz würde eine der besten in Brasilien seyn, wenn die Nachbarschaft dieser Wilden sie anzubauen erlaubte.

Man rechnet als die sechste Hauptmannschaft diejenige, welche den Namen Bahaia, oder kurz Bay, zur Ehre ihrer Lage, führet, und an einer sehr großen Bay liegt. Sie ist dreyßig Seemeilen von Ilheos gegen Norden, und hundert Seemeilen von Fernambuc gegen Süden. Ihre Bay ist nicht über drittehalb Seemeilen breit, sie theilet sich aber in viele Buchten, die sie bis über vierzehn Seemeilen weit ins Land hineingehen lassen, und den Einwohnern zu großem Vortheil gereichen. Sie enthält eine Menge großer und kleiner Eylande. Drey Flüsse von eben der Größe, Namens Pitange, Geresippe und Gachocira kommen aus dem Innern des Landes herunter.

Das größte und äußerste von den Eylanden führet den Namen Taperica. Man liefert hier, nach den Beobachtungen der Holländer, die umständliche Beschrei-

Beschreibung, welche sie allein gegeben haben. Die Oeffnung der Bay ist gegen Süden, von da sie sich gegen Norden erstrecket. Bey der Einfahrt hat sie zur Rechten das feste Land von Brasilien, und zur Linken die Insel Taperica, deren Gestalt länglicht ist. Die Entfernung von dem einen Ufer zum andern ist anfänglich etwa drey Seemeilen, darauf verengert sie sich zur Rechten durch eine Erdspitze, welcher gegen über das Fort S. Anton und dasjenige, was man Villaveja genannt hat, in einer Bucht liegen, die gegen Norden von einer ziemlich schmalen Erdzunge gemacht wird. Die Küste höret nicht auf gegen Süden zu laufen, und wird durch eine Menge Buchten und viele kleine Flüsse zerschnitten, bis sie endlich vor die Insel Taperica kommt, die sich gegen Osten zeiget, und von welcher sie durch eine ziemlich breite Straße abgesondert ist.

Die Hauptstadt dieser Hauptmannschaft ist S. Salvador, wovon wir bereits schon geredet haben. Wir merken nur an, daß sie die Lage verändert hat, und daß sie vor derjenigen, die sie jetzt in einer halbrunden Bucht einnimmt, an dem Orte lag, welchen man heutiges Tages Villaveja nennet, dicht bey der S. Antonsschanze. Die zwote Stadt, Namens Peripe, ist vier Meilen von S. Salvador im Lande. Peripe.

Der Name Fernambuc, als der siebenten Hauptmannschaft in Brasilien, ist eine verderbte Aussprache von Pernambuc. Diese Provinz ist hundert Seemeilen von Bahia gegen Norden, und nur fünfe von Tamaraca gegen Süden, welche Entfernung bloß von den Hauptstädten muß verstanden werden; denn die Gränzen der Hauptmannschaften stoßen an einander. Der erste Eigenthumsherr dieser Provinz

soll

soll Eduard von Albukerke gewesen seyn; sie wurde aber, als man das Land den Holländern wieder abnahm, der Krone einverleibt. Man zählet darinnen mehr als hundert Zuckermühlen, welche den Portugiesen alle Jahre zwanzigtausend Kisten Zucker eintragen. Aus eben dieser Provinz bekommt man auch das beste Färbeholz, es gehöret dem Könige, oder denen, welche das Recht, es zu schlagen, erkaufen. Jedes Transportschiff ist verbunden, nach Beschaffenheit seiner Größe, eine gewisse Anzahl davon für den König mitzunehmen. Dieses ganze Land ist von einer ausnehmenden Annehmlichkeit, wegen seines schönen Grünen, und der Fruchtbarkeit der Felder.

Olinda. Die Hauptstadt wird, wie die Provinz, Olinda oder Fernambuc genennet. Ehe sie die Holländer wegnahmen und verwüsteten, war sie eine schöne Stadt. Sie ist an einem erhabenen Orte des Ufers gebauet, und enthält viele Hügel in ihren Ringmauern. Ihre Lage ist in der That so seltsam, daß alle menschliche Kunst sie nicht würde befestigen können. Unter ihren öffentlichen Gebäuden thut sich das Jesuiterkollegium hervor, welches von dem Könige Sebastian auf dem Abhange eines sehr angenehmen Hügels erbauet worden. Gegen über ist ein Capuzinerkloster; der Dominicaner ihres ist fast dicht am Ufer, und die Benedictiner haben in dem obern Theile der Stadt ein von Natur so wohl befestigtes Kloster, daß es deren vornehmste Vertheidigung ausmacht. Sie hat über dieses ein Frauenkloster unter dem Titel der Empfängniß U. L. F., zwey Pfarrkirchen, deren eine dem heil. Heilande, und die andere dem heil. Petrus geweihet ist; ein Hospital, die Barmherzigkeit genannt, welches fast in der Stadt auf einem

einem hohen Hügel liegt, an dessen Fuß eine andere Kirche stehet. Die Anzahl der portugiesischen Einwohner beläuft sich nur auf zweytausend, der Indianer und Sclaven ihre aber, oder des Gesindes von beyderley Geschlechte ist sehr groß. Indessen ist doch in Brasilien kein Ort, wo die Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten seltener sind. Man bringt sie aus andern Gegenden, oder den Canarieninseln und aus Portugall selbst dahin.

Der Hafen ist klein und nicht sehr bequem. Ausserdem ist er durch eine Reihe Felsen und Bänke, womit diese Küste in einer großen Strecke besetzet ist, dergestalt verschlossen, daß die großen Kauffahrtheyschiffe nur durch einen engen Canal einlaufen können, und das Becken, welches einen kleinen Fluß einnimmt, ist über eine Meile weit von der Stadt. Er hat aber an seinen Ufern einen Flecken, oder eine Art von Vorstadt, in welcher man Vorrathshäuser für den Zucker und andere Kaufmannswaaren gebauet hat, nebst einer kleinen Schanze an der Einfahrt des Canales selbst, welche die Portugiesen seit dem Einfalle, den sie von den Engländern zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, unter der Anführung des Hauptmanns Lancasters, erlitten, auf einen Felsen aufgeführet haben, und welche, nebst der natürlichen Lage der Oerter, den Zugang zum Hafen fast unmöglich macht.

Der Fluß, Namens Rio Bibiribi, gehet an der Seite der Stadt vorbey, und nimmt nur sehr kleine Schiffe ein. Er fällt zwischen dem festen Lande und dem Canale oder dem Halse des Hafens hinein, woselbst er eine kleine Insel machet, welche Vaaz heißt, indem er sich mit einem andern Flusse vereiniget.

Garasu

Garasu verdient weniger den Namen einer Stadt, als eines Fleckens. Er ist vier oder fünf Seemeilen von Olinda, und seine ersten Einwohner waren arme portugiesische Handwerker, welche von ihrer Händearbeit oder dem Fällen des Färbeholzes lebten. Als sich aber die Holländer Olindas bemeisterten, so zogen sie sich in diese Stadt, wo sie bey ihnen mehr zu gewinnen hofften.

Neun oder zehn Meilen von Olinda findet man den überaus bevölkerten Flecken Amatta do Brasil, dessen Einwohner sich vornehmlich beschäftigen, Färbeholz zu fällen, und weit nach der See zu verführen. S. Laurenzo ist ein anderer Flecken, der zwischen der Stadt und Amatta liegt, wo man eine große Menge vortrefflichen Zucker macht.

Die achte Hauptmannschaft ist Tamaraca, und wird für die allerälteste gehalten, obgleich die Nachbarschaft von Fernambuc und Paraiba sie fast unbekannt bleiben lassen. Sie hat ihren Namen von dem Eylande Tamarica, welches durch einen sehr schmalen Canal von dem festen Lande abgesondert ist, und dessen Länge ungefähr drey Seemeilen, die Breite zwey Meilen ausmachet. Man sagt, die Franzosen wären die ersten Besitzer gewesen, und die Portugiesen hätten sie ihnen hernach weggenommen. Sie erhält noch ihren Namen in einem der Insel nahgelegenen Hafen, welchen die Portugiesen Porto des Franceses nennen.

Diese Insel, die nur fünf Seemeilen von Olinda ist, hat in Süden einen ziemlich guten Hafen, in welchen man durch einen Canal einläuft, welcher niemals weniger, als funfzehn oder sechzehn Hand hoch Wasser hat. Er wird durch eine portugiesische

Schanze

Schanze vertheidiget, die auf einem hohen und sehr schwer zu ersteigenden Hügel liegt. Indessen führten doch die Holländer aus Olinda, um ihren Feinden diese Bequemlichkeit zu benehmen, an dem Eingange des Canales eine andere Schanze auf, die sie Orange nannten, und zwangen sie zur einzigen Fahrt, welche an der Nordseite übrig ist; welche aber nur neun oder zehn Hände hoch Wasser hat, und also nur sehr kleine Schiffe einnehmen kann.

Die Insel Tamaraca und das Stück von dem festen Lande, welches seinen Namen führet, gehört der Familie der Grafen von Montanso, die jährlich etliche tausend Ducaten Einkünfte aus den Zuckermühlen erhalten.

Eine Seemeile weit von der Insel kommt aus dem festen Lande der kleine Fluß Massarandu, auf welchem man mit kleinen Fahrzeugen hinaufgehen kann, und von der Insel selbst gegen Westen sind zwey eben so kleine Flüsse. Sechs Meilen gegen Norden findet man den Fluß Govana, welcher nicht viel Wasser hat. Acht Meilen von der See liegt an seinem Ufer ein kleiner Flecken, bis an welchem die Fahrzeuge hinaufgehen, um Zucker aus den Mühlen zu holen.

Ehe man zu der folgenden Hauptmannschaft geht, muß man hier wieder zurückkehren, damit man sich eine richtige Vorstellung von der Küste machen kann.

Von Britioga, dem nordlichen Hafen der Hauptmannschaft S. Vincent, nach der Insel S. Sebastian, rechnet man zehn Seemeilen. Dieses Eyland liegt, nach den Beobachtungen der Holländer,

im vier und zwanzigsten Grade Süderbreite. Sein Ufer bringt eine Art sehr giftiger Erbsen hervor. Man rechnet vier Seemeilen bis nach der Schweininsel, und von dieser bis nach der großen Insel sieben. Man stelle sich die große Insel als ein hohes Land voller Holzungen und Felsen vor, welches einen Ueberfluß von frischen Wasserquellen und viel bequeme Hafen hat, Wasser und Holz einzunehmen. Zwey Meilen von dieser Insel gegen Westen findet man das Vorgebirge Caruſſu, und gegen Norden Gegra dos Reyes, wo sich verschiedene Flüsse mit einander vereinigen.

Die Hauptmannschaft Paraiba hat ihren Ursprung den Franzosen zu verdanken; die Portugiesen baueten daselbst, nachdem sie solche im Jahr 1584 erhalten hatten, eine Stadt und einige Flecken, deren Einwohner sich nur auf den Zuckerbau legten. Wenn man der Küste gegen Norden folget, so trifft man anfänglich das weiße Vorgebirge, von da man nur zwey Seemeilen bis an den Fluß Paraiba rechnet, welcher der Hauptmannschaft seinen Namen mittheilet. Dieser Fluß fällt, durch eine ziemliche große Mündung, in das Meer gegen Osten, indem er ein wenig gegen Süden abweicht. Er enthält eine längliche Insel, die auf ihrer mittäglichen Spitze ganz mit Bäumen bedecket ist. An dem mittäglichen Ufer des Flusses liegt die Stadt, welche auch Philippea genannt wird, in einer Art von Bucht, drey Seemeilen vom Meere, wohin die Kauffahrtheyschiffe gleichwohl nur mit einiger Schwierigkeit kommen. Diese Hauptmannschaft hat an der Nordseite ein anderes Vorgebirge, Namens Punta de Lucena. Der ganze Boden in dieser Gegend ist fruchtbar,

Paraiba.

fruchtbar, und mit viel Annehmlichkeit versehen. Man findet daselbst an vielen Orten Färbeholz und einige Silberbergwerke, vornehmlich in einer Gegend, welche die Indianer Tayuba nennen. Diejenigen, welche diesen Theil des festen Landes bewohnen, heissen Petivarer; sie haben aber barbarische Nachbarn, die Figuarer genannt, mit denen sie beständig Kriege führen.

Ein Winkel, welchen das feste Land an dem Ende der Hauptmannschaft Paraiba machet, ist der letzte Ort, wie die brasilianische Küste gegen Osten geht.

Der Fluß, welchen die Portugiesen Rio grande nennen, führt unter den Brasilianern den Namen Poteingi. Die Franzosen unternahmen es, sich daselbst zu setzen, nachdem sie Rio Janeiro verlassen hatten, und hatten sich daselbst durch eine Verbindung mit den Indianern des Landes befestiget, welche die Petivarer hießen; der König in Spanien aber, der damals auch Portugall regierete, litte so gefährliche Nachbaren nicht lange daselbst, und der Statthalter von Paraibo erhielt Befehl, sie zu vertreiben.

Diese Provinz enthält keine große Anzahl Portugiesen. Sie leben von der Viehzucht und bauen Zuckerrohr.

Auch die Hauptmannschaft Ciara hat nur wenige portugiesische Einwohner. Ein kleiner Fluß ist der einzige, den man in einem Raume von drey Meilen antrifft. Unter dem Fort haben die Portugiesen ein Dutzend Häuser, unter welchen man das Haus des Statthalters für das beste erkennet. Man

giebt dieser kleinen Provinz nicht über zehn oder zwölf Seemeilen im Umfange. Zwey oder drey Fahrzeuge, welche alle Jahre daselbst anlanden, holen verschiedene Waaren von da, als Hanf, Crystall, kostbare Steine und Holz. Das Innere des Landes wird von wilden Völkern bewohnet. Man sagt auch, etliche Seemeilen von hier befinde sich ein wohleingerichteter Staat, dessen Einwohner die Javarobaten heissen.

Gegen Norden von Brasilien liegt noch die Insel Maragnan, die der Sage nach fünf und vierzig Meilen im Umfange hat. Die Indianer, welche diese große Insel bewohnen, nennen ihre Wohnplätze Tave. Ihre Häuser sind mit Palmblättern gedeckt. Der Himmel ist gemeiniglich in dieser Insel heiter und rein, und man empfindet fast daselbst gar keine Kälte. Das Erdreich ist fruchtbar und liefert Tabak, Färbeholz, kostbare Steine, und alle Thiere und Pflanzen sind von den brasilianischen in nichts unterschieden.

Wir haben oben gesagt, daß Brasilien gegenwärtig in neun Provinzen getheilet ist, deren Beschreibung wir hier, nebst den Nebenländern, mitgetheilet haben. Jede Provinz hat ihren eigenen Befehlshaber. Obgleich diese insgesammt verpflichtet sind, sich nach den allgemeinen Verordnungen des Viceköniges zu richten; so sind sie doch beynahe von ihm unabhängig, weil ein jeder seine Verhaltungsbefehle unmittelbar von Lissabon erhält, und auch dort von seinen Departements Rechnung ablegen muß. Sie werden nur auf drey Jahre ernannt, ob sie gleich gewöhnlich länger bleiben. Das Gesetz

verbietet

verbietet ihnen, in der ihnen untergebenen Provinz zu heirathen, sich in irgend eine Handlungsgesellschaft einzulassen, Geschenke anzunehmen, und für ihre Amtsverrichtungen Sporteln zu fordern, und seit einigen Jahren wird dieses Gesetz ziemlich strenge beobachtet. Die Jurisprudenz in Brasilien ist völlig der portugiesischen gleich. Jeder Bezirk hat seinen Richter, von dem man an die höhern Gerichtshöfe zu Bahia und Rio Janeiro, und in wichtigen Angelegenheiten nach Lissabon appelliren kann. Nur Para und Maragnon sind den beyden brasilianischen Hof- und Landgerichten nicht unterworfen, und ihre Processe werden gleich in der zwoten Instanz nach dem Hauptstaate gebracht.

Es giebt keine Stadt, oder etwas ansehnlichen Flecken, die nicht einen Stadtrath habe; dieser muß die kleinen, ihm anvertraueten Angelegenheiten besorgen, und unter der Aufsicht des Gouverneurs die leichten Auflagen bestimmen, die der Ort zu seiner innern bürgerlichen Einrichtung nöthig hat.

Das Kriegswesen ist in Brasilien auf demselben Fuß eingerichtet, als in Portugall. Die Truppen stehen unter jedem Gouverneur, der alle eröffnete Plätze bis zum Capitain vergiebt. Er hat gleiche Gewalt über die Landmiliz, die aus allen solchen Einwohnern bestehet, die nicht von Adel sind, oder die keine öffentliche Bedienung haben; diese Miliz, welche sich selbst eine Uniform halten muß, wird nur im äußersten Nothfalle im Innersten des Landes zusammen berufen. Allein in Fernambuc, in Bahia, in Rio Janeiro, werden sie jährlich einen Monat in den Waffen geübet, und während der

Zeit vom Staate besoldet. Die Neger und Mulatten haben ihre eigenen Fahnen, und machen ein besonderes Corps aus; die Brasilianer aber dienen mit den Weißen zusammen. Gegenwärtig zählet man in der Kolonie funfzehntausend achthundert neun und neunzig Mann regulairer Truppen, und ein und zwanzigtausend achthundert und funfzig Mann Landmiliz.

Obgleich der König als Großmeister des Christenordens in Brasilien allein den Genuß der geistlichen Zehnten hat, ob er gleich den Vortheil vom Verkaufe der Kreuzbulle erhält, so sind dennoch in diesem großen Landstriche der neuen Welt nach und nach Bisthümer entstanden, die insgesammt unter dem Erzbischof von Bahia stehen. Unter den niedrigen Geistlichen werden nur die Missionarien, welche in den indianischen Flecken angesetzt sind, von der Regierung besoldet. Ohne eine eigentliche Inquisition zu haben, ist Brasilien doch nicht gegen alle Angriffe frey, und das Schrecken für diesem Gericht hat sich so weit verbreitet, daß viele Länder verlassen und unbebauet bleiben.

In Ansehung der Sclaven giebt es in Brasilien keine besondere Verordnungen; der Herr muß sie ernähren, und die Gewohnheit, ihnen ein Stück Land zu geben, welches sie an Sonn- und Festtagen für ihren Nutzen bebauen können, ist ziemlich allgemein, erwirbt auch manchem dadurch den Erkauf seiner Freyheit. Die Neger, welche ihre Freyheit erlangt haben, genießen gleich den Mulatten das Bürgerrecht, beyde aber sind vom geistlichen Stande und den bürgerlichen Bedienungen ausgeschlossen. Die

Weißen

Weißen erlauben den Kindern von dieser Farbe selten, ihren Namen zu führen, und die meisten begnügen sich damit, eine unerlaubte Verbindung mit ihnen einzugehen.

Wenn man von der Gewalt der Missionarien in den ersten Zeiten über die Eingebornen von Brasilien ein Urtheil fällen soll, so muß man sagen, daß ihre Sitten nicht geschickt waren, die Brasilianer das Joch sanftmüthig tragen zu lassen, welches man ihnen auflegen wollte. Was konnte ein Haufen Wilde gegen die Waffen und Kriegeskunst der Europäer ausrichten? Eine ziemlich große Anzahl hatte sich schon unterworfen, als der portugiesische Hof sich entschloß, einen Befehlshaber abzuschicken, um die neuen Niederlassungen einzurichten, die bis jetzt der Laune und Wuth einiger Niedrigdenkenden überlassen war. Thomas de Souza wählte S. Salvador zum Mittelpunkt der Kolonie; der Ruhm aber, ihr einige Ruhe zu verschaffen, war den Jesuiten aufbehalten, die ihn begleiteten. Diese muthigen Geistlichen, die der Ehrgeiz oder die Religion stets antrieb, große Thaten zu unternehmen, zerstreueten sich unter den Wilden. Diejenigen unter ihnen, welche die Wilden ihrem Haß gegen die Portugiesen aufopferten, wurden sogleich durch andere ersetzt, die beständig die rührenden Worte von Friede und Liebe führten. Diese Großmuth setzte die Wilden in Erstaunen, die nie gewußt hatten, was verzeihen hieß. Nach und nach entstand also ein Vertrauen zu den Männern, und bald wurde es Leidenschaft. Wenn ein Missionarius z. B. unter einem Volke erwartet wurde, giengen ihm die jungen Leute haufenweise entgegen. Bey seiner Ankunft

empfiengen sie ihn mit Freuden, und bezeigten ihr Vergnügen auf alle mögliche Weise. Bey dem Eingange des Dorfes befanden sich die Aeltesten und Angesehensten des Ortes, die eine eben so lebhafte Freude, nur mit mehr Mäßigung, bezeigten. Alle vereinigten sich hernach um ihn, als um ihren Vater, er unterrichtete sie von der Religion, und stiftete wirklich oft in einem Augenblick manches Gute.

Da diese Missionarien in zu geringer Anzahl waren, um alles daselbst zu bestreiten, sandten sie oft die Geschicktesten unter den Wilden, um ihre Stelle zu vertreten. Diese Leute, stolz auf eine ehrenvolle Bestimmung, theilten Aexte, Messer und Spiegel unter die Wilden, die sie antrafen, und rühmten die Sanftmuth und Wohlthätigkeit der Portugiesen. Die Brasilianer hatten zu viel Gründe, die Europäer zu hassen, und mußten also gegen ihre Wohlthaten etwas mißtrauisch seyn; allein eine sehr gerechte Handlung, die viel Aufsehen machte, verminderte dieses Mißtrauen.

Zum Schlusse von dieser Landschaft fügen wir noch hinzu, daß diese wichtige Kolonie stets für Portugall auf verschiedene Art nützlich gewesen ist. Bishero scheint die Vermehrung der königlichen Einkünfte durch Brasilien die Art des Vortheils zu seyn, welche die bisherige Regierung am eifrigsten beschäftiget hat. Die Fracht der Metalle, welche den königlichen Schiffen vorbehalten ist, der ausschließende Diamantenhandel, ingleichen der Verkauf einer großen Menge Waaren, und die gehäuften Zölle sind die Quellen des Reichthums, den Europa von Brasilien hat.

In

In Amerika aber hat man die Unterdrückung noch viel weiter getrieben. Man fordert dort den Fünften des Goldes und der Diamanten, welche bis auf sieben Millionen beträgt. Man fordert den Zehnten aller Produkte, welche Auflage, ob sie gleich mit großer Gelindigkeit betrieben wird, und jedes Kirchspiel zu einer gewissen bestimmten Summe angeschlagen ist, sich dennoch auf 2,873,000 Livres beläuft. Eine andere Auflage wird von den Sclaven gehoben, die 1,076,650 einbringt; noch eine zur Wiederaufbauung von Lissabon und für die öffentlichen Schulen, die 585,000 ausmacht. Die niedern Gerichtsbedienten bezahlen 153,000 Livres; alles, was ein- und ausgeführet wird, giebt zehn pro Cent, oder 4,882,000 Livres. Man fordert 1,124,000 Liv. für die Erlaubniß, die Waaren und Getränke, die in dem Hafen ankommen, ins Innere des Landes gehen zu lassen. Außerdem hat sich noch die Regierung die Monopolia des Salzes, der Seife, des Queckfilbers, des Branntweins und der Spielkarten vorbehalten, welche sie um 710,320 Livres verpachtet.

Beynahe alle Reichthümer dieses großen Landes gehen nach Portugall. Von 1770 bis ins Jahr 1775 betrugen sie jährlich 56,949,290 Livres. Außer Gold und Diamanten erhielt Portugall von hier 443,000 Centner Zucker, 58,000 Centner Tabak, 4,500 Centner Baumwolle, 20,000 Centner Färbeholz, 14,420 Häute, und andere weniger beträchtliche Gegenstände machten diese ungeheuere Summe aus.

Seit dieser Zeit ist diese Summe wohl nicht immer gleich geblieben; allein die Abweichungen

sind nicht hinlänglich bekannt. So viel ist gewiß, daß Portugall seitdem etwas mehr Caffee von Rio Janeiro, etwas mehr Indigo, Zucker, u. s. w. erhalten hat. Es ist eben so gewiß, daß Para und Maragnon nach Portugall alle Jahre 321 Centner Reis und 192 Centner Baumwolle mehr, als zuvor, ausgeschifft hat. Auch ist es gewiß, daß alle Jahre 4000 Häute weniger, und 965,000 Livres an Gold weniger versandt worden sind.

XI.

Königreich Peru.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0257
DFG

Das Königreich Peru, welches westwärts vom Amazonenlande liegt, ist nicht nur ein sehr großes, sondern auch sehr reiches Land: und wenn es wahr ist, daß dasjenige Land das reichste von der Welt ist, welches am meisten Gold und Silber in seinem Schooße enthält; so kann man dem Lande Peru diesen Vorzug nicht versagen. Dieses ansehnlichste Stück von dem mittäglichen Amerika, welches auch zuweilen den Namen Peruviana führet, liegt zwischen dem 221sten Grade Norderbreite und dem 37sten Süderbreite. Von Terra Firma bis herab nach Chili rechnet man fast fünfhundert Meilen, die Breite aber ist ungleich; gegen Westen liegt das Land am stillen Meer, das übrige ganze Land gegen Osten ist eine an einander hängende Bergkette, und führt den Namen Andes, welches durch das ganze südliche Amerika hinunter gehet, und an vielen Orten wohl hundert Meilen breit ist. Die ehemalige Abtheilung und geographische Beschreibung dieses großen Landes ist im Jahr 1739 nach einem neuen und bessern Plan eingerichtet worden, und wird wahrscheinlich so lange Platz finden, so lange die spanische Herrschaft in Peru ihre Oberherrschaft behaupten wird. Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Dieser zu Folge sind die beyden Vorgebirge, welche beym Rio de la Plata am weitsten in die See gehen, die ersten, und die Mündungen derselben sind dreyßig und eine halbe Seemeile weit von einander entfernet. Dasjenige, welches an der Nordseite ist, heißt Cap Santa Maria; und das an der Südseite San Anton. Die Küste an der Südseite des Flusses läuft, vierzig Meilen von dem Cap S. Anton,

Ost

Ost und West, wo man drey kleine Flüsse, fast gleich weit von einander, findet. Der weiteste von dem Vorgebirge heißt Ortiz. In dieser Weite, vierzig Seemeilen vom Cap Anton, machet die Küste einen Bogen, eilf Seemeilen lang, der sich gegen Norden beuget. An dem äußersten Ende dieses Bogens bildet sich eine Spitze, die Steinspitze genannt; von dieser Spitze bis nach Buenos Aires läuft die Küste sechs und dreyßig Seemeilen gegen Nordwest. Diese Küste hat drey Flüsse: der erste heißt Johann Bays, der zweyte S. Jacobsfluß, der dritte Rio Chuelo. Die Nordküste von Rio de la Plata fängt bey dem S. Marienvorgebirge an, und reicht bis an die kleinen Berge, S. Michaelsberge genannt, welche zwey und siebenzig Seemeilen vom Cap S. Maria sind. Es giebt einige Inseln und Sandbänke in dem Flusse la Plata, die erstern haben aber nur Seewölfe zu Einwohnern.

Einwohner. Bey der Anzeige dieses Landes und der auffallenden Abweichung des **Klimas**, seiner **Produkte**, und anderer Merkwürdigkeiten, sehen wir uns genöthiget, von dem Plan unserer Eintheilung abzuweichen, und lieber die Beschreibungen obiger Gegenstände an dem Orte anzubringen, wo sie sich befinden, als hier eine abgerissene Schilderung zu machen, und nachher das Gesagte zu wiederholen. Um aber jedoch den Hauptbegriff von den alten **Einwohnern** dieses Landes, von ihrer mehrern oder wenigern Abweichung von Cultur oder Wildheit, zu schildern, setzen wir folgende Beobachtungen voraus, die in der Folge einen richtigen Maaßstab von allen übrigen Bewohnern dieses großen Königreiches abgeben können, und bis wir von den **drey großen Audienzien**, in welche das Königreich eingetheilet wird, ausführlicher sprechen können.

Wir

Wir haben bereits in allen den vorhergehenden Ländern des südlichen Amerika den Charakter und die Fähigkeit dieser Völker nicht in dem besten Lichte angetroffen; ihre natürliche Wildheit, ihre Liebe zur Unabhängigkeit, und die schwachen Begriffe von Religion und Menschlichkeit, sind allemal das Hinderniß gewesen, was ihnen an der Erreichung besserer Begriffe im Wege gestanden hat. Die Peruaner hingegen gehen von ihren Nachbarn in allen diesen Stücken ab, und wo sie sich noch nicht auf der Stufe der Cultur befinden, da sind wenigstens nicht die Hindernisse jener Nationen Schuld daran. Die ersten Entdecker dieses Königreiches sagen, es fehlte den alten Peruanern gar nicht an Fähigkeiten, allerhand Künste und Wissenschaften zu fassen, sobald man ihnen nur den gehörigen Unterricht darin ertheilte, und man hat es schon zuweilen, noch unter der spanischen Regierung, an ihren jungen Kindern gesehen, wie weit sie im Unterrichte gebracht werden konnten, und wie willig sie sich der Belehrung unterwarfen. Diese Lehrbegierde und ihr unermüdeter Fleiß ersetzte ihnen zuweilen, was ihnen an natürlichen Fähigkeiten abgieng.

Schon in den alten Zeiten waren die Kinder der Vornehmern eigentlich zu den Wissenschaften angeführet worden; ja, man untersagte es sogar dem gemeinen Manne, aus Furcht, sie möchten zu stolz werden. Man glaubt, der Ynca Roca sey der erste gewesen, welcher zu Cuzco Schulen anlegte, damit die Amautae, oder ihre Lehrer und Weltweisen, darinnen die königlichen Prinzen, die Söhne der andern Yncae vom königlichen Geblüte und der Großen des Reiches in allerhand Wissenschaften unterrichteten, welches sie durch einen mündlichen Vortrag und durch tägliche Gewohnheit und Uebung mit denselben thun mußten.

mußten. Diese Amautae waren selbst alte und erfahrne Yncae, welche, ihrer vorzüglichen Einsicht, Geschicklichkeit und Klugheit wegen, zu solchen Lehrern erwählet wurden, und die größte Hochachtung genossen. Ihre Pflicht war, daß sie den jungen Leuten die Ceremonien und Grundsätze ihrer Religion lehrten; daß sie ihnen die Ursache und den Grund ihrer Gesetze anzeigten, und den richtigen Verstand derselben erklärten; daß sie die Kinder in der Saatskunst und dem Kriegswesen unterrichteten; daß sie ihre Sitten verfeinerten; daß sie ihnen die Geschichte und Zeitrechnung, vermittelst ihrer Quipe oder Knoten, beybrachten; daß sie ihnen zierlich reden lehrten; kurz, nichts von demjenigen unterließen, was nöthig war, ihr Hauswesen zu regieren und ihre Kinder zu erziehen. Sie befliſſen sich auch, ihren Zöglingen das Wenige zu zeigen, was sie von der Dichtkunst, von der Musik, Weltweisheit, Sternkunde und Mathematik wußten. Selbst die Könige giengen zuweilen mit hin, um diese Vorlesungen anzuhören, und schämten sich nicht, die Lehrstelle zu vertreten.

Dieses that sonderlich Pachacutec, welcher die von seinem Urgroßvater gestifteten Schulen vergrösserte, mit vielen Freyheiten beehrte und mit großen Vorzügen begnadigte. Er vermehrte die Anzahl der Lehrer, und wollte, es sollten die Curacae, die Hauptleute, ihre Kinder, und überhaupt alle Indianer, von welchem Stande sie seyn möchten, die Kriegesleute und das gemeine Volk, die cuzcoische Sprache reden, und niemand zu einer Bedienung oder öffentlichen Würde gelangen, der diese Sprache nicht reden könne. Damit er seinen Endzweck ausführen konnte, so bestellete er zum Besten der Prinzen und des Adels geschickte Personen, welche sie in dieser Sprache

Sprache die Sitten und Gesetze lehrten, und brachte es auch dahin, daß man endlich in der Folge der Zeit im ganzen Lande nur einerley Sprache redete.

Diese Sprache breitete sich auch bald in die benachbarten Länder aus, die nicht unter den Yncaen standen. Sie war nicht gar zu reich an Worten, und es mußte aus diesem Mangel oft einerley Wort vielerley Bedeutungen geben. Die Spanier, welche bey ihrer Ankunft keine große Obacht hatten, dichteten daher den Peruanern oftmals Gedanken und Begriffe an, die sie niemals gehabt hatten, so daß erstere genöthiget wurden, ihre Mundart und ihre Worte mit den spanischen zu vermischen, woraus eine große Unrichtigkeit der Sprache entstand, und jene große Mühe um die Reinigkeit derselben auf einmal vergieng.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die allgemeine Sprache von den Dichtern und Weltweisen unter den Peruanern sehr ausgebreitet wurde, denn sie hatten beyderley Arten von Gelehrten, und oftmals in einer Person. Die Dichter führten den Namen Haravei oder Erfinder, und waren in Verfertigung der Lust- und Trauerspiele nicht ungeübt, welche sie vor ihren Königen und den Herren des Hofes an den hohen Festtagen aufführten. Diejenigen, welche die Personen darinnen vorstellten, waren keine gemeine Leute, sondern Söhne der Curacae, welche mit den Hauptleuten oft selbst von der Parthey waren. In diesen Trauerspielen (wenn sie anders diesen Namen verdienen, weil sie mehr Heldenspiele genannt werden könnten) bemüheten sie sich, die Größe und Pracht, die Thaten und Siege der Könige, oder anderer berühmter Leute, vorzustellen. In ihren Lustspielen handelten sie von der Landwirthschaft, dem Umgange in der Welt, und andern dergleichen häuslichen und gemeinen

meinen Dingen, die das menschliche Leben, die Vorfälle und Begebenheiten in demselben betrafen. Nach dem Ende des Schauspieles setzten sich die spielenden Personen auf ihre Plätze, jeder nach seinem Stande, und diese Liebe zum Schauspiel und ihre Geschicklichkeit im Vorstellen darf freylich nicht mit der Geschicklichkeit unserer ersten Schauspieler in Europa verglichen werden; es sind jedoch Beweise eines gesunden Verstandes, und nähere Ansprüche auf Sittlichkeit.

Sie waren wirklich Dichter in ihrer Art, ihre Verse hatten Sylbenmaaß, und waren gemeiniglich so kurz, daß sie sehr leicht behalten werden konnten; Liebe war gemeiniglich ihr Inhalt. Zuweilen hatten sie auch eine Art geistlicher Lieder, oder physikalische Gedichte, weil es ein Stück aus der peruanischen Götterlehre ist, wenn die Dichter vom Blitz, Donner, Regen, Schnee und dergleichen philosophirten. Die alte Fabel sagte, es hätte der Schöpfer aller Dinge eine Königstochter in den Himmel gesetzt, welche einen Wasserkrug in der Hand hielte, um daraus die Erde zu befeuchten, so oft sie es nöthig hätte, welches sie denn auch ordentlicher Weise durch einen sanften Regen, leichte Schloßen und Schnee thäte: zu Zeiten aber geschähe es, daß ihr Bruder, welcher vielleicht verdrüßlich darüber geworden, daß die Erde so gar trocken wäre, ihr den Krug zerschmisse, woraus alsdann Blitz, Donner und Platzregen entständen. Zum Beweise ihrer Art zu dichten, und der Bearbeitung ihres Gegenstandes, haben wir unten dieses Gedichte nach der deutschen Uebersetzung mit angezeiget *).

Man

*) Schönes Fräulein,
Dein gefülltes
Wasserkrüglein
Bricht dein Bruder;

Daher

Man kann indessen so viel abnehmen, daß sie in den eigentlichen Wissenschaften eben nicht sehr geübt gewesen sind, und daß sie ihre Einsichten und Kenntnisse davon würden haben auf die Nachkommen bringen können, wie die ältesten Weisen anderer Völker gethan haben, wenn sie den Gebrauch der Buchstaben gehabt hätten. Ihre Weisen oder Amautae beschäftigten sich nur unter allen Wissenschaften vornehmlich mit der Sittenlehre, es sey nun, daß sie deren Sätze vortrugen, oder deren Vorschriften in Ausübung brachten. Sie begnügten sich aber nicht bloß damit, daß sie wußten, wie die Unterthanen einander nach dem Gesetze der Natur behandeln sollten, wie sie dem Könige den Gehorsam leisten, ihm dienen und verehren müßten; sondern sie lehreten zu gleicher Zeit auch, welches die Pflichten der Obern gegen ihre Untern, des Königes gegen seine Unterthanen überhaupt und insbesondere wären, und auf welche Art sie die Curacae regieren und ihre guten Dienste erkennen sollten. Die Ausübung folgte sogleich der Lehre nach, daß sie endlich diese Wissenschaft zu dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit

Daher wetterts,
Blitzt und donnerts
Mit Geprassel.
Königsfräulein,
Dein schön Wasser
Gieb uns regnend.
Laß auch manchmal
Auf uns schloßen,
Auf uns schneyen.
Der Weltschöpfer,
Die Weltseele,
Viracocha,
Hat ja dazu
Dich bestellet,
Dich bestellet.

brachten, wohin sie zu bringen war. Mit den übrigen Wissenschaften gieng es nicht so, weil sie viel erhabener als die Sittenlehre sind; die abstracten Speculationen waren ihr Werk nicht, und sie waren mehr dahin bedacht, nichts Böses zu thun, als etwas Gutes auszuüben.

Weil sie aus Erfahrung gelernt hatten, daß die Thiere wüchsen und Empfindung hätten, so eigneten sie ihnen auch eine sogenannte wachsende, aber keine vernünftige, Seele zu. Sie glaubten, daß solche bey dem Menschen von seinem Leibe ganz unterschieden sey, und ihre Empfindungen und Verrichtungen für sich hätte. Sie glaubten, wenn der Mensch schliefe, so gienge seine Seele, welche keines Schlafes fähig wäre, aus dem Körper und in der Welt indessen herum, wo sie oftmals mit längst verstorbenen Menschenseelen zusammen käme, und diejenigen Dinge sähe, wovon man sagete, daß sie uns geträumet hätten; deshalb hielten sie sehr viel auf Träume, und legten sie auf eine abergläubische Art aus.

Von der Naturlehre wußten sie gar nichts, sie hiengen nur einzig und allein demjenigen nach, was das Leben betraf, und gaben sich keine Mühe, die Geheimnisse der Natur aufzusuchen, weil sie nichts dazu nöthigte oder verband. Sie wurden nur durch dasjenige gerührt, was in die Sinne fiel, und hielten sich mit dem Nachforschen der Ursachen nicht viel auf. Daß die Erde kalt und trocken und das Feuer heiß und trocken sey, wußten sie, so wie die andern Eigenschaften der Elemente, nicht aus der Naturkunde, sondern weil sie es durch das Anrühren und auf andere sinnliche Art empfanden. Hatten sie auch gleich einige Kenntnisse von den besondern Eigenschaften und Tugenden gewisser Pflanzen, deren sie sich zur Heilung verschiedener Krankheiten bedienten, so

waren

waren doch solche kaum der Anzeige werth. Indessen standen doch die Wurzel- und Kräutermänner, welche solche kannten und sie andern eröffneten, in großer Achtung. Sie wurden für sehr geschickte Aerzte gehalten, und gaben sich nur mit Hebung der Krankheiten der Könige und Personen von ihrem Geblüte, oder der Curacae und ihrer Verwandten, ab. Die gemeinen Leute heilten sich unter einander selbst durch den Gebrauch solcher Hausmittel, die sie von ihren Aeltern erlernt hatten. Ereignete es sich, daß die Kinder, die noch an der Brust lagen, einige Krankheiten bekamen, so bedienten sie sich allerhand Mittel, die ihnen ihre Vorältern als heilsam angepriesen hatten.

Weil Sonne, Mond und Sterne mehr in die Augen fielen, und auf mancherley Art ihre Neugier erweckten, so besaßen die Amautae auch etwas mehr Einsicht von der Sternseherkunst, als von der Naturlehre. Die Sonne, welche sich ihnen bald näherte, bald von ihnen entfernte, bald hoch, bald niedrig war; der Unterschied der Tage, deren einige länger und andere kürzer, noch andere mit den Nächten gleich lang waren; der Mond in seinen verschiedenen Gestalten, da er bald zu-, bald abnahm, bald voll, bald gar nicht da war, welches letztere sie seinen Tod nannten; die verschiedenen Bewegungen der Venus, die bald vor der Sonne vorher gieng, bald ihr nachfolgte: alles dieses bewog sie, Wahrnehmungen anzustellen, die aber nicht weiter giengen, als was sie sahen. Sie unterschieden auch nur diese drey Gestirne mit besondern eigenen Namen; die Sonne nannten sie Ynti, den Mond Cuilla, und die Venus Chasca, das heißt, der Haarichte, wegen ihrer Strahlen; alle andere Sterne begriffen sie unter dem allgemeinen Namen Coyllur. Sie hatten aus der

Erfahrung bemerket, daß die Sonne bey ihrem Auf- und Untergange nicht allezeit an einerley Orte blieb, nach einer gewissen Zeit aber wieder an ihren alten Ort kam, und also einen Lauf vollendete. Diesen Umlauf bezeichneten sie mit dem Namen Huata, welcher ein Jahr andeutete.

Das gemeine Volk zählte die Jahre nach den Erndten, und alle überhaupt erkannten der Sonnen Stillestand im Sommer und Winter auf eine außerordentliche Art. Es befanden sich zu Cuzco sechzehn Thürme, acht gegen Osten und acht gegen Westen, die viere und viere in einer Reihe standen. Die beyden mittelsten waren viel kleiner als die andern, und etwa drey Stockwerk hoch. Der Raum, welcher sich zwischen den kleinen Thürmen befand, wo die Sonne bey ihrem Auf- und Untergehen durchgieng, war der Punct des Sonnenstillstandes. Auf solche Art hatten sie Abtheilungen, aber nur grobe Kennzeichen davon, und setzten solche nicht auf gewisse Tage in dem Monate fest. Sie erkannten über dieses auch die Tag- und Nachtgleichen, und stelleten zu der Zeit große Feyerlichkeiten an. Bey der Tag- und Nachtgleiche im März erndteten die Einwohner zu Cuzco ihren Mais, und waren sehr lustig unter einander, vornehmlich zu Collcampara, welches gleichsam der Garten der Sonne war. Bey der Tag- und Nachtgleiche im Herbstmonde aber feyerten sie eins von ihren vornehmsten Festen, deren oben gedacht worden. Um die Tag- und Nachtgleiche recht zu finden, hatten sie sehr kostbare und mit vieler Kunst gearbeitete Säulen mitten auf dem Platze errichtet, welcher vor dem Sonnentempel war. Ihre Priester versammelten sich daselbst alle Tage gegen die Zeit, da Tag und Nacht gleich wurden, und beobachteten den Schatten dieser Säulen genau. Die Plätze, worauf

auf sie gesetzt waren, bildeten einen Zirkel, und sie zogen aus seinem Mittelpunkte eine Linie von Osten gegen Westen. Eine lange Erfahrung hatte sie gelehrt, an welchem Orte sie ihren Punct suchen mußten, und aus dem Schatten, welchen die Säule auf die Linie machte, urtheilten sie von der Entfernung oder Annäherung der Tag- und Nachtgleiche. War vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange der Schatten um die Säule, und ganz und gar keiner gegen Mittag, von welcher Seite man sie ansah, so nahmen sie diesen Tag für die Tag- und Nachtgleiche. Sogleich schmückten sie diese Säulen mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, setzten hiernächst den Stuhl oder den Thron der Sonne darauf, wo sie sich diesen Tag, wie sie sagten, mit allem ihrem Lichte setzen wollte, weil sie sich gerade über diesen Säulen aufhielt. Sie beteten sie auch an diesem Tage mit großen Freudensbezeugungen an, und machten ihr prächtige Geschenke von Gold, Silber und Edelsteinen, und andern kostbaren Sachen. Weil die Amautae bey dem Anwuchse des peruanischen Reiches aus neuen Erfahrungen erkannt hatten, daß, je weiter sie nach der Linie zukamen, desto weniger Schatten die Säulen am hellen Mittage machten, so wurden die zu Quito und in ihrer Nachbarschaft bis an das Meer höher geschätzet, weil die Sonne gerade darauf fiel, und man zu Mittage keinen Schatten sah. Eben diese Ursache bewog sie, diese Säulen auch mehr zu vermehren, als die andern, und sich einzubilden, daß die Sonne keinen angenehmern Sitz fände, als da, indem sie sich schnurgerade darauf setzte, bey den andern aber es noch allezeit ein wenig von der Seite thäte.

Die Jahre rechneten sie nach zwölf Monaten, Quilla genannt; ein jeder hatte seinen besondern Na-

men, so wie der Mond und dessen Viertel, welche die Wochen machten. Von der Sonn- und Mondfinsterniß aber konnten sie sich keinen Begriff machen, und erdichteten daher allerhand lächerliche Ursachen. Wenn die Sonne sich verfinsterte, sagten sie, sie wäre wegen eines begangenen Fehlers erzürnet, und verstellete daher ihr Angesicht, wie ein Mensch thut, wenn er zornig ist, und wahrsagten daher, es würde dem ganzen Volke bald ein Unglück begegnen. Wurde der Mond verfinstert, so hielten sie ihn für krank, und besorgten, er würde unfehlbar sterben, wenn er ganz verfinstert würde; alsdann würde er vom Himmel fallen, sie alle erschlagen, und das Ende der Welt verursachen. Deshalb hatten sie bey seiner Verfinsterung eine entsetzliche Furcht, daß sie, sobald sie nur anfieng, ein erschreckliches Geräusche und Getöse mit Trompeten, Hörnern, Zimbeln, Paucken und Trommeln machten. Außerdem banden sie ihre Hunde an, und schlugen sie, damit sie heulen und bellen möchten, in der Hoffnung, es würde der Mond, von welchem sie glaubten, daß er eine besondere Neigung gegen diese Thiere trüge, weil sie ihm einsmals einen ausnehmenden Dienst erwiesen, Mitleiden mit ihrem Geheule haben, und aus der Betäubung wiederum erwachen, welche ihm seine Krankheit verursachte. Auch ihre Kinder reitzten sie an, zu schreyen, den Mond mit Thränen anzurufen, ihn Mama Cuilla, das ist, liebe Mutter Mond, zu nennen, und ihn mit Thränen zu bitten, daß er doch nicht sterben möchte; dasselbe thaten auch die Alten, und hielten sämmtlich mit Klagen so lange an, bis sie sahen, daß er wieder Licht ertheilte, welches sie für das Zeichen der Genesung ansahen, und ein großes Freudengeschrey erhoben.

So lächerlich diese Einbildung auch seyn mochte, so kam sie doch noch lange nicht demjenigen Wahne bey, welchen

welchen sie von den Flecken in dem Monde hegten, von deren Ursprunge sie ein widersinniges Mährchen hatten. Sie sagten nämlich, der Fuchs wäre, wegen der überaus großen Schönheit des Mondes, in ihn verliebt geworden; er hätte sich also eines Tages einfallen lassen, gen Himmel zu steigen, und durch das viele Küssen des Mondes wären die vielen Flecken entstanden. Dem Regenbogen erwiesen sie, sowohl wegen seiner schönen Farben, als weil er von der Sonne erzeuget wurde, viel Ehre, und die Yncakönige nahmen ihn daher zu ihrem Sinnbilde. Wenn die Sonne bey ihrem Untergange sich in das Meer zu versenken schien, welches gegen Westen von Peru ist; so nahmen sie solches ganz eigentlich dafür an. Sie sagten, die Heftigkeit ihrer Hitze trocknete daselbst den größten Theil des Gewässers aus, und sie tauchte sich unter die Erde, die sie daselbst über dem Wasser zu seyn glaubten, damit sie den Morgen durch die Ostthore wiederum hervorgehen könnte.

Von der Kunst, die Erde zu messen, verstanden sie nicht mehr, als sie brauchten, ihre Felder und Ländereyen zu messen, und solche unter sich zu vertheilen. Sie thaten dieses aber nicht durch Aufnehmung derselben, sondern durch gewisse Maaßstäbe. Ihre Kenntnisse in der Erdbeschreibung giengen gleichfalls nicht über die Gränzen ihres Landes, jedoch wußten sie Grundrisse von ihren Städten und Modelle von ihren Provinzen zu machen, welche sehr artig waren. Das ganze Werk war von Erde, Kieselsteinen und kleinen Stäben gemacht. Die Marktplätze, die Gassen, die Quergassen, und sogar die Flüsse, welche durch die Stadt giengen, waren darin mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit vorgestellet. Man sah darinnen auch noch die umliegenden Fluren, Triften, die Berge, Hügel, Ebenen,

Flüsse und Bäche, und alles so natürlich, daß es der beste Erdbeschreiber nicht richtiger hätte machen können.

Auch ihre Art, zu rechnen, war sehr wunderbar. Sie bedienten sich dazu vieler Knoten, die sie in Fäden von verschiedener Farbe hatten, und vermittelst dieser Knoten hielten sie Rechnungen von allen Steuern und Abgaben im ganzen Königreiche.

Wenn die Indianer ihre Rechnungen machen wollten, die sie mit dem Worte Quizu bezeichneten, welches knüpfen hieß, so nahmen sie ordentlicher Weise Fäden von verschiedener Farbe. Eine jede Farbe, sie mochte einfach oder vermischt seyn, hatte ihre besondere Bedeutung. Die Schnüre, welche von drey oder vier zusammengebundenen Fäden waren, so dick wie ein mittelmäßiger Bindfaden und drey Viertelelle lang, waren ordentlich nach der Länge an einen andern Faden gereihet, welches eine Art von Franze machte. Man urtheilte aus der Farbe, was ein jeder Faden bedeuten sollte, als z. B. Gelb bedeutete Gold, Weiß das Silber, und Roth die Kriegsleute. Wenn sie nun diese Dinge anzeigen wollten, deren Farben nicht zu bemerken waren, so setzten sie jedes nach seinem Range, und fiengen von dem vornehmsten an bis auf das geringste. Zum Beyspiel, wenn von Getreide oder Hülsenfrüchten die Rede war, so nahmen sie zuerst den Weizen, darauf den Rocken, Gerste, Erbsen, Bohnen, Hirse u. s. w. Eben so setzten sie, wenn sie von den Waffen Rechnung abzulegen oder Bericht zu erstatten hatten, diejenigen zuerst, die sie für die edelsten hielten, als die Lanzen, und darauf die Pfeile, Bogen, Wurfspieße, Keulen, Streitäxte, Schleudern u. dergl. Wollten sie ein Verzeichniß von den Unterthanen geben, so fiengen sie mit den Einwohnern einer jeden Stadt an; darauf

kamen

kamen sie auf die aus jeder Provinz. Sie setzten auf den ersten Faden die Greise von sechzig Jahren und darüber, auf den andern die von funfzig, und so weiter von zehn Jahren zu zehn Jahren hinunter bis auf die kleinsten Kinder, und man hat gefunden, daß sie auf diese Weise nicht nur alle ihre Rechnungen zu machen wußten, sondern auch selten oder nie Irrungen dadurch entstanden. Es gab unter ihnen einige, welche ausdrücklich dazu bestellt waren, diese Knoten zu verwahren; man nannte sie Rechnungsführer, und man nahm nur diejenigen dazu, deren Redlichkeit und Einsicht man vor andern vorzüglich erkannt hatte. Die Anzahl dieser Rechnungsmeister mußte der Zahl der Einwohner aller Städte und Provinzen gemäß seyn. So klein eine Stadt auch war, so mußte sie dennoch wenigstens ihrer viere haben, und so stieg es weiter hinauf bis zu zwanzigen, und auch wohl zu dreyßigen.

Alle Schatzungen, welche der Ynca jährlich erhielt, wurden nach Knoten berechnet, und es fehlte kein Haus, welches nicht nach seiner Art und Eigenschaft dabey angegeben war. Man sah da die Rolle der Kriegesleute, dererjenigen, welche das Jahr über geblieben waren, der Gebornen und Verstorbenen, mit einem Worte, man begriff alles, was nur durch Zahlen gerechnet werden kann, so daß man auch die Anzahl der Treffen und Gefechte, der Gesandtschaften von Seiten der Yncae und der Erklärungen, welche die Könige gethan hatten, damit bemerkte. Um nun auch den Inhalt der letztern zu erklären, hatte man gewisse Merkmale, solche Dinge damit zu bezeichnen. Mündliche Ueberlieferungen und kleine Gedichte vertraten übrigens die Stelle der Buchstaben und Schriften. Auf diese Weise

wußten

wußten sie genau, was dieses oder jenes Gesetz verlangte, und welche Strafe darauf folgte. Sie wußten, wenn ihre Opfer und Festtage einfielen.

Man sollte glauben, daß, da sie Dichter und Sänger hatten, sie hätten auch in der Tonkunst mehr geübt seyn müssen. Die Collaer hatten gewisse Instrumente, die aus vier oder fünf zusammengesetzten Schilfröhren bestanden, deren jedes um einen Ton höher war, als das andere, nach Art der Orgeln. Wenn man dieses Instrument spielte, so entstund daraus eine Harmonie von vier verschiedenen Tönen, sie kannten aber die Verminderung der Töne nicht, und hatten lauter ganze Töne, und von einem einzigen Maaße; doch wußten sie ihre Lieder recht artig darauf zu spielen.

So wie der Zustand der Künste und Wissenschaften nur erst in seiner Kindheit war; so waren es auch die gemeinen Künste und Handarbeiten und ihre Geschicklichkeiten in den meisten sehr gering, ob man sich gleich über einige ihrer Werke noch sehr verwundern muß, und fast nicht begreifen kann, wie sie solche haben ins Werk richten können. Es gab zum Beyspiel eine große Anzahl Personen, die an den Schmelzöfen arbeiteten, und dennoch verstanden sie sich nicht darauf, wie sie das Eisen oder die andern Metalle recht bearbeiten und brauchbar machen sollten. Sie hatten viele Berge und Gruben, welche Eisen enthielten, sie konnten es aber nicht herausbringen. Statt der Werkzeuge zu ihren ordentlichen Arbeiten machten sie sich Werkzeuge aus gewissen sehr harten, gelblichen und grünen Steinen, die sie dadurch glatt machten, daß sie solche hart an einander rieben, und die sie wegen ihrer Seltenheit sehr hoch schätzten. Sie wußten auch keine Hämmer

mer und keine Stiele daran zu machen, und bedienten sich an deren Stelle gewisser Werkzeuge, die aus einer Zusammensetzung von Messing und Kupfer gemacht waren. Diese Werkzeuge sind insgemein viereckig, einige nehmen die ganze Hand ein, und werden zu dem stärksten Schlagen und Klopfen genommen; auf diese folgen kleinere, zu feinern Sachen. Wenn sie das Metall flüßig machen wollten, so brachten sie es nur vermittelst ihres eigenen Athmens zu Stande, den sie durch kupferne Röhren, ungefähr eine halbe Elle lang, bliesen, und deren sie mehr oder weniger nöthig hatten, nachdem der Guß groß oder klein war. Auf diese Weise waren ihrer wohl zehn bis zwölf Tage lang viele beysammen, und standen um das Feuer herum, welches sie aus vollem Munde mit ihren Röhren anbliesen. Obgleich ihre Art zu arbeiten sehr grob war, und die Instrumente dazu äußerst schlecht und mangelhaft ausfielen; so machten sie dennoch wundersame Arbeiten, und besonders in Gold, wovon einige Stücke so fein und andere so künstlich an einander gefüget und befestiget waren, daß auch europäische Künstler das Geheimniß, wie solche hätten können verfertiget werden, nicht anzuzeigen vermochten. Da sie über dieses aus Erfahrung wußten, daß der Dampf von den Erzten der Gesundheit nachtheilig war; so schmelzten sie niemals in ihren Häusern, sondern allezeit auf öffentlichen Plätzen.

Noch weniger Werkzeuge hatten die andern Handwerksleute, als Zimmerleute und Schmiede, weil sie nur eine Axt und einen Hobel hatten, womit sie von den Schmieden, die ordentlicher Weise bloß in Kupfer arbeiteten, versehen wurden. Man nannte solches Kata, und es wurden auch Hacken, Messer

und

und Hammer daraus verfertiget. Hatten die Zimmerleute das Holz zugehauen, so machten sie es einzig und allein durch Schaben rein und eben, damit sie es zu den Gebäuden oder andern Sachen brauchen konnten. Sie hatten keine Nägel oder Klammern, das Holz zusammen zu halten, sondern banden es mit gewissen Seilen aus Binsen zusammen. Eben so mühevoll war die Arbeit der Mäurer, und dennoch führten beyde schöne Gebäude auf. Man kann eigentlich nicht sagen, wie weit sie es in der Handarbeit gebracht hatten, und ob sie alle Handwerker, als Schneider, Schuster, Weber und dergleichen in Menge gehabt haben; vielmehr will man behaupten, daß jeder sich seine Kleidungsstücke selbst habe verfertigen lernen, und Schuhe, Zeuge und Kleider von einigen Landschaften zur Schätzung geliefert werden mußten; so ist es wahrscheinlich, daß sie selbst und ihre Weiber manches Handwerk allein getrieben. Doch auch hierzu fehlte es ihnen ebenfalls an Instrumenten, und in Ermangelung der Nadeln z. B. nahmen sie gewisse sehr lange Dornstacheln, die in dem Lande wachsen, und eben diese Dornen vertraten auch die Stelle der Kämme, um ihre Haare damit zu schmücken. Was ihre Spiegel anbetrifft, so hatten die Frauenspersonen vom königlichen Geblüte Spiegel von geschliffenem Silber, die gemeinen aber nur von Messing oder Kupfer, weil diesen der Gebrauch des Silbers untersagt war; die Männer hingegen hielten es für eine große Schande, sich im Spiegel zu besehen. Man muß noch hinzusetzen, daß sie sich zur Bereitung ihres Essens irdener Geschirre bedienten. Um ihre Speisen zu kochen, hatten sie in ihren Häusern, statt des Heerdes, gewisse Ofen vom Thone, groß oder klein, nachdem die Anzahl der Familie, oder die Vermögensumstände

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0276
DFG

de derselben waren. Sie machten darin durch die ordentliche Oeffnung Feuer an, und oben auf dem Ofen hatten sie zwey oder drey Löcher, mehr oder weniger, um die Töpfe darauf zu setzen, worinnen sie ihr Essen kochten. Sie bedienten sich dieser Erfindung, um das Holz zu ersparen, und wunderten sich nicht wenig, als sie sahen, daß die Spanier so viel unnöthiges Holz verbrennen ließen; auf solche Art zeigten sie in sehr vielen andern Dingen eine große Geschicklichkeit und Klugheit, die um so mehr Werth erhält, da es ihnen so viel unbeschreibliche Mühe kostete, diese Dinge zu Stande zu bringen.

Unter allen ihren Geschäften war aber das nöthigste der Feldbau. Sobald der Ynca eine Provinz unter sich gebracht hatte, so gab er sogleich Befehl, es sollten die Ackerländer, welche Maiz tragen könnten, mit mehr Sorgfalt angebauet werden. Er bestimmte hierzu die Feldmesser und Brunnenmeister, deren es sehr geschickte unter ihnen gab, wie man es noch bis heutiges Tages an den Ueberresten jener ersten Baukunst sehen kann. Diese machten überall Gräben, wo man Felder anbauen konnte, weil es in dem ganzen Lande ihrer sehr wenig giebt, welche Getreide tragen. Dasselbe thaten sie auch in Absicht der Viehweiden und durch den Ueberfluß an Wasser, welches sie durch diese Art von Schleusen bekamen, halfen sie der Trockenheit des Herbstes ab. Nachdem sie diese Graben gemacht hatten; so ebneten sie die Felder und machten sie viereckig, damit sie besser bewässert würden. Außerdem machten sie um die Erdhügel Absätze, und um solches ins Werk zu richten, führten sie drey Mauern von guten Steinen auf, eine vorn und die andern auf den Seiten, welche sie etwas abhängig baueten, gleich den meisten

Mauern,

Mauern, die sie aufführten, damit solche die Last der Erde desto besser tragen könnten, welche sie mit der Mauer gleich machten. Auf dem ersten Absatze machten sie einen andern, welcher kleiner war, und darauf noch einen dritten, wiederum etwas kleiner. Auf diese Art gewannen sie nach und nach den ganzen Erdhügel, und ebneten ihn in Gestalt einer Treppe, um von dem ganzen Lande, welches gut zum Säen war und gewässert werden konnte, Früchte zu ziehen. Fanden sich einige Felsenadern daselbst, so nahmen sie selbige vorher weg, und füllten sie mit Erde an, damit sie sich alles zu Nutze machten. Die ersten Absätze waren die größten, und es gab ihrer von dreyhundert Schritten in der Länge und Breite. Die zweeten waren kleiner, und so nahmen sie immer weiter ab, bis auf die letztern, welche zwey bis drey Morgen Aecker hielten, wo man Maiz sehen konnte. Die Ynca trugen so viel Sorge, die Anzahl der Bauländer zu vermehren, daß sie an verschiedenen Orten Graben von funfzehn bis zwanzig Meilen weit herführen ließen, um sehr kleine Felder zu wässern, aus Furcht, der Boden möchte unbebauet liegen bleiben.

Wenn die Felder auf solche Weise vermehret worden waren; so wurden sie in der ganzen Provinz ausgemessen, und in drey Theile eingetheilet. Das erste davon war für die Sonne: das zweyte für den König, und das dritte für die Einwohner des Landes. Man ließ aber diesen letztern noch allezeit etwas mehr, als sie besäen sollten, damit sie keinen Mangel litten. Wuchs die Anzahl des Volkes unvermerkt in einer Provinz, dann nahm man dem Theile der Sonne oder des Ynca so viel ab, als man für die neuen Unterthanen nöthig zu seyn erachtete; so daß der König für sich und für die Sonne nur diejenigen Stücke

Landes

Landes behielt, welche brach liegen blieben, und niemanden zugehörten. Diejenigen aber, welche man zu Ackerfeld gemacht, waren insgesammt den Sonnengütern und den Kammergütern des Königes zugeschlagen worden, weil der Ynca allein daran hatte arbeiten lassen. Außer diesen Maizfeldern, die man bewässern mußte, vertheilten sie auch die andern, welche nur den Thau des Himmels nöthig hatten, und worauf sie andern Saamen und Früchte brachten. Von allen diesen Ländereyen gaben sie das Drittel den Unterthanen, und das übrige der Sonne und dem Ynca. Weil aber solche aus Mangel der Wässerung unfruchtbar wurden; so besäeten sie dieselben nur ein- oder zweymal das erste Jahr, und ließen sie darauf ruhen, um neue zu bauen. Auf diese Art ersetzte der Ueberfluß der einen, den Mangel der andern. Es verfloß kein Jahr, daß sie nicht die zum Maiztragen fähigen Felder besäeten. Auf den Maiz baueten sie auch ein gewisses Korn, Quinua genannt, welche fast dem Reise gleich war, und ein Produkt dieses Landes ist.

Sobald einige Stücken Feld bestellet werden sollten; so geschah es in der gehörigen Ordnung. Zuerst bestellten sie die Felder der Sonne, der Wittwen und Waisen, und derjenigen Personen, welche Alter und Krankheit unvermögend machten, etwas zu thun. Alle diese Personen setzte man in die Reihe der Armen, und daher verordnete der Ynca, es sollten ihre Felder gebauet werden. In jeder Stadt oder auch wohl in jedem Viertel derselben, wenn sie groß war, fanden sich einige Leute, die ausdrücklich dazu abgeordnet waren, daß sie die Felder der Armen tragbar machen ließen. Diese Bedienten, welche man Stadtcommissare nannte, nahmen selbst die Mühe

über sich, wenn es die Jahreszeit erforderte, das Feld zu pflügen, zu besäen und einzuerndten. Ehe sie aber daran arbeiteten; so stiegen sie bey eingebrochener Nacht auf die dazu bestimmten Thürme und riefen mit lauter Stimme, nachdem sie vorher auf einem Horne geblasen, damit man sie hören möchte, diese Worte aus: Morgen fängt die Arbeit auf den Feldern der Unvermögenden an, welches man denjenigen, die Theil daran haben, hiermit ankündiget, damit sie sich dabey einstellen können. Es fanden sich auch wirklich diejenigen von jeder Gemeine, welche aus der Rolle, die davon gemacht war, wußten, auf welchen Feldern ihre Verwandten oder Freunde sich einfinden mußten, daselbst ein. Ein jeder war verbunden, seinen Unterhalt mitzubringen, und sich auf eigene und nicht auf der Armen Kosten zu bekö-stigen, welches sie sehr willig thaten. Hatten diese Unvermögenden weder Maiz, noch anderes Getreide zu säen; so wurde ihnen solches aus den öffentlichen Vorrathshäusern gegeben. Die Felder derer Soldaten, welche im Kriege waren, wurden ebenfalls, so wie der Wittwen, Waisen und Armen ihre gebauet, und die Frau wurde so lange, als der Mann im Kriege dienete, auf die Rolle der Wittwen gesetzet. Ereignete es sich, daß er im Kriege starb; so trug man ganz besondere Sorge für seine Kinder, und wenn sie zu ihrem gehörigen Alter kamen, so verheirathete man sie auf Kosten des gemeinen Wesens. Nachdem man also die Felder der Armen bestellet hatte; so arbeiteten sie nach der Reihe an ihren eigenen, darauf an der Curacae ihren, welche am letzten in allen Städten und Provinzen sollten bestellet werden. Nach einer ausdrücklichen Verordnung des Ynca mußten die Felder seiner Unterthanen vor den seinigen bestellet, besäet und geerndtet werden, und sie

unter-

unterließen auch nicht, solcher zu folgen, weil die Könige nicht in schlechten Umständen seyn könnten, wie sie sagten, wenn es die Unterthanen nicht wären.

Wenn sie sich mit der Arbeit auf den Feldern des Ynca und der Sonne beschäftigten; so giengen sie insgesammt mit vieler Freude an die Arbeit. Sie zogen ihre besten Kleider an, worauf große Gold- und Silberplatten schimmerten, und auf dem Kopfe trugen sie viele schöne Federn. Wenn sie die Brachfelder umackerten, wobey sie die meiste Freude hatten; so sangen sie verschiedene Lieder zum Lobe ihre Yncae, und machten diese ganze Arbeit zur Lustbarkeit. In dem Bezirke der Stadt Cuzo, an dem Orte des Hügels, wo die Festung stand, lag ein großes Land, Colcampata genannt, welches sie unter die vornehmsten Reichthümer der Sonne rechneten, weil es das erste war, welches ihr in dem ganzen Reiche der Ynca gewidmet worden. Dieses Feld zu bestellen, war nur denen von königlichem Geblüte erlaubt, so daß nur allein die Yncae und Pallae auf solchen arbeiten konnten. Weil dieses ein besonderes Vorrecht war; so übernahmen sie dieses Geschäfte sehr gern, und feyerten diesen Tag mit großen Freudenbezeigungen, besonders, wenn sie es umackerten. Hierauf legten die Yncae ihren besten Schmuck an, und sangen die feyerlichsten Lieder zum Beweise, daß sie diese Arbeit mit Vergnügen thäten. Ihre Lieder, die sie zum Lobe der Sonne und ihrer Könige sangen, waren alle zusammen auf das Wort Haylli gemacht, welches in der allgemeinen Sprache so viel, als Triumph hieß, damit anzuzeigen, daß sie durch Umarbeitung der Erde gleichsam über sie siegten und sie zinsbar machten, Früchte zu liefern.

Die Mühe, welche es ihnen kostet, den Boden umzuarbeiten, ist bey ihnen ebenfalls nicht die leichteste. Sie haben zum Pflugschaare ein Stück Holz, eines Armes lang, vorn flach und hinten rund. Es ist vier Finger breit und hat eine ziemlich gute Spitze, um desto tiefer in die Erde zu gehen. Sie unterstützen oder verpfählen es gegen die Mitte mit zween Pfählen. Der Indianer setzet den Fuß auf die Pflugschaare, und stößt sie durch den Druck bis an die Stütze in die Erde. Auf diese Art werfen sie, da sie truppweise gehen, sieben und sieben oder mehrere, an den Seiten der Furchen so große Erdschollen auf, daß man kaum glauben kann, wie solche schwache Werkzeuge dergleichen Wirkung thun können. Die Weiber helfen ihren Männern fast beständig bey dieser Arbeit und bey Ausrottung des Unkrautes. Sie singen auch mit ihnen, und bemühen sich gemeinschaftlich, diese Arbeit zum angenehmen Geschäfte zu machen.

Jeder Peruaner bekam sein Tupu*), oder abgemessenes Stück Land, um daselbst seinen Maiz zu säen. Ein solches Tupu war zur Ernährung eines verheiratheten Mannes ohne Kinder hinlänglich. Sobald er aber Kinder bekam, so bekam er für jeden Knaben noch ein ganzes, und für jedes Mädchen ein halbes. Verheirathete sich der Sohn, so gab ihm der

*) Dieses Wort bedeutet überhaupt ein Maaß, und wird auch beym Wasser, Weine und allerhand Getränke gebrauchet; doch nennen sie auch das Getreidemaaß Poccha, welches einen Scheffel enthält. Eine Meile heißt bey ihnen ebenfalls Tupu, so auch die großen Nadeln, deren sich die Frauen bedienen, ihre Kleider anzustecken.

der Vater das Stück Feld mit, welches er zu seiner Unterhaltung bekommen hatte; heirathete die Tochter, so gab man ihr kein Feld, sondern es war genug, daß ihr Mann Feld hatte, sie zu ernähren. Konnten die Aeltern ihre Felder nicht entbehren; so behielten sie solche, sonst aber gaben sie dieselben der Gemeine, und hatten kein Recht, sie zu verkaufen. Was die Abtheilung der Felder für die Vornehmen, die Curacae, welche Herren über viele Dienstboten waren, betraf; so bekamen sie nach der Anzahl der Weiber, Kinder, Mägde und Knechte, die sie hatten, mehr oder weniger. Eben dieses Verhältniß wurde auch in Ansehung der Yncae von königlichem Geblüte beobachtet, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Antheil beträchtlicher war, und man ihnen die besten Felder gab, ohne den Theil mit darunter zu begreifen, welchen sie alle insgemein an den Gütern des Königes sowohl, als der Sonne, hatten.

Sie düngten die Felder, um sie fruchtbar zu machen, auf dem platten Lande um Cuzo sowohl, als in den meisten bergichten Gegenden mit Menschenmist. Diesen sammelten sie mit unglaublichem Fleiße, und nachdem sie ihn getrocknet und zu Staube gemacht hatten, wurde er auf die Felder gestreuet. Man säete Papae und andere Hülsenfrüchte in dem ganzen Lande Collao über hundert und funfzig Meilen umher, woselbst wegen der kalten Gegend kein Maiz wuchs, und nahm daselbst auch andere Düngung. An der ganzen Seeküste von Arequepa bis Taracapa düngte man bloß mit dem Miste gewisser Vögel, die sie Sperlinge nennen, und deren sich eine erstaunliche Anzahl in den wüsten Eylanden an der Küste aufhalten. Die Yncakönige trugen eine besondere Sorgfalt für die Erhaltung dieser Vögel, und es

war bey Lebensstrafe verboten, einen davon zu tödten, oder zur Brutzeit auf ihre Inseln zu gehen, damit man sie nicht verjagte. Sie behielten sich diese Insel vor, um diejenigen Provinzen damit zu begnadigen, die es nöthig hatten. War die Insel groß, so gaben sie solche zwey oder drey Provinzen zusammen, und setzten ihnen ihre Gränzen, damit diejenigen aus einer Provinz denen aus der andern nichts entzögen. In andern Ländern an eben der Küste düngt man mit Sardellenköpfen, die man daselbst häufig auf die Felder streuet, oder vielmehr in einige dicht an einander gemachte Löcher wirft, wo man vorher ein Paar Maizkörner hineingestecket hat. Ob nun gleich das Meer eine sehr große Menge lebendiger Sardellen daselbst an das Ufer wirft; so fällt es doch überaus schwer, den sandigen Boden recht fruchtbar zu machen, weil man kein Wasser hat, solchen zu befeuchten, und es gar nicht regnet. Ueberhaupt findet man im ganzen Peru nur wenig Erdreich, welches zum Getreidetragen fähig ist, daher die Indianer sich alles desselben zu Nutze zu machen gesucht haben.

Wenn die Felder, wo es nur wenig Wasser gab, sollten befeuchtet werden; so bekam ein jeder nach der Reihe so viel, als ihm nöthig war, damit kein Streit darüber entstand. Vornehmlich beobachtete man diese Weise in denen Jahren, wo eine Dürre einfiel. Weil sie die Erfahrung gelehret hatte, wie viel Wasser zur Begießung eines Feldes nöthig war; so erlaubten sie jedem Einwohner, eine gewisse Anzahl Stunden lang sein Feld zu begießen; und das gieng nach der Reihe, ohne daß der Vornehmere und Reichere dem Geringen vorgezogen wurde. Versäumte es jemand, sein Feld in der ihm vorgeschriebenen

benen Zeit zu wässern; so wurde er exemplarisch deshalb bestrafet, und man gab ihm öffentlich drey oder vier Steinwürfe auf die Schultern, oder man geißelte ihn auch mit Spitzruthen auf die Arme und Beine, und nannte ihn einen Müßiggänger und Faulen, welches unter ihnen ein großes Schimpfwort war.

War nun die Erndtezeit gekommen; so führten sie, nachdem sie erstlich für sich und für die Armen, Wittwen und Waisen eingeerndtet hatten, auch die Früchte von den Feldern des Ynca und der Sonne ein. Sie brachten solche in die dazu bestimmten Vorrathshäuser, dergleichen es dreyerley Arten in dem Lande gab. In einer jeden Stadt, groß oder klein, waren ihrer zwey, und auf den großen Wegen, wovon wir an einem andern Orte reden werden, fanden sich die von der dritten Art. Die beyden ersten nannten sie Pirua oder Speicher, und verwahrten in dem einen den Vorrath, welcher bey einer Hungersnoth dienen sollte, und in dem andern dasjenige, was für die Sonne und den Ynca eingebracht wurde. Diese Kornhäuser waren meistentheils viereckig gebauet, aber nicht sehr breit, und sie richteten ihre Größe nach der Menge des Getreides ein, welches sie daselbst aufschütten wollten. Inwendig waren Abtheilungen nach der Art der Sonne, und des Ynca seines war von jenem abgesondert, ob es gleich in einerley Vorrathshaus gebracht wurde, und wenn man ihre Felder besäen mußte; so nahm man auch den Saamen dazu aus eines jeden seinem besondern Verschlage. Alles, was funfzig Meilen um Cuzco herum auf den Feldern der Sonne oder des Ynca geerndtet wurde, mußte zum Unterhalte des Hofes nach dieser Stadt gebracht werden; jedoch brachte man auch in denen Städten, die sich in diesem Bezirke befanden, einen gewissen Theil davon in die ordentlichen Vor-

rathshäuser der Einwohner, damit man im Falle der Noth ihnen daraus mittheilen könnte. Die von den andern Städten außer dem Bezirke des Hofes eingesammelten Früchte wurden in dem Vorrathshause des Königes verwahret, von da man sie nach den andern Vorrathshäusern auf den öffentlichen Wegen brachte.

Man nannte aber den Maiz bey ihnen eigentlich Zara, und hatte zweyerley Arten desselben, deren eine zärter und lieblicher war, als die andere. Es hieß solche Capia, so wie die harte Art Murucu. Man machte Brod daraus, und aß ihn geröstet oder in Wasser gekocht. Wenn man ihn mahlen wollte; so schütteten ihn die Weiber auf einen gewissen sehr breiten Stein, und die Männer zermalmeten und zerrieben ihn mit einem andern Steine darüber, welchen sie an zween Enden hielten. Dieser Stein war wie ein halber Mond gemacht, jedoch nicht ganz rund, sondern ein wenig lang und drey Finger breit. Auf diese Art zermalmete man auch das andere Getreide. Sie bedienten sich dieses Steines, wie eines Waschbläuels, und er zerknirschte das Korn durch seine Schwere. Weil ihnen dieses aber sehr beschwerlich zu seyn schien; so aßen sie ordentlicher Weise kein Brod, um nur nicht diese Beschwerniß zu haben. Das Brod, welches sie buken, hatte nach seiner Bestimmung dreyerley Namen: das, was zum Opfer bestimmt war, das, was an den Feyertagen genommen, und das, was das gemeine Brod genannt wurde; unter allen dreyen aber war kein wesentlicher Unterschied. So hatten sie auch für den gerösteten und gekochten Maiz eigene Namen. Ihr gewöhnlichstes Getränke machten sie aus diesem mit bloßem Wasser vermischten Mehle, woraus sie auch vortrefflichen Essig zu machen wußten. Einige, welche der Trunkenheit

kenheit mehr ergeben waren, als die andern, ließen den Maiz erst so lange im Wasser weichen, bis er anfieng zu keimen, darauf zermalmeten sie ihn, und ließen ihn, nebst noch andern Dingen, kochen, klärten ihn darauf ab, und hoben es auf zum Getränke; es war so stark, daß es auf der Stelle berauschte, weshalb es auch die Yncae verboten.

Die alten Peruaner hielten eigentlich für sich kein Vieh, und die Curacae selbst hatten kaum so viel, als sie für ihre Familie nöthig hatten, wie denn auch die Viehweiden in dem Lande sehr selten waren. Der Ynca hingegen hatte, so wie die Sonne, eine ungeheure Menge derselben; man nannte es überhaupt Llama, und theilte es in das große und kleine ein. Damit man aber von diesem großen Vieh desto bessere Rechenschaft geben konnte; so sonderte man sowohl das große als das kleine nach den Farben ab, indem es, wie die Pferde, verschiedene derselben hatte. Das große, welches die Spanier Carneros nennen, wiewohl es mehr den Kameelen, als Schöpsen gleicht, außer, daß es keine Höcker auf dem Rücken hat, wurde zum Lasttragen genommen, und das kleine diente vornehmlich mit seiner Wolle, die überaus fein und lang war, dreyerley Art Zeuge daraus zu machen. Der Milch von beyden wußten sie sich auf keinerley Art zu Nutze zu machen, das Fleisch hingegen diente ihnen zur Speise.

Diejenigen, welche an der Seeküste wohnten, giengen zuweilen auf den Fischfang, und hatten dazu kleine Netze und Angeln, die ihnen jedoch nicht viel Dienste leisteten, weil diese Angeln nicht von Eisen oder Stahl gemacht, und also auch nicht sehr haltbar waren. Indessen bedienten sie sich auch ihrer Wurfspieße, oder einer Art dazu gemachter Pfeile, woran sie eine Schnur gebunden hatten, und sie also auf

den Fisch schossen, und ihn hernach an sich zogen, fast so, wie es bey dem Wallfischfange gewöhnlich ist.

Die allgemeine Jagd hingegen war allen Unterthanen im ganzen Reiche verboten, keiner durfte ein Wild fällen, außer etwas Flügelwerk für die Tafel der Yncastatthalter und Curacae, welches noch über dieses nicht anders, als auf ausdrücklichen Befehl, geschehen konnte. Auch giengen die Yncakönige selbst für sich nur sehr wenig auf die Jagd. Damit aber durch diese Nachsicht des Wildes nicht zu viel, und dadurch den Feldern nachtheilig werden möchte; so wurde jährlich zu einer gewissen Zeit in einer jeden Provinz eine allgemeine und feyerliche Jagd angestellet, welche sie Chacu nannten. Der Ynca bot dazu zwanzig bis dreyßigtausend Indianer auf, nachdem er es für nöthig erachtete, den Umfang zu machen, die ins freye Feld hinaus gehen mußten. Darauf entfernten sie sich in einer Reihe zur Rechten und Linken von einander, und umzogen ein großes Stück Land von zwanzig bis dreyßig Meilen, indem sie zu Gränzen des Ortes, wo sie jagen sollten, die berühmtesten Flüsse oder Berge nahmen, ohne daß es erlaubt war, etwas von demjenigen Landesbezirke mitzunehmen, welcher auf das folgende Jahr bestimmt war. Sie erhoben ein solches Geschrey, daß sie alle Thiere, die sie antrafen, schüchtern machten, und nach den Orten zu trieben, wo sie wußten, daß der Sammelplatz der beyden Haufen Jäger seyn sollte, welchen Platz sie dann so fest umstellten, daß kein Thier entgehen konnte. Dieses war ihnen sehr leicht, weil sie die Gegenden wohl kannten, und also die Thiere nur an solche Orte trieben, wo keine Gebirge noch Höhen ihnen in ihrer Jagd hinderlich fallen konnten. Sie kamen damit auch so leicht zu Stande, daß die von einer so großen Anzahl Leute eingeschlossenen Thiere sich ohne Widerstand

Widerstand fangen ließen. Sie reinigten bey diesen Jagden die Gegend von allem, was sie an Löwen, Bären, Füchsen, Luchsen und dergleichen Thieren antrafen. Auf diese Art fieng man zuweilen wohl auf vierzigtausend Stück von dem Rothwildprete, als Rehe, Damhirsche, Gemsen und andere dergleichen, die man Huanacu nennet, welche ein rauhes Haar haben, ohne die wilden Ziegen, Vicunnas genannt, zu rechnen, die ein ungemein feines und zartes Haar haben. Alle diese Thiere fiengen sie mit der Hand, und tödteten nur die ältesten davon. Sie ließen die Geißen oder Weibchen von allen diesen Thieren leben, die andern alle aber tödteten sie, und theilten das Wildpret unter sich. Man merkte dabey sehr genau an, wie viel man schädliche und nützliche Thiere getödtet hatte, damit sie bey der künftigen Jagd wissen konnten, wie stark sie sich wieder vermehrt hätten.

Die Wolle der Huanacue wurde unter das Volk vertheilet, und der wilden Ziegen ihre wurde für den Ynca aufbehalten, welcher sie unter die Prinzen vom Geblüte vertheilte, denen es nur allein erlaubt war, solche zu tragen. Gleichwohl konnten auch die Curacae, durch ein besonderes Vorrecht, Kleider davon haben; allen andern aber war es bey Lebensstrafe untersagt. Das Fleisch von den getödteten Huanacu und Vicunna theilten sie gemeinschaftlich, und die Curacae selbst nahmen mit Vergnügen ihren Antheil davon, wie auch von dem andern Wildprete, als Rehe, Damhirsche ꝛc.

Diese Jagd geschah in jedem Gehege nur alle vier Jahr einmal, damit das Wild Zeit hätte, jagbar zu werden, und die Haare der wilden Ziegen zur Vollständigkeit kommen könnten, um sie mit mehrerm Nutzen abzuschneiden. Damit aber doch jährlich

lich eine Jagd wäre, so machten sie drey oder vier Abtheilungen aus den Provinzen, und jagten in einer davon jährlich nach der Reihe. Die Yncastatthalter beobachteten in ihren Provinzen eben die Ordnung bey ihren Jagden, und wohnten denselben persönlich bey, damit man das Wildpret und die Wolle unter das Volk gleich austheilte, und auch die Armen, Kranken und Alten nicht übergienge.

Weil aber die Wolle, die sie bey diesen Jagden bekamen, nicht zugereichet haben würde, das ganze Volk zu bekleiden; so theilten die Yncae alle zwey Jahre ihren gesammten Unterthanen überhaupt, und den Curacaen besonders, so viel Wolle mit, als sie zu ihrer und ihrer Familie Kleidung nöthig hatten. In den warmen Ländern gab man ihnen Baumwolle zu ihrer Bekleidung, die man ebenfalls von den königlichen Einkünften nahm. Da sie nun auf diese Art mit Kleidern versehen wurden, so fehlte es ihnen an nichts, was zur Lebensnothdurft gehörte, und es fand sich niemand unter ihnen, welcher arm genannt werden konnte, oder genöthiget gewesen wäre, betteln zu gehen.

Selbst für die Reisenden trugen die Yncae Sorge, damit sie an keinen Nothwendigkeiten Mangel leiden sollten. Zu dem Ende errichteten sie auf allen Wegen Gasthöfe oder Hospitäler, die mit allerhand Vorrath versehen waren, den man aus den Vorrathshäusern des Königes in jeder Stadt holte. Wurde jemand unter Weges von ungefähr krank, so begegnete man ihm mit einer außerordentlichen Sorgfalt, und aus Furcht, es möchte ihnen etwas abgehen, gab man ihnen überflüßig. Das gemeine Wesen hielt sich unumgänglich für verbunden, ihnen beyzustehen, weil diese Reisen entweder auf Befehl der Könige, oder in wichtigen Angelegenheiten geschahen;

hen; ohne rechtmäßige Ursache aber zu reisen, wurde bestrafet.

Aus diesen vorläufigen Schilderungen haben wir bereits die Fähigkeiten und das natürliche Gefühl der Peruaner sattsam kennen gelernt, ob wir gleich auch gesehen haben, daß sie es in den Künsten und Wissenschaften nicht so gar weit gebracht hatten. Allein es finden sich dem ungeachtet von ihnen noch solche Werke, welche die Bewunderung der Neugierigen erwecken müssen, da sie nicht anders, als durch erstaunlichen Fleiß und unermüdete Aemsigkeit, haben zu Stande gebracht werden können. Ihre Gräber z. B., welche die Spanier noch manchmal, aus Begierde zu den darin verborgenen Schätzen, umwühlen, enthalten allerhand besondere Stücke ihrer Werkzeuge, ihres Hausgeräthes und Putzes. Wir werden bey denjenigen Provinzen, wo ihre Werke der Kunst zu finden sind, ausführlicher davon sprechen. Unter den Gefäßen von mancherley Art erregte eins davon besonders der Spanier Bewunderung. Es bestand solches aus zwey Flaschen an einander, jede etwa anderthalb Schuh hoch, welche unten eine gemeinschaftliche Oeffnung hatten. Die eine war offen; auf der andern Mundloche aber saß ein Thierchen, einem Affen ähnlich, der eine Hülse verzehrte. Darunter befand sich eine Oeffnung, welches, wenn man in den Hals der andern Flasche Wasser hinein goß, oder das hineingegossene nur bewegte, ein Gepfeife von sich hören ließ, indem die gepreßte Luft der Fläche des Bauches beyder Flaschen nach dieser Oeffnung dringen, und daselbst mit Gewalt hinaus gehen mußte. Man weiß nicht, zu was sie dieses Gefäß eigentlich genommen haben; einige glauben, es sey ein Instrument, weil sich, wegen der Kleinigkeit und Gestalt, kein Getränke bequem darinnen aufbehalten ließe.

Unter

Unter vielen peruanischen Alterthümern aber, die, bald nach der Spanier Ankunft in diesem Reiche, Bewunderung verdienten, sah man ein Denkmal, welches würdig war, auf die Nachwelt zu kommen. Es befindet sich dieses Denkmal an dem See, welchen die Spanier Chucuytu nennen, dessen eigenthümlicher Name aber Chuquivitu heißt. Man siehet daselbst sehr große Gebäude, und unter andern einen Hof von funfzehn Klaftern im Vierecke, und zwey Stockwerk hoch. An der einen Seite dieses Platzes ist ein Saal, fünf und vierzig Schritte lang und zwey und zwanzig Schritte breit, dabey so gedecket, wie es die Gemächer des Hauses der Sonne sind. Der Platz oder Vorhof, die Mauern, der Saal, der Fußboden, das Dach und die Thüren, sind alle aus einem einzigen Stücke gemacht, und in einen großen Felsen gehauen. Der See stößt an die eine Seite der Mauer, und die Einwohner des Landes glauben, dieses Gebäude wäre dem Weltschöpfer gewidmet. Es giebt daselbst in der Nähe noch eine Menge andere bearbeitete Steine, welche verschiedene menschliche Figuren vorstellen. Einige halten Gefäße in den Händen, als wenn sie trinken wollten. Andere sitzen, andere stehen, und noch andere scheinen über einen Bach gehen zu wollen, welcher durch diese Gebäude quer durchfließt. Aeußerlich siehet man daselbst auch Bildsäulen, welche Frauen und Kinder vorstellen.

Die Häuser oder Schlösser der Yncaekönige, wovon nur noch hin und wieder einiges Mauerwerk übrig ist, und welches an verschiedenen Orten, sonderlich aber in Cuzco, zum Grunde anderer Gebäude, Kirchen und Klöster gedienet hat, waren sowohl wegen ihrer Größe, als der Pracht darinnen, ansehnlich. Die Steine zu diesen Gebäuden waren so wohl bearbeitet und so

geschickt

geschickt an einander gefüget, daß sie aus einem einzigen Stück zu seyn schienen. Der Mörtel, womit sie solche verbanden, wurde aus einer gewissen rothen Erde gemacht, Halpa genannt, die überaus thonicht, fett und leimicht war. Dieser feine Kitt, der ganz unmerklich in den Zwischenräumen wurde, hat zu verschiedenen Erzählungen Anlaß gegeben, die sämmtlich falsch sind. Man glaubte nämlich, die Peruaner besäßen die Kunst, Steine zu gießen; andere sagten, sie fügten die Gebäude der Großen mit Gold und Silber zusammen, aus welchem Grunde manches Kunstwerk vernichtet wurde, und man erst zu spät den Ungrund davon einsah.

Die Pracht der königlichen Gebäude war sehr groß; anstatt der Tapeten überzog man die Wände mit Gold- und Silberblechen, und schmückte solche noch überdieß mit mancherley Bildern von Menschen, Vögeln und Fischen aus. Alle diese waren nach dem Leben an den Wänden vorgestellet, worin sie ausdrücklich deswegen Bilderblenden machten, damit diese Stücke darin stehen könnten. Sie bildeten auch diejenigen Pflanzen und Kräuter nach, welche auf den Mauern wuchsen, und fügten sie so dicht an, daß sie wirklich da gewachsen zu seyn schienen. Ueberdieß besäeten sie die Wände noch mit Eidechsen, großen und kleinen Schlangen, Schmetterlingen, Raupen, und andern Insekten, deren einige hinauf, andere herab zu kriechen schienen. Alles Geräthe und Geschirr in denselben war von Gold und Silber. Der Stuhl oder Thron des Ynca wurde Tiana genannt, und war von gediegenem Golde. Er hatte weder Rücken- noch Armlehnen, und war in der Mitte hohl ausgegraben. Sie stellten ihn gemeiniglich auf eine große viereckige Tafel, die ebenfalls von Golde war.

Auch

Auch fanden sich bey allen königlichen Häusern große Vorplätze und Gärten für den Ynca zum Spatzierengehen. Hier pflanzte man die angenehmsten Bäume, die schönsten Blumen und die wohlriechendsten Kräuter, die im Lande wuchsen. Doch dieser natürliche Schmuck war ihnen noch nicht genug, sondern sie bildeten auch eine Menge Bäume mit ihren Blättern, Blüthen und Früchten von Golde. Man konnte unter denselben einige bemerken, die nur erst anfiengen, Sprossen zu treiben; andere, welche schon bis auf die Hälfte ihres Wachsthumes gekommen, und noch andere, die bereits zur Vollkommenheit gediehen waren. Am wunderbarsten aber war es, ganze Felder voll Mais abgebildet zu sehen; die Spitzen desselben waren von Golde und das übrige von Silber. Eben so sah man auch verschiedene Arten Thiere von Golde und Silber, welche die Gärten zu besuchen pflegen, als Kaninchen, Eidechsen, Schlangen, Schmetterlinge und dergleichen; so wie auch einige Vögel, so natürlich vorgestellet, daß einige derselben auf den Zweigen der Bäume zu sitzen und zu singen schienen, andere ihre Flügel ausbreiteten u. s. w. Endlich sah man auch Wild und Raubthiere, alles in Gold und Silber nach dem Leben vorgestellet.

Nächst diesem hatten diese Häuser auch Bäder, mit großen goldenen und silbernen Wannen, wo sich die Incae wuschen. Die Röhren, woraus man das Wasser ließ, waren von eben dem Metalle. Hiernächst schmückte man auch diejenigen Oerter, wo es von Natur warme Quellen gab, mit vielen sehr schönen goldenen Werken, und bediente sich derselben ebenfalls zu Bädern. Unter andern seltenen Dingen aber hatten sie daselbst auch, so zu sagen, ganze Holzstöße von Gold und Silber; indem die Stangen

den

den Holzscheiten vollkommen nachgebildet, und so über einander gelegt waren, wo sie denn verarbeitet und zum Dienste der königlichen Häuser angewandt wurden. Es ist also kein Wunder, daß die Schätze unermeßlich waren, welche die ersten Eroberer hier fanden. So groß indessen dieser Reichthum auch war, so haben doch die Spanier den allerkleinsten Theil, und, wie die Peruaner selbst sagen, nur eine Handvoll aus einem ganzen Scheffel davon bekommen. Denn als die Indianer sahen, daß ihre neuen Gäste so begierig darauf waren, so entzogen sie diese Kostbarkeiten ihren Augen, und versteckten sie so sehr, daß sie solche jetzt selbst nicht mehr wissen.

Unter allen prächtigen Gebäuden aber wurde keines zu den Zeiten der Yncae höher geschätzet, und keines war ansehnlicher und herrlicher, als der Sonnentempel zu Cuzco, welchen alle Könige gleichsam um die Wette ausschmückten, und die Nachfolger es ihren Vorfahren immer zuvorthun wollten. Dieses Gebäude, welches gleich von dem ersten Ynca angelegt worden, soll, den Nachrichten der Spanier zu Folge, eine Pracht in sich gefaßt haben, die fast allen Glauben übersteiget. Heutiges Tages dienet das Mauerwerk des Hauptgebäudes, welches aus einer überaus schönen Erde gemacht ist, noch zur Dominikanerkirche. Der Hauptaltar dieses Tempels, wo die Peruaner das Bild ihrer Gottheit hatten, war gegen Morgen, und das Dach von sehr dickem Holze, darüber mit Stroh gedecket, weil sie von keinen Ziegeln etwas wußten. Die vier Wände des Tempels waren von oben bis unten ganz mit Gold überzogen, und über dem hohen Altar sah man das Bild der Sonne, ebenfalls auf einer goldnen Platte, die aber noch einmal so dick als die andern war. Dieses Sonnenbild, welches ganz aus einem Stücke bestand,

hatte ein rundes, mit Strahlen und Flammen umgebenes, Gesicht, auf eben die Art, wie es die Mahler vorzustellen pflegen. Man erzählet, es sey dieses Bild, nach der Ausplünderung dieses Tempels von den Spaniern, einem castilianischen Edelmanne durch das Loos zugefallen; weil dieser aber so gern spielte, und ihm dieses Bild wegen seiner Größe zu beschwerlich fiel, so setzte er es auf das Spiel und verlor es in einer Nacht, woher das Sprüchwort unter ihnen entstanden ist: „Er verspielet die Sonne, ehe es Tag wird.“ Es war so groß, daß es fast die ganze Seite der Wand einnahm, wo man sonst kein anderes Götzenbild mehr erblickte. An den beyden Seiten dieses Sonnenbildes waren die Körper der verstorbenen Könige nach der Ordnung aufgestellet, nicht anders, als ob sie lebten. Sie saßen auf goldenen Thronen, die auf Platten von eben dem Metalle standen, und hatten das Gesicht nach dem Boden des Tempels gewandt. Sonst waren die Wände eben so ausgeschmücket, als wir oben bey den königlichen Pallästen angezeigt haben. Dieser Tempel hatte sehr viel Thüren, welche sämmtlich mit Goldblechen ganz bedecket waren. Die Hauptthüre war gegen Mitternacht, wie sie jetzo an der Dominikanerkirche noch ist. Ueberdieß gieng rund um die Mauern dieses Tempels eine Goldplatte, wie eine Krone oder Kranz, über eine Elle breit.

An der Seite dieses Tempels sah man einen Verschluß mit vier Seiten, und an dessen oberstem Umfange einen Kranz von feinem Golde, einer Elle breit, wie der vorige. Zum Andenken desselben haben die Spanier nachher einen von überzinnetem Bleche von eben der Breite dahin machen lassen. Dicht an diesem Verschlusse umher waren fünf große, viereckichte Seitengebäude oder Pavillons, mit pyramidenförmigen

migen Dächern. Das erste war bestimmt, zur Wohnung des Mondes, als der Gemahlinn und Schwester der Sonne, zu dienen, und dieses war der großen Capelle des Tempels am nächsten. Die Thüren und Ringmauern desselben waren mit Silberblech bedeckt, um dadurch zu verstehen zu geben, daß solches das Gemach des Mondes wäre, welcher ebenfalls, wie die Sonne, abgebildet war, nur mit dem Unterschiede, daß es auf einer Silberplatte geschehen war, und ein Frauengesicht vorstellte. Zu beyden Seiten dieses Bildes sah man die einbalsamirten Körper der verstorbenen Königinnen nach ihrer Reihe, wie lebend, sitzen. Hier kamen die Peruaner her, wenn sie dem Monde, als der Mutter ihrer Yncae und aller deren Abkömmlinge, Gelübde thun wollten; sie brachten ihm aber keine Opfer, wie der Sonne.

Das nächste Gebäude oder Gemach an des Mondes Gemache war der Venus und aller andern Gestirne. Sie sahen die Venus für den Edelknaben der Sonne an, und ehreten ihn deshalb sehr. Die übrigen Sterne aber nannten sie Hoffräulein des Mondes, und gaben ihnen deswegen dicht bey ihrer Frau eine Wohnung, damit sie ihr gleich zum Dienste bereit seyn könnten. Das dritte Gemach, dicht bey diesem letzten, war dem Blitze, dem Donner und Wetterstrahle gewidmet; denn diese drey Dinge begriff man zusammen unter dem Worte Yllapa. Man sah diese drey Dinge nicht für Götter an, sondern als Diener der Sonne und als ein Werkzeug ihrer Gerechtigkeit. Das vierte Gemach war dem Regenbogen gewidmet, weil sie wußten, daß er von der Sonne entstand. Dieses Gemach war ganz mit Golde ausgeschmückt, und man sah auf den Goldplatten, an einer Seite des Gebäudes, den Regen-

bogen mit allen seinen Farben auf das natürlichste vorgestellet, welcher so groß war, daß er sich von einem Ende der Wand bis zum andern erstreckte. Sie nannten diesen Bogen Cuychu, und hegten eine große Verehrung gegen ihn. Wenn sie ihn in der Luft erscheinen sahen, so schlossen sie sogleich den Mund zu und hielten die Hand davor, weil sie sich einbildeten, es würden ihre Zähne verderben, wenn sie den Mund nur in etwas öffneten. Das fünfte und letzte Gemach war für den Oberpriester und die andern Priester, welche am Tempel dienten, und insgesammt von königlichem Geblüte seyn mußten. Dieses Gemach, welches, wie die andern, von oben bis unten mit Golde überzogen war, war nicht bestimmt, weder darinnen zu essen, noch darinnen zu schlafen, sondern diente zu einem Saale, um darinnen Gehör zu geben, und sich über die Opfer, die man anstellen wollte, und über alle andere Sachen zu berathschlagen, die den Tempeldienst betrafen. Außer diesen fünf großen Nebengebäuden waren in dem Hause der Sonne noch viele andere Gemächer für die Priester und Hausgenossen, welche insgesammt Yncae waren; die ersten aus königlichem Geblüte, und die andern angenommene. Denn es durfte sonst kein Indianer hinein, so vornehm er auch seyn mochte; diejenigen aber, denen es erlaubt war, ihre Andacht daselbst zu haben, mußten sich wohl auf zweyhundert Schritte weit von der Tempelthüre erst die Schuhe ausziehen. Außerdem befanden sich noch in diesem großen Gebäude fünf Brunnen, die man an verschiedenen Orten springen sah. Ihre Röhren waren von Gold, worinnen man geheiligte Sachen und Gefäße, nach der Wichtigkeit des Opfers und Feyerlichkeit des Festes, wusch. Das Wasser derselben war von weitem durch tief in der Erde liegende Röhren, die sogar unter einigen Bächen weggiengen, hergeleitet;

geleitet; aus Nachlässigkeit der Spanier aber, welche diese Röhren nicht ausbesserten, und auch deren Gang und die Quellen des Wassers nicht wußten, sind diese Brunnen meistentheils eingegangen.

Man sah daselbst auch einen eben so prächtigen, wo nicht noch schönern, Garten, als bey den Pallästen ihrer Könige, in welchem große und kleine Bäume, Pflanzen und Blumen, Vögel und Ungeziefer, wilde und zahme Thiere von allerhand Arten, Männer, Weiber und Kinder nach dem Leben, natürlich in Golde vorgestellet, und an ihre gehörige Orte gesetzt waren. Es befanden sich auch ganze Felder von Mais und andere Hülsenfrüchte in Gold und Silber, wie nicht weniger nachgebildete Holzstöße, in großer Menge daselbst: sogar die geringsten Werkzeuge, Hacken und Spaden, waren von Golde.

Alle andere Tempel in den verschiedenen Landschaften dieses Reiches waren nach diesem Muster gemacht, und nach Verhältniß mehr oder weniger ausgeschmücket und bereichert. Unter den allerberühmtesten aber war der auf der Insel Titicaca, welcher mit den vorigen an Pracht und Reichthum fast zu vergleichen war. Außer den kostbaren Zierrathen desselben, schmückten die Peruaner dieses Eyland überhaupt sehr, weil es der erste Ort war, wo die Sonnenkinder, oder der Anherr ihrer Ynca, den Fuß auf die Erde gesetzt hätten, und den man deshalb für heilig halten mußte. Sie trugen die Felsen desselben ab, und ebneten dieses Eyland, so viel sie konnten, führten auch eine Menge besseres und fruchtbareres Erdreich dahin, welches Mais und andere Früchte tragen konnte, die dann als große Heiligthümer an den König geschickt wurden, welcher sie im ganzen Reiche austheilte. Konnte ein Indianer nur ein einziges Körnchen von diesem Mais oder anderm

Saamen, der auf dieser Insel erzeuget worden, erhalten, und in seine Scheuren legen; dann glaubte er für gewiß, es würde ihm Lebenslang nicht am Brode fehlen.

Die ersten spanischen Geschichtschreiber reden auch mit Erstaunen von den prächtigen Wegen der Yncae, und ziehen sie den so berühmten Wegen der Römer noch weit vor. Noch heutiges Tages siehet man hin und wieder verschiedene Spuren davon; und ob sie gleich an einigen Orten unterbrochen und zerrissen sind, so erkennet man doch, daß sie Meisterstücke, und ihre Urheber sehr geschickt gewesen seyn müssen, um sie zu Stande zu bringen. Wenn man die Schwierigkeit und Arbeit dabey bedenkt, ohne den Aufwand in Erwägung zu bringen, so erstaunet man, wie es hat möglich gemacht werden können. Es waren dieser außerordentlichen Wege besonders zwey, wovon der eine längst der Küste, der andere über das Gebirge tiefer ins Land hinein gieng. Beyde waren über fünfhundert Meilen lang, und der über das Gebirge wenigstens funfzehn Fuß breit. Bey dem über das Gebirge hatte man oftmals Felsen abbrechen und Thäler und Abgründe von funfzehn bis zwanzig Toisen tief ausfüllen müssen, und, wo es nöthig gewesen, Arten von Geländer oder Schranken gemacht. Bey dem Wege durch das flache Land hatten sie in allen Thälern, die sich gemeiniglich eine Meile lang erstreckten, eine Art von Erhöhung oder Damm aufgeworfen, der nach Verhältniß an einigen Orten ziemlich hoch war, damit der Weg durchgehends fast gleich und eben seyn möchte, und man nicht nöthig habe, auf- und niederzusteigen. Er war auf beyden Seiten mit einer guten Mauer versehen, damit die Erde nicht herabfiel, und längst derselben mit allerhand angenehmen und fruchttragenden

Bäu-

Bäumen bepflanzet. Wenn man aus den Thälern heraus und an solche Oerter kam, wo der Sand nicht erlaubet hatte, einen Grund zu den Mauern zu legen und einen Damm aufzuführen; so hatte man daselbst auf beyden Seiten nach der Schnur Pfähle eingeschlagen, und gleichsam Schranken gemacht, daß niemand befürchten durfte, sich auf der einen oder der andern Seite zu verirren. Die Spanier haben das meiste von diesem Holzwerke verbrannt, doch stehen noch hin und wieder einige Ueberreste. Die Dämme hingegen sind noch ziemlich gut, etwas davon hat durch die Zeit gelitten, denn unter den Yncaen war es zwar eine Obliegenheit der Unterthanen, diese Wege zu unterhalten, allein seit dieser Zeit hat niemand mehr daran gedacht, Hand daran zu legen.

Eine Tagereise zur andern, das heißt, drey Meilen weit von einander, fanden sich sehr große, weitläuftige Gebäude, mit vielen Zimmern und Abtheilungen, worinnen der Ynca mit seinem ganzen Hofstaat und seinem ganzen Heer herbergen konnte. Diese Gebäude hießen Tampue, und die Indianer aus der Nachbarschaft da herum mußten sie mit allem nöthigen Vorrathe für die Kriegesheere der Ynca, sowohl zur Nahrung als Kleidung und Bewaffnung, zu versehen bedacht seyn, so daß man im Nothfalle aus einem jeden von diesen Tampuen dreyßigtausend Mann bekleiden und bewaffnen konnte. Heutiges Tages dienen diese Gebäude den Spaniern noch zu Wirthshäusern und Gasthöfen.

So wie diese Werke des menschlichen Fleißes Bewunderung erregt haben, so verdienen auch die Wasserleitungen der alten Peruaner nicht weniger Erstaunen und Bewunderung, und man muß sie ebenfalls als so viele Meisterstücke ansehen. Wer sollte es glauben, daß sie ohne gehörige Werkzeuge,

ohne zu wissen, wie sie Bogenpfeiler errichten mußten, um Gewölber zu schließen und gehörige Schwibbögen zu machen, das Erdreich zu stützen und die Heftigkeit des Wassers aufzuhalten, solche haben zu Stande bringen können. Indessen ist es doch geschehen, und man siehet noch hin und wieder merkwürdige Spuren davon. Trafen sie einen gar zu tiefen Fluß an, der ihnen in ihrer Absicht hinderlich fiel, wo sie über ihn hinüber, oder durch ihn hindurch mußten, so suchten sie zuerst die Quelle desselben auf. Fanden sie hingegen einen Felsen, welcher sie hinderte, ihre Arbeit weiter fortzusetzen, so brachen sie ihn sogleich durch, um dem Wasser einen freyen Durchgang zu verschaffen. Sie bedeckten diesen Graben mit großen, gehauenen Steinen, die auf zwey Ellen lang waren. Sie kitteten solche sehr dicht und fest an einander, und damit sie verhinderten, daß das Vieh, welches darüber gieng, nicht mit der Zeit etwas daran verderbe, so legten sie über diese Steine viele große, dicke Erdschollen. Vielmals waren unter diesen Steinen zu mehrerer Erhaltung noch besondere Röhren eingeschlossen, worinnen das Wasser lief, sonderlich wenn man die Wasserleitungen unter Bächen und andern Gewässern hatte wegführen müssen, damit, wenn die Gewalt des darüber hinstreichenden Stromes oder der Druck des Wassers sich auch nach und nach hindurchspülte, dennoch das ganze Werk nicht gleich Schaden litte, wie man an dem Brunnen in dem Dominikanerkloster zu Cuzco sehen konnte. Schon der Ynca Viracocha ließ zum Besten seiner Unterthanen einen solchen großen Graben, ungefähr zwölf Fuß tief, machen, welcher über sechs und zwanzig Meilen lang war. Er führte darinnen das Wasser von den berühmten Quellen fort, die sich auf den hohen Gebirgen zwischen Parcu und Picuy befinden, von da sich diese Wasserleitungen bis an

die

die Gränze von Rucana erstreckte, und zur Bewässerung der Triften dieser Einöden dienten. Man findet noch einen andern Graben, welcher fast durch das ganze Land Cuntisuyu geht, und sich über hundert und funfzig Meilen von Süden gegen Norden durch die höchsten Gebirge dieser Gegenden erstrecket, von da er in die Landschaft Quechua kommt, woselbst er auch zur Bewässerung der Viehweiden dienet.

Man darf auch unter den Denkmälern der alten Geschicklichkeit der Peruaner diejenigen Fahrzeuge nicht vergessen, deren sie sich zur Schifffahrt, und über die Flüsse zu kommen, bedienten. Sie sind zum Theil noch gebräuchlich, nur daß sie mit der Zeit einige Verbesserung erhalten haben. Sie machten von einem sehr leichten Holze, welches in der Provinz Quito wächst, und so dick wie ein Schenkel ist, Flöße, wozu sie fünf oder sieben dergleichen Bäume nahmen, je nachdem die Flöße groß oder klein seyn sollten. Sie banden dieselben auf eine solche Art an einander, daß der längste Balken in der Mitte war, die andern aber auf beyden Seiten immer nach und nach abnahmen, so daß die beyden äußersten die kürzesten waren. Auf diese Weise konnten sie weit besser das Wasser durchschneiden. Sie hatten vorn und hinten einerley Gestalt, und damit man sie auf beyden Seiten ziehen konnte, so wurden zwey Stricke angemacht, wenn sie zur Ueberfahrt gebraucht wurden. Außer diesen bedienen sie sich noch einer andern Erfindung. Sie nehmen ein Bündel Binsen, so dick wie etliche Mannskörper, welches sie so fest zusammenbinden, als sie können, und es so einzurichten wissen, daß es von der Mitte bis ans Ende eine Spitze macht, als wenn es ein Schiffsschnabel wäre, damit es desto besser durch das Wasser gehe. Hier-

auf erweitern sie es nach und nach auf eine solche Art, daß sich ein Mensch hineinsetzen, oder eine Last fortgeführt werden kann. Wenn sie damit über einen schnellen Strom fahren wollen; so lassen sie die Personen längst auf das Bündel hinlegen, und den Kopf auf den Fährmann stützen. Dabey empfehlen sie ihnen, sich fest an die Stricke zu halten, den Kopf nicht aufzuheben, und vor allen Dingen die Augen wohl zuzuschließen, aus Furcht, man möchte, wenn man sich so dicht auf dem Wasser und in einem reissenden Strome sähe, durch dessen schnellen Fluß schwindlich gemacht werden, und leicht ins Wasser fallen. Ein einziger Indianer regierte ein solches Floß. Er setzte sich vorn auf die Spitze, wie auf ein Pferd, legte sich auf die Brust und ruderte mit Händen und Füßen, wobey er sich von dem Strome mit forttreiben läßt, bis er hinüber kommt, welches oftmals wohl hundert bis zweyhundert Schritte tiefer ist, als der Ort, wo er abgefahren.

Wenn die Flüsse zu schnell, oder wegen der Klippen zu gefährlich zum Ueberschwimmen sind, oder auch keine gute Anfuhrt, noch ein bequemes Gestade haben, daß man sich solcher Flöße bedienen könne; so haben sie folgende Art hinüber zu kommen. Sie lassen von dem einen Ufer bis zum andern ein starkes Seil ziehen, welches sie auf beyden Seiten an Felsen oder Bäume fest machen. Dieses Seil gehet queer durch einen großen Korb von geflochtenen Bindweiden, woran eine hölzerne Handhabe ist. In diesem Korbe, welcher längst dem Seile hingehet, können leicht drey bis vier Personen sitzen. An jeder Seite desselben ist ein Strick, womit man ihn an das eine oder das andere Ufer zieht. Weil aber das Seil lang ist, und sich gegen die Mitte senkt; so läßt man den

den Korb bis dahin sanft hinunter schießen, und ziehet ihn darauf, weil sich das Seil nach und nach wieder erhebt, geschwind mit den Armen hinüber. Es finden sich an den Ueberfahrten Leute, welche ausdrücklich dazu bestellet sind. Zuweilen helfen sich die Reisenden, die in dem Korbe sind, selbst hinüber, indem sie aufgerichtet darinnen stehen, das Seil in die Hand nehmen, und sich an demselben, so zu sagen, fortschieben. Man setzet aber in diesen Körben nur Menschen und kleines Vieh über, denn das große würde zu schwer seyn, und diese Ueberfahrten sind auch nicht auf den ordentlichen Landstraßen, sondern nur an abgelegenen Orten.

An einigen Orten bedienen sich die Fischer eines noch künstlichern Fahrzeuges, nämlich ein Paar mit Luft angefüllter Säcke von Seehundsfellen, die so fest genähet sind, daß, wenn man gleich etwas Schweres darauf leget, die Luft dennoch nicht herausgehet. Man verfertiget ihrer, die bis zwölf Centner oder funfzig Araben tragen können. Auf diesem Fahrzeuge nun wagt sich ein Mensch mit einem Ruder, welches oben und unten Schaufeln hat, auf das Wasser, und setzt noch wohl, wenn ihm der Wind dienlich seyn kann, ein kleines baumwollenes Segel dabey.

Wir müssen hier auch derjenigen sonderbaren Brücken in Peru etwas näher erwähnen, welche allen Reisenden beym ersten Anblicke derselben, und ehe sie noch mit ihnen recht bekannt sind, ein Schaudern einjagen. Sie gehören mit zu den alten Denkmälern dieses Reiches, indem sie schon von dem vierten und fünften Beherrscher desselben unterhalten worden. Man hat zweyerley Arten derselben; die einen werden von Bindweiden, und die andern von bloßem

bloßem Strohe und Schilfe oder Binsen verfertiget. Wenn die Peruaner die ersten machen wollen; so sammeln sie eine große Menge von gewissen Weiden, die weder so stark noch so zart sind, als die spanischen. Daraus verfertigen sie zuerst eine Art von Hürde, so lang als die Brücke werden soll. Sie befestigen darauf sieben und zwanzig solcher Hürden, eine auf der andern, und alle zusammen machen eine einzige, die ungefähr so dick ist, als ein Mensch, dergleichen werden fünfe gemacht. Wenn man sie nun auf die andere Seite des Flusses hinüber bringen will; so bindet man viele kleine dünne Stricke an ein Seil, welches so dick wie ein Arm, und aus einer Art Hanfe gemacht ist. An dieses Seil bindet man die dicken Hürden mit den kleinen Stricken fest. Darauf schwimmen oder fahren viele Indianer, deren jeder einen von diesen Stricken hält, auf Flößen über den Fluß, und ziehen also alle zusammen mit ihren Armen die Hürden hinüber an das Ufer. Die Apurimacsbrücke, welche die größte unter allen von dieser Art in ganz Peru ist, soll auf zweyhundert Schritte lang seyn, allein breit sind sie nicht. Nach diesem erheben sie solche auf zwey ziemlich hohe Stützen, die von den Steinen eines Felsen gemacht worden, den sie dazu bequem finden, oder, in Ermangelung derselben, machen sie diese Pfeiler von einem andern Steine, der eben so hart ist, als ein Felsen. Diese Pfeiler an der Landseite sind hohl, und an den Seiten mit starken Mauern gestützet. Man legt in das, was hohl ist, von einer Mauer zur andern, queer über jede Stütze, nach der Reihe fünf bis sechs sehr dicke Balken, wo die dicken Weidenflechten ausgehen, damit vermittelst dieser Träger die Brücke desto besser unterstützet werde, und eine so schwere Masse nicht durch ihre eigene Last zusammen falle. Sie ist

etwa

etwa zwey Ellen breit, und die Flechten, die ihr zum Fußboden dienen, werden mit Stücken Holz bedeckt, die ungefähr eines Armes dick nach der Reihe sehr ordentlich gelegt, und an die Flechten fest gemacht sind, damit sie dieselben desto besser erhalten und verhindern, daß sie nicht sobald entzwey gehen. Die andere Art Brücken, welche nicht, wie die vorige, in der Höhe hängt, und, so zu sagen, in der Luft schwebet, sondern gleich auf dem Wasser schwimmt, hat man noch gegenwärtig beybehalten, und bestehet aus lauter Stroh, Binsen, Schilf, und dergleichen Materialien. Insgemein wird diese Brücke die Canalbrücke genannt. Es wächst nämlich durch ganz Peru eine Art von Stroh, das sehr weich und biegsam ist, die Indianer nennen es Ychu, und decken ihre Häuser damit. Wenn sie solche Brücken verfertigen wollen, so machen sie vier Seile von gedachtem Strohe, so dick, wie ein Schenkel. Zwey davon ziehen sie über das Wasser von einem Ufer zum andern, und befestigen sie in gehöriger Weite von einander. Die Spanier nennen diese kleine Bündel den Brückendamm, und die Brücke selbst ist dreyzehn bis vierzehn Fuß breit, und über hundert und funfzig Schritte lang.

Auf diese Art wußten die Peruaner also manches Werk der Kunst und der Geschicklichkeit anzufangen und zu vollenden, und die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihnen dabey in den Weg stellten. Allein sie hatten auch noch mit andern Hindernissen zu kämpfen, um das oben angeführte Uebermaaß von Gold und Silber aus dem Innern der Erde herauszuholen, es von seinen Zusätzen zu scheiden, und zu dem zu formen, was alle Reisende in Erstaunen setzte. Die einzigen Bergwerke, welche die Peruaner

ner schätzten, und auch nutzten, waren, außer einigen Kupferwerken, die Gold- und Silberbergwerke und Smaragdgruben. Man weiß aber nicht mehr, mit welchem Vortheil sie diese Schätze aus der Erde brachten. Vielleicht sahen die ersten Eroberer, die nur bey der in ihrem eigenen Lande gebräuchlichen Weise blieben, nichts an den Erfindungen eines in ihren Augen noch rohen Volkes, welches angenommen zu werden verdiente; die Reisebeschreiber haben also ihre Beobachtungen und Anmerkungen einzig und allein über die von den Spaniern entdeckten und bearbeiteten Bergwerke gemacht.

Es ist bekannt, daß die größten Reichthümer von Peru, und sogar von Westindien, in diesen kostbaren Erzten bestehen, die mit unzähligen Aesten und Adern die ganze Strecke dieses großen Landes durchstreichen. Ueberall findet man Gold in Peru, jedoch in gewissen Provinzen reichlicher, als in andern. Man findet es vielmals auf der Fläche der Erde, in den Flüssen und Bächen, wo es durch die vom Regen entstandenen Rauschbäche aus den Gebirgen hingeschwemmet wird; da wir aber in denjenigen Provinzen, wo sie bearbeitet werden, wieder davon zu sprechen Gelegenheit finden, so übergehen wir sie hier ganz, und wenden uns vielmehr zu den Sitten und der Lebensart der alten und neuern Peruaner, wo wir zuerst mit ihrer Religion den Anfang machen.

Ehe sie noch von den Yncakönigen regieret wurden, beteten sie eine unbegreifliche Menge Götter, oder, besser zu sagen, Geister an, die sie sich bey allem, auch den geringsten Dingen, als gegenwärtig dachten, und ihre vornehmste Sorge gieng nur dahin, daß sie ja nicht einerley Gottheiten hätten. Jede Provinz, jedes Volk, jede Familie, jedes Haus hatte

te seinen besondern und von den andern unterschiedenen Gott, weil sie sich einbildeten, es könnte ihnen nur der einzige, dem sie sich besonders gewidmet hatten, in der Noth beystehen. Daher wurden alle Altäre von Kräutern, Pflanzen, Blumen, Bäumen, hohe Gebirge, Steine, Höhlen, Kiesel, u. dgl. von ihnen göttlich verehret; wie man denn in der Provinz, die man nachher Portoviejo genannt, insbesondere den Smaragd als einen Gott anbetete. Diese Ehre erwiesen sie auch einigen Thieren, wegen ihrer Grausamkeit, andern wegen ihrer Schlauigkeit, wegen ihrer Geschwindigkeit, Treue, u. s. w. Der Adler, Falke und andere Raubvögel erhielten diese Ehre wegen ihrer Fertigkeit, den Raub zu fangen und sich zu nähren, so wie der Condor wegen seiner Größe. Ihre Abgötterey erstreckte sich bis auf die Schlangen, Kröten und Eidechsen, nichts war so geringschätzig und verächtlich, daß nicht einer oder der andere Hochachtung dafür hegte, nur damit er nicht seiner Nachbarn Gott hätte. Indessen waren doch nicht alle bey der Wahl ihrer Götter so einfältig, sondern die meisten hielten nur dasjenige für eine Gottheit, was ihnen Nutzen brachte. Dadurch wurden alle Elemente, Früchte, Thiere und Fische vergöttert. Diejenigen, welche an der Seeküste wohnten, erkannten das Meer für ihre mächtigste Gottheit, und nannten es Mamacocha, ihre Mutter, welchen Namen diejenigen, die tiefer im Lande wohnten, der Erde beylegten, beyde aus der Ursache, weil ihnen das Meer und die Erde zur Nahrung dienete, und jenes ihnen Fische, dieses aber Korn und Früchte zur Erhaltung ihres Lebens gab. Alle, die an der Küste wohnten, beteten überhaupt den Wallfisch, wegen seiner ungeheuren Größe, an. Außerdem erwiesen sie noch in jeder Provinz denen Fischen, wovon sie die

meisten

meisten darinnen fiengen, eine besondere Verehrung. Die Opfer, welche sie ihren erwählten Götzen brachten, waren ihrer Einfalt und Unwissenheit gemäß, und bey einigen Völkern zuweilen blutig. Nicht nur die Gefangenen, sondern auch ihre eigenen Kinder wurden im Nothfalle dargebracht und lebendig aufgeschnitten, das Herz und die Eingeweide herausgenommen, und hieraus Glück oder Unglück vorher verkündiget. Auch opferte man auf solche Art, daß man nur dasjenige Blut darbrachte, welches sie aus den Armen und Beinen laufen ließen. War die Feyerlichkeit groß, und das Opfer sollte wichtig seyn; so ließen sie sich an der Nasenspitze, oder zwischen den Augenrahmen, zur Ader. Doch opferten sie auch Thiere, Korn, Früchte, wohlriechendes Holz, und was sie nur glaubten, das ihren Gottheiten angenehm seyn könnte.

In dieser Abgötterey befand sich ganz Peru, als der erste Ynca und peruanische Gesetzgeber Mittel fand, seine Unterthanen zu bereden, die Sonne anzubeten, und sie für ihre Gottheit zu erkennen. Das viele Gute, welches er und seine Gemahlin ihnen erwiesen hatten, war viel zu sinnlich, als daß es nicht einige Achtung gegen diese Wohlthäter hätte erwecken sollen. Da sie sich nun für Kinder der Sonne ausgaben, welche sie abgesendet habe, ihnen alles dieses Gute zu erweisen; so mußte nothwendig eine Verehrung gegen sie daraus erwachsen. Mit der Zeit kam man darin so weit, daß man ihr Tempel bauete, die mit großer Pracht geschmücket wurden, wie wir oben gesehen haben. Dem Monde geschah etwas weniger Verehrung: denn ob sie ihn gleich für die Schwester und Frau der Sonne, auch für die Mutter der Yncae hielten; so findet man doch nicht,

daß

daß sie ihn jemals als eine Gottheit, wie die Sonne, angebetet haben. Die Verehrung der übrigen Sterne war, wie wir schon gehört haben, noch geringer, und eben so die Achtung für den Donner, Blitz, ꝛc. ꝛc.

Außer dieser sichtbaren Gottheit aber verehreten die Klügern noch einen unsichtbaren Gott, welcher Himmel und Erde erschaffen hatte. Sie nannten ihn Pachacamac, und so viel als Weltbeselender heißt. Dieses Wort war bey ihnen in einer so großen Verehrung, daß sie sich nicht unterstanden, solches auszusprechen. Verband sie aber die Nothwendigkeit dazu; so sprachen sie es mit den größten Merkmaalen der Ehrerbietung und Unterthänigkeit aus. Sie zogen alsdann die Schultern zusammen, senkten den Kopf und den ganzen Leib, hoben die Augen gen Himmel, darauf schlugen sie solche auf einmal wieder zur Erde nieder, sie legten die offenen Hände auf die rechte Schulter, und warfen der Luft Küsse zu. Alle diese Geberden waren bey den Yncaen und ihren Unterthanen Kennzeichen der höchsten Anbetung und einer außerordentlichen Verehrung; und sie bedienten sich derselben bey Nennung des Pachacamac, bey Anbetung der Sonne und bey Verehrung des Königes. Indessen giengen sie doch auch stufenweise darinnen, und thaten nach Beschaffenheit der Personen mehr oder weniger. Etwas von diesen Ceremonien übten sie gegen die vom königlichen Geblüte aus, und weit weniger gegen die andern großen Herren, die ihnen vorgesetzt waren. Fragte sie jemand, wer denn dieser Pachacamac wäre; so gaben sie zur Antwort: derjenige, welcher der ganzen Welt das Leben und die Erhaltung gäbe, sie hätten ihn aber niemals gesehen, und wüßten also auch nichts von seiner Gestalt zu sagen; aus dem

Grunde baueten sie ihm auch keinen Tempel, und brachten ihm keine Opfer, wohl aber beteten sie ihn in ihren Herzen an, und hielten ihn für den unbekannten Gott.

Dieser Begriff konnte unmöglich ein bloßes Ungefähr in ihrer Seele seyn; etwas besonders war es auch, daß man in Cuzco, zur Zeit der Eroberung, ein Kreuz von sehr schönem Marmor fand, ohne daß man hat erfahren können, wie es hieher gekommen, und wie lange es da gewesen sey. Es war zwey und eine halbe Elle lang, drey Finger breit, fast eben so dick, ganz aus einem Stücke, und von einem ungemein hellen und glatten Steine. Die Yncae verwahreten es in einem ihrer königlichen Häuser in einem Zimmer, welches sie Huaca, das ist, einen für heilig gehaltenen Ort nennen. Ob sie es gleich nicht anbeteten; so verehrten sie es dennoch sehr, entweder wegen seiner Schönheit, oder aus andern Absichten, die niemand wissen konnte. Man hat es nachher mit Gold und Edelsteinen ausgeschmücket, in die Cathedralkirche gesetzt, und mit zur Bekehrung der Indianer zum Christenthum genommen.

Die Spanier, welche nicht wußten, was das Wort Huaca eigentlich für eine Bedeutung habe, und es doch sehr oft von den Götzen entlehnen hörten, glaubten daher, daß sie alles dasjenige für Götter hielten, wovon sie diesen Ausdruck brauchten; allein man fand hernach, daß sie auch alles dasjenige damit belegten, was außerordentlich selten und nicht gemein war; es mochte schön oder häßlich, groß oder klein, ungestaltet oder schön gebildet seyn. Weil sie nun diesen Namen auch den hohen Gebirgen in Peru gaben, und, wenn sie einen der höchsten Berge desselben erstiegen hatten, eine gewisse Art der Andacht mit

Ausspre-

Aussprechung des Wortes Apachecta bezeugten; so bildeten sich die ersten Spanier ein, daß sie solche göttlich verehrten, und dichteten ihnen aus dem verstümmelten Worte die Gottheit Apachitas an; allein es war nichts anders, als ein kurzes Dankgebet; es wurde auch niemals anders gebracht, als wenn sie die Spitze erreicht hatten, da sie denn diese Danksagung, nebst einem Opfer, dem Pachacamac, den sie im Geiste anbeteten, schuldig zu seyn glaubten, daß er ihnen diese Beschwerlichkeiten ertragen helfe. Sobald sie also oben auf einen Berg gelangt waren; so legten sie ihre Bürde nieder, wenn sie eine hatten. Hierauf machten sie alle gehörige Verzuckungen, zogen sich ein Haar aus den Augenrahmen, und bliesen es in die Luft. Ingleichen nahmen sie auch etwas von dem bey ihnen sehr hochgeachteten Kraute Cuca in den Mund, und spuckten es ebenfalls in die Luft, um dadurch zu bezeugen, daß sie dem Gotte das beste und liebste opferten, was sie hatten.

Man kann also nicht sagen, daß sie die Berge göttlich verehret hätten, wohl aber waren sie das Werkzeug göttlicher Verehrung; denn niemand durfte dahin sehen, was für Kostbarkeiten er auf diesen Anhöhen Gott brachte, sondern nur, ob er sie in der schuldigen Ehrerbietung gab; und es war gleichviel, ob der eine ein kleines Stückchen Holz, oder der andere etwas Stroh, ja wohl nur eine Handvoll Erde gab, wenn er nichts bessers aufbringen konnte. In Rücksicht also, daß die Berge etwas Großes waren, und ihnen zu dieser Verrichtung dienten, hegten sie Hochachtung gegen sie, und dasselbe thaten sie auch der Stadt Cuzco, weil sie von ihrem ersten Yuca erbauet worden, der Sitz der Kinder der Sonne und gleichsam die irdische Wohnung ihrer Gottheit war.

Die Ehrerbietung gegen diese Stadt gieng nach und nach so weit, daß sie beynahe zu einer göttlichen Verehrung gestiegen wäre. Wie groß dieselbe gewesen, kann man aus verschiedenen Merkmaalen urtheilen, die sie davon bey den geringsten Dingen gaben, die dahin gehörten. Begegneten sich z. B. zwey Personen, wo die eine hinzureisen im Begriffe war, die andere davon herkam, so erwiesen sie einander mehr oder weniger Höflichkeiten und Ehrenbezeigungen, je nachdem sie Eingeborne oder nur Einwohner oder Nachbarn dieser Stadt waren. Eben so schätzten sie auch den Saamen, die Früchte, Gewächse und alles, was von Cuzco kam und geholet wurde, viel höher, als welches man aus andern Provinzen und Oertern brachte, wenn jenes gleich weit schlechter als dieses war.

Keine Verehrung aber kam derjenigen näher, die sie ihrer Gottheit der Sonne abstatteten, als diejenige, welche sie ihren Königen, als den vorgegebenen Söhnen derselben, erwiesen. Weil sie nun glaubten, die Yncae wären Götterkinder; so hielten sie diese Göttersöhne auch kaum der menschlichen Schwachheiten und Fehler fähig, und dieses erstreckte sich auch bis auf die aus ihrem Geblüte. Niemals, glaubten sie, hätte ein rechtmäßiger und wahrer Abkömmling derselben einen Fehler begangen, oder wäre wegen eines Verbrechens bestrafet worden. Zur Ursache davon gaben sie an, die Lehre ihrer Väter, das Beyspiel ihrer Ahnen, und der öffentliche Ruf, daß sie Kinder der Sonne wären, hielten sie in den Schranken einer so großen Mäßigung, daß sie ihrem Stande mehr zu einem vollkommenen Beyspiele der Weisheit, als zu einem Anstoße dienten. Sie setzten hinzu, die Yncae könnten fast niemals

irren,

irren, noch eben die Fehler begehen, welche die andern Menschen begiengen, weil sie nicht eben den Versuchungen ausgesetzt wären. Hätte sich irgend jemand erfrecht, die Person eines Yncae zu beleidigen, dieser würde mit der schärfsten Strafe belegt worden seyn, und man weiß wirklich kein Beyspiel, daß jemals ein Peruaner darüber bestraft worden wäre.

Die Opfer, welche sie dem ersten Ynca nach seinem Tode und nachher überhaupt ihrer Gottheit der Sonne brachten, bestanden vornehmlich aus großen und kleinen Hausthieren. Das Hauptopfer aber, welches am höchsten geschätzt wurde, waren Lämmer, Schafe und Hämmel. Sie opferten auch zahme Kaninichen, allerhand eßbare Geflügel, Talg, Kornähren und Hülsenfrüchte. Sie brachten ihr etwas von dem sogenannten Kraute Cuca und die feinsten Kleider dar. Alles dieses verbrannten sie zur Ehre der Sonne, und dankten ihr, daß sie es zum Nutzen der Menschen erschaffen habe. Ueber dieses brachten sie auch noch eine gute Menge von einem Getränke zum Opfer, welches aus Wasser und Maiz gemacht war, und dieses geschah auf folgende Art. Wenn sie Lust hatten zum Trinken, so aßen sie vorher, und darauf tauchten sie mit der Spitze des Fingers in das Gefäß, worinnen der Trank war. Nachdem solches geschehen, so wandten sie die Augen mit vieler Ehrerbietung gen Himmel, schüttelten die Finger, woran das Tröpfchen vom Getränke hieng, und opferten es also der Sonne zur Erkenntlichkeit, daß sie ihnen zu trinken gegeben.

Bey den größten Angelegenheiten, woran das ganze Volk Antheil nahm, als zum Beyspiel zu Krieges- und Friedenszeiten, war ein Lamm das Hauptopfer, wo sie dem Thiere das Herz, unter aller-

hand Ceremonien, aus dem Leibe nahmen, und die gute oder üble Vorbedeutung daraus erklärten. Die Oerter, wo man diese Opfer brachte, waren nach Beschaffenheit der Feyerlichkeit nicht immer einerley. Einige geschahen auf gewissen freyen Plätzen, andere in dem Hause der Sonne. Die allgemeinen Opfer an dem Hauptfeste geschahen auf dem großen Marktplatze der Stadt, und die andern, die nicht so wichtig waren, an dem Vorhofe des Tempels, wo die Einwohner aller Provinzen und Völkerschaften des ganzen Königreiches zu tanzen pflegten.

Die Priester brachten die Opfer dar, nur mit dem Unterschiede, daß in dem Hause der Sonne zu Cuzco die Priester insgesammt Yncae aus königlichem Geblüte waren, da sie hingegen zu allen andern Tempeldiensten nur von den angenommenen Yncaen seyn durften. Zu ihrem Oberpriester erwählten sie einen von den Brüdern oder Oheimen des Königes. Sie trugen keine besondere Kleidung, wodurch sich sonst bey andern Völkern die Priester unterscheiden. In den andern Landschaften, wo die Sonne in großer Anzahl Tempel hatte, durften nur die Landeskinder und Anverwandten des Herren einer jeden Provinz das Priesteramt bekleiden, der Hauptpriester aber mußte ein Ynca seyn.

Der Oberpriester führte den Namen Villac Umu, und hieß so viel als Wahrsager und Zeichendeuter, weil er dem Volke dasjenige anzeigen mußte, was ihm die Sonne aus dem Opfer zu erkennen gab, oder was sie ihm, demselben anzudeuten, befahl. Diese Priester dienten Wochenweise, oder nach den Mondesvierteln in dem Tempel, und hatten zu Aufwärtern nur solche Personen, die von eben der Nation und aus eben den Städten waren, als diejenigen, die in dem königlichen Hause dienten. Währender Zeit

die

die Priester und andere Diener der Religion die Verrichtungen ihres Amtes in dem Tempel versahen, wurden sie von den Einkünften der Sonne unterhalten; dienten sie aber nicht daselbst, so lebten sie von ihren eigenen Einkünften aus denen Ländereyen, die man ihnen sowohl als allen übrigen des Volkes gab.

Es war zwar nach den Gesetzen verboten, daß keine Frauensperson in den Tempel der Sonne kommen durfte, noch vielweniger eine Priesterin vorstellen könnte; man hatte ihr aber dennoch besondere Jungfrauen geweihet, welche die Auserwählten genannt wurden. Sie wohnten weit von dem Tempel entfernt, in dem Hause der Sterne, und diese Jungfrauen mußten auch, außer einem unbescholtenen Wandel und nebst einer großen Schönheit, allemal Töchter der Yncae seyn, welche rechtmäßiger Weise von dem Könige oder seinen Anverwandten herstammeten. Die Zahl dieser Jungfrauen war niemals festgesetzt, sie bestand aber meistens aus funfzehnhundert, und diejenigen, welche hernach betagt wurden, blieben in dem Stande, in dem sie alt geworden waren; man nannte sie wegen ihres Alters Matronen, und sie vertraten die Stelle der Mütter bey den jungen, die schon vom achten Jahre hierzu erwählet wurden. Ihre Lebensart war außerordentlich strenge, alle Freuden des geselligen Lebens waren ihnen versagt, und niemand hatte Zugang zu ihnen. Ihre Verrichtungen bestanden in Spinnen, Weben und Kleiderverfertigen, welche die Yncae und die Coya, seine rechtmäßige Gemahlin trugen. Auch verfertigten sie die andern seinen Kleider, die man der Sonne zum Opfer brachte; ingleichen gewisse kleine von Gelb oder Roth vermengte Verbrämungen, Paycha genannt, die an einer Ellenlangen Schnur geheftet waren, und von den nächsten Anverwandten des Königes getragen

wurden. Uebrigens war der Aufenthalt dieser Jungfrauen an sich sehr prächtig. Alle Gefäße dieses Hauses, bis auf die Kessel, waren von Gold und Silber, wie in dem Sonnentempel. Sie hatten auch einen Garten, wo alle Vorstellungen natürlicher Gewächse aus eben dem Metalle zu finden waren.

Nach dem Muster dieses Hauses der Sonnenfrauen ließen die Yncae und andere in den vornehmsten Provinzen des Königreiches solche erbauen, und in diese Häuser nahm man allerhand Jungfrauen auf, sie mochten von königlichem Geblüte, oder von fremden entsprossen seyn. Aus großer Gnade nahm man auch die Töchter derjenigen Herren auf, welche dem Staate gewisse Dienste geleistet hatten, und selbst Bürger Töchter, wenn sie schön waren.

Alle Jahre wurden vier große Feste gefeyert, und das größte wurde allemal im Brachmonat nach der Sonnen Stillstand zu Cuzo gefeyert. Man nannte es das Hohefest, und feyerte es zu Ehren der Sonne, und zur Bezeugung, daß man dieselbe als einen Gott, der alles erschuf und ernährte, öffentlich erkannte. Alle Hauptleute, wie alle Curacaen, fanden sich dabey ein, und wer nicht selbst kommen konnte, schickte die vornehmsten Anverwandten, selbst der Yaca war nicht davon ausgeschlossen. Er verrichtete als der oberste Hoheprieſter die ersten Ceremonien dieses der Sonne eigenen Festes, deren ältester Sohn er war. Er mußte es anfangen und vorausgehen, dann folgten ihm die Curacaen in prächtig geschmückten Kleidern nach, einige mit Gold und Silber besetzten Kleidern, andere mit einer Löwenhaut bedeckt, wie man den Herkules vorstellet. Nach diesen kamen andere in der Gestalt von Engeln, sie hatten Flügel von dem Vogel Cuntur, die weiß und schwarz gefleckt und sehr groß sind. Dabey erhoben sie unter sich

ein

ein seltsames Geschrey unter der verwirrten Musik von Pfeifen und Trommeln, und hatten zerrissene Felle in der Hand, womit sie allerhand seltsame Possen trieben. Andere Curacaen folgten in verschiedenem Aufputze, und jede Völkerschaft führte die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, als Bogen, Pfeile, Wurfspieße, Lanzen, lange und kurze Aexte; auch trugen einige Zierrathen, welche die schönen Thaten vorstellten, die sie zum Dienste der Sonne und der Yncae verrichtet hatten. Kurz, eine jede Völkerschaft erschien dabey in dem besten Aufzuge und mit dem größten Gefolge.

Vor der Feyer dieses Hohenfestes bereiteten sie sich insgesammt durch ein sehr strenges Fasten dazu, denn sie aßen in dreyen Tagen nichts anders, als ein wenig weißen Mais, und noch dazu roh, mit einigen von denen Kräutern, die man Chucam nennet, und tranken nichts als Wasser. Des Abends vor dem Feste brachten die Yncaepriester die Nacht zu mit Zubereitung der Lämmer und Schöpse, die man opfern mußte, ingleichen mit den Lebensmitteln und Getränken, welche man der Sonne zum Opfer bringen sollte. Zu allen diesen Sachen wurde der genaueste Befehl gegeben, indem man sich nach der Anzahl der Personen richtete, die zu diesem Feste gekommen waren. Eben diese Nacht hindurch kneteten die Frauen der Sonne eine große Menge von gewissem Teige, Cancu genannt, woraus sie kleine runde Brode machten. Niemals buken die Peruaner Brod aus ihrem Korne, als bey diesen Festen.

Sobald alles angeordnet war, was man zum Opfer für nöthig erachtet hatte, so gieng der Ynca in Begleitung aller seiner Anverwandten, welche ein jeder nach seinem Stande und Alter einherzogen, früh

Morgens öffentlich aus, und auf den großen Marktplatz der Stadt, welchen sie Haucaypata nannten. Sie warteten daselbst mit unbedeckten Füßen, bis die Sonne aufgieng, und wandten das Gesicht aufmerksam gegen Morgen. Sobald sie solche erscheinen sahen, fielen sie nieder auf die Knie. Darauf hielten sie die Arme offen und gerade vor das Gesicht, und gaben der Luft Küsse. Sie thaten dieses mit großer Ehrfurcht. Hierauf erhob sich der König, unterdessen daß die andern noch knien blieben, und nahm zwey große goldene Gefäße, Aquilla genannt, in die Hand, welche mit ihrem ordentlichen Getränke angefüllet waren; zu gleicher Zeit verrichtete er, als der Aelteste des Hauses der Sonne, seines Vaters, diese Ceremonie in ihrem Namen, und lud sie, mit einem Gefäße in der rechten Hand, zum Trinken ein. Sie glaubten, die Sonne thäte dieses, und lüde den Ynca und alle seine Anverwandten ein, ein Gleiches zu thun. Denn das größte Merkmal von der Gnade ihres Herrn, oder der Freundschaft ihres Gleichen, war, wenn sie einander zutranken. Nachdem also der Ynca die Sonne zum Trinken eingeladen hatte, so goß er dasjenige Getränk, was er in dem Gefäße hatte, in ein goldenes Gefäß, woraus sich das Getränk, gleichsam durch einen Springbrunnen, in einer sehr künstlich gemachten Röhre, die von dem großen Markte nach dem Hause der Sonne gieng, ausbreitete. Hierauf trank er für seine Person ein wenig aus dem Gefäße, welches er in der linken Hand hielt, und zu gleicher Zeit wurde das Uebrige unter die Yncae vertheilet, wozu ein jeder ein kleines goldenes Gefäß bereit hielt. Den Curacaen aber gab man von dem Getränke zu trinken, welches die Sonnenfrauen bereitet hatten, und nicht von dem, was sie für geheiliget hielten.

Nach

Nach Vollendung dieser Ceremonie, die nur gleichsam eine Einleitung war, giengen sie nach der Ordnung nach dem Hause der Sonne, und zogen insgesammt, bis auf den König, zweyhundert Schritte von der Thüre des Tempels, die Schuhe aus. Hierauf gieng der Ynca und diejenigen von seinem Geblüte, als rechtmäßige Kinder der Sonne, hinein, und warfen sich vor dem Bilde der Sonne nieder. Inzwischen blieben die Curacae, die sich nicht für würdig hielten, hineinzugehen, außen auf einem grossen Platze vor der Thüre, und sobald der Ynca mit seiner eigenen Hand das goldene Gefäß geopfert hatte, so gaben die andern auch die ihrigen den zum Dienst bestimmten Yncapriestern. Außer diesen Gefäßen überreichten sie auch der Sonne viele schöne Stücken Gold und Silber, welche im Kleinen nach der Natur verschiedene Thiere, als Schaafe, Lämmer, Eidechsen, Kröten, Schlangen, Füchse, Tyger, Löwen und allerhand Vögel, ingleichen alles, was in ihren Provinzen wächst, vorstellten. Nach diesem Opfer kamen die Yncapriester mit einer Menge Lämmer und Schaafe von allerhand Farben. Unter diesem Vieh nahmen sie ein schwarzes Lamm, und untersuchten aus seinem Herzen die guten oder übeln Vorbedeutungen. Das Feuer, womit sie es hernach verbrannten, mußte ebenfalls von der Sonne selbst gegeben werden. Deshalb nahmen sie ein großes Armband, welches sehr glänzend und glatt gearbeitet war, und hielten es gerade gegen die Sonne, und in einen gewissen Punkt; wo die Strahlen zusammen kamen, legte man ein wenig geschabte Baumwolle, welche sogleich aus natürlichen Folgen Feuer fieng. Mit diesem also angezündeten Feuer verbrannten sie die Opfer, und bereiteten das Fleisch, welches an diesem Tage gegessen wurde. Darauf nahmen sie eben dieses Feuer, und trugen es in den Tempel der Sonne

und

und in das Haus der auserwählten Jungfrauen, wo man es das ganze Jahr über zu erhalten suchte. Geschahe es, daß an dem Tage des Hohenfestes die Sonne nicht hell schien, so nahm man zwey kleine Stäbchen, eines Daumens dick und einer halben Elle lang, von einem gewissen Holze, Vyaca genannt, man rieb sie an einander, und brachte dadurch eine Menge Funken heraus, von welchen die Baumwolle Feuer fieng; allein dieses war auch allemal eine große Störung der Freude dieses Festes, weil man glaubte, die Sonne sey erzürnet, und weigere sich, ihr Feuer zu geben.

Wenn nun das Fleisch von ihren Opfern auf den beyden vornehmsten Plätzen der Stadt gebraten war, so theilten sie es unter diejenigen aus, die sich bey dieser Feyerlichkeit mit befanden, als erstlich die Yncae, darauf die Curacae, und hernach alle die andern nach dem Range, den sie hatten. Auf das Essen folgte der Trank. Bey dieser Lustbarkeit saß der Ynca auf seinem goldenen Throne, und ließ seinen Verwandten sagen, sie sollten den Vornehmsten von denen fremden Völkerschaften, welche gekommen wären, dem Feste beyzuwohnen, in seinem Namen zutrinken, und wenn dieses geschehen war, so ließ der Ynca auch seine übrigen Unterthanen nach der obgedachten Ordnung einladen. Wenn sich alle einander zugetrunken hatten, so erschienen nun Banden von Gauklern, welche anfiengen, nach Liedern zu tanzen. Auf diese folgten andere, die vermummet waren, und nach ihres Landes Weise viele Zeichen und Bilder trugen. Unterdessen, daß sie so die Zeit mit Singen und Tanzen zubrachten, hörten diejenigen, welche zusahen, nicht auf, zu trinken, wobey die Gränzen der Mäßigung sehr überschritten wurden. Dieses Fest dauerte noch dazu neun Tage, wo immer ein Tag dem andern lauter Lustbarkeiten darbot.

Das

Das zweyte Hauptfest, welches die Yncae an ihrem Hofe feyerten, kann man die Wehrmachung der jungen Prinzen, oder den Ritterschlag, nennen, wo sich an demselben auch das ganze Volk viele Tage lang auf den öffentlichen Plätzen lustig machte. Das dritte hieß das Fest nach der Saatzeit, wenn der Mais anfieng, aus der Erde hervorzukommen. Das vierte hieß das Reinigungsfest, wodurch sie alle Krankheiten aus der Stadt und den umliegenden Orten verbannen wollten. Alsdann feyerten die Peruaner noch ein anderes Fest, welches ein jeder für sich in seinem Hause begieng; denn nachdem sie ihre Erndte gehalten und ihre Früchte in ihre Scheunen gebracht hatten, so opferten sie der Sonne ein wenig Talg, welches sie verbrannten. Endlich glaubten sie auch, daß die Sünden des menschlichen Geschlechts die Uebel und göttliche Rache nach sich zögen, also müßte man auch diese Missethaten durch Buße und Opfer aussöhnen. Zu dem Ende waren in dem ganzen Reiche Beichtiger bestellet, und diese Beichtiger richteten allemal die Strafe der Sünden nach der Größe derselben ein. Die größte und feyerlichste Beichte aber geschah, wenn der Ynca krank war. Der Ynca selbst beichtete nur der Sonne, worauf er sich in einem fließenden Wasser wusch, und dabey sagte: „Nimm die Sünden, die ich der Sonne gebeichtet habe, und trage sie in das Meer.“ Die Buße der andern aber bestand in Fasten, in Opfern, in eingezogenem Leben in den Wüsten der Gebirge, in Geißelungen u. dgl. Kurz, es ist schwer zu bestimmen, wie diese Nation auf dergleichen Religionsgebräuche und Ceremonien gekommen ist, da sie doch in allem Betracht weit mehr Vernunft verrathen, als die Religionsgebräuche anderer Völker von derselben Rohheit in Kenntnissen und Religionsbegriffen. Um nun von dem Ursprunge der Hoheit ihrer für so heilig gehal-

gehaltenen Yncae und den bürgerlichen Verhältnissen zu reden, müssen wir auf die ersten Quellen zurückgehen, ob wir gleich nicht geneigt sind, alle Fabeln für gültig aufzunehmen und der Anzeige werth zu achten, wenn sie nicht einigermaßen mit zum Aufschlusse der Hauptsache gehören, ohne welche wir nie deutlich werden könnten.

Das Allerdunkelste in der peruanischen Geschichte ist ohne Zweifel der Ursprung der Yncae, nach der wahren Aussprache der Indianer, für denen, welche sie Yngae nennen. Wahrscheinlicher Weise darf man die Ursache davon nicht sowohl in der Unwissenheit der Indianer suchen, welchen die Kunst, zu schreiben, stets unbekannt gewesen ist, als vielmehr in dem Vorurtheile, welches der erste Ynca und die Coya, seine Gemahlinn, veranlasset haben, die sich Kinder der Sonne nannten. Diese Fabel, welche von allen ihren Unterthanen blindlings geglaubt und von allen ihren Nachfolgern angenommen oder unterhalten wurde, ließ einen jeden andern Ursprung gänzlich in Vergessenheit gerathen, und vertilgte sogar auch die allergeringsten Spuren davon, ohne daß es jemandem in den Sinn kam, einen Irrthum dabey zu argwohnen, welches schon ein unverzeihliches Verbrechen gewesen seyn würde.

Darin stimmen alle Geschichtschreiber mit einander überein, daß der Ursprung der Yncae fabelhaft sey; nur in der Fabel selbst sind sie nicht einig, womit der erste Ynca diese Völker habe verblenden können, um ihnen mehr Ehrerbietung gegen seine Person beyzubringen, und sie mit mehrerer Gewalt zu beherrschen. Sie sagen sogar alle, daß die Wildheit der damaligen Indianer so beschaffen gewesen, daß sie sich von den wilden Thieren nur wenig unterschieden hätten, und daß einige Völkerschaften von

ihnen

ihnen fast alles Gefühls menschlicher Empfindungen unfähig gewesen wären. Obgleich diese Schilderungen etwas zu weit getrieben zu seyn scheinen, so ist doch so viel gewiß, daß sie nicht die geringsten Empfindungen von einem natürlichen Gesetze hatten; sie lebten ohne Gesellschaft, kannten kein anderes Recht als ihre Begierden, hatten gar keinen Begriff von Religion, oder waren wenigstens der Abgötterey ergeben. Ihre Nahrung war mit der Nahrung der Thiere einerley, und alle ihre Handlungen zeigten jedesmal den Grad ihres natürlichen Zustandes an.

Der Ynca war, der Fabel nach, ein Sohn der Sonne, und sein Vater, welcher von dem traurigen Zustande gerührt wurde, worinnen so viel unglückselige Völker lebten, schickte ihn mit der Coya, seiner Tochter und der Schwester eben dieses Ynca, ab, um diese Nationen gesitteter zu machen, ihnen Gesetze zu geben, und sie nach der Vernunft und Billigkeit leben zu lehren. Er sollte sie unterrichten, wie sie das Feld bauen und sich von dessen Früchten nähren sollten; er sollte ihnen die Religion und den Dienst der Sonne, ihres Vaters, lehren, und ihnen zeigen, wie sie ihm Opfer bringen sollten. In dieser Absicht hatte er den Bruder und die Schwester in den See Titicaca gesetzet, welcher ungefähr achtzig Meilen von Cuzco ist; er hatte ihnen eine Goldstange, etwa eine halbe Elle lang und zwey Finger dick, gegeben, und dabey befohlen, ihren Weg nach einer Seite zu richten, wohin es ihnen beliebte, überall, wo sie sich aufhalten würden, die Goldstange auf die Erde zu werfen, und da, wo sie hineinsinken würde, ihre Wohnung zu nehmen. Er gab ihnen zu gleicher Zeit die Gesetze, nach denen sie die Völker regieren sollten, die sie unter ihren Gehorsam bringen würden. Hierauf giengen der Bruder und die Schwester ab,

und

und nahmen ihren Weg nach Norden bis an einen Berg gegen Süden von Cuzco, Huannacauri genannt. Als sie daselbst die Goldstange auf die Erde warfen, so sank sie ein und verschwand vor ihren Augen. Hieraus schlossen sie, es hätte die Sonne, ihr Vater, ihnen daselbst ihre Wohnung bestimmt. Hierauf trennten sich beyde, um jedermann einzuladen, sie möchten sich nach den Befehlen der Sonne versammeln, um eine bessere Glückseligkeit zu genießen, die ihnen jetzt unbekannt wäre; das eine gieng gegen Mitternacht, das andere von ihnen gegen Mittag.

Die ersten Indianer, an welche sie sich wandten, wurden von so sanftem Anerbieten und von ihren lieblichen Worten gerührt, und liefen haufenweise nach dem oben genannten Gebirge, wo der Ynca anfieng, die Stadt Cuzco zu bauen, und zu gleicher Zeit für den Unterhalt seiner Einwohner zu sorgen. Diese neuen Einwohner, welche diese Lebensart für weit angenehmer hielten, als ihren ersten rohen Zustand, breiteten sich auf allen Seiten aus, und kündigten andern entfernten Völkern die Vortheile an, die sie unter der Regierung des Ynca genossen, so daß sich viele zu ihnen geselleten, und viele Dorfschaften entstanden. Man fieng nun an, ein kleines Heer zu errichten; die Männer wurden in dem Ackerbau unterwiesen, und die Frauen lernten spinnen, weben und andere Hausarbeit verrichten. Das Gebiet dieses neuen Monarchen erstreckte sich gegen Morgen von Cuzco bis an den Fluß Paucartombo, gegen Abend acht Meilen bis an den Fluß Apurimac, und neun Meilen gegen Süden bis nach Quequesana.

Man kann nicht sagen, wie viel Zeit von Errichtung dieses neuen Reiches bis auf die Ankunft der Spanier verflossen ist, weil die Indianer nur eine un-

unrichtige Erinnerung von dieser ersten Zeit beybehalten haben, und die Knoten, die sie in verschiedenen Fäden schürzten, um das Andenken ihrer merkwürdigen Thaten zu erhalten, keine Erläuterung deswegen gegeben haben; Jahrhunderte müssen es wenigstens gewesen seyn.

Wenn man das Fabelhafte der ganzen Geschichte davon hinwegnimmt, so bleibt dennoch die Geschicklichkeit dieses ersten Ynca immer eine merkwürdige Begebenheit, so grobe und wilde Völker an sich zu ziehen, und durch die Erhebung seiner eigenen Person ihnen bessere Vortheile zuzuführen. Es fordert einen von dem Charakter der Indianer so entfernten Geist, daß, wenn die ganze Geschichte ihre Richtigkeit hat, diesen Plan wohl kein Indianer, sondern vielleicht eine andere Person, die durch Zufall zu ihnen gekommen war, ausgeführet habe.

Der eigentliche Name dieses ersten Herrschers in Peru war **Manco**, seine Schwester und Gemahlinn hieß **Mama Ocello Huaco**. Das Wort **Ynca** hat zweyerley verschiedene Bedeutungen. Eigentlich heißt es Herr, König oder Kaiser; und in weiterm Verstande bedeutet es auch einen Abkömmling aus königlichem Geschlechte. Da sich nun mit der Zeit die Anzahl der Unterthanen sehr vermehret hatte, und ein jeder das Angenehme eines geselligen Lebens empfand, so setzte man noch den Zunamen **Capac** zu dem Titel Ynca hinzu, welches so viel als tugendreich, gabenreich und mächtig anzeiget. Er führte auch noch andere Namen, als z. B. Huac Chacuyac, das heißt, Freund und Beschützer der Armen, Yntip Churin, Sonnensohn u. s. w. Die rechtmäßige Gemahlinn des Ynca führte den Titel **Coya**, oder rechtmäßige Ehefrau, der ausschliessungsweise nur der Gemahlinn des Königes, und

durch Theilnehmung den in seiner Ehe erzeugten Töchtern vorbehalten wurde. Die übrigen Frauen, welche keine Verwandtinnen des Monarchen waren, hiessen **Mamacuna**, welches eine Matrone heißt. Der Name **Palla** wurde allen Frauenspersonen aus dem königlichen Hause gegeben, und die Prinzessinnen von dem Geblüte der Yncae zu unterscheiden diente.

Manco Capac hätte auch Kennzeichen des Ansehens und Unterschiedes für sich und alle Nachfolger des Thrones erfunden. Das erste war, daß sie die Haare oben auf dem Kopfe einen Finger lang abgeschnitten trugen, da die andern Indianer sie lang und flach herabhängen ließen. Zweytens, daß sie sehr große Ohrringe hatten, die sie in ein Loch hiengen, welches ausdrücklich dazu ins Ohr gemacht war, dessen Untertheil sie so weit ausdehnten, daß sie ihm die Größe von drey Zollen im Durchmesser gaben, worein sie die Ohrenringe steckten. Drittens hatten sie eine Art von Flechte oder Schnur, eines Fingers dick und von verschiedenen Farben. Diese Flechte gieng ihnen etliche Mal um den Kopf herum, und sah einem Blumenkranze nicht unähnlich, an dessen Rande unten eine Art von feuerfarbener Franze hieng, die sich von einem Schlafe bis zum andern erstreckte. Der älteste Sohn des Königes, und vermuthlicher Erbe des Königreiches, trug eben so eine Binde, nur unterschied sie sich von der Binde des Königes darin, daß die Franze daran gelb war.

So wie nun dieser kluge König die Indianer an sich zog, und sie gewöhnete, zusammen in Gesellschaft zu leben; so lehrete er sie auch alles, was zum gemeinen Besten nöthig war, den Ackerbau, die Kunst, das Wasser durch Kanäle zu leiten, um ihre Felder zu bewässern, damit sie alles reichlich lieferten, was

zum

zum Lebensunterhalte nöthig ist. Er verordnete, es sollte in jeder Gemeine oder Dorfschaft ein Haus seyn, welches zum öffentlichen Speicher diente, und wo man die Früchte von einem jeden Kreise bewahrte; damit man so lange, bis eine billige Vertheilung der Ländereyen gemacht worden wäre, einem jeden Einwohner so viel davon geben könnte, als er nöthig habe. Er verlangte ferner, es sollte ein jeder bekleidet gehen, und erfand eine geziemende Kleidung; damit sich auch ein jeder solche anschaffen konnte, so ließ sich die Königinn angelegen seyn, die Weiber spinnen und weben zu lehren. Er ernannte Curacaen oder Caciquen, um die Gemeinen zu regieren, wozu er gemeiniglich die verständigsten Personen wählte. Zur Belohnung ihrer Treue und ihres Eifers bestellte er sie zu Herren über diese Dorfschaften.

Die Gesetze, die er ihnen gab, waren dem Gesetze der Natur sehr gleichförmig, und bestanden darin, einander zu lieben, wie sich selbst, und wer diesem Gesetze zuwider handelte, sollte gestraft werden; deshalb folgte auf Ehebruch, Dieberey und Todtschlag schlechterdings Lebensstrafe, und Vielweiberey sollte nie wieder erlaubt seyn. Vor seinem Tode befestigte er noch alle die Einrichtungen und Verordnungen seines Reiches, damit es bey den Gesetzen verbliebe, die er eingerichtet hatte, und starb, von allen seinen Unterthanen beweinet. Sein Körper wurde einbalsamirt, man opferte ihm, so wie der Gottheit selbst.

Der älteste Sohn des Manco Capac und der Coya, Namens **Sinchi**, folgte seinem Vater. Man zählet insgemein dreyzehn Könige, bey denen aber allemal die Dauer ihrer Regierung nicht genau angegeben werden kann. Ihre Ordnung und Namen, nebst ihrem Charakter und ihren vornehmsten Thaten,

sind treulich im Andenken erhalten worden; jedoch werden wir hier nur die Hauptsachen anführen.

Sinchi, als der erste Nachfolger, war fest entschlossen, von dem Entwurfe seines Vaters nicht im mindesten abzuweichen; besonders sollte seine Hauptsorge dahin gehen, den benachbarten Völkern Tugend und Sittlichkeit zu lehren. Er gieng selbst aus, und war vermittelst seiner Brüder und der Curacaen so glücklich, daß er sich mehr als zwanzig Meilen Land über den Gränzen, worin das Gebiet des ersten Ynca eingeschränkt war, das heißt, bis Chuncara, unterwarf. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Cloque, welcher ein Gleiches that; nur unterwarfen sich die Indianer von der Provinz Cana nicht so freywillig. Er schickte deswegen ein Heer von siebentausend Mann unter der Anführung seiner zwey Oheime aus, um sie mit Gewalt zu zwingen, da sie sich auf Gelindigkeit nicht unterwerfen wollten. Es gelang ihnen, und er lehrte diese Nation ebenfalls ihre Felder bauen und gesitteter leben. Ein Gleiches that er an dem Gränzorte einer Völkerschaft, Ayaviri genannt, welche sich weigerte und ihre Freyheit vertheidigen wollte, endlich aber sich ergeben mußte. Viele andere Völkerschaften ergaben sich freywillig, und so erweiterte er die Gränzen seines Staates bis nach Desaguadera, oder dem Kanale, wodurch die Gewässer aus dem See Titicaca abfließen, und auf zwanzig Meilen gegen Westen bis an den Fuß der Cordillera. Sein Nachfolger, Mayta Capac, setzte die Eroberungen fort, und die Völkerschaft Cac Yaviri unter den Collärn weigerten sich, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen: endlich, nach etlichen blutigen Treffen, mußten sie sich ergeben, und so eroberte er wohl funfzig Meilen Land gegen Osten in die Länge und dreyßig in die Breite. Er ließ die große Brücke

bauen,

bauen, von der wir oben geredet haben, die noch jetzt bestehet, und sich von der Zeit an vermittelst der Ausbesserung erhalten hat.' Ein Gleiches thaten alle folgende Ynca, einige mit leichter Mühe, andere mit Hülfe der Waffen; allen aber muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sämmtlich das Wohl ihrer Unterthanen zum Augenmerk hatten. Von der **Polizey, Regierungsform** und **Lebensart** der alten Peruaner werden wir weiter unten etwas mehreres anführen.

Die Reisebeschreiber stellen die eingebornen natürlichen Einwohner des alten Königreiches Peru heutiges Tages so unterschieden von demjenigen vor, was sie zu den Zeiten der Eroberung gewesen, daß es viele Mühe kostet, die neuern Abschilderungen mit denen aus den ersten Nachrichten von ihnen zu vergleichen. Dennoch dürften die so sehr unterschiedenen Gemüthseigenschaften der alten und heutigen Peruaner nicht so gar unbegreiflich vorkommen: die zur Errichtung und Erhaltung ihrer alten Regierungsform nöthige Weisheit und Klugheit war einzig und allein den Königen zuzuschreiben; die Unterthanen an sich selbst könnten wohl allezeit sehr dumm, rauh und zu allen feinen Empfindungen und Einsichten unfähig gewesen seyn, wenn sie gleich unter weisen Gesetzen gelebt hätten, und von erleuchteten Herren wären regieret worden. Vielleicht könnte man auch behaupten, ein großer Theil von ihrer heutigen Veränderung käme von der Tyranney her, womit ihnen von ihren neuen Herren wäre begegnet worden und noch begegnet würde. Die neuen Beobachter sagen: Die Landeseingebornen in Peru arten von Tag zu Tage immer mehr und mehr aus, und es stehet zu befürchten, daß man endlich nicht die geringste Spur mehr von derjenigen Aemsigkeit und Geschicklichkeit bey ihnen wahr-

nehmen wird, womit es ihnen ehedem in allen mechanischen Künsten so glücklich gelungen ist. Es würde indessen leicht seyn, solchem Uebel abzuhelfen, wenn man dem Uebermuthe und der Tyranney derjenigen Einhalt thäte, welche die bürgerlichen Bedienungen bekleiden, und der Gewalt der Geistlichen Gränzen setzte. Deshalb schreibt man die jetzige Trägheit und Gleichgültigkeit, ingleichen alle Betrügereyen der Indianer, dieser Quelle zu, wo man alle Gewaltthätigkeiten ungestraft begehet. Denn diesen besondern Namen giebt man heutiges Tages den rechten, eigentlichen, natürlichen Einwohnern von Peru. Sie fragen nach Geld und Gut nichts, haben aber dafür eine große Neigung zum lüderlichen Leben und zur Völlerey, die man gar nicht zu unterdrücken trachtet, weil sie dieselben unempfindlich und dumm, folglich zu allem desto gehorsamer, machet. Sie sind furchtsam und verzagt, dagegen aber falsch und boshaft, und wenn sie sich an den Spaniern rächen können, so begegnen sie ihnen sehr grausam; dennoch haben sie ihr natürliches Geschick nicht verloren, und man siehet augenscheinlich, daß nur ungünstige Umstände an der Erweiterung desselben Schuld sind.

Auch die christliche Religion hat in den Herzen der meisten Peruaner keine tiefe Wurzel geschlagen, und der Keim ihrer ersten Liebe zur Abgötterey scheint noch hie und da hervorzubrechen. In den großen Städten, wo man erwarten sollte, sie hätten noch mehr Ergebenheit für das Christenthum, als auf dem Lande, haben sie gewisse Tage, an welchen ihre Verehrung der Sonne, nebst ihrer Liebe gegen ihre alten Könige, wieder aufwacht. Ein solcher Tag ist das Fest der Geburt Mariä, an welchem sie die Erinnerung des am Atahualipa vollstreckten Todesurtheils

theils, durch eine Art von Trauerspiel begehen, welches sie auf den Gassen aufführen. Sie kleiden sich alsdann nach der alten Weise, und tragen über dieses die Bildnisse ihrer liebsten Gottheiten, der Sonne, des Mondes und anderen Zeichen der Abgötterey, als Mützen wie Adlerköpfe, oder Köpfe von dem Vogel Condor, Kleider von Federn und mit Flügeln, die so künstlich gemacht sind, daß sie von weitem diesen Vögeln ganz ähnlich sehen. An solchen Tagen trinken sie viel, auch würde es sehr gefährlich seyn, sie in solchen Feyerlichkeiten zu stören. Selbst die sonst von ihnen so gefürchteten Spanier sind hierbey nicht sicher, und niemand darf sich wagen, Eingriffe in ihre Gewohnheiten zu unternehmen. Diese Tage der Lustbarkeit oder der Unordnung und des Lärmens laufen auch stets für einen oder den andern unter ihnen traurig ab; die Spanier suchen zwar allmälig diese Gewohnheiten abzuschaffen; allein sie müssen dabey sehr bedächtig zu Werke gehen. Ein anderes Hinderniß, weshalb die christliche Religion nicht ihre ganze Wirkung äußere, sagt man, sey das Beyspiel derer, die ihnen die Religion lehren; doch machen die Pfarrer nur die Hälfte von dem Elende dieser unglücklichen Leute aus. Die Corregidoren, oder Amtleute, gehen noch jetzt, ungeachtet des königlichen Verbotes, so wie sie schon vor Alters gethan haben, auf das allerunbarmherzigste mit ihnen um. Sie lassen sie für sich arbeiten, und bedienen sich ihrer zu ihrem Kaufhandel, ohne daß sie ihnen das Geringste dafür geben. Sie lassen sich ungeheuere Triften von Maulthieren aus Tucuman und Chili kommen, und da sie sich des Rechtes anmaßen, solche allein verkaufen zu dürfen, und sich niemand unterstehet, einige von wo anders her zu erhandeln; so zwingen sie die Indianer ihren Antheils, solche in

einem übergroßen Preise von ihnen zu nehmen. Das Recht, welches ihnen der König verstattet, die europäischen Waaren, deren die Indianer benöthiget sind, in ihrem Gebiete auch nur allein zu verkaufen, giebt ihnen eine neue Gelegenheit an die Hand, die armen Einwohner zu plagen. Denn weil sie ihnen nicht allemal Geld geben, so nehmen sie diese Waaren auf Borg. Diese schlagen ihnen solche dreymal so hoch an, als sie werth sind, weil sie bey ereignendem Sterbefalle in Peru große Gefahr laufen, die Schuld zu verlieren, welches sehr oft geschiehet.

Auch die Statthalter und Amtleute sind es nicht allein, welche die armen Indianer unterdrücken, sondern die Kaufleute und andere reisende Spanier nehmen aus ihren Hütten alles dasjenige dreust weg, was ihnen anständig ist, ohne dem Eigenthümer etwas dafür zu geben, es wären denn Schimpfworte oder Schläge. Dieses ist ein sehr altes Herkommen, und obgleich solcher Gebrauch verboten worden ist, so geht er doch noch immer im Schwange. Sie säen nur so viel Maiz, als sie für ihre Haushaltung nöthig haben, und verbergen den Vorrath, den sie auf das ganze Jahr nöthig haben, in unterirdischen Gewölben. Diesen Vorrath theilen sie in so viele Schichten ab, als Wochen im Jahre sind, und der Hausvater oder die Hausmutter, die nur allein um das Geheimniß wissen, holen alle Wochen so viel, als sie in derselben nöthig haben. Es ist sehr sichtbar, daß die Peruaner jeden Augenblick ergreifen würden, wo sie das Joch abwerfen könnten; weil ihnen aber ausdrücklich verboten ist, ohne besondere Erlaubniß Gewehr zu tragen, so gelingt es den Spaniern, sie stets im Zaume zu halten. Außerdem wird die Parthey der Spanier auch durch die große Menge der Negern

oder

oder schwarzen Sclaven verstärket, welche sie jährlich aus Guinea und Angala über Portobello und Panama kommen lassen, wo die eigentlichen Contore der Assientocompagnie oder des afrikanischen Sclavenhandels sind. Die Ursache aber, daß die Spanier hier durch die Negern verstärkt werden, und diese es mehr mit ihren Herren, als den Landeseingebornen halten, ist folgende. Da es den Spaniern nicht mehr erlaubt ist, die Indianer zu Sclaven zu machen; so haben sie noch weniger Achtung für sie, als für die Negern, die ihnen sehr hoch zu stehen kommen, und den größten Theil ihres Reichthums und ihrer Pracht ausmachen. Diese, welche sich auf die Zuneigung ihrer Herren verlassen können, und bey ihnen noch beliebter machen wollen, ahmen ihre Aufführung gegen die Indianer nach, begegnen ihnen verächtlich, und maßen sich einer Gewalt über sie an, welche einen unversöhnlichen Haß unter diesen beyden Völkerschaften erhält.

Hierzu trägt auch vielleicht noch das besondere Vorrecht, welches man den Sclaven in Lima zugestehet, etwas bey, und woraus sie sich keine geringe Ehre machen. Denn da ihrer eine so große Anzahl ist; so hat die Obrigkeit, theils um sich der Last und Beschwerniß zu überheben alle ihre Kleinigkeiten zu richten, theils auch um ihnen eine Art der Versüßung ihres Sclavenstandes, durch eine eingebildete Hoheit zu geben, sie in gewisse Stämme oder Zünfte vertheilet, deren jeder seinen eigenen König hat, den die Stadt unterhält, und welchem sie die Freyheit giebt, wenn er vor seiner Wahl noch ein Sclave ist. Dieser Schattenkönig hält Gericht über diejenigen, die von seiner Zunft sind, und beleget sie nach Beschaffenheit des Vergehens mit Strafe, nur zum Tode

kann er niemanden verdammen. Stirbt ein solcher König, so hält ihm die Stadt ein prächtiges Leichenbegängniß, man begräbt ihn mit einer Krone auf dem Kopfe, und die vornehmsten obrigkeitlichen Personen in der Stadt werden zum Leichenzuge eingeladen. Die Sclaven von seiner Zunft versammeln sich, die Männer in einem Saale, wo sie tanzen und viel trinken, die Weiber in einem andern Saale, wo sie den Verstorbenen beweinen, und um seinen Leichnam Trauertänze halten. Sie singen wechselsweise Verse zu seinem Lobe, und begleiten sie mit Instrumenten, die eben so rauh und unangenehm, als ihre Lieder selbst, sind. Alle diese Sclaven heißen zwar Christen, sie behalten aber dennoch stets ihren Aberglauben aus ihrem Lande bey, und man wagt es nicht, ihre Gewissensfreyheit einzuschränken, aus Furcht einer Empörung. Sie wählen nach dem Tode eines Königes einen neuen, und zwar durch das Loos, und fällt das Loos auf einen Sclaven; so bezahlet die Stadt seinem Herrn das Geld wieder, welches er ihm gekostet hat, giebt ihm auch eine Frau, wenn er unverheirathet ist. Er und seine Kinder sind alsdann frey, und können das Bürgerrecht erlangen. Durch diese Staatsklugheit werden diese zum Aufruhr geneigten, und durch Lasten niedergedrückten Sclaven in Unruhe gehalten, nur dürfen sie demohngeachtet keine Waffen tragen, weil sie dieselben, kleine Uebel zu vergrößern, führen könnten.

Der unauslöschliche Haß der Peruaner gegen die Spanier bringt noch ein anderes Uebel heror, welches seit der Eroberung noch nicht aufgehöret hat. Er macht nämlich, daß die verborgenen Schätze und reichen Erztadern, die sie nur einander unter sich anvertrauen, unbekannt, und folglich sowohl dem einen, als

als dem andern unnütz bleiben; denn die Indianer bedienen sich derselben für ihre Person eben so wenig, und behelfen sich so gut und so schlecht sie können. Die Spanier aber glauben, sie bezauberten sie und erzählen tausend ungereimte Geschichten, wie schrecklich diejenigen umkommen, welche einige entdecken wollen. Man darf sich gar nicht wundern, daß die Indianer mit den ihnen bekannten Gold- und Silberadern so geheim sind, weil sie allein die Mühe haben, das Erzt herauszubringen, aber nichts davon genießen. Sie allein aber sind auch nur dazu geschickt, die Negern hingegen sind unbrauchbar. Die Landeseingebornen sind stark vom Körper, und weit mehr zur Arbeit abgehärtet, als die Weißen, welche sich solcher Arbeit schämen würden, und auch schon dadurch frey davon gesprochen werden, weil sie Weiße sind.

Es ist nach dem eigenen Geständnisse der Spanier selbst eine ausgemachte Sache, daß diese Bedrückungen die Anzahl der Landeseingebornen Einwohner in Peru, welche sich vor der Eroberung auf viele Millionen belief, sehr merklich vermindert habe. Die Arbeit in den Erztgruben hat das Ihrige reichlich dazu beygetragen; denn man versichert, daß, wenn sie nur eine kurze Zeit darinnen gewesen, das Queckſilber sie dermaßen durchdringe, daß die meisten ganz zitternd werden, und an Lähmung sterben. Viele haben aus Verzweiflung Weib und Kind verlassen, und sind in die Gebirge geflüchtet.

Wir müssen in der Beschreibung dieses Landes oft der Nation der **Creolen**, oder Halbperuaner gedenken, die ihren Ursprung von europäischen Eltern haben, und hier, so wie in allen andern europäischen

schen Pflanzstädten, durch den Namen Creolen unterschieden sind. Man sagt, sie wären am meisten geneigt, der christlichen Religion beyzutreten, und übten die Gebräuche derselben am pünktlichsten aus. Jedoch, sagt man, daß ihre Unwissenheit und Trägheit sie verhindere, sich mit Ernst, ohne Beyhülfe des Vergnügens, auf das Gebet und die Andacht zu legen, welche sie vorgeben, und unzählige lächerliche und kindische Spielwerke rechtfertigen, deren sich die Mönche und die Jesuiten selbst bedienen, ihnen die Andacht beliebt zu machen. Dieses giebt den Geistlichen die Freyheit, alle Feste der Kirche, durch einen übermäßigen Aufwand auf lächerliche Schauspiele und Vorstellungen, auf Mummereyen, auf Feuerwerke und auf Umgänge, wobey die Heiligen von Gold, Silber und Edelsteinen schimmern, feyerlich zu begehen, worinnen es alsdann der eine Ort dem andern zuvor zu thun sucht. Es sind aber die Creolen in Peru nicht nur äußerst leichtgläubig, sondern auch höchst abergläubisch. Sie hängen neben dem Rosenkranz am Halse auch Avillas, welche eine gewisse Art von Meercastanien sind, und noch eine dergleichen Frucht, Chonta genannt, die einer Birne ähnlich ist, nebst Muscatennüssen und andern dergleichen Amuleten und Gegengiften, um sich vor den Hexen und der bösen Luft zu verwahren. Die Frauen tragen dergleichen Amuleten um ihre Halsketten; diese sind ungeprägte Medaillen und eine ganz kleine geweihete Hand von schwarzem Agate oder auch von Feigenholze. Ueber dieses setzen sie ein überaus großes Vertrauen auf die Bullen, welche der Papst jährlich nach Amerika schickt. Auch die Verehrung der Bilder wird von ihnen bis zur Abgötterey getrieben.

Die

Die Creolen sind von einer weit stärkern Leibesbeschaffenheit, als die Europäer, und befinden sich viel gesunder, als die Spanier. Ihrer guten und bösen Denkart nach sind sie, wie alle Nationen, nicht einerley. Es läßt sich z. B. mit denen von der Puna, das ist, aus den peruanischen Gebirgen, recht gut umgehen. Es giebt unter ihnen redliche und gute Gemüther, die dienstfertig und großmüthig sind. Die meisten bilden sich sehr viel darauf ein, als auf eine Sache, wodurch sie über andere Nationen erhaben sind, und welche von der Reinigkeit des spanischen Geblütes und des Adels zeuge. Sogar die ärmsten und schlechtesten Europäer, sobald sie unter die Indianer, Negern, Mulatten, Mestizen und anderes vermischtes Blut kommen, werden sogleich zu Edelleuten. Dieser eingebildete Adel treibt sie gemeiniglich am meisten an, etwas Gutes und Lobenswerthes zu thun. Ob sie gleich die eigentlichen Spanier hassen; so erweisen sie ihnen dennoch bey jeder Gelegenheit Gutes. Auch ihr Verstand und die Liebe zu den Wissenschaften wird an ihnen sehr gepriesen. Die auf den Gebirgen haben etwas weniger Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit, als die in den Thälern. Zum Kriege haben sie keine Neigung, und die Weichlichkeit und Bequemlichkeit, worinnen sie beständig leben, machen, daß sie sich vor allem demjenigen scheuen, wodurch sie um ihre Ruhe gebracht werden könnten. Doch wagen sie sich ganz willig zu Lande auf weite Reisen; ein Weg von vier- bis fünfhundert Meilen, noch dazu über rauhe Gebirge, durch Wüsteneyen und bey geringer Kost, hält sie nicht zurück, sie sey der Neugier wegen, oder zur Lust unternommen. Im Handel sind sie sehr vorsichtig, allein ihre ausnehmende Weichlichkeit läßt sie nicht große Geschäfte unternehmen. Selbst die Handwerker,

werker, die doch bloß von ihrer Arbeit leben müssen, pflegen ihrer Gemächlichkeit so sehr, daß sie die Ruhe der Arbeit vorziehen. Daher kommt es, daß, weil sie den schönsten Theil des Tages auf dem Bette liegen, sie nur halb so viel verfertigen, als sie könnten. Jedoch siehet man ihnen stets ein gesetztes Wesen, und jede ihre Handlungen mit Ernste begleitet. Ihre Speisen sind nicht sehr prächtig, nur die Art, solche zu bereiten und sie zu essen, ist nicht die reinlichste. Den Tag über bedienen sie sich häufig des Krautes Paraguay, woraus sie eine Art Thee machen. Zu Hause haben sie die Gewohnheit, längst der Wand hin auf Kissen zu sitzen, und die Beine auf einer mit türkischen Teppichen bedeckten Erhöhung über einander zu schlagen. Auf diese Art bleiben sie den ganzen Tag sitzen, ohne sich von der Stelle zu bewegen, auch nicht einmal Essens halber; denn es wird ihnen solches auf den kleinen Kästchen, die sie allezeit neben sich stehen haben, um ihre Arbeit hinein zu legen, besonders angerichtet. Doch ist dieses nur die Sitte der Frauen, die Männer sitzen auf Lehnstühlen. Die Männer tanzen meistens mit langen spanischen Degen, deren Spitze sie vorn mit der Hand anfassen. Ihre Musik bestehet in Harfen und andern landesüblichen Instrumenten, die alle nicht angenehm klingen. Dieß sind die Hauptzüge aus dem Charakter und den Sitten der Creolen, und, ohne uns in eine weitläuftigere Untersuchung einzulassen, wenden wir uns zu der Regierungsform, Polizey und Lebensart der alten Peruaner, die wir vorhin nicht anführen konnten, die aber zum vollständigen Gemälde der Peruaner nothwendig sind.

Aus dem oben angeführten Ursprunge dieses Reichs, und der beygebrachten Gewohnheiten ihrer Beherr-

Beherrscher, wird man bereits schon sattsam erkannt haben, daß die Regierungsform desselben vollkommen monarchisch gewesen ist. Die Könige oder Kaiser von Peru hatten ihr Reich in vier Theile eingetheilet, welche sie die vier Welttheile nannten. Die Stadt Cuzco war gleichsam der Mittelpunkt davon, auch wirklich giebt die Lage des Landes der Hauptstadt dieses Recht. Unter diesen vier Landschaften begriffen sie alles Land, was sie bis zu diesen vier Stücken hatten, wenn es auch gleich noch weit darüber hinausgieng. Das Königreich Chily z. B., welches an der Südseite über sechshundert Meilen von der Provinz Colla ist, wurde doch unter Collasuyn mitbegriffen; eben so wie das Königreich Quito, ob es gleich über vierhundert Meilen von Chincha gegen Norden lag. Um den Grund des Staates fest zu legen, erfanden die Yncae ein Gesetz, vermittelst dessen sie versprachen, denen Uebeln vorzubeugen und Einhalt zu thun, die in ihrem Königreiche entstehen könnten. Sie verordneten nämlich, es sollten in allen großen und kleinen Städten des Reiches die Einwohner nach Decurien von zehn zu zehn Mann in das öffentliche Register getragen werden, und einer davon sollte das Haupt der übrigen seyn. Fünfe von solchen Decurien hatten ein anderes Oberhaupt, welches über funfzig Mann zu befehlen hatte. Ein anderer Hauptmann hatte zwey solche Abtheilungen von funfzigen unter sich. So war also die ganze Volksmenge in gehörige Classen und Abtheilungen gebracht, woraus dem Staate Ordnung und Sicherheit zuwuchs. Dieselbe Ordnung und Einrichtung wurde auch bey dem Kriegsheere unter den Befehlshabern der Soldaten beobachtet, da immer einer unter dem andern stand bis zu dem obersten Feldhauptmanne. Alle diese Häupter

dienten,

dienten, vermöge ihres Amtes und ihrer Pflicht, ihre Soldaten zu beschützen, aber auch zu Anklägern, so daß mitten in dem heftigsten Kriege die Geschäfte eben so gut, als am Hofe selbst, eingerichtet und so geruhig versehen wurden, als mitten im Frieden. Sie gaben weder die Verheerung, noch Plünderung der Städte zu, auch nicht einmal derjenigen, die mit Gewalt der Waffen waren eingenommen worden.

Wegen dieser guten Ordnung in allen Ständen, gab es auch wenig Streithändel unter ihnen, damit aber solche gleich abgethan werden möchten, gab es in jeder Stadt einen Richter, welcher sogleich die Sache entschied. Sprach der Richter ein Urtheil, so durfte er keinesweges die in dem Gesetze enthaltene Strafe übergehen, sondern mußte das Gesetz pünktlich vollstrecken, bey Lebensstrafe, wenn er wider die Verordnung des Königes gehandelt hätte. Die Ursache von dieser Gewohnheit war, daß man dem Richter nicht erlauben konnte, etwas zu dem Gesetze hinzuzuthun, oder davon wegzunehmen, ohne der Majestät desselben zu nahe zu treten. Ihre Gesetze waren aber überaus scharf, indem sie meistentheils wegen des geringsten Fehlers den Tod zuerkannten. Die Furcht vor einer so harten Strafe, und die pünktliche Vollziehung der Gesetze, machte also einen großen Abscheu vor dem Laster, und man fand in dem ganzen Reiche der Ynca oft in einem ganzen Jahre kaum einen, der einen einzigen erheblichen Fehler begangen hatte. Hierzu kam noch die Meinung, daß ihre Gesetze göttliches Ursprunges und selbst göttlich wären, da sie die Sonne ihrem Sohne, dem Ynca, geoffenbaret habe, besonders da sie erkannten, daß solche zum allgemeinen Besten des Landes

einge-

eingerichtet waren. Die ordentlichen Richter fällten kein Urtheil, wovon sie nicht jeden Monat ihren Obern Rechenschaft zu geben verbunden waren, welche wiederum andern, unter denen sie standen, Bericht davon erstatteten. Es befanden sich am Hofe verschiedene Stufen, die man, nachdem die Wichtigkeit der Sache es erforderte, auf verschiedene Art benutzte. Entstand eine Zwistigkeit zwischen zweyen Königreichen oder Provinzen, wegen der Gränzen oder Weiden; so schickte der Ynca einen Richter von königlichem Geblüte mit dem ausdrücklichen Auftrage dahin, um die Ruhe wieder herzustellen.

In einem jeden von den vier Theilen des Staats hatte also der Ynca dreyerley Art Räthe, wovon der eine für den König, der andere zur Verwaltung der Gerechtigkeit für Privatpersonen, und der dritte zur Einrichtung der Gränzen war. Ein jedes von diesen Gerichten hatte seine unter einander stehenden Bedienten, von dem größten bis auf den kleinsten, die immer einer dem andern gedachtermaßen von allem, was im Reiche vorgieng, Rechenschaft geben mußten. Ueber dieses waren in dem ganzen Reiche vier Unterkönige, deren jeder den Vorsitz in denen Gerichten hatte, die in seiner Statthalterschaft gehalten wurden. Diese waren in ihren Provinzen Oberherren, und standen nur unter dem Ynca, dem sie alle Nachrichten des Reiches mittheilten. Sie allein machten den Staatsrath aus, und empfiengen aus dem eigenen Munde des Ynca die Befehle, denen man zu allen Zeiten folgen mußte; sie gaben ihren Bedienten hernach Nachricht davon, die es den andern von Stufe zu Stufe bis auf den letzten mittheilten.

Damit die Befehle des Ynca so schnell, als möglich, überbracht würden; so waren im ganzen Reiche an allen Orten Botenläufer bestellet. Diese waren von Viertelmeile zu Viertelmeile fünf bis sechs junge Indianer, die an jeder Straße in Hütten lagen. Ein Jeder verrichtete nach der Reihe seine Botschaft, mußte augenblicklich aber auch bereit seyn, den Befehl zu empfangen und fortzuschaffen. Diese Botschaften wurden nun entweder mündlich ausgerichtet, oder sie geschah durch ihre Knoten; auch hatten sie noch eine andere Erfindung, um die Nachricht schnell und ohne Aufenthalt zu übergeben, so machten sie von einem Orte zum andern einen Rauch, Tag und Nacht der Reihe herum, deshalb, damit sie nicht überfallen würden. Diese Gewohnheit, Feuer oder Rauch zu machen, geschah aber nur, wenn sich irgendwo in einer Provinz ein Aufruhr erhob, und man dem Ynca aufs schnelleste Nachricht davon geben wollte; die er auch wirklich innerhalb drey oder vier Stunden hatte, wenn es gleich sechshundert Meilen weit von seinem Hoflager war.

In dem königlichen Hause der Ynca befanden sich eben die Bedienten, wie an andern königlichen Höfen, bis auf die geringsten Aemter, und für seine Tafel sorgten allein die Weiber. Der Unterschied unter den Bedienten der Ynca und anderer Könige bestand darin, daß den ersten ihre keine besonders dazu angenommene Personen, sondern Einwohner aus zwey bis drey Städten des Königreiches waren; diese Bedienten wurden einige alle Tage, andere alle Wochen und andere alle Monate abgelöset. Es war die Darstellung derselben ein Tribut für diese Städte, welche für die Bedienten stehen mußten, die sie gaben. Da sich nun der Ynca niemals anders, als

in

in einem Lehnstuhle von dichtem Golde öffentlich sehen ließ; so stellten zwey benachbarte Provinzen die Leute, welche ihn auf ihren Schultern tragen mußten. Man übte sich in der Kunst, diesen Stuhl zu tragen, ohne im geringsten unsanfte Bewegungen zu machen. Es waren stets fünf und zwanzig Mann und mehr, die ihn trugen. Der Aufwand in dem Hause des Königes, und besonders auf seine Tafel, war sehr groß, denn die Lebensmittel, die man allen denen von königlichem Geblüte austheilte, die am Hofe lebten, wurden aus dem Hause des Ynca genommen, und man that eben das überall, wo der König war. Die Hauptmahlzeit des Ynca war früh von acht bis neun Uhr, ehe es Nacht wurde; speisten sie auch etwas Weniges, weiter wurde bey den übrigen Peruanern auch nicht gegessen. Mäßigung im Trinken war manchmal aus ihrem Sittenbuche verbannt, im Essen aber überschritten sie niemals die Schranken. Ehedem legten sie sich auch sehr zeitig nieder zur Ruhe, und standen sehr frühe wieder auf, allein diese Sitte ist ganz verändert worden. Ihre Betten waren eine feine Wolle von den Haaren der wilden Ziegen. Der wenigste Aufwand bestand in der Kleidung des Königes; außer den Schuhen verfertigten solche gemeiniglich die Weiber der Sonne, und sie bestand, nebst dem Unterkleide, aus einem Camisole, welches ihn bis an die Knie gieng. Anstatt des Mantels trug er eine Art von Casake, Yacolla genannt, und unter derselben über dem Wamse hatte er eine sauber gearbeitete viereckichte Tasche; sie diente zu nichts, als das Kraut Chuspa hineinzustecken, um es stets bey sich zu haben. Die Farbe seines Kleides war nicht vorgeschrieben, doch giengen die Könige meistens schwarz, und trauerten sie, so trugen sie aschgraue Kleider. Um den Knöchel

der linken Hand trugen sie eine goldene Kette. Ausserdem trug er auf dem Kopfe ordentlicher Weise eine Art von einer vielfärbigen Schnur eines Daumes breit, und von einer fast viereckichten Gestalt, welche man Llautu nannte. Sie reichte vier- bis fünfmal um den Kopf, und hatte unten eine rothe oder feuerfarbene Besatzung wie eine Franse, die von einem Schlafe zum andern gieng. Dieses war das eigentliche Kennzeichen seiner königlichen Würde, vornehmlich aber mußten dabey noch zwey Federn eines Vogels seyn, den man Coraquenque nannte, und von der Größe eines Falkens ist. Diese Federn wurden sauber eingefaßt, und auf der Königsbinde etwas von einander entfernt getragen, denn dieser Schmuck war nur das Vorrecht des Königes. Diese Binde mit der Franse und von Farbe gelb durfte der Erbprinz nur alsdann tragen, wenn er zum Ritter gemacht wurde. Dieses war eine Ceremonie an dem peruanischen Hofe, wo man durch Ertheilung gewisser Ehrenzeichen den Prinz zu den Staats- und Kriegesangelegenheiten tüchtig machte. Ohne diese Ehrenzeichen wurden sie nur für Edelknaben angesehen, die man zu wichtigen Angelegenheiten noch nicht nützen konnte. Die dieses Ehrenzeichen erhalten sollten, mußten sich entschließen, eine strenge Untersuchung auszustehen, ob sie alle Beschwerlichkeiten und jede strenge Lebensart aushalten konnten, und wie sie sich bey guten und bösen Tagen betragen würden. Diejenigen, welche sich diesen Prüfungen unterwerfen wollten, mußten sechzehn Jahr alt seyn, und wurden in ein Haus gethan, welches ausdrücklich zu diesen Uebungen erbauet war, und Collcampata genannt wurde. In diesem Hause waren viele alte Yncae, welche wegen ihrer Erfahrung in Krieges- und Friedensgeschäften erwählet wurden, diese Jünglinge zu prüfen.

prüfen. Sie ließen solche sechs Tage hinter einander mit großer Strenge fasten, weil sie einem jeden nur eine Handvoll rohes Korn, Cara genannt, und ein Glas Wasser geben, ohne Salz oder Uchu darunter zu mengen, welches ein gewisses Korn ist, das man in Spanien indianischen Pfeffer nennet, und die Eigenschaft hat, daß es den schlechtesten einen angenehmen Geschmack giebt. Obgleich dieses strenge Fasten eigentlich nur drey Tage währen sollte; so verdoppelten sie es doch bey den jungen Anfängern, um zu erfahren, ob sie die Beschwerlichkeiten des Krieges und des Mangels aushalten könnten. Es fasteten aber nicht allein diese Jünglinge, sondern auch ihre nächsten Anverwandten, doch nicht mit so großer Strenge. Sie baten alle zusammen die Sonne, daß es ihr belieben möchte, ihren Kindern so viel Muth und Stärke zu geben, als sie nöthig hätten, diese Uebungen mit Ehren auszuhalten. Waren einige unter ihnen, die diesen Hunger nicht ertragen konnten; so wurden sie verworfen, und die Alten versagten ihnen die Regierungsfolge. Hierauf wurde ihre Leibesbeschaffenheit geprüft, und ließen sie zu dem Ende von dem Hügel, den sie für heilig hielten, bis an die Festung der Stadt laufen, welches fast über anderthalb Meilen war. Sie hiengen am Ende dieses Zieles eine kleine Fahne auf, und der erste, der dabey ankam, wurde zum Hauptmann unter allen andern erwählet. Ihre Eltern standen neben dieser Laufbahn, und suchten sie durch alle mögliche Versprechungen anzureitzen, diese Ehre zu erwerben. Nachdem man sie also geübet hatte; so sonderte man sie den andern Morgen von einander in zwey gleiche Haufen, und legte einige als Besatzungen in den Platz, und die andern blieben vor demselben als Feinde, um zu sehen, wer von beyden die Festung

behaupten würde, und ob man ihnen zu diesen Uebungen nur stumpfe Waffen gab; so vergaßen sie sich doch oft so sehr, daß nicht selten einige verwundet, oder wohl gar todt geschlagen wurden. Hierauf mußten diejenigen, welche von gleicher Größe und von gleichem Alter waren, mit einander ringen; auch mußten sie springen, Steine und Wurfspieße werfen, nach einem Ziele schießen, und setzten es zuweilen weiter, als es gewöhnlich war, fort, um ihre Geschicklichkeit desto mehr zu üben. Außer diesen und noch unzählig andern Uebungen mußten sie auch alle ihre Waffen, die sie im Kriege nöthig hatten, wenigstens die gemeinsten davon, selbst verfertigen, sogar ihre Schuhe mußten sie selbst machen. Während dieser Prüfungszeit gieng kein Tag dahin, wo nicht ihre Meister Reden an sie hielten, die ihren Muth anfeuerten, ihre Würde ins Gedächtniß riefen, und die Thaten ihrer Vorfahren als nachahmungswürdig anprieſen. Sie stellten ihnen darauf die großmüthigen Bemühungen vor, die sie in den Treffen zur Vergrößerung ihres Reiches anwenden müßten; was für Geduld sie zu den Arbeiten nöthig hätten, um von ihrer Herzhaftigkeit Proben zu geben; was für Frömmigkeit, Sanftmuth und Gnade gegen die armen Unterthanen, was für Redlichkeit erfordert würde, um zu verhindern, daß die Unschuld nicht unterdrückt würde, und was für Freygebigkeit sie als Kinder der Sonne gegen einander ausüben müßten. Dieser Prüfung war der Erbprinz sogleich unterworfen, sobald er nur das gehörige Alter dazu erreicht hatte, weil sie schlechterdings keinen König haben wollten, den die Geburt das Recht gäbe, über sie zu herrschen, sondern den seine Verdienste dazu erhöben. Diese ganze Zeit über, welche von einem Neumonde bis zum andern dauerte, gieng der Prinz in den allerschlechtesten

schlechtesten Kleidern einher, man that es deshalb, damit man ihn lehre, sich nicht zu verkennen, und die Armen niemals zu verachten.

Nach dieser Untersuchung gab man allen denjenigen die Kennzeichen der Ehre und den Namen der wahren Yncae, oder Kinder der Sonne, welche sich desselben würdig gemacht hatten. Zu gleicher Zeit kamen auch die Mütter und Schwestern dieser neuen Ritter zu ihnen, und legten ihnen die Band- oder Strickschuhe an, zum Zeugnisse, daß sie alle Uebungen ausgestanden hatten. Hierauf kam der König unter Begleitung der Aeltesten seines Geblütes in eigener Person zu ihnen. Die jungen Ritter warfen sich vor ihm auf das Angesicht nieder, und der König hielt eine Rede an sie, worinnen er ihnen nochmals alle Tugenden der Liebe, Sanftmuth, Gerechtigkeit und Tapferkeit empfohl. Hierauf kniete ein jeder nach der Reihe vor dem König nieder, und empfieng von seiner Hand das erste und vornehmste Zeichen der Ehre und königlichen Würde, welches darin bestand, daß sie durchborte Ohren hatten. Der Ynca durchstach sie ihm selbst an dem Orte, wo man gemeiniglich Ohrringe trägt, und zwar mit starken goldenen Nadeln, die er darin ließ, damit sie die Oeffnung erweitern konnten. Der neue Ritter küßte hierauf den Ynca zum Zeichen der Erkenntlichkeit die Hand. Vom Könige gieng der Ritter nun zum ältesten Ynca, und warf sich ebenfalls vor ihm nieder. Dieser Ynca zog ihm zur Bezeugung, daß er die strenge Untersuchung ausgestanden, seine Schuhe von Stricken aus, und legte ihm schönere und feinere an, dergleichen er selbst und die Könige trugen. Hierauf küßte ihm der alte Ynca, als das größte Zeichen der Ehre und Anbetung. Nach dieser letzten Ceremonie trat der neue Ritter in einen kostbar geschmück-

ten Ort, wo die andern ältesten Ynca ihm die Binde gaben, den Kopf aber schmückten sie ihm außerdem noch mit Blumen und Kräutern. Zum Beschluß dieser Feyerlichkeit führte man die jungen Ritter auf den vornehmsten Platz der Stadt, wo sie sich sämmtlich über den guten Erfolg freueten, und viele Tage lang sangen und tanzten; ein Gleiches thaten auch ihre Anverwandten.

So hart und kriegerisch die Uebungen der Yncae waren, so sehr entgegen diesen Uebungen war die peruanische Regierung, nicht kriegerisch, sondern eine von den sanftesten, die sich am meisten weigerte, Menschenblut zu vergießen. Ihre Könige waren große Eroberer, jedoch unternahmen sie niemals um geringer Ursachen willen Kriege, und waren auch geneigt, augenblicklich den Frieden anzubieten. Sie verschonten die Einwohner des neu eroberten Landes, und liessen ihnen sogar ihre Nebengötter, wenn sie ihnen auch die Verehrung der Sonne anempfohlen, um keine Ursache zum Abfall zu nehmen. Ergaben sich die Einwohner eines Landes von selbst, so erhob man bald die Fähigsten unter ihnen zu den bürgerlichen und Kriegsbedienungen, als wenn sie schon lange treue Unterthanen des Ynca gewesen wären. In jedem Falle handelten ihre Regenten als Väter und Lehrer. Wenn der König einer Nation Statthalter und Lehrer gegeben hatte, um sie in der Religion und den Sitten zu unterrichten, so mußten auch die Angelegenheiten des Landes auf einen bessern Fuß gesetzt werden. In dieser Absicht wurde verordnet, man sollte die Wiesen, Hügel, Berge, Aecker, Felder, Bergwerke, Salzquellen, Flüsse, fruchttragende Bäume ꝛc. zählen, und den Bericht dem Ynca überbringen; und nun kam er entweder der Armuth seiner Unterthanen durch Unterstützung zu Hülfe, oder

es

es mußte, wenn sie deren nicht bedurften, alles nach Genauigkeit und Billigkeit eingetheilet werden.

Die Abgaben oder der Tribut, welchen die Yncakönige von ihren Unterthanen forderten, war so geringe, daß man ihn kaum in Betrachtung ziehen kann. Der vornehmste Tribut bestand in einigen Frohndiensten, die dem König weit mehr kosteten, als sie ihm einbrachten, weil er den Fröhnern Unterhalt, Kleidung, Werkzeuge und alles Benöthigte geben mußte. Die Bestellung der Felder der Sonne und des Ynca, das Umackern derselben, die Einsammlung der Früchte von denselben und die Einführung in die königlichen Vorrathshäuser, war einer der allgemeinsten Dienste, und die Aufbringung und Darstellung der jungen Mannschaft zum Kriege war der zweyte. Hiernächst bestanden sie noch in öffentlichen Arbeiten, als Erbauung der Tempel und Pallaste, in Ausbesserung der Wege, Brücken u. dergl. Einige waren auch verbunden, die Kleidungen, Waffen und Schuhe der Soldaten und Armen zu verfertigen, und für diejenigen, welche Krankheit oder Alter verhinderte, selbst zu arbeiten. Die Kleidung, die man im ganzen Lande verfertigte, war von Wolle, welche der Ynca von der großen Anzahl Heerden gab, die ihm und der Sonne zugehörten. Auf dem platten Lande, das heißt, an der ganzen Seeküste, wo die Sonnenhitze nicht erlaubte, daß die Einwohner wollene Kleider trugen, machte man baumwollene, die ebenfalls vom Ynca und der Sonne gegeben wurden. Sie verfertigten dreyerley Arten wollener Kleider, wovon die eine Avasca hieß und nur für den gemeinen Mann war; die andere, welche man Campi nannte, war von feiner Wolle, auf mancherley Art gefärbt; die dritte, welche Compo hieß, wurde von der feinsten Wolle gemacht, und diese trugen alle

die vom königlichen Geblüte, oder Kriegesleute und Staatsbedienten zu Krieges- und Friedenszeiten. Die feinsten Kleider wurden in denen Provinzen gemacht, deren Einwohner die meiste Geschicklichkeit hatten, und die andern in denen Provinzen, wo sie es nicht so gut konnten. Die Frauen sponnen die Wolle zu den gröbern, die Männer hingegen spannen zu den feinern Kleidern. Die eine Provinz lieferte Schuhe, wo der meiste Hanf wuchs; andere lieferten Waffen, Streitärte und Schleudern, wo sich die meisten Materialien dazu fanden: so wurde allemal in jeder Provinz dasjenige geliefert, was ihr Land am meisten hervorbrachte. Auch wegen dieses Tributes hatte man Gesetze, welche so heilig beobachtet wurden, daß es in keines Richters Gewalt stand, sie zu übertreten. Zum Beyspiel, man durfte diejenigen, die man aus besondern Ursachen von dem Tribut befreyet hatte, durchaus nicht beunruhigen. Ingleichen sollte keiner um des Tributes willen sein Vermögen schwächen, sondern er sollte bloß in seiner Hände Arbeit bestehen. Ungeachtet eine ungeheuere Menge Gold und Silber im Lande war, so wurde doch nichts davon zum Tribut gegeben; sie sahen diese Reichthümer als überflüßig an, und schätzten sie nur wegen ihres Glanzes und ihrer Schönheit, um sich derselben zur Ausschmückung der königlichen Häuser, der Sonnentempel und der Häuser der auserwählten Jungfrauen zu bedienen. Brachten die Indianer dem Könige etwas von diesem Metalle, so sahe man es nur als ein Geschenke an, welches die Curacae gemeiniglich an Festtagen an den König überreichten. Außer diesem beschenkten sie auch den König mit vielerley Arten von hochgeschätztem Holze, um es zu den Gebäuden seines Hauses anzuwenden; alles, was sie Wundersames und Seltenes fanden, gaben sie ihm als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, nicht aber als Tribut.

Unter

Unter andern sehr vernünftigen Gesetzen hatten sie auch einige, die sich ganz auf Menschenliebe einschränkten, als z. B. das Brudergesetz, welches allen Einwohnern der Städte auflegte, einander gegenseitig beyzustehen und zu helfen, es sey im Nothfall, oder bey überhäufter Arbeit. Ein anderes Gesetz richtete ihren Aufwand ein, und verbot ihnen alle überflüßige Ausgabe, wodurch sie an der Beyhülfe ihrer ärmern Brüder gehindert werden könnten. Die Armen und Elenden mußten nach denselben Gesetzen aufs sorgfältigste unterhalten und in Obacht genommen werden. Ferner sollte keiner, der gesunde Glieder habe, müßig gehen, und jeder Müßiggänger wurde öffentlich dafür gestraft; auch die Kinder mußten nach ihren Kräften etwas Nützliches thun. Ihre Thüren mußten offen bleiben, wenn sie ihre Mahlzeit hielten, damit die Gerichtsbedienten einen freyen Eintritt hätten, und auf ihre Mäßigkeit Acht haben könnten. Sie mußten sorgfältig Acht haben, ob die Eheleute einträchtig zusammen lebten, ob ihre Kinder gut erzogen würden, ob Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen herrsche, wofür alsdann öffentliche Lobeserhebungen geschahen, oder die Nachlässigen öffentlich bestraft und beschimpft wurden.

Damit aber jede Haushaltung mit Vernunft geführet werden könnte, erlaubten die Gesetze die frühen Heirathen nicht; das Mädchen mußte wenigstens achtzehn bis zwanzig und die Mannsperson vier und zwanzig Jahr alt seyn. Der Ynca ließ alle Jahre zu einer gewissen Zeit alle diejenigen von seinem Geblüte, männlichen und weiblichen Geschlechtes, die sich verheirathen wollten, in der Stadt Cuzco zusammen kommen. Hier trat er selbst mitten unter sie, nahm sie bey der Hand, und ließ sie einander gegenseitige Treue und Liebe versprechen. Nach diesem

sem giengen die Neuvermählten in das Haus des Bräutigams Vaters, wo die Hochzeit etliche Tage lang unter ihren Anverwandten gefeyert wurde. Die Statthalter und Curacae mußten in ihren Provinzen ein Gleiches thun, und der Gemeine einer jeden Stadt kam es zu, das Haus der Neuverheiratheten unter den Bürgern zu machen, und die nächsten Anverwandten mußten das Geräth zu ihrer Haushaltung geben. Alle Einwohner einer Stadt oder eines Landes nannten sich Verwandte, wenn sie nur einerley Nation waren und einerley Sprache redeten. Man sah es von dem ersten Ynca her als ein unverbrüchliches Gesetz an, daß sich der Thronfolger mit seiner ältesten, in rechtmäßiger Ehe erzeugten, Schwester vermählete. Der älteste von den Brüdern war rechtmäßiger Thronerbe, und vermählete sich mit seiner leiblichen Schwester von Vater- und Mutterseite, weil sich dieses Gesetz auf das Beyspiel der Sonne und der Ynca gründete. Auf die Erziehung ihrer Kinder verwendeten sie die äußerste Sorgfalt, und vermieden alles, was ihre Seele und ihren Körper weichlich machen konnte; sie wurden von dem Augenblicke an, wo sie ihre Kräfte anwenden konnten, zu allen Arbeiten angewiesen, und die Mutter übernahm die Erziehung der Töchter mit aller Gewissenhaftigkeit, sie zu guten Frauen zu bilden.

Die größte Betrübniß im Staate entstand, wenn ein Ynca starb. Man mauerte gleich nach seinem Tode das Zimmer zu, worinnen er zu schlafen gepflegt hatte, und ließ alles Gold und Silber darinnen, hielt auch den ganzen Ort für heilig. Das Leichenbegängniß dauerte lange, und war sehr feyerlich. Sie balsamirten ihn auf eine künstliche Art ein, daß er von aller Verwesung frey blieb, und wie lebend zu seyn schien. Alle innere Theile wurden in einem

einem Tempel begraben, welcher in der Stadt Tampu, fünf Meilen von Cuzco, am Flusse Yucay stand. Hierauf kam der Körper in den Sonnentempel, und hier erwies man ihm alle Achtung und brachte ihm Opfer. Die Bürger der Stadt erhoben ein lautes Klagen und Weinen. Es kamen alle aus jedem Stadtviertel zusammen, und trugen die Fahnen des Ynca, seine Waffen, seine Kleider, und alles, was man bey seinem Leichenbegängnisse mit verscharren mußte. Unter ihre Klagen mischten sich die Erzählungen von seinen Siegen, von seinen denkwürdigen Thaten; sie hatten eigene Personen zum Weinen dazu bestimmt, die auf eine klägliche Weise die Thaten des Ynca erzählten. Dieses geschah auch in allen Provinzen des Reiches, man besuchte alle die Oerter, wo er sich ehemals aufgehalten und einige Wohlthaten erzeiget hatte. Man bezeigte daselbst ein desto größeres Leidwesen über seinen Verlust, und erhob bey dieser sinnlichen Erinnerung seiner Gnadenbezeugungen um so viel mehrere Klagen, weil alle diese Orte schon bey ihnen in hoher Verehrung standen. Diese allgemeine Trauer unterhielten sie auf ein ganzes Jahr.

Nach dem Tode des Ynca wurde sein ältester Prinz zur Regierung erwählet. Man hatte aber ein Gesetz, daß, im Falle keine rechtmäßige Kinder da wären, der älteste von denjenigen das Reich erben könnte, welche rechtmäßiger Weise aus dem Geblüte des Ynca herstammten. Unter den Curacaen war es nicht in jeder Provinz einerley mit der Erbfolge; in einigen folgte der Sohn dem Vater, in andern aber wurde derjenige gewählt, welcher die meisten Tugenden und den besten Ruf hatte. Durchgängig aber siehet man, daß dieses Königreich in einem blühenden Zustande war, und nur durch eine Hauptrevolution

volution zu dem gemacht werden konnte, was es jetzt unter einer fremden Herrschaft ist.

Einzelne Provinzen.

A. Die Provinz Quito.

Wir glauben unsern Lesern genug von dem Hauptbegriffe der Einwohner dieses Landes gesagt zu haben, und werden in der Folge noch oft Gelegenheit finden, das Fehlende nachzuholen; gegenwärtig wenden wir uns zu der nähern Kenntniß des Landes, zu seiner natürlichen Güte, seiner Lage, Gränzen, Flüssen, und überhaupt zu seiner geographischen Beschaffenheit. Es wird in drey große Provinzen oder Audiencias zertheilet, davon die erste Quito, die andere Lima und die dritte Charcas oder Plata ist. Diese drey werden wiederum in viele andere abgetheilet. Wir fangen bey der ersten an, und untersuchen zuerst ihre natürliche Lage und Produkte.

In diesem großen Königreiche findet man, daß das Klima eine sehr auffallende Abweichung leidet, die wir in jeder Provinz antreffen werden. Die allgemeine Erfahrung lehret, daß in dem heißen Erdstriche, oder unter der Mittellinie selbst, die Hitze sehr beschwerlich fällt; aber daß man auch Orte findet, wo es kalt ist, und daß man in denen letztern Gegenden einen beständigen Frühling antrifft, wo die Felder das ganze Jahr hindurch mit einem muntern Grün bekleidet und mit Blumen geschmückt sind; und Gegenden, wo die Witterung gemäßigt ist, weder durch große Wärme, noch durch große Kälte beschwerlich fällt, und wo die unveränderliche Gleichheit der Tage und Nächte ein Land glücklich macht, welches man wegen seiner Lage für unbewohnbar halten sollte. Die Luft zu Quito ist so gemäßigt, daß man daselbst weder von der Wärme Beschwerlichkeiten,

keiten, noch von der nahen Kälte Unbequemlichkeiten empfindet. Hierzu kommt dieses, daß die Witterung das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichförmig bleibt, und der Unterschied hierinnen zwischen allen Tagen im Jahre ganz unmerklich ist. Früh ist es kühle, und hernach den Tag über gemäßigt; in der Nacht spüret man eine angenehme Luft.

Die herrschenden Winde sind beständig fortdauernd und gesund, aber gar nicht heftig; ordentlich pflegen sie zwar von Süden oder Norden zu wehen, es kommen auch, bald zu dieser, bald zu jener Jahreszeit, Winde von andern Orten: und weil sie zu allen Jahreszeiten gleich fortdauern, so erfrischen sie die Erde beständig, und verursachen, daß die Sonnenstrahlen keinen allzu heftigen Eindruck machen können. Wenn nicht diesen Vorzügen einige natürliche Plagen das Gegengewicht hielten, denen das Land unterworfen ist, so könnte man es für das beste auf dem ganzen Erdboden halten. Allein eben dadurch vermindert sich die Güte desselben, weil schreckliche Platzregen, grausame Gewitter, unvermuthete Erdbeben u. dgl. eintreten. Die Tage sind hier von früh bis um zwey Uhr Nachmittags gemeiniglich schön und angenehm, man hat einen heitern Himmel, Sonnenschein und eine von Dünsten freye Luft. Von der Zeit an aber steigen Dünste auf, der Himmel wird mit schwarzen Wolken überzogen, und diese verwandeln sich in grausames Wetterleuchten, Donner und Blitze. Durch dieses Krachen werden nicht nur die benachbarten Berge erschüttert, sondern die Wirkungen davon zeigen sich auch durch den Schaden, welchen es in den Städten anrichtet; jedoch ist dieser Schade nicht täglich zu erwarten, aber öfterer, als man es in andern Gegenden findet. Die Eintheilung der Jahreszeiten in

Winter

Winter und Sommer beruhet auf einem sehr kleinen Unterschied, den man zwischen beyden bemerket. Vom Christmonat an bis in den April, May oder Brachmonat ist die Zeit, welche man den Winter zu nennen pfleget, und die übrigen Monate machen den Sommer. Im Winter regnet es immer, und im Sommer wechseln schöne Tage mit Regenwetter ab. Auch ist die Luft von allen schädlichen Insekten gereiniget, die in andern indischen Gegenden unerträglich sind. Von ansteckenden Seuchen oder der Pest weiß man in diesem Theile von Amerika gar nichts, wiewohl auch Krankheiten hieselbst herrschen, die allen Ländern eigen sind; und wo die Uebel überhand nehmen, da sind der Hülfsmittel zu wenig und zu unbekannt.

Die Fruchtbarkeit der hiesigen Gegenden ist so groß, daß sie alle Aufmerksamkeit werth ist; das ganze Jahr ist einem immerwährenden Frühling gleich, wo immer ein Gewächse das andere verdrängt und durch seine Schönheit übertrifft. Dasselbe ist es auch mit den Gesämen; an einem einzigen Orte siehet man einige Pflanzen verwelken, und zugleich andere dafür gesäet werden. Ob dieses zwar allgemein ist, so hat man dem ungeachtet eine gewisse Zeit einer ordentlichen und großen Erndte. Der Ueberfluß der Früchte macht, daß die Einwohner der Provinz an nichts Mangel leiden.

Grüne Hülsenfrüchte findet man in diesem Lande nicht häufig, dafür aber hat es Wurzeln und getrocknete Pflanzen. Die Gattungen der Wurzeln sind **Camoten**, eine Art von Zuckerrüben, **Arrachas**, **Yucas**, **Ocas** und **Papas**. Die drey ersten kommen aus den warmen Ländern, wo das Zuckerrohr wächst, man nennet diese Gegenden **Thäler** oder Yungas; doch verstehet man unter den Thälern

oder

oder Valles solche Ebenen, welche tief liegen, unter den Yungas aber diejenigen, welche sich unten an den Cordillera befinden. Beyde haben eine sehr warme Luft und Witterung, und von hier bekommt man auch die Früchte, die ihnen eigen sind, als **Platanos, Aji** oder **Pfeffer, Granadillas, Pinjas**, und andere, die in andern Gegenden vorkommen. In den kalten Gegenden findet man kleine **Birnen**, dreyerley Arten von **Pfirsichen** und eben so vielerley Arten von **Melonen**. Unter die wohlschmeckendsten und, man könnte sagen, edelsten Früchte gehört hier erstens die **Chirimoya**. Ihre Größe ist nicht beständig einerley. Sie sind anderthalb bis vier oder auch wohl fünf Zoll dicke. Ihre Gestalt ist nicht ganz vollkommen rund, denn gegen den Stiel zu ist sie etwas platt, und bildet einen Eindruck. Sie hat eine weiche und dünne Schaale, die so fest an dem Marke hängt, daß man sie schwer davon losbringen kann. Von außen ist sie dunkelgrün, wenn sie noch im Wachsthume ist; sobald sie aber ihre Größe erreicht hat, so wird sie heller. Das Mark ist weiß, und bestehet aus unmerklichen Fasern, die in der Mitte zusammen laufen und den Kern bilden. Der Saft ist honigsüß und angenehm, eben so der Geruch derselben ist so angenehm, daß der Geschmack dadurch erhoben wird. Der Baum, worauf diese Frucht wächst, ist hoch, und hat einen dicken Wipfel. Der Stamm ist dick und rund, jedoch etwas ungleich.

Guabas wird in der Landschaft Quito eine Frucht genannt, welche in allen übrigen peruanischen Orten unter dem indischen Namen Pacars bekannt ist. Es ist eine Schote. Die **Granadille** hat die Gestalt eines Hühnereyes, inwendig ist sie weiß und weich, die Frucht ist sehr kühlend und gesund. Sie wächst nicht auf einem Baume, sondern eine Pflanze

bringt sie hervor, die an den Bäumen hinan läuft. Die peruanische **Erdbeere** ist nur an Größe von den europäischen unterschieden, worinnen sie dieselben weit übertrifft; nur ist sie nicht so schmackhaft. Die Wurzel **Papas** wächst in kalten Gegenden. Weil sie in Spanien und andern europäischen Landen bekannt ist, wiewohl sie daselbst den Namen Patatas oder Erdbirnen führet, so würde eine nähere Beschreibung überflüßig seyn; genug, wenn man weiß, daß sie die Einwohner anstatt des Brodes essen.

Die **Oca** ist eine Wurzel von sehr angenehmem Geschmacke; die Einwohner verfertigen einen Syrup daraus, der für etwas sehr Vortreffliches gehalten wird.

Die Stelle des Brodes vertritt der **Mais** und die **Gerste**; und außer denen Gesämen, die hier den spanischen gleich kommen, oder von eben der Art sind, bringt dieses Land auch noch eine andere Gattung hervor, die ihm eigen ist, und wobey sich solche Umstände finden, daß sie als ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel angesehen werden kann. Man nennet dieses Gesäme **Guinoa**, es kommt seiner Gestalt nach den Linsen gleich, ist aber viel kleiner; die Pflanze, welche diese Körner hervorbringt, wird gesäet, und jährlich abgeschnitten. Sie wächst ungefähr drey bis vier Schuh hoch. Die Blätter sind groß, gehen spitzig zu, und haben fast die Gestalt der Pappelnblätter. Die Gestalt der Blüthe ist wie bey dem Mais, in derselben ist der Saame wie in einer Aehre enthalten, und wenn es gegessen werden soll, wird es wie Reis gekocht. Alle andere Produkte werden noch an verschiedenen Orten wieder vorkommen.

Die weitläufige und große Provinz **Quito** stand seit den ersten Zeiten, da die Spanier sich daselbst fest-

festsetzten, unter der Hauptstadt in Peru, Lima genannt, und unter den Unterkönigen daselbst, bis auf das J. 1718. In diesem Jahre wurde nach Santa Fe de Bogota, der Hauptstadt in dem neuen Königreiche Granada, ein Unterkönig gesetzt. Quito wurde darauf jenem Unterkönige genommen, und diesem letztern als ein Theil seiner Gerichtsbarkeit gegeben. Die Audienzien zu Quito und zu Panama in Terra Firma nahmen solchergestalt ein Ende, obschon dieses Königreich noch immer unter der Gerichtsbarkeit der Unterkönige zu Lima geblieben ist. Dieses schien damals das bequemste Mittel zu seyn, es dahin zu bringen, daß die neue Würde durch die Besoldung derer Räthe bestehen möchte, welche nunmehr an beyden Orten völlig abgeschafft wurden. Im J. 1722 wurde also die neue Würde eines Unterköniges abgeschaffet, allein die Gründe zur Wiederherstellung derselben waren so einleuchtend, daß im J. 1739 diese Stelle aufs neue errichtet, und die Würde eines Unterkönieges mit allen seinen Ehren und Vorrechten bestätiget wurde.

Diese Provinz gränzt gegen Norden mit der Provinz Santa Fe de Bogota, und begreift einen Theil von der Statthalterschaft Maynas, am Amazonenflusse, bis an die Mittagslinie auf der Charte, wodurch die eroberten spanischen und portugiesischen Landschaften von einander geschieden werden. Gegen Westen macht das Ufer des Meeres ihre Gränzen aus. Diese gehen von der Küste Machala, am Meerbusen Puna, bis an die Küsten der Statthalterschaft Aracames und der Landschaft Barbacoas auf der Insel Gorgona. Die größte Breite dieser Provinz von Norden gegen Süden beträgt zweyhundert Meilen, und von Osten gegen Westen begreift sie den ganzen Theil von dem südlichen Amerika in

sich, der sich von der Landspitze **Santa Elena**, an der Südsee, bis an die jetzt gedachte Mittagslinie erstrecket; dieses macht, wenn man es genau rechnet, eine Länge von sechshundert Meilen aus. Ein großer Theil davon aber wird entweder von barbarischen Indianern bewohnet, oder ist doch nicht sattsam bekannt und von den Spaniern nicht hinlänglich bevölkert worden. Was man in diesem weiten Lande eigentlich bevölkert nennen kann, ist der Raum zwischen den beyden Cordilleras des Andengebirges, welcher von dem Corregimiente der Stadt San Miguel de Ibarra bis an Loja gleichsam eine Straße bildet. Dieser Raum erstreckt sich ferner von dem gedachten Corregimiente S. Miguel an bis weit in die Statthalterschaft **Popayan** hinein, und begreift zugleich den Theil des offenen Landes von der westlichen Seite der Cordillera an bis an die Seeküste. Von Osten gegen Westen erstrecken sich die Corregimiente ungefähr auf funfzehn Meilen, oder etwas drüber, so weit nämlich die beyden Cordilleras von einander entfernt liegen. Dazu muß man aber auch dasjenige rechnen, was folgende Statthalterschaften in sich begreifen: erstlich Jaen de Bracamoros, an dem Ende der ganzen Provinz, an den Gränzen des Corregiments Loja, auf der östlichen Seite der östlichen Cordillera; zweytens, weiter gegen Norden hin die Statthalterschaft **Quixos**; drittens, gegen Osten die Statthalterschaft **Maynas**, wobey zu merken ist, daß zwischen allen diesen Statthalterschaften große Stücken Land sind, welche bloß von wilden Indianern bewohnet werden; endlich viertens, auf der nördlichen Seite der ganzen Provinz, die Statthalterschaft **Popayan**. Auf der westlichen Seite des Raumes zwischen den beyden Cordilleras befinden sich also die neuerrichtete Statthalterschaft **Atacames** und das Corregimient **Guayaquil**, auf der östlichen

östlichen aber die übrigen Statthalterschaften, die zuvor genannt worden sind.

Außer den gedachten fünf Statthalterschaften begreift die Provinz noch neun Corregimienten in sich, welche man in diesem Lande Provinzen zu nennen pfleget. Die Provinz Quito wird also in eben so viel andere Provinzen eingetheilet, als Statthalterschaften, oder Corregimiente, darinnen befindlich sind. Die Namen dieser Corregimiente, wenn man von den nördlichsten anfängt, sind folgende: 1) die kleine Stadt **S. Miguel de Ibarra**, 2) **Pueblo**, oder der Flecken **Otabalo**, 3) die große Stadt **Quito**, 4) der **Assiento** oder Wohnplatz **Latacunga**, 5) die kleine Stadt **Riobamba**, 6) der Assiento **Chimbo** oder Guaranda, 7) das Corregimient **Guayaquil**, 8) die große Stadt **Cuenca**, 9) die große Stadt **Loja**.

Die kleine Stadt **San Miguel de Ibarra** ist die Hauptstadt des Corregimients, welches denselben Namen führet; es gehören dazu auch noch acht Flecken vom ersten Range, die auch Kirchspiele heißen. Ehedem gehörte zu diesem Corregimient auch das ganze Corregimient **Otabalo**, nachher aber wurden dieselben getrennet und in zwey Corregimiente getheilet, weil der Platz, den sie begriffen, zu groß war.

S. Miguel de Ibarra.

Die kleine Stadt liegt auf einer sehr geraumen Ebene, nicht weit von einem Gebirge, welches auf der Morgenseite liegt, zwischen zween Flüssen, welche die ganze Gegend herum bewässern. Die Stadt ist geräumig, die Straßen sind gerade und breit, und die Häuser größtentheils von ungebrannten Ziegeln oder Steinen aufgeführet und mit Ziegeln gedeckt. Außer der Pfarrkirche befinden sich auch verschiedene

Klöster hieselbst, und die Anzahl aller Einwohner rechnet man auf zehn- bis zwölftausend.

In dem Bezirke dieses Corregimients liegt der berufene Teich oder See, Yaguar Cocha genannt, wo die Einwohner von Otabalo ihr Grab gefunden haben, als der zwölfte Ynca seinen Sieg hier davon trug; und weil das Blut der Erschlagenen in so grosser Menge floß, daß der Teich davon gefärbt wurde, so führet er noch den Namen Blutsee. Die Luft ist in hiesiger Gegend nicht so kühle, wie in Quito, auch die Hitze ist nicht beschwerlich. Alle Flecken in diesem Bezirke haben ihre besondere und verschiedene Witterung; in den meisten ist es heiß, weil sie sehr tief liegen; es wachsen hieselbst viele gute Früchte, es wird viel weißer Zucker gebauet, und man empfängt gute Baumwolle. Die übrigen Gegenden, wo die Witterung nicht heiß ist, werden besäet; die Maisfelder sind groß, und Mais und Gerste werden auf eben die Weise gesäet, wie an andern Orten. Man findet bey einigen Flecken Salzgruben, deren Salz aber mit Salpeter vermischt und also nicht gut ist. Auch halten sich hier viel Waldesel auf, die man durch die Jagd fängt und hernach zahm macht.

Das folgende Corregimient auf der südlichen Seite der kleinen Stadt S. Miguel ist **Otabalo**, und unter die Gerichtsbarkeit desselben gehören acht Hauptflecken oder Kirchspiele. Der Ort **Otabalo** ist gut angelegt, und so volkreich, daß man die Einwohner auf achtzehn- bis zwanzigtausend Seelen von allerley Geschlechtern, Alter und Stande rechnet, worunter viele Spanier sind; die übrigen Flecken werden alle von Indianern bewohnet. Der Bezirk dieses Corregimients bestehet aus Landgütern, wie der vorhergehende. Man siehet sehr reiche Fabriken, von Indianern

Otabalo.

dianern betrieben, die sämmtlich viel Neigung zum Weben und Tuchmachen haben. Weizen und Gerste werden in diesem Bezirke nicht so gesäet, wie an andern Orten. Dagegen findet man hier viel große Stutereyen und große Heerden Vieh, wo sehr viel Käse gemacht wird; auch an Schäfereyen ist kein Mangel. Nicht weit von dem Flecken **Cayambe**, der mitten auf einer geraumen Ebene liegt, siehet man einen von den größten Bergen der dasigen Cordilleras. Er führet den Namen **Cayamburo**, und ist eben so hoch und eben so sehr mit Eise bedeckt, als der Chimboraso. Er erhebt sich über alle da herum liegende Berge, die zwischen ihm und Quito liegen, und man kann seinen großen Gipfel in dieser Stadt hervorragen sehen. Die übrigen Berge liegen unter seinem Schatten, und scheinen in Ansehung des Cayamburo nur sehr klein zu seyn, da man sie außerdem für hoch halten würde. Die Nähe dieses Berges verursachet, daß man auf der ganzen Ebene eine etwas kalte und unangenehme Witterung verspüret. Auch finden sich in dem Bezirke dieses Corregimients zwey Seen: der eine führt den Namen S. Pablo, von einem Flecken, der an dem Ufer desselben liegt; er ist eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Der zweyte See ist diesem fast gleich, und wird Cuicocha genannt; er befindet sich auf dem Berge gleiches Namens, nicht oben auf seiner Spitze, sondern auf einer ebenen Fläche an der Seite des Berges, ehe der Gipfel desselben angehet. In der Mitte desselben liegen zwey Inseln, worauf sich häufige Bergratzen und Hirsche finden. In diesem See findet man viele kleine Fische, die von sehr gutem Geschmacke sind, und häufig nach Quito geführet werden.

Das Corrigimient Quito bestehet aus fünf und zwanzig Hauptflecken, die alle unter das Hauptgebiete gehören. Schon oben ist die natürliche Lage und Beschaffenheit der Provinz Quito sattsam angegeben worden, hier befassen wir nur die Beschreibung der Stadt, ihre Größe, Einrichtung und Gerichtsbarkeit. Diese Stadt liegt in o Grad dreyzehn Minuten drey und dreyßig Secunden der südlichen Breite, und in zweyhundert und neunzig Grad funfzehn Minuten fünf und vierzig Secunden längst von dem Mittagszirkel des Pico zu Teneriffa angerechnet. Sie liegt in dem innern südlichen Amerika an der östlichen, der westlichen Cordillera des Andengebirges. Von der Küste und von dem Ufer der Südsee, auf der westlichen Seite, liegt sie ungefähr fünf und dreyßig Meilen. Gegen Nordwesten stößt daran der Berg oder Paramo **Pichincha**, dieser ist sowohl wegen seiner Höhe, als auch deswegen berühmt, weil noch aus den alten Zeiten des Reiches her große Schätze in ihm verborgen seyn sollen. Die Stadt liegt an der Seite desselben, und ist mit Bergen von mittelmäßiger Größe umgeben. Sie ruhet auf den Löchern oder Guaycos, wie man sie hier nennet, welche von dem Berge heruntergehen, und zugleich verschiedene Hügel bilden. Einige davon, die sich in dem Umfange der Stadt befinden, haben eine ziemliche Tiefe, ein großer Theil von den Häusern stehet daher auf Schwibbögen. Auch sind viele Gassen deshalb sehr ungleich, und bilden nach ihrer Länge verschiedene Hügel, welche unten von den Guaycos hinaufgehen bis dahin, wo sich die Häuser anfangen. Die Stadt ist so groß wie die europäischen Städte von der zweyten Ordnung, und nur ihre unbequeme Lage benimmt ihr die gefallende Aussicht in der Ferne.

Quito.

Nahe

Nahe bey der Stadt findet man zwey große Ebenen, die eine südlich von drey Meilen Länge, die andere nördlich von zwey Meilen, beyde sind mit Landgütern angefüllet, und verschönern die umliegende Gegend. Gegen Quito zu ziehen sich diese beyden Ebenen immer mehr und mehr zusammen, und bilden, wo sie sich mit einander vereinigen, einen engen Weg zwischen den Gebirgen hin, und in diesem engen Wege liegt die Stadt. Die Spanier vermutheten anfangs, gleich nach der Eroberung, nicht, daß die Stadt zu einer solchen Größe gelangen würde, sie führten, anstatt der alten zerbrechlichen Häuser, feste Gebäude auf, und erweiterten den Ort unvermerkt. Sonst war die Stadt viel reicher als jetzt, es sind viel Einwohner, und besonders Indianer, daraus hinweggekommen, dadurch ist die Anzahl der Einwohner verringert worden, und zum Beweise, daß die Stadt ihrem Verfalle nahe ist, darf man nur einen flüchtigen Blick auf gewisse Gegenden der Stadt richten, und man wird ganze Gassen finden, wo die Gebäude den Einfall verkündigen. Auf der südwestlichen Seite, in dem engen Thale, liegt ein Berg, den man Panecillo nennet, seine Gestalt ist einem Zuckerhuthe nicht unähnlich, er ist nicht über hundert Toisen hoch; zwischen ihnen und denen Bergen, welche die Stadt gegen Osten hat, geht ein sehr enger Weg hindurch, und auf der südlichen Seite sowohl, als auf der westlichen, hat er starke Quellen von sehr wohlschmeckendem Wasser. Von dem Pichincha stürzen ebenfalls verschiedene Bäche in die Löcher herunter, daraus erhält die Stadt durch Canäle oder Röhren alles benöthigte Wasser.

Dieser Berg gehöret mit unter die feuerspeyenden Berge; schon in alten Zeiten sind seine Ausbrüche gefährlich gewesen, und nach der Eroberung hat er zu

verschiedenen Malen Feuer ausgeworfen. Seine Spitze deckt ein ewiger Winter, doch hat er seit langer Zeit nicht mehr ausgeworfen, auch nicht gedampfet; wohl aber verursacht er bey großen Winden ein entsetzliches Getöse, wo sich die Stürme wahrscheinlich in seinen Höhlen und Schlünden verfangen, und entweder die Gegenden mit Asche, die sie zu der Zeit herauspresset, erfüllen, oder doch wenigstens die Einwohner der Stadt in Furcht und Schrecken setzen. Der vornehmste Platz oder Markt in Quito ist an seinen vier Seiten mit schönen Gebäuden umgeben. Auf der einen stehet die Haupt- oder bischöfliche Kirche, auf einer andern der Pallast der Audiencia, diesem gegenüber das Rathhaus, und gegen der Hauptkirche über der bischöfliche Pallast. Dieser Markt stellet ein ordentliches Viereck vor, und ist sehr geräumig. Mitten auf demselben stehet ein schöner Springbrunnen; allein da man sich wenig Mühe giebt, die neuen Gebäude so wenig, als die alten, im guten Stande zu erhalten, so eilt alles seinem Verfalle entgegen. Obgleich die Straßen groß und breit sind; so kann man sich doch keiner Kutschen bedienen, da ihre Höhen und Tiefen kein solches Fuhrwerk erlauben. An dessen Statt nehmen die Vornehmen einen Bedienten mit sich, der ihnen einen Sonnenschirm über dem Kopf tragen muß, und das vornehme Frauenzimmer läßt sich auf Tragsesseln forttragen. Die Hauptstraßen sind gepflastert, die andern aber nicht; und deshalb ist es zur Zeit des Regens, oder bey einer plötzlichen Wasserergießung unmöglich fortzukommen. Außer dem großen Markte sieht man auch noch zwey andere kleinere, an denselben stehen die Mönchs- und Nonnenklöster. Die vornehmsten Häuser sind sehr geräumlich, einige davon haben bequeme und wohleingerichtete Zimmer. Sie sind alle zwey Stockwerk hoch, und auf die Straßen gehen Erker, die nicht am

besten

besten Ort angebracht sind. Der Stoff zu ihren Gebäuden bestehet aus unbekannten Ziegeln und Erde, der Boden ist aber zu beyden so gut, daß die Häuser, wenn sie nicht vom Wasser zu viel leiden, eben so lange als von anderer Masse dauern.

Die Stadt innerhalb der Ringmauer ist in sieben Kirchspiele eingetheilet. Wenn man die Hauptkirche und el Sagrario ausnimmt, welche sehr reich und mit Silberwerk ausgeschmückt ist; so sind die andern Kirchspiele dagegen viel ärmer, sie haben weiter nichts, als was in ihre Kirchen höchst nöthig ist, viele sind nicht einmal gepflastert. Quito hat verschiedene Mönchsklöster, als Augustiner, Dominicaner und Franziscaner, Barfüßer und Mercenarier. Die Schule zum heiligen Ferdinand ist ein königliches Gestifte, die Lehrer werden vom Könige besoldet. Auch giebt es Nonnenklöster hieselbst, und dieser Ordenshäuser, nebst ihren Kirchen, sind fast die einzigen erheblichen; die übrigen Privathäuser sind, wie schon gesagt, sehr schlecht.

Unter den Obrigkeiten und Gerichten, die sich zu Quito befinden, ist das erste die **königliche Audiencia**, welche im Jahr 1563 hierher gekommen ist. Es gehöret dazu ein Präsident, der auch zugleich Statthalter in der Provinz ist, so weit sich die Corregimiente erstrecken; hernach vier Oydoren, die zugleich Alcalden des Hofes oder Hofrichter sind, und sowohl das bürgerliche, als das peinliche Recht verstehen müssen; drittens ein Fiscal, und ein Protector zur Beschützung der Indianer. Die Gerichtsbarkeit dieser Audiencia erstreckt sich über alles, was zu der Provinz gehöret, und in Ansehung derer Sachen oder Streitigkeiten, die darinnen vorgenommen werden, kann man sich nur auf den Rath von Indien berufen. Nach der Audiencia folgen die königlichen

Cassen

Cassen oder die königlichen Steuern, ein Tribunal de Cruzada oder Gericht der Kreuzzüge, ein Schatzamt der Güter der Verstorbenen, ein Commissarius der Inquisition mit seinen Inquisitionsbedienten, ein Stadtrath, ein geistliches Capitel, bestehend in einem Bischof, Dechant, Archidiaconus, Cantor, Schullehrer und andern.

Man findet in Quito mehr Einwohner, als man nach dem äußern Ansehen und der schlechten Beschaffenheit der Häuser erwarten sollte; doch ist die Anzahl der vornehmen Personen nicht sehr groß, und unter diesen verstehet man diejenigen, welche von Eroberern, Präsidenten und solchen, die zu verschiedenen Zeiten aus Spanien gekommen sind, abstammen, sich bey ihrem Glanze erhalten, und mit Leuten von gemeinem Stande niemals vermischen. Die gemeinen Einwohner von niedrigem Stande können in vier Ordnungen eingetheilet werden, nämlich in Spanier oder Weiße, in Mestizen, in Indianer oder geborne Einwohner, in Negern und ihre Nachkommen. Die Neger sind hier nicht so häufig, wie in andern indianischen Gegenden, theils weil die Herbeyschaffung derselben nicht so leicht ist, theils auch weil zu Bebauung der Felder und der übrigen Arbeiten auf dem Lande gemeiniglich Indianer genommen werden. Der Name eines Spaniers bedeutet hier noch etwas anders, als der Name eines Europäers, nämlich eine Person, die von Spaniern abstammet, ohne Vermischung mit andern Geschlechtern. Der Farbe nach scheinen viele Mestizen dieses eher zu seyn, als die wahren Spanier, weil sie eine röthlich weiße Gesichtsfarbe haben, sie werden daher für Spanier angesehen, ob sie es schon in der That nicht sind. Wenn man nun alle Geschlechter zusammen nimmt, die eine weiße Farbe haben; so kann man annehmen, daß sie

ungefähr

ungefähr den sechsten Theil der Einwohner ausmachen. Die Farbe der Mestizen ist dunkelgelb und etwas röthlich, jedoch nicht so sehr, wie bey den eigentlichen Mulatten. Den dritten Platz nehmen die Indianer ein, und diese machen ebenfalls ungefähr den dritten Theil von den Einwohnern aus. Die übrigen, welches etwa der sechste Theil ist, sind Leute von vermischten Geschlechtern. Von diesen zusammen mag die Anzahl der Einwohner der Stadt und Kirchspielen auf funfzig bis sechzigtausend Personen, von allerhand Alter, Geschlechte und Stande betragen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß unter diesen Einwohnern die Spanier das meiste Recht haben, zugleich aber sind sie auch, in gewisser Betrachtung, die elendesten und ärmsten; sie bequemen sich zu keiner Handarbeit, und halten es für eine Beschimpfung ihres Standes. Die Mestizen denken anders, sie legen sich auf Künste und Handwerke, als Mahler, Bildhauer, Goldschmiede, u. dgl. In der Kleidung findet man einige Verschiedenheit von derjenigen, die in Spanien gewöhnlich ist. Doch nicht so sehr bey den Mannspersonen, als bey den Frauen. Wenn sie einen Mantel tragen; so ziehen sie zugleich einen langen Rock an, der ihnen bis auf die Knie gehet, und enge Aermel hat; an den Seiten ist er offen, er hat keine Falten, an allen Näthen am Leibe und an den Aermeln sind zu beyden Seiten Knöpfe und Knopflöcher, welches für eine Zierrath gehalten wird; übrigens kleiden sich die Weißen sehr prächtig; sie tragen die feinsten und mit Gold und Silber durchwebten Kleider. Die Mestizen gehen fast durchgängig blau gekleidet. Wenn eine Kleidung sonderbar scheinen kann, so ist es die Kleidung der Indianer, weil sie schlecht und armselig ist. Sie bestehet in einem

Paar

Paar weißen Beinkleidern, die entweder von einheimischem Cattune, oder von europäischer Leinwand verfertiget werden. Sie reichen ihnen bis auf die Waden, sind unten offen, und daselbst, nachdem der Zeug ist, mit einer Einfassung versehen. Die meisten tragen keine Hemden, und bedecken den bloßen Leib mit einem Camisole von Cattune. Dieses ist bey Großen und Kleinen schwarz, und wird von den Indianern verfertiget. Ihre Bedeckung ist ein Mantel von grobem Tuche, der in der Mitte ein Loch hat, wodurch sie den Kopf stecken, und auf dem Kopfe tragen sie einen Huth. Dieß ist ihr ganzer Putz, in diesem Anzuge verrichten sie ihre Geschäfte, und schlafen auch darin.

Die Kleidung der vornehmen Frauen bestehet in einem Faldellin, über den Oberleib ziehen sie ein Hemde, zuweilen auch eine Juppe mit Spitzen, den ganzen Leib bedeckt ein Schleyer oder Gewand von Friese ohne weitern Schnitt. Ihre Haare flechten sie in Zöpfe, die sie wie einen Kranz um den Kopf legen, um diesen wickeln sie ein Band zweymal um den Kopf herum, über die Schläfe und an der einen Seite knüpfen sie mit den Enden dieses Bandes eine Schleife, welche sie mit Diamanten und Blumen schmücken. Die Mestizen unterscheiden sich von den Spanierinnen in der Tracht weiter nicht, als in Ansehung der Güte des Zeuges und der Leinwand; sind sie arm, so gehen sie auch baarfuß. Die Kleidung der Indianerinnen kann in zwey Arten eingetheilet werden, beyde bestehen aus eben so wenig Stücken, als die Kleidung der indianischen Mannspersonen. Die gemeinen Indianerinnen begnügen sich mit einem Sacke, oder einer Art von einem Hemde, welches mit dem Camisol der Indianer übereinkommt. Diese Tracht nennen sie Anaco, an den Schultern heften sie dieselbe

be mit Nadeln zusammen, den Leib gürten sie, und um den Hals binden sie ein schwarzes Tuch von Friese, die Arme und Beine bleiben bloß.

Die Männer sowohl von den vermischten Geschlechtern, als auch von den Spaniern, haben eine gute Leibesgröße, und auch eine feine Leibesgestalt. Ihre Gesichtsbildung und Geberden ist munter und angenehm. Nur die Indianer sind nicht so groß, sie sind untersetzt und stark vom Leibe, der Kopf ist stark mit Haaren bewachsen, die sie niemals abschneiden und beständig fliegen lassen, ohne sie zu binden. Die Weiber fassen das Haar in ein Band, werfen es aber hernach von der Mitte des Kopfes an gegen die Stirne hervor, und beschneiden es von einem Ohr zum andern, bis an die Augenbraunen. Ihr Haar ist dunkelschwarz, sehr kraus, rauh und so dick, wie dünnes Pferdehaar. Die Mestizen schneiden sich das Haar ganz ab, um sich von ihnen zu unterscheiden; bey ihren Frauen aber ist es niemals gewöhnlich. Man bemerket in diesem Lande, daß die Anzahl des weiblichen Geschlechtes die Zahl des männlichen übersteiget, auch sind die erstern viel gesünder, als die letztern, welches vielleicht von ihrem übermäßigen Trinken herkommt. Der Mangel an Verrichtungen, womit sie sich auf eine nützliche Art beschäftigen könnten, und die Liebe zum Müßiggange macht, daß sie den Tanz sehr lieben. In Quito sind dieselben sehr häufig und üppig. Bey solchen Tänzen wird Zuckerbranntewein und Chicha, welches mit süßen Sachen vermischt wird, in großer Menge getrunken. Der Zuckerbranntewein ist hier unter allen Einwohnern sehr gemein, nur mit dem Unterschiede, daß ihn Personen von guter Aufführung mäßig, und andere unmäßig genießen; die Unordnung, die aus diesem Getränke entstehet, bemerkt man sonderlich unter den

Mestizen.

Mestizen. Auch ist hier das Mate sehr gemein, und vertritt die Stelle des Thees in Ostindien. Es wird aus einem Kraute verfertiget, welches in ganz Amerika unter dem Namen des Krautes von Paraguay bekannt ist, weil es in der Landschaft Paraguay wächst. Man thut einen Theil dieses Krautes in eine Kürbisschale, welche man dazu in Bereitschaft hat, und vermischt es mit Zucker und Wasser.

Es ist kein Laster, welches nicht durch den Müssiggang eingeführet werden könnte, deshalb hat auch das Spiel hier seine Anhänger. Dieses Laster ist in Quito so allgemein, daß Reiche und Arme mit einerley Leidenschaft spielen, und Zeit, Vermögen und Geschäfte darüber verlieren, den Indianern giebt man auch vorzüglich Schuld, daß sie es in der künstlichen Art zu stehlen sehr weit gebracht haben sollen.

Die Sprache in Quito und in allen bewohnten Plätzen des Landes ist nicht einerley. Die spanische Sprache wird hier eben so allgemein gesprochen, als die Sprache der Inga, sonderlich reden die Creolen diese letztere eben so häufig, als die erstere.

Der Reichthum der Stadt Quito ist in Ansehung anderer indianischen Städte nicht eben sehr ansehnlich, doch kann man sie auch nicht unter die armen Städte rechnen. Ehedem waren ihre Einwohner reicher, jetzt aber besitzen sie selten ein großes Vermögen, außer ihren Landgütern, und den silbernen Geräthschaften in ihren Häusern. Diejenigen, welche ordentliche Handlung zu treiben pflegen, sind Europäer, wovon einige hier wohnhaft sind, und andere nur durchreisen. Diese kaufen einheimische Waaren ein, handeln mit europäischen Gütern, und treiben mit beyden ihr Gewerbe. Die einheimischen Waaren bestehen in weißem Cattun, Friese und Tüchern;

diese

diese werden meistens nach Lima verkauft, und von hier werden alsdann alle innere Provinzen von Peru damit versorget. Die Waaren, welche man dafür erhält, sind theils Silber, theils gesponnenes Gold und Silber, Fransen, die in dieser Stadt verfertiget werden, Wein, Branntewein und Oele aus eben diesen Provinzen, Kupfer, Zinn, Bley und Queckſilber. Die einheimischen Früchte werden insgemein in jeder Provinz selbst verzehret, ausgenommen das Mehl, welches aus den Corrigimientern Riobambo und Chimbo nach Guayaquil gebracht wird. Mit dieser kleinen Handlung beschäftigen sich die Mestizen nnd Armen. Auch die in den Fabriken verfertigten Waaren werden, wie die Früchte, obschon in geringer Menge, nach dem Bezirke Barbacoas geführet. Sie vertauschen solche Waaren für Gold, das hier gegraben wird, und schicken solches alsdann nach Lima, wo es höher geschätzt und theurer bezahlet wird. Von der Küste von Neuspanien wird blaue Farbe hierher gebracht, und in den Fabriken wird eine ansehnliche Menge davon verarbeitet, denn die meisten Tücher, die man verfertiget, werden blau gefärbt, und dieses ist die einzige Farbe, woran die dasigen Einwohner in ihrer Kleidung einen Geschmack finden. Ueber Guayaquil wird auch Eisen und Stahl sowohl aus Europa, als auch von der Küste von Guatemala hierher gebracht. Die einheimische Handlung bestehet darin, daß die Güter aus einem Bezirke, wo sie hervorgebracht worden sind, nach einem andern verführet werden. Diese Handlung ist zwar klein in Ansehung der Gattungen, da sie nur in Tüchern, Friesen und Cattune bestehet, sie ist aber groß in Betrachtung des Nutzens.

Unter die Merkwürdigkeiten von Quito gehören auch die Paramos der dasigen Cordilleras und die Flüsse, welche durch das ganze Land strömen, die wir hier am besten beschreiben können. Wir werden weiter unten hören, daß alles, was zu den Corrigimientern dieses Landes gehöret, zwischen den beyden Cordilleras des Andensgebirges liegt. Je höher nun die dazu gehörigen Berge sind, um so viel kälter ist auch die Witterung, um so viel dürrer und unfruchtbarer ist auch das Erdreich. Diese Berge nennet man eigentlich Paramos. In der That sind zwar die ganzen Cordilleras Paramos oder Wüsteneyen, indessen sind doch immer einige hierher gehörige Berge rauher, als die übrigen, und manche sind wegen des beständigen Schnees und Eises so kalt, daß sie nicht bewohnt werden können, auch deshalb keine Pflanzen und Thiere anzutreffen sind. Einige davon steigen unter allen übrigen so außerordentlich in die Höhe, daß sie sich mit ihren steilen Gipfeln weit über die benachbarten Berge erheben; ihr ganzer ungeheuerer Körper ist bis über die Spitze hinaus mit Schnee bedeckt. Der südlichste unter den Bergen ist der Macas, ohnweit der Stadt gleiches Namens. Er ist sehr hoch, oben mit Schnee bedeckt, und wirft Feuer aus, deshalb sind die Gegenden um den Berg unfruchtbar, und mit Asche bedeckt. Auf ihm entspringt der Fluß Sangay, welches auch zuweilen der Name des Berges ist. Er vereiniget sich mit einem andern, Upano genannt, woraus alsdann der ziemlich starke Fluß Payra entstehet, welcher sich in den Maranjon ergießt. Auf der nördlichen Seite von Riobamba liegt der Berg Chimbarasso, der bis jetzt der bekannte höchste Berg auf dem ganzen Erdboden ist. Unten an demselben

hin

hin geht die Straße von Quito nach Guayaquil. Der Elenisa ist ebenfalls ein sehr hoher Berg, mit stetem Schnee bedeckt; auf ihm entspringen verschiedene Bäche, wovon einige ihr Wasser, vermittelst des Maronjan, der Nordsee, und andere, vermittelst des Smaragdenflusses, der Südsee geben. Der Berg Cayamburo, der mit unter die Berge von der ersten Größe gehöret, liegt auf der nordlichen Seite von Quito. Man findet aber keine Spur, daß er Feuer ausgeworfen hat. Es entspringen auf demselben einige Flüsse.

Außer denen Bächen, die von den beschneyeten Bergen herabkommen, entspringen auch noch andere auf den niedrigen Bergen der Cordilleras, und machen, wenn sie sich vereiniget haben, große Flüsse aus, die sich endlich in die Nord- oder Südsee ergießen. Hierher gehören die Flüsse, Paute, Canjar, Alausi, Cebadas, Amaguanja, Ichubamba, Alchipichi, und andere mehr. Wenn die Flüsse so stark sind, daß man nicht hindurch waden kann, so bauet man da, wo es nöthig ist, Brücken, entweder von Stein oder Binsen, wie wir oben gehöret haben. Von den Brücken kann man auf die Beschaffenheit der Straßen in dem Lande schließen. Man findet zwar große Ebenen von Quito bis nach Riobamba, auch bis nach Alausi, sie werden aber durch fürchterliche Thäler und Abstürze unterbrochen, wo es nicht nur beschwerlich, sondern auch mit Lebensgefahr verknüpft ist. An andern Orten bestehen die Straßen in engen Fußsteigen, die an den Bergen hingehen und so schmal sind, daß das Vieh kaum die Füße darauf setzen kann, da indessen der Leib derselben, nebst dem Reuter, gleichsam in der Luft und über einem Flusse hängen, der funfzig, sechzig und mehr

Toisen tiefer läuft, als der Weg geht. Das beste ist, daß man hier, wie in wenig Welttheilen, für Anfällen und Räubern gesichert ist, und jeder mit den größten Schätzen so sicher reisen kann, als wenn er Waffen oder Bedeckung bey sich hätte.

Wenn die Berge, deren wir oben einige gedacht haben, und über welche zuweilen der Weg führet, noch nicht so hoch sind, daß es darauf gefrieren kann; so sind sie ganz mit einer Art von Stroh, wie Binsen oder Schilf, bedeckt, welches aber sehr zart und biegsam ist. An solchen Orten, wo das Erdreich nichts als Schilf und Stroh hervorbringt, und wo der Boden zu keinem Getreide geschickt ist, wächst ein Baum, mit Namen Quinuale, dessen Natur diese strenge Witterung vertragen kann. Auch wächst hieselbst eine kleine Pflanze, welche die Indianer Lichtstock nennen, und zwey Schuhe hoch ist. Ein jedes Stäbchen wächst gerade in die Höhe; wenn man nun diese Pflanze ganz unten durchschneidet und anzündet, weil sie noch grün ist, so brennet sie wie ein Licht. Wegen der ungünstigen Witterung auf den Paramos können auch nicht alle Arten von Thieren daselbst leben; indessen findet man doch einige, die mit einer festen Natur begabt sind. Hierunter gehören die Hirsche, Caninichen und einige kleine Füchse. Auch von Vögeln trifft man hier nur wenig Arten an, Rebhüner, Geyer, Condoren, die hier in großer Menge sind. Der Summer ist ein Nachtvogel, der nur auf den Paramos gefunden wird. Man bekömmt diesen Vogel selten zu Gesichte, höret ihn aber desto öfterer, wegen seiner durchdringenden Stimme.

In den Thälern und Ebenen zwischen den Paramos findet man viele Sümpfe und Moräste, und hier

hier halten sich viele Vögel auf. In den übrigen Theilen dieses Landes, die weder Paramos, noch Berge und Wälder sind, findet man nur zahme Thiere, die zur Zucht gehalten werden. Man kennet hiervon wenig Arten, die dem Lande eigen sind, denn die meisten sind von den Spaniern hierher gebracht worden, ausgenommen das Llama, welches auch Ruma heißt, und ein indianisches Schaf ist. Dieses Thier hat dem Ansehen nach viel Aehnlichkeit mit einem Kameele. Der Hals, der Kopf, theils auch der Leib und die Wolle, oder die Haare, sind eben so gestaltet, wie bey einem Kameele; hingegen unterscheidet es sich von demselben in andern Dingen. Es hat keinen Höcker, es ist viel kleiner, hat gespaltene Klauen und auch eine andere Farbe. Die Indianer bedienen sich dieses Thieres, um Lasten zu tragen.

Quito ist, wie gesagt, die fruchtbarste Provinz in Peru; sie ist volkreich, und hat sowohl die meisten Indianer, als auch die meisten Spanier, sie hat die größte Viehzucht, es wird hier in den Fabriken am meisten gearbeitet, und wenn die hiesigen Bergwerke nicht noch mehr Ausbeute geben; so sind sie doch nicht weniger ergiebig, als irgend ein anderes Bergwerk in den übrigen Landschaften. Die hiesigen Bergwerke werden äußerst schlecht besorgt, die Erfahrung aber hat gezeigt, daß nicht wenig Erzte in den Cordilleras verborgen liegen. In den ältern Zeiten arbeitete man in einigen Bergwerken der Provinz Quito, wo es jetzt nicht mehr geschiehet, denn damals erkannten die Einwohner ihren Nutzen, und man findet noch jetzt Denkmaale jener Reichthümer, die daher geholet wurden. Die damaligen Einwohner sowohl in der Hauptstadt, als in allen übri-

gen Plätzen, waren zahlreicher, und das große Vermögen einiger von ihnen war in dem ganzen übrigen Peru berufen. Nachher giengen die reichen Bergwerke in dem Bezirke von Macas durch die Empörung der Indianer verloren, und man war nicht bemüht, sie wieder herzustellen. Mit der Zeit verlosch sogar das Andenken der Orte, wo sich diese Bergwerke eigentlich befunden haben. Von allen in der Provinz Quito ehemals so gemeinen Schätzen haben nur diejenigen keinen Verfall erlitten, welche in der Statthalterschaft Popayan gefunden werden; hierinnen findet man überall viele Goldbergwerke, worinnen gearbeitet wird.

Daß die alten Einwohner weit ämsiger waren, künstliche Sachen zu verfertigen, oder die Schätze der Natur zu benutzen, ist schon gesagt worden, und hier in Quito findet man eine neue Bestätigung. Sie verfertigten Werke, welche sie der Nachkommenschaft widmeten, und womit die hiesigen Gegenden überall, sowohl um die bewohnten Plätze herum, als auch auf den Ebenen, Hügeln und mittelmäßigen Bergen, angefüllet sind, denn sie ließen gern ihre Denkmäler an merkwürdigen Orten und bey großen Gebäuden errichten. Die Indianer legten ihre Todten an den Ort, wo sie bleiben sollten, ohne sie zu beerdigen, häuften darüber viele Steine zusammen, und errichteten ihnen damit ein Denkmal. Alle Angehörigen des Verstorbenen schütteten auf dieses Grabmal und an die Seite desselben so viel Erde, daß ein künstlicher Berg daraus wurde. In diesen Grabmälern findet man zuweilen die kostbarsten und seltsamsten Sachen. Man findet kostbare Spiegel von den härtesten und besten Steinen, so rein als Crystall; kupferne Aexte, Trinkgeschirre, goldenes

denes Gehänke an Nase und Ohren, Götzenbilder, steinerne Maizenähren, kurz, alles so künstlich und prächtig, daß es unglaublich zu seyn scheinet, wie sie es ohne Werkzeuge haben machen können. Man siehet also aus der vollständigen Beschreibung der Stadt Quito, daß sie auch jetzt noch eine der erheblichsten Städte seyn könnte, wenn man ein wachsameres Auge darauf richtete.

Die meisten von den hierher gehörigen Flecken haben kein sonderliches äußerliches Ansehen. Die Kirche und die Pfarrwohnung, welche ein Kloster genannt wird, obschon keine Mönche darinnen wohnen, sondern weil sie ehemals unter der Aufsicht der Mönche gestanden hat, sind die vornehmsten Gebäude in demselben. Alles übrige bestehet in Hütten von Leim oder Thon, welche mit Stroh gedeckt sind, und auf dem Felde zerstreuet herum stehen. Ein Jeder hat ein kleines Stückchen Feld, welches er besäen kann. Der größte Theil der Einwohner, und in vielen Flecken alle Einwohner, bestehen aus Indianern, welche hier wohnen, wenn sie sich nicht verdungen haben. Auf gleiche Weise wohnen daselbst auch Mestizen, und in einigen Flecken werden diese von jenen an der Anzahl noch übertroffen.

Auf der südlichen Seite von Quito ist das erste Corregimient, welches auf das Corregimient dieser Stadt folget, der Assiento Latacunga. Der Name Assiento bedeutet einen Ort, der geringer als eine kleine Stadt, aber doch mehr als ein Flecken ist. Dieser Assiento liegt auf einer geraumen Ebene, gegen Osten siehet man die östliche Cordilleras des Andensgebirges. Nicht weit von dem Fuße eines Berges liegt Latacunga. Der Ort ist groß, die Gassen Latacunga.
sind breit und gerade, die Häuser sind von Kalche

und Steinen aufgeführet, und überhaupt hat der Ort ein gutes Ansehen. Der vielen Erdbeben wegen bestehen sie fast alle nur aus einem Stockwerke, und der Ort hat verschiedenemal fast eine gänzliche Zerstörung erlitten, und Hunderte von Einwohnern sind unter dem Schutte begraben worden. Die Witterung und Luft in diesem Assiento ist kalt, denn kaum sechs Meilen davon liegt der Berg Cotapaxi, der nicht weniger hoch, dick und beschneyet ist, wie der Chimborasso. Unter die Gerichtsbarkeit dieses Corrigimients gehören siebenzehn Hauptflecken; allein in allen diesen Flecken verspüret man auch beynahe eine andere Witterung, einige liegen auf Bergen, andere auf Ebenen. Ihr Umfang und die Anzahl der Einwohner ist nicht sehr groß, die Einwohner aber bestehen aus Indianern, Mestizen und nur sehr wenig Spaniern, in der Anzahl alle zusammen zwölftausend.

Auf dieses Corrigimient folgt **Riobamba**; der Hauptort ist darinnen eine kleine Stadt gleiches Namens. Der dazu gehörige Bezirk hat zwey Abtheilungen, und der Statthalter zu Riobamba ernennet einen Unterstatthalter für den Assiento Hambato, der zwischen Latacunga und Riobamba liegt. Hier-
Riobamba. zu gehören achtzehn Hauptflecken. Die kleine Stadt liegt gegen Westen von Quito auf einer sehr geräumigen Ebene, und gegen Norden auf einer andern Ebene sieht man den Chimborasso in seiner natürlichen Größe. Riobamba liegt nicht weit von dem Fuße desselben. Die Stadt hat einen guten Markt, viele Gassen und regelmäßig gebauete Häuser, aber auch sie hat durch Erdbeben viel gelitten. Außer der Hauptkirche findet man hier noch eine Pfarrkirche und ein Kloster, ein Hospital und manches gute Gebäude.

Gebäude. An der westlichen Seite hat die kleine Stadt einen Fluß, aus welchem, vermittelst verschiedener Wasserleitungen, die umliegenden Felder beständig gewässert werden. Man rechnet die Anzahl der Einwohner auf zwanzigtausend Seelen, und sind den Einwohnern in Quito in allen Stücken gleich. Weil der Chimborasso nahe bey Riobamba liegt; so ist nur die Luft daselbst kälter, als zu Quito. In dieser Landschaft findet man große Landgüter, wie auch reiche und zahlreiche Fabriken, mehr als in irgend einem andern Theile der Provinz. Das Land ist sehr fruchtbar, und bringt allerhand Arten von eßbaren Kräutern und Getreide hervor.

Der Assiento Hambato, als die andere Abtheilung dieses Corrigimients, liegt auf einer ziemlich großen Ebene unten in einem Thale. Gegen Norden strömt ein ziemlich starker Fluß, worüber eine Brücke geschlagen ist. Man rechnet auf acht- bis zehntausend Seelen in dieser Landschaft, und in jedem Falle steht diese Gegend der ersten in nichts nach.

Auf der westlichen Seite des Corrigimients Riobamba liegt das Corrigimient **Chimbo**, zwischen jenem und Guayaquil. Diese Landschaft bestehet aus einem Assiento und sieben Flecken. Der Assiento ist **Chimbo**, welches gleichsam die Hauptstadt ist, wo ehemals die Corregidoren ihren Sitz hatten, da sie sich hingegen jetzt zu Guaranda befinden, weil dieser Ort zur Handlung bequemer ist. In dem Assiento rechnet man ohngefähr achtzig Geschlechter, lauter arme Leute, worunter sich auch einige von Spaniern befinden. Die übrigen und zwar die meisten Einwohner sind Mestizen und Indianer, derer Flecken sind sieben, unter welchen Guaranda der volkreichste ist, er bestehet aber fast gänzlich aus Geschlechtern der Mestizen. Spanier findet man hier sehr wenig,

die übrigen sind Indianer. Weil dieses Corregimient das erste am Gebirge ist, wo die Gränzen Guayaquil sind, so unterhält es auch, vermittelst der häufigen Mauleſel, die ganze Handlung von Quito mit den übrigen peruanischen Provinzen durch die Provinz Guayaquil. Aus dem Gebirge verführet man Tuche, Zeuge, die daselbst verfertiget werden, Mehl und Getreide, wie es in dem Lande wächst. Dafür holt man Wein, Traubenbranntewein, Salz, Baumwolle, Fische, Oel, und andere Waaren, woran das Land Mangel leidet. Die Luft ist in dem größten Theile des Bezirkes sehr kalt. Die Felder sind groß und fruchtbar, die Landgüter aber bestehen ordentlich entweder in Stutereyen, wo das Lastvieh unterhalten wird, oder in Getreidefeldern.

Von dem folgenden Corregimiente **Guayaquil**, welches das letzte ist und auf der westlichen Seite von Guaranda liegt, findet man nichts Erhebliches.

Cuenca.

Auf der südlichen Seite des Corregimients Riobamba folgt das Corregimient **Cuenca**, die Hauptstadt führet denselben Namen. Die Stadt liegt gegen Westen von Quito, auf einer sehr großen Ebene. Auf der nördlichen Seite dieser Stadt strömt ein Fluß, Namens **Machangara**; auf der südlichen Seite aber, hart an der Stadt, ein anderer, **Matadero** genannt. Die Ebene, worauf die Stadt liegt, erstreckt sich über sechs Meilen weit gegen Norden. Die Gassen der Stadt sind gerade und breit, die Häuser sind aus ungebrannten Ziegeln aufgeführet, und größtentheils zwey Stockwerke hoch. Die Stadt hat drey Kirchspiele, viele Klöster von Mönchen und Nonnen, und eine ordentliche Stadtobrigkeit. Die Einwohner sind in Ansehung ihrer Gattungen von den Einwohnern in Quito nicht unterschieden, wohl aber

aber in Betrachtung ihrer Gemüthsart und ihrer Sitten. Sie unterscheiden sich merklich von ihnen durch ihre Trägheit; diese ist ihnen so eigen und natürlich geworden, daß sie einen Abscheu vor aller Arbeit haben. Die Weiber treiben hier die Kaufmannschaft und unterhalten die kleine Handlung, während ihre Männer beym Spiel oder Trinkgelag die Zeit hinbringen. Man rechnet die ganze Volksmenge der Stadt und auf dem Lande gegen dreyßigtausend, die man unter dem allgemeinen Namen der **Morlaken** verstehet. Die gelinde Luft und Witterung vermehret noch die guten Eigenschaften des Landes; die umliegenden Gegenden sind mit den schönsten Landgütern besäet, auf denen die schönsten Heerden Vieh und schöne Triften angetroffen werden. Der Flecken **Großcanjar** ist wegen des vielen Getreides, welches daselbst gesäet wird, und wegen der reichen Einwohner berühmt, wie auch wegen der Tapferkeit der alten Indianer, wegen der Reichthümer, die man sonst hier gefunden hat, und wegen der Treue der Einwohner gegen den Ynca Tupac Yupangui, der mit dem kaiserlichen Heere an ihre Gränzen kam und diese Gegenden verwüsten wollte, auf ihre Ergebenheit aber den Einwohnern viele Vorrechte schenkte. Der Assiento **Alausi**, der, wie schon gesagt, der Hauptort in der andern Abtheilung ist, hat nicht viel Einwohner. Der Flecken **Ticsan**, der zu dieser Abtheilung gehöret, wurde durch ein Erdbeben zerstöret. Unter den vielen und verschiedenen Bergarten, womit der Bezirk von Cuenca gesegnet ist, sind die Gold- und Silberadern nicht die geringsten. Der Ruf hievon ist so groß, daß man, zum Beweise des vielen Goldes und Silbers, welches hier unter der Erde gefunden werden soll, noch alle mögliche Hochachtung für diese Berge hegt.

Das

Das Corregimient Loja ist auf dieser Seite das letzte unter denen, welche unter die Audienzia Quito gehören. Der Hauptort darinnen ist eine Stadt vom ersten Range, gleiches Namens. In Ansehung ihrer Größe, ihrer Gebäude und ihrer Einrichtung ist sie von der Stadt Cuenca nicht viel unterschieden. Die Witterung ist aber hier und in dem ganzen dazu gehörigen Bezirke wärmer, als dort.

Loja. Es gehören vierzehn Flecken darunter. In der Stadt findet man, außer der Hauptkirche, noch eine Pfarrkirche, Mönchs- und Nonnenklöster, ein Jesuitercollegium und ein Hospital. In dieser Gegend wächst die allgemein bekannte **Fieberrinde**, die in Fiebern, auch in Europa, manchen heilsamen Nutzen gewähret. Der Baum, woran sie wächst, ist nicht groß. Ordentlich ist er von der Wurzel bis an den Wipfel ungefähr drittehalb Toisen hoch; der Stamm und die Aeste haben eine Dicke, welche sich zu dieser Höhe gleichförmig verhält. Man findet hierinnen einigen Unterschied, und die Güte der Fieberrinde richtet sich nach der Art des Baumes. Von den größten Bäumen bekommt man nicht die beste Rinde. Will man die Rinde haben, so hauet man den Baum um, schneidet die Rinde auf, schälet sie von dem Stamme ab, und läßt sie trocknen. Man findet große und dicke Wälder von diesen Bäumen. Dieser Bezirk hat auch den Vorzug, daß hier die **Cochenille** oder Scharlachbeere wächst; allein die Einwohner geben sich mit der Einsammlung wenig oder gar nicht ab, und sie bauen nur so viel, als sie zum eigenen Gebrauche nöthig haben.

Die Anzahl der Einwohner in Loja beträgt etliche Tausend, wiewohl sie ehedem weit ansehnlicher gewesen ist; sie nähren sich von der Verfertigung vortrefflicher

licher Teppiche und vom Handel mit Rindvieh und Mauleseln. Die kleine Stadt **Zaruma**, unter deren Gerichtsbarkeit die Goldbergwerke gehören, ist jetzt ihrem ersten guten Zustande sehr unähnlich geworden, und befaßt kaum etliche tausend Seelen: die spanischen Familien verließen diesen Ort und giengen nach Loja, und der schlechte Gewinn aus den Bergwerken gab hierzu die Veranlassung; daher kommt es, daß Zaruma jetzt kaum den Schatten seiner ehemaligen Größe mehr hat.

Unter den **Statthalterschaften**, welche noch zu der Provinz **Quito** gehören, verstehet man noch diejenigen Orte, wo die Schlüsse und Verordnungen der gedachten Audienzia eben so viel gelten, als in den Corregimientern. Beyde zusammen machen die weitläuftige Gerichtsbarkeit dieser Audienzia aus, und eben daraus besteht die große Landschaft Quito. Es ist hier zwar etwas Gemeines, daß man jede Statthalterschaft, ein jegliches Corregimient, ja auch die Unterstatthalterschaften und Partidos, worein jene wiederum eingetheilet werden, Provinzen zu nennen pfleget; wir wollen aber der gemeinen Meinung nicht folgen, denn in der That hat dieselbe keinen andern Grund, als daß ehemals verschiedene Völker in diesen Landschaften gewohnt haben, und jedes davon in den alten Zeiten seinen besondern Herrn oder **Curaken** gehabt hat. Diese Curaken waren damals unumschränkte Herren, bis diese Flecken von den Yncas oder Kaisern unter das Joch gebracht, und gezwungen wurden, Gesetze von ihnen anzunehmen; dennoch behielten diese Curaken die herrschaftlichen Rechte, die auf sie fortgeerbt waren, und mit der höchsten Gewalt des Kaisers bestehen konnten. Da nun jetzt alle diese Flecken unter einem einzigen Gerichte stehen, demselben gehorchen, und dieses, im Namen

des

des Fürsten, die Gerechtigkeit daselbst verwaltet, so sind diese Herrschaften nunmehr mit einander vereiniget, und machen nur eine einzige Provinz aus; die Statthalterschaften, die in Rechtssachen unter der Audienzia Quito stehen, müssen also als ein Theil der darunter gehörigen Provinzen angesehen werden.

Die Statthalterschaft Popayan.

Die erste Statthalterschaft, die zu der Provinz Quito gehöret, und gegen Norden die Gränze derselben ausmacht, ist **Popayan**; doch gehört sie nicht ganz unter Quito, sondern ist in zwey Gerichtsbarkeiten eingetheilet. Der nördliche und östliche Theil gehört unter die Audienzia Santa Fe, oder zu dem neuen Königreiche **Granada**; der südliche und westliche Theil aber gehört zu Quito. Die Eroberung des ganzen Landes geschah durch den berühmten Belalcazar, welcher die Provinz Quito regierte: und die Nachricht, daß gegen Norden nicht weniger große und reiche Landschaften lägen, machte, daß er im Jahr 1536 mit einer großen Anzahl Spanier diese Landschaften eroberte. Er legte das Jahr darauf den Grund zur ersten Stadt, welche noch jetzt den Namen Popayan führet, und die Hauptstadt in der ganzen Statthalterschaft ist. Dasselbe that er auch, als er nach **Cali** kam, und bauete eine Stadt, die aber jetzt auf einem andern Platze liegt. Die erste liegt auf einer geräumigen Ebene; an ihrer östlichen Seite liegt ein Berg, mit Namen Em, auf welchem ein Bach entspringt, der durch die Stadt fließt. Dieser Berg ist von mittelmäßiger Höhe, und mit sehr schönen und anmuthigen Gebüschen bewachsen. Die Stadt hat eine mittelmäßige Größe, die Gassen sind breit, gerade und eben. Die Mauern der Häuser sind von ungebrannten Ziegeln aufgeführet, und sind eben so eingerichtet, als wie zu Quito. Man findet hier eine Hauptkirche, die im J. 1547

zu

zu einer bischöflichen gemacht wurde; außerdem sind noch viele Klöster hier befindlich. Zwischen den Einwohnern in Popayan und Quito bemerkt man einigen Unterschied in Ansehung der vermischten Geschlechter. In Quito und in den übrigen Städten bestehen die meisten Einwohner aus solchen Personen, die aus einer Vermischung der Spanier mit den Indianern gezeuget worden sind. In Popayan hingegen, wo viele Negern gefunden werden, wie in Cartagena und an andern Orten, bestehet der größte Theil der gemeinen Einwohner aus solchen, welche von einer Vermischung der Weißen und Negern herkommen; von Indianern aber findet man nur sehr wenige. Die Anzahl aller Einwohner zusammen rechnet man auf zwanzigtausend. Der Statthalter hat seine beständige Wohnung in Popayan, und die geistliche Obrigkeit bestehet aus dem Bischofe; das Inquisitionsgerichte zu Cartagena, dessen Gerichtsbarkeit sich bis nach Popayan erstrecket, ernennet hier einen Commissarius. Die Gränzen dieser Statthalterschaft erstrecken sich gegen Süden bis an den Fluß Mayo, und hier gränzt sie mit dem Corregimiente der kleinen Stadt S. Miguel de Ibarra. Gegen Norden endiget sie sich mit der Provinz Antiochia; dieses ist die letzte, welche darunter gerechnet wird, und stößt an die zu S. Fe gehörigen Landschaften. Weiter gegen Norden zu gränzt sie mit denen Ländereyen, die unter Cartagena gehören; gegen Westen hatte zwar Popayan ehemals keine andere Gränzen, als die Südsee, jetzo aber sind dieselben durch die neue Statthalterschaft Choco eingeschränkt worden, und gehen nur da bis an das Meer, wo das Gebiet von Barbacoas ist; gegen Osten erstreckt sich Popayan bis an die Quellen des Flusses Caqueta, welches auch, wie man glaubt, die Quellen der beyden Flüsse Orinoco und Negro sind.

Die

Die eigentliche Größe dieser Statthalterschaft ist ungefähr achtzig Meilen lang und fast eben so breit. Da nun der Umfang derselben so groß ist, und sie viele große und kleine bewohnte Plätze in sich begreift, so wird sie deshalb in verschiedene andere Partidos oder besondere Landschaften eingetheilet, wozu der Oberstatthalter gewisse Unterstatthalter ernennet. Unter die Statthalterschaft Popayan gehören folgende Plätze, als: **Santjago de Cali, S. Fe de Antioquia, die vier Städte vom ersten Range, Timana, Guadalojara de Buga, S. Sebastian de la Plata, Almaguer, Coloto, S. Juan de Pasto, El Raposo, Barbacoas.** Ein jeder von diesen Bezirken bestehet, außer dem Hauptorte, noch aus verschiedenen andern volkreichen Plätzen.

Die Witterung in dem Gebiete dieser Statthalterschaft ist in allem derjenigen gleich, welche bereits in den Nachrichten von den übrigen Theilen der Provinz Quito beschrieben worden ist. Manche Gegenden sind kalt, andere warm, und in einigen herrscht ein ewiger Frühling. Dieses letzte Vorrecht hat besonders die Stadt Popayan zu genießen. Auch von der Fruchtbarkeit des Bodens muß man dasselbe sagen. Hier wachsen allerhand Gesäme und Früchte, nachdem es die Beschaffenheit der Gegend zuläßt. Auf den Landgütern wird viel Vieh von allerhand Gattungen gezogen. Nur verspüret man hier auch öftere und schrecklichere Erdbeben, als zu Quito, wovon das letzte im Jahr 1735 die Stadt Popayan, zum großen Nachtheil der Einwohner, erfahren hat. In den Thälern wird ein besonderes Ungeziefer gefunden, das durch seinen durchdringenden Gift vielen Schaden anrichtet. Es hat einigermaßen die Gestalt einer Spinne, nur sehr klein, und wird **Coya** genannt. Unter die Pflanzen in hiesiger Gegend gehöret

höret erstens die Cuca, ein Kraut, welches von den Indianern sehr hochgeachtet wird; es ist eigentlich nichts anders, als was man in Ostindien unter dem Namen Betel kennet. Weil die Stadt Popayan der Ort ist, wo alle Waaren durchgeführet werden, die in die benachbarten Provinzen gehen, so halten sich auch hier die reichsten Personen auf.

Die Statthalterschaft Aracames liegt auf der westlichen Seite der westlichen Cordillera des Andensgebirges. Sie gränzt auf eben der Seite mit den Corregimientern Quito und S. Miguel de Ibarra, gegen Norden mit Barbacoas, gegen Westen mit der Südsee und gegen Süden mit dem Gebiete von Guayaquil. Dieses Land, welches die Statthalterschaft in sich begreift, war sonst unangebauet, und, wo nicht gänzlich, doch größtentheils unbekannt. Seitdem Belalcazar dasselbe erobert hatte, suchte man es nicht weiter zu bevölkern, weil die Spanier sich mit andern Eroberungen beschäftigten, theils weil ihnen dieses Land zu einer Niederlassung nicht so geschickt zu seyn schien, als das Gebirge, theils auch, weil sie dafür hielten, daß sie hier nicht bequem würden leben können, und daß man aus diesem Lande nicht so viel Nutzen ziehen könnte, welcher zureichend wäre, die schlimme Witterung, die Landplagen und Stürme zu ersetzen. Man schickte zwar aus Quito Missionaren hin, das Christenthum zu predigen; allein das Land blieb dabey unangebauet, und die Einwohner roh und ungesittet. Aracames blieb also viele Jahre lang verabsäumet. Indeß dachte man doch endlich daran, Wohnplätze hieselbst anzulegen, damit man die Handlung zwischen Quito und Terra Firma erleichtern könnte. Im Jahr 1747 wurde diese Statthalterschaft auf einen bessern Fuß gesetzt, jedoch sind auch gegenwärtig noch ihre Plätze

Die Statthalterschaft Aracames.

klein und arm, wiewohl man gegen zwanzig Flecken in ihr zählet.

Die Statthalterschaft Quixos y Macas.

Auf der östlichen Seite der Cordilleras liegt die Statthalterschaft **Quixos y Macas**, und hat zwey Hauptabtheilungen: die eine davon ist **Quixos** gegen Norden, und die andere ist **Macas** gegen Süden; und in der Mitte liegt die Landschaft **los Canelos**. Der erste, der in diese Landschaft Quixos gekommen ist, sie entdeckt und besehen hat, war Diaz de Pineda, im J. 1536. Sebastian von Belalcazar schickte gewisse Personen von Popayan aus, daß sie den Lauf des großen Magdalenenflusses untersuchen sollten. Im Jahr 1559 kamen sie mit den Eroberungen zu Stande, und legten den Ort **Baeza**, als den Hauptplatz in der Statthalterschaft, an; hierauf folgten noch einige andere Städte und Plätze, die noch vorhanden sind, aber auch noch eben so klein und schlecht eingerichtet, als sie bey ihrem ersten Ursprunge waren.

Die Einwohner in den Städten und den dazu gehörigen Orten leben in beständiger Unruhe, und müssen in steter Bereitschaft stehen, wie sie ihr Leben und ihre Güter wider die häufigen Einfälle der Indianer vertheidigen wollen, die in den dasigen Gegenden herumschweifen. Diese Gefahr, nebst der übeln Witterung in hiesiger Gegend, macht, daß die Anzahl der Einwohner nicht zugenommen hat. Das Land ist sehr gebirgicht und mit dicken Gebüschen bedeckt. Es wächst hieselbst viel Zimmet, der aber nicht so gut als der ostindische ist, ob er ihm gleich im Aeußern ähnlich ist. Die übrigen Früchte sind gerade diejenigen, welche man in andern Ländern findet, wo solche Witterung herrscht.

Die Gränzen der andern Abtheilung, **Macas**, sind gegen Osten die Statthalterschaft Maynas, gegen

gen Süden Bracamoros, gegen Westen die Cordillera. Der vornehmste Ort führet den Namen von der Provinz. Sein Umfang ist so klein, daß man nur etwas über hundert Häuser in demselben zählet. Sie sind von Holz gebauet und mit Stroh gedeckt, man rechnet darinnen etliche hundert Einwohner, die meistens Mestizen sind, denn Spanier findet man nur wenige unter ihnen. Es gehören acht Flecken unter diese Statthalterschaft. Der Boden hier herum ist fruchtbar, und was man am meisten bauet, ist der Tabak.

Die Statthalterschaft Jaen.

Mit der Statthalterschaft **Jaen**, die auf Mancas folget, endiget sich das Gebiete von Quito auf der südlichen Seite. Im Jahr 1538 wurde die Gegend entdeckt und erobert, man legte Wohnplätze an, die noch jetzt bestehen, aber weit entfernt von guten Städten und Landgütern sind. **Jaen**, welches den Beynamen Bracamoros führet, weil verschiedene Oerter dazu gekommen sind, wurde 1549 von Polomino in dem Bezirke Chaca Inga erbauet, welcher zu der Provinz Chuquimayo gehöret. Hierinnen hat der Statthalter seinen Sitz. Die Stadt liegt an dem nördlichen Ufer des Flusses Chinchipe. Die Anzahl der Einwohner erstrecket sich auf drey- bis viertausend Seelen von allerley Geschlechtern und Alter, sie sind größtentheils Mestizen, die übrigen sind Indianer und Spanier. Die Witterung zu **Jaen** und in der ganzen Statthalterschaft ist wie in Quixos; die Landschaft ist nicht sehr fruchtbar, und dennoch ist sie seit der Eroberung wegen seiner Reichthümer berufen gewesen, und daß dieser Ruf gegründet gewesen ist, hat man an dem häufigen Golde gesehen, welches man daraus bekommen hat; sobald sich aber die Indianer empörten, nahmen diese Schätze auch ein Ende. Es wächst hier sehr viel Tabak und Baumwolle.

Die Statthalterschaft Maynas.

Die Statthalterschaften Popayan und Jaen de Bracamoros sind die Gränzen der Provinz Quito gegen Norden und Süden; Atacames gegen Westen und Maynas gegen Osten. So weit erstreckt sich die Gerichtsbarkeit der Audienzia. Maynas erstreckt sich gegen Osten zu, und folget unmittelbar auf die beyden Statthalterschaften Quixos und Jaen de Bracamoros, worinnen verschiedene Flüsse entspringen, die erstlich mit einem schnellen Strome einen großen Raum durchlaufen, sich hernach vereinigen und den Amazonenfluß ausmachen. Die anmuthigen Ufer dieses und vieler andern Flüsse, welche in den Amazonenfluß fallen, durchkreutzen die Statthalterschaft Maynas, und das Ende derselben, gegen Norden und Süden, ist so wenig bekannt, daß sie sich vielmehr in den Ländern der Ungläubigen verlieren, und keine weitere Spur von ihren Gränzen übrig lassen, als was man durch die Missionen der Jesuiten davon hat erfahren können, deren Sorgfalt und Wachsamkeit die geistliche Eroberung und Regierung der hier wohnenden Völker und Nationen überlassen ist. Gegen Osten stößt Maynas an die Landschaften der Portugiesen, und ihre wahre Gränze ist die merkwürdige Gränzscheidung oder Mittagslinie, welche zugleich die Herrschaft der Spanier und der Portugiesen von einander unterscheidet.

Die drey Namen des Flusses Maranjan, wodurch die Größe dieses Stromes angedeutet wird, sind folgende: der Maranjan, Amazonenfluß und Orellana; man kann aber von keinem mit Gewißheit sagen, daß er der erste gewesen sey, den der Strom geführet, ehe die Spanier ihn entdeckten. Man weiß auch nicht gewiß, wie ihn die Indianer genennet haben, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß sie ihm einen, manchmal auch wohl mehrere, Namen beygelegt

gelegt haben. Da nun verschiedene Nationen an seinem Ufer wohnten, so war es ganz natürlich, daß eine jede ihm einen besondern Namen beylegte, oder denjenigen beybehielt, den ihm eine andere Nation gegeben hatte. Allein die ersten Spanier, welche hierher gekommen sind, haben sich entweder nicht genugsam darum bekümmert, oder sind gleich damals durch die übrigen Namen, die man diesem Strome beylegte, in Verwirrung gesetzt worden, so daß das Andenken derselben in der Geschichte nirgends aufbehalten worden ist.

Auf die zu verschiedenen Zeiten unternommenen Entdeckungen dieses Stromes folgten die Eroberungen verschiedener Nationen, und hieher rechnen wir vorzüglich diejenigen spanischen Besitzungen, welche zu Peru gehören, weil wir von den übrigen portugiesischen schon an einem andern Orte geredet haben. **Don Diego Baca de Vega** erhielt die Statthalterschaft Maynas, und begab sich in diese Länder, weil er auf die Freundschaft der indianischen Maynas viel Rechnung machte. Er legte mit einiger Mannschaft aus seinem Hafen im Jahr 1634 den Grund zu der Stadt **S. Francisco de Borja**, und machte sie zur Hauptstadt in der ganzen Statthalterschaft. Die Missionen wurden hier immer zahlreicher, weil der gute Erfolg ihrer Bemühung zu Hülfe kam, und in kurzem wurden immer mehr und mehr Flecken errichtet, und die katholische Religion ausgebreiteter. Die oben erwähnte Hauptstadt kommt in allem der Statthalterschaft von Jaen gleich. Die Einwohner machen hier, ob sie schon aus Mestizen und Indianern bestehen, und der Statthalter in Maynas hier seinen Sitz hat, eine geringe Anzahl aus. Man findet vier und zwanzig Flecken, worinnen sich Mis-

sionen aufhalten, und außer diesen Flecken, welche schon seit langer Zeit angelegt worden sind, findet man noch andere, wozu man den Anfang gemacht hat. Ihre indianischen Einwohner sind von andern Nationen, und von denjenigen, welche wir beschrieben haben, unterschieden. Auch giebt es noch andere sehr zahlreiche Völker, die entweder an den Ufern der Flüsse, die in den Maranjan fallen, oder etwas weiter im Lande, wohnhaft sind. Sowohl von den letztern, als von den erstern, halten einige Umgang und Freundschaft mit den spanischen Missionarien und mit den christlichen Indianern in den Dörfern. Sie treiben sowohl mit diesen Gewerbe, als auch mit den Spaniern und Mestizen, die sich in Borja und Laguna niedergelassen haben.

In der ganzen Provinz Quito, von Norden gegen Süden zu, so weit wir ihre Corregimienter jetzt beschrieben haben, trifft man zwar keine wilden oder ungläubigen Indianer mehr an; allein nicht weit davon, an den Gränzen der Statthalterschaften Quixos, Macas, Jaen und Maynas, sind, wie schon gesagt worden ist, einige zu finden. Wenn man hier nur über die östliche Cordillera geht, so trifft man solche Indianer an, und siehet an vielen Orten den Rauch von dem Feuer, welches sie anzünden, wenn man in einer gewissen Höhe auf der Cordillera steht. Dergleichen siehet man noch häufig hinter dem Flecken Cayambe bis S. Miguel. In dem Flecken Mira haben sich zuweilen plötzlich solche Indianer eingefunden, sind aber auch eben so schnell wieder zurückgekehrt. Einige in den Corregimientern verlassen auch zuweilen ihre Wohnungen, und gesellen sich zu jenen, deren ganze Beschäftigung im Jagen bestehet.

Die

B. Die Provinz Lima.

Die zwote große Provinz Lima liegt im Thallande, und hierunter begreift man alles dasjenige, was in dem langen Raume an dem Südmeer zwischen Tumlez bis an die Gebirge hingeht. Ehe wir etwas von der natürlichen Beschaffenheit dieses großen Landstriches sagen können, müssen wir zuvor wiederholen, daß die Veränderungen des Klima in den Provinzen sehr auffallend von einander abweichen, und fast eine ganz eigene Witterung im Thallande herrscht, als man in den übrigen Gegenden findet. Der Frühling fängt in Lima kurz vor dem Ende des Jahres an, das heißt, zu Anfange des Christmonats. Hierauf folgt der Sommer, der zwar sehr warm, aber doch nicht unmäßig heiß ist, denn die Hitze wird durch die beständigen Südwinde gemäßiget. Im Brachmonate fängt sich der Winter an, alsdann pflegen die Südwinde am heftigsten zu wehen, und die durchdringende dünne Luft verursachet eine empfindliche rauhe Witterung. Dicke Nebel und Wolken verdecken den sonst heitern Himmel; nur in den peruanischen Thälern ist es etwas besonders, daß es daselbst in einigen niemals regnet, oder daß sich die Wolken niemals in einen ordentlichen Regen auflösen. Auch in Lima regnet es nicht ordentlich, und die ganze Gegend ist den Ungewittern und Sturmwinden weit weniger ausgesetzt, als andere. Hingegen das, was hier etwas Seltenes ist, als nämlich Regen, Blitz und Donner, pfleget dreyßig Meilen nach Osten, oder in einer noch geringern Entfernung, etwas sehr Gemeines zu seyn.

Unter den Unannehmlichkeiten, welche Lima nicht vermeiden kann, ist die überaus große Menge Ungeziefer die größte, und alle Sorgfalt ist noch vergeb-

lich gewesen, sich für den Flöhen, Mücken und Wanzen zu schützen. Zu dieser Unannehmlichkeit kommt noch die große Gefahr, der man wegen der Erdbeben ausgesetzt ist. Das Land ist dazu so geneigt, daß die Einwohner wegen dieses Unglücks in steter Furcht leben müssen; denn sie kommen so plötzlich und so oft hinter einander, daß die Erschütterung, mit welcher sich die Erde bewegt, die Einwohner überfällt, ohne das geringste vorhergegangene Zeichen entdecken zu können. Die Stadt Lima hat solche traurige Verwüstungen schon zu verschiedenen Malen erfahren. Zuweilen gehen auch Vorboten dieses Unglücks vorher, als ein anhaltendes starkes Geräusch in den verborgenen Höhlen der Erde; doch kaum eine Minute darauf erfolget der Stoß. Beym ersten Verspüren gerathen sogar die Thiere in eine sichtbare Angst, und die Menschen verlassen ihre Häuser, und begeben sich auf die Gassen. Die wiederholten Ausbrüche sind unzählig, und nur seit der Eroberung der Spanier hat man ihrer mehr als zwanzig verspüret, unter welchen einige in diesem Jahrhunderte sehr entsetzlich gewesen sind, und längst der ganzen Küste, an vielen Gegenden und Orten, die erschrecklichsten Verwüstungen angerichtet haben, welche in den großen Gebirgen von Südamerika ihren Ursprung nehmen.

Was die Fruchtbarkeit hiesiger Gegenden anbetrifft, sollte man glauben, daß man ein Land, wo es selten regnet, für ganz unfruchtbar halten sollte; und dennoch bringt es Früchte hervor, daß es auch die allerfruchtbarsten Länder nicht darum beneiden darf. Es wachsen hier allerhand Arten Getreide und alle Gattungen von Früchten, die man nur wünschen kann. Zur Erlangung dieser Vortheile trägt der Fleiß der Einwohner nicht wenig bey, und die

Kunst

Kunst ersetzt dasjenige, was dem Boden an Regen abgehet; dergestalt wird das Land so fruchtbar, daß die Menge und der Ueberfluß der Früchte Bewunderung erregt.

Seit der Zeit der Yncae gehörte, wie schon gesagt worden ist, dieses mit unter die Landesverbesserung, daß man überall Wasserleitungen anlegte, damit das Wasser aus den Flüssen das Land so weit befeuchten könne, als man es zu leiten vermögend war. Diese Arbeiten und Gebäude haben noch bis auf unsere Zeiten fortgedauert, und man findet einige davon noch in ihrer ersten Ordnung. In den gegenwärtigen Zeiten wässert man damit die Weizen- und Gerstenfelder, die zu Pferdeweiden bestimmten Wiesen, die großen Zuckerpflanzungen und verschiedene Oele, Wein und Obstgärten. Vor dem Erdbeben 1687, wodurch die Stadt Lima so viel erduldete, wurde in diesem ganzen Lande sehr viel Weizen und Gerste gebauet, und man hatte nicht nöthig, Getreide von fremden Orten einzuführen; nach dem Erdbeben aber wurde das Erdreich dermaßen verändert, daß der Weizen bald nach seiner Aussaat verwesete, welches man den vielen Schwefel- und Salpetertheilchen, die sich hier befanden, zuschrieb. Man bauete nachher Klee, Zuckerrohr und andere Dinge darauf, bey welchen der Verlust nicht so groß ausfiel. Die meisten Felder um Lima herum werden mit burgundischem Heue, einer Art von Klee, besäet, denn man bedarf desselben eine erstaunliche Menge, weil alles Zugvieh und alle Lastthiere damit gefüttert werden. Nicht nur die Maulesel, deren man sich zu den Kutschen und zu der Handlung von Callao nach Lima und auf allen Landgütern bedienet, sondern auch die Pferde, die man zum Reiten hält, werden damit

gefüttert. Die Anzahl dieser letztern kann nicht bestimmt werden; man kann aber leicht urtheilen, was für eine große Menge davon vorhanden seyn müsse, wenn man erwäget, daß alle Personen, die Vermögen genug besitzen, ohne Unterschied des Standes dergleichen Thiere halten.

Auf andern Plätzen findet man die übrigen Gattungen von Gesämen und Pflanzen, wovon schon gedacht worden ist: das Zuckerrohr, woraus vortrefflicher Zucker gesotten wird, verdienet auch nicht den letzten Platz. Alle solche Felder und Landgüter werden von leibeigenen Negern besorget, welche von den Besitzern derselben nur dazu gehalten werden. Eben dieses geschiehet auch auf den andern Gütern im Thallande, die einigermaßen einträglich sind. Die Oelbäume wachsen hier so dicht und so häufig beysammen, daß sie dicke Wälder zu seyn scheinen. Das Obst ist vortrefflich, eben so alle Gartenfrüchte, Weintrauben und dergleichen.

Die große Menge unterirdischer Wasser trägt sehr viel zur Fruchtbarkeit des Bodens bey, sonderlich genießen die großen Pflanzungen einen herrlichen Vortheil davon. In den Bezirken von Chancay, wie auch an andern Orten auf den Küsten von Peru, dünget man die Felder mit dem Kothe der Seevögel, und überall weiß man die Geschenke der Erde durch Kunst und Klugheit noch reichhaltiger zu machen. Man trifft in den hiesigen Gegenden nicht nur Obstgärten, Lustgärten und Getreidefelder an, wodurch die Gegend zur gehörigen Zeit munter und anmuthig gemacht wird, und wo sich die Kunst durch die Anbauung bemüht, das Wachsthum der Früchte zu befördern; sondern man findet hier auch Gegenden, wo die Natur allein arbeitet, Pflanzen und

Früchte

Früchte hervorzubringen, und dadurch ohne fremde Hülfe sowohl den Einwohnern Vergnügen, als dem Viehe überflüssiges Futter schafft; denn die Berge S. Christoph und Amancaes laden durch ihren grünen Putz und durch die Mannigfaltigkeit der Blumen, womit sie sich im Frühlinge schmücken, die Einwohner aus der Stadt ein. Die benachbarten Gegenden, bis auf sechs oder acht Meilen, gewähren eben dasselbe Vergnügen. Der gedachte Berg Amancaes hat seinen Namen von einer Blume, welche sich auf ihm erzeuget. Diese Blume ist gelblicht, und hat die Gestalt einer Glockenblume; es gehen an ihr vier Blätter in die Höhe, die oben spitzig zugehen; die Farbe ist sehr lebhaft, die Blume hat aber keinen Geruch, und wird nur ihres äußern Ansehens halber hochgeachtet.

Lima.

Den Glanz der Hauptstadt des Königreiches in vollkommenem Lichte darstellen wollen, hieße, den beklagenswerthen Verfall seiner prächtigen Tempel, Palläste und Merkwürdigkeiten beschreiben, und wie sie durch erschreckliche Erdbeben aller dieser Kostbarkeiten beraubt wurde, die sie in ganz Amerika verherrlichte. Sie ist nun ihr eigenes Grabmal, indem sie durch die Erschütterung am 28sten des Weinmonats 1746, wovon ihr ganzer Grund bebte, zerstört worden ist; die prächtigen Thürme und Spitzen, die sich am meisten erhoben, sind jetzt niedrige Grundstücke, und dasjenige, was zuvor schön und groß war, verwandelte sich in Gräber. Wir werden jedoch von dieser seltenen Stadt etwas umständlicher sprechen, die, ob sie sich gleich vielleicht niemals wieder auf ihre Höhe schwingen wird, dennoch etwas an jenem Schaden ausgebessert hat.

Der

Der Grund zu der Stadt Lima wurde im Jahr 1535 von Don Francisco Pizarro gelegt; sie liegt in dem geräumigen und anmuthigen Thale Rimac, welches der eigentliche Name nicht nur der Gegend, sondern auch der Stadt ist. Er hat seinen Ursprung von einem Götzenbilde, dem die hiesigen Indianer und die Yncae geopfert haben. Die Lage der Stadt ist eine von den vortheilhaftesten, die man sich nur einbilden kann, denn sie liegt mitten auf dem so geraumen Thale, nur gegen Norden, doch in einer ziemlichen Weite, stößt die Cordillera des Andensgebirges daran. Unmittelbar an der Stadt hin, und zwar auf der nördlichen Seite, strömt ein Fluß, der den Namen Amancas führet; wenn kein Wasser von den Gebirgen herunter kommt, so kann man zwar leicht hindurch waden, wenn er aber anschwillt, so breitet er sich ziemlich stark aus, und alsdann ist solches sowohl wegen der Heftigkeit seines Stroms, als auch wegen seiner Tiefe nicht möglich. Es gehet eine sehr schöne Brücke darüber, und zu Ende derselben findet man einen prächtigen Bogen. Durch diesen Bogen gehet man in die Stadt, und auf den nicht weit davon befindlichen großen Markt, welcher viereckigt, sehr geraum, und mit prächtigen Gebäuden umgeben ist, wahrscheinlich aber jetzt traurig aussehen mag. In der Mitte war ein prächtiger Brunnen, der nicht weniger wegen seiner Größe und Schönheit merkwürdig war, als wegen einer herrlichen Bildsäule, welche die Fama vorstellte. Der ganze Brunnen, nebst vier andern Wasserleitungen, war vom Erzte. Auf der östlichen Seite des Marktes war die Cathedralkirche und der erzbischöfliche Pallast, welcher so hoch gebauet war, daß er für allen Häusern der Stadt hervorragte. Das Innere und Aeußere sprach von Kunst und Werth, das seinem

nem Besitzer und den Erfindern Ehre machte. Auf der nördlichen Seite war der Pallast des Unterkönniges, ehedem ein prächtiges Gebäude; allein schon 1687 stürzte ein großer Theil davon ein, und ist jetzt nur in ein Stockwerk verwandelt worden, worin bis jetzt der Unterkönig mit seiner Familie wohnet. Nicht weit davon stehet das Rathhaus und andere große und kleine Privatgebäude.

Die ganze Stadt hat eine dreyeckichte Gestalt, die untere oder größte Seite geht an dem Ufer des Flusses hin, welches Zweydrittel einer spanischen Meile beträgt. Sie ist um und um mit einer Mauer von gebackenen Steinen umgeben, die Stadt sollte dadurch nur eingeschlossen und wider irgend einen plötzlichen Einfall der Indianer gesichert werden. So weit sie sich erstrecket, hat sie sieben Thore und drey Pförtchen. Auf der andern Seite des Flusses, der Stadt gegen über, findet man eine Vorstadt, mit Namen S. Lazaro, die ebenfalls sehr geräumig ist, und in wenig Jahren an Größe zugenommen hat. Alle Straßen, sowohl hier, als auch in der Stadt, sind ziemlich breit, gerade und durchkreutzen sich. Die Stadt wird in fünf Kirchspiele eingetheilet, die Zahl der Kirchen und Klöster aber alle anzuführen, ist nicht möglich; wir können nur so viel sagen, daß ihrer sehr viele sind, und daß alle Kirchen, sowohl die Pfarrkirchen als Klosterkirchen und Kapellen, groß, steinern, und mit sehr vielen Kostbarkeiten ausgeschmücket sind.

Hier haben die Unterkönige von Peru ihren beständigen Sitz. Die Regierung eines solchen Unterkönniges ist eigentlich nur auf drey Jahre gesetzt; allein sie kann auch zuweilen etwas verlängert werden. Er hat die höchste Gewalt im

ganzen

ganzen Königreiche, und seine Macht ist so groß, daß die Einwohner eben so viel Vertrauen und eben so viel Ehrerbietung gegen ihn hegen, als gegen den eigentlichen Landesherrn. In allen Angelegenheiten, welche den Staat, das Kriegswesen, die bürgerlichen und peinlichen Sachen und die königliche Steuer betreffen, ist seine Macht uneingeschränkt. Er regieret, wie es ihm beliebet, und er regieret über alles. Darzu bedienet er sich der verschiedenen Gerichte, in denen allen er das Oberhaupt ist. Wenn man ausnimmt, daß der Unterkönig kein unumschränkter Fürst, und nicht der eigentliche Landesherr ist; so muß man sagen, daß mit dieser Würde die größte Majestät verbunden ist, und alle dabey vorkommenden Gebräuche sind seiner Hoheit und dem Namen eines Königes gemäß.

Zur Bewachung seiner Person und zur Erhaltung seines Ansehens hält er zwey Compagnien Soldaten; die eine bestehet aus hundert und sechzig Reutern, welche blau gekleidet, mit scharlachrothen Aufschlägen und silbernen Tressen, auch silbernen Patrontaschen, ein gutes Ansehen haben. Diese Soldaten besorgen die Wache an dem Hauptthore des Pallastes. Allemal, wenn der Unterkönig ausgeht, begleiten ihn vier Trommelschläger davon, und eben so viel gehen hinter ihm her. Die andere Compagnie bestehet aus Hellebardierern von funfzig Mann Spaniern; ihre Kleidung ist blau mit karmesinrothen sammetnen Aufschlägen und Westen und goldenen Galonen. Sie stehen an der Saalthüre Wache, wo man in den öffentlichen Verhörsaal und in das Proviantmazin geht. Diese folgen allemal der Person des Unterköniges, wenn er ausgehet, oder sich in eins von den Gerichten begiebt. Ueber dieses

findet

findet man noch eine andere Wache in dem innern Raume des Pallastes, und diese bestehet aus einer Compagnie Fußvolk, welche von der Besatzung des Platzes genommen wird. Sie bestehet aus hundert Mann, einem Hauptmanne, einem Lieutenant und einem Unterlieutenant.

Der Unterkönig wohnet nicht nur den öffentlichen Berathschlagungen, den königlichen Steuerversammlungen und dem Kriegesrathe bey, sondern er ertheilet auch täglich allen Gattungen von Leuten öffentlich Gehör. Zu diesem Ende hat er in seinem Pallaste drey prächtige große Säle. In dem äußersten, der mit den Bildnissen aller Unterkönige ausgezieret ist, pfleget er den Indianern und denen von gemischten Geschlechtern Gehör zu ertheilen; in dem andern den Spaniern; und in dem dritten, wo die Bildnisse der regierenden Könige und Königinnen unter einem kostbaren Thronhimmel stehen, denjenigen vornehmen Frauen, welche mit ihm insgeheim reden wollen.

Diejenigen Befehle, welche die Regierungsangelegenheiten betreffen, werden in einer Regierungssecretorey ausgefertiget. In derselben befindet sich einer unter dem Namen eines Beysitzers, den der Unterkönig aus eigner Macht ernennet. Hier werden diejenigen Befehle ausgefertiget, die in dem ganzen Gebiete des Unterkönigs als Corregidoren angenommen werden sollen. Dasjenige, was Rechtssachen und Streithändel angehet, wird in der Audiencia entschieden. In derselben erhält man die endliche Entscheidung, und man kann sich von hier auf den höchsten Rath von Indien berufen, außer, wenn die Ungerechtigkeit offenbar ist. Die Audiencia, welche unter denjenigen Gerichten, die man zu

Lima

Lima findet, das vornehmste ist, bestehet aus acht ordentlichen Oydoren und einem Fiscale für bürgerliche Sachen. Die Audiencia versammlet sich auf drey Sälen, die in dem Pallaste des Unterköniges darzu bestimmt sind. Auf die Audiencia folgt die Rechnungskammer. Diese bestehet aus einem Regenten, welcher den Vorsitz hat, fünf Obercontadoren, zwey Resultanten und zwey Ordinadoren. In diesem Gerichte werden die Rechnungen aller Corregidoren, welche die Einnahme der Steuern und Abgaben zu besorgen gehabt haben, durchgesehen, beurtheilet und geschlossen. Endlich findet man hier das Tribunal oder Gericht der königlichen Cassen, oder die königliche Schatzkammer. Die Stadtobrigkeit bestehet aus Regidoren oder Rathsherren, einem Alferez Real oder Fähndrich, und zween Alcalden oder Stadtrichtern. Diese Personen werden aus dem vornehmsten Adel genommen. Hierunter gehört die Verwaltung der Güter der Stadt, oder die öconomische Regierung und die ordentliche Handhabung der Gerechtigkeit. Den Vorsitz haben die beyden ordentlichen Alcalden oder Bürgemeister; diese wechseln alle Monate ab, nach der Ordnung, wie sie ihre Stimmen geben, denn diese Stadt hat in Ansehung dessen das besondere Vorrecht, daß die Gerichtsbarkeit ihres Corregidors sich nur auf die Indianer erstrecket. Auch findet man hier eine Casse für die Güter der Verstorbenen. Die Handlung hat ebenfalls ein Gericht, welches Consultado genennet wird. An dieses Gericht müssen sich alle diejenigen wenden, welche in das Handlungsregister eingezeichnet sind. Aus den hier Eingezeichneten werden die Beamten erwählet. Die Stadt hat auch einen Corregidor, dessen Gerichtsbarkeit sich über alle Indianer erstrecket, die sowohl in der Stadt selbst, als

als fünf Meilen um dieselben herum, wohnen. Die vornehmsten Flecken, die unter ihm stehen, sind: Surco Los Chorillos, Miraflores, la Magdalena, Lurigancho, Late, Pachacama und Lurni. Hierzu kommen noch diejenigen, die in den beyden Vorstädten des Hafens Callao wohnen, welche das alte und neue Pitigiti genennet werden. Sonst vor der Eroberung und auch noch zur Zeit derselben befand sich in diesem Thale eine sehr große Menge von Indianer, jetzo aber trifft man nur die wenigen vorhin gedachten Flecken an. In allen denselben finden sich auch nur zween Caziken, nämlich zu Miraflores und zu Surco, sie leben aber in so schlechten Umständen, daß sie sich gezwungen sehen, zu Lima einige Instrumente spielen zu lernen, damit sie dadurch nur ihren nothdürftigen Unterhalt erwerben mögen. Das Domcapitel, dessen Oberhaupt der Erzbischof ist, bestehet aus fünf Dignitäten, oder vornehmen Geistlichen. Das Inquisitionsgerichte bestehet aus zween Inquisitoren und einem Fiscal. Das Gericht der Kreutzzüge bestehet aus einem Commissarius und einem Schatzmeister und andern Beamten. Endlich findet man in der Stadt auch eine Münze, wo Gold und Silber gepräget wird, auch diese hat ihre besondern Beamten.

Die öffentlichen Schulen in dieser Stadt, welche theils zur Universität, theils zu den Collegien gehören, können mit Werkstädten verglichen werden, wo der Verstand geübt wird. Die hiesigen Einwohner fangen hier an, sich in den Wissenschaften hervorzuthun, und die vornehmste unter diesen Schulen ist die Universität zum heiligen Marcus. Das Gebäude der Universität hat nicht nur von außen ein großes Ansehen, sondern es ist auch von innen alles prächtig.

Aus allem demjenigen, was hier von Lima gesagt worden ist, erhellet, daß diese Stadt nicht nur in ihrem Umfange sehr geraum, in Ansehung ihrer schönen Gebäude, die sie enthält, prächtig, und als der Sitz des Unterköniges und der vornehmsten Gerichte, mit Recht das Haupt des ganzen Reiches zu nennen ist, sondern daß sie auch in Ansehung der fleißigen Ausübung der Wissenschaften vor den übrigen Städten einen großen Vorzug hat. Ja es scheint, daß die Verstandeskräfte der hiesigen Einwohner, durch den natürlichen Vorzug der reinen Himmelsluft, recht fein gemacht worden. Man darf sich also nur die ganze Größe dieser Stadt im Zusammenhange recht vorstellen, wenn man überführet werden will, daß ihr in dem jetzt beschriebenen Vorzuge derselben andere Städte, die ihr sonst den Vorrang zugestehen, noch weniger, als in andern Dingen, gleich kommen können. Wir haben schon gesagt, daß die hiesigen Kirchen mit vieler Pracht ausgeschmückt sind; auf gleiche Weise thun sich auch die Einwohner bey öffentlichen Feyerlichen durch eine Pracht hervor, die ihren Wohlstand und ihre Eitelkeit anzeigen. Eine von den größten Feyerlichkeiten in ganz Indien, wobey die Einwohner ihren Reichthum vornehmlich zeigen, ist der Einzug des Unterköniges, der dieses Land regieret. Der Adel und die vornehmsten Personen erscheinen alsdann auf das prächtigste in ihren Kutschen, und prangen in kostbaren Kleidern. Der Einzug des Unterköniges ist in allen Stücken sonderbar und merkwürdig, wovon wir etwas umständlicher sprechen wollen.

Sobald der Unterkönig in dem Hafen Payta ans Land gestiegen ist, welcher zweyhundert und vier Seemeilen von Lima abliegt; so schickt er eine Person ab, die

die bald von höherm, bald von niedrigem Stande ist, oder jemanden aus seinem Gefolge, oder sonst auch eine Privatperson. Wenn der Abgesandte zu Lima angelangt ist; so sendet der bisherige Unterkönig im Gegentheil einen Chasqui oder Läufer ab, um den neuankommenden Unterkönig zu bewillkommen. Wenn er den Abgesandten beurlaubet; so beschenkt er ihn mit kostbaren Kleinodien, und begnadiget ihn mit einem oder zween Corregimienten von denjenigen, welche zu dieser Zeit offen sind. Hierauf empfängt der Corregidor zu Piura den Unterkönig in dem Hafen Payta. Man hat schon Sänften in Bereitschaft, die zu Fortbringung seiner Person und seiner Angehörigen erforderlich sind, und sowohl damit, als auch mit Mauleseln, versiehet er den Unterkönig bis an die Gränzen des nächstfolgenden Corregimients. In den unbewohnten Gegenden, wo stille gehalten wird, läßt er Hütten von Baumästen aufrichten, und bezahlet alle Unkosten, die zu der Reise erfordert werden, bis ihn der folgende Corregidor von dieser Pflicht erlediget.

Wenn endlich der neue Unterkönig nach Lima angelanget ist; so geht er sogleich, ohne sich irgendwo aufzuhalten, gerade durch die Stadt, nach den Hafen Callao, der drittehalb Meilen von der Stadt abliegt. Hier wird er von einem von den ordentlichen Alcalden zu Lima, der ausdrücklich dazu ernennet ist, und von den Kriegesbedienten empfangen. Diese huldigen ihm, und bewirthen ihn in dem Pallaste des Unterkönig es. Den folgenden Tag nimmt er die Glückwünsche von den geistlichen und weltlichen Gerichten an, und zwar unter einem Thronhimmel. Den Anfang zu dieser feyerlichen Handlung machet die Audienzia, darauf folgen die Rechnungskammern, das Domcapitel, der Stadtrath und das Handelsgerichte.

Nachher kommen die Inquisitoren, das Gericht der Kreutzzüge, die Aebte der Klöster, die Collegia und andere vornehme Personen. An diesem Tage läßt der Alcalde eine prächtige Mahlzeit für ihn zurichten, und die Oydoren sitzen mit zur Tafel. Seine Angehörigen werden von den vornehmsten Personen bedienet, und Abends wird ein Lustspiel vorgestellet. Alles vornehme Frauenzimmer und andre Frauenspersonen haben alsdann die Freyheit, sich dabey verhüllet einzufinden. Den folgenden Tag nach seiner Ankunft fährt er in einer prächtigen Kutsche, welche die Stadt für ihn in Bereitschaft hält, bis an die Meilencapelle, welche deswegen so genannt wird, weil sie auf dem halben Wege von Callao nach Lima steht. Hier befindet sich alsdann der abgehende Unterkönig; beyde steigen, wenn sie zusammen kommen, aus ihren Kutschen, und der abgehende Unterkönig überreichet dem neuen einen Stab, zum Zeichen, daß er ihm nun die Regierung abtrete. Wenn dieses geschehen ist, und die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu Ende sind; so trennen sich die beyden Unterkönige, und jeder nimmt den Weg, der für ihn bestimmt ist. Ist der neue ankommende Unterkönig gesinnt, in wenig Tagen seinen öffentlichen Einzug in Lima zu halten; so kehret er alsdann nach Callao zurück, und bleibt daselbst bis zu der Zeit, die zum öffentlichen Einzug bestimmt ist; gemeiniglich aber wird dieser öffentliche Einzug aufgeschoben, damit man indessen die nöthigen Zurüstungen machen könne. In diesem Falle geht der neue Unterkönig nach Lima, und begiebt sich sogleich in seinen Pallast.

An dem zum öffentlichen Einzuge bestimmten Tage werden die Straßen und Gassen gereiniget, mit Tuch belegt, und in gewissen Entfernungen mit allerhand Triumphbögen gezieret. Der Unterkönig erhebt

hebt sich um zwey Uhr nach Mittage, ohne öffentliches Gepränge in die Kirche und das Kloster Monserrate. Wenn diejenigen beysammen sind, welche den Unterkönig begleiten sollen; so steigen sie alle zu Pferde, die Thore werden alsdann geöffnet, und der Zug wird in folgender Ordnung angefangen und beschlossen. Erst kommen die Soldaten in ihrer Ordnung, hernach die Collegia und die Universität, die Rechnungskammer, die Audienzia, alle auf prächtigen Pferden, und der Stadtrath in langen karmesinrothen sammetnen Röcken, und in langen über die Ohren gehenden Mützen. Die Glieder des Stadtrathes gehen zu Fuße, und halten das Ende des Thronhimmels, unter welchem der Unterkönig seinen Einzug hält. Die beyden ordentlichen Alcalden, die auf gleiche Art gekleidet sind, vertreten die Stelle der Knechte, und ein jeder von ihnen hält auf der Seite, wo er stehet, den Zügel des Pferdes. Diese Ceremonie ist zwar in den indianischen Gesetzen verboten, indessen wird sie doch immer noch beybehalten. Der Zug geht durch verschiedene Gassen bis auf den Markt, wo sich die Soldaten gegen der Hauptkirche über stellen. Hier steigt man von den Pferden, und der Erzbischof empfängt ihn an der Kirchthüre, worauf feyerliche Gesänge angestimmt werden. Ist dieses zu Ende, so verfügt man sich wieder in den Pallast, und von hier wird er durch die Audienzia in das Cabinet geführet. Den folgenden Tag früh begiebt sich der Unterkönig mit eben dem Gefolge und mit eben der Pracht nach der Hauptkirche, der Erzbischof hält hier Messe, und nach deren Endigung geht er wieder in den Pallast. Auf diese Feyerlichkeiten folgt am folgenden Tage das Stiergefechte vor der Stadt, und den folgenden darauf erkennen ihn die Collegien und die Universität für ihren Oberherrn, und hierbey erblickt man eben so viel Pracht, als bey den vorherge-

henden Feyerlichkeiten, die so zahlreich und prächtig sind, daß sie nicht beschrieben werden können.

Noch ist uns eine kurze Schilderung der Volksmenge, der Sitten und Lebensart der Einwohner in Lima übrig, die in so vielen Stücken von andern Einwohnern unterschieden sind. Die zahlreichen Einwohner in Lima bestehen aus Weißen oder Spaniern, Negern und vermischten Geschlechtern derselben, Indianern, Mestizen und andern Gattungen, die aus einer Vermischung der jetzt gedachten Geschlechter herrühren. Spanische Familien findet man hier in sehr großer Anzahl, und man rechnet auf sechzehn bis achtzehntausend Weiße; der dritte oder vierte Theil davon bestehet aus dem vornehmsten Adel in ganz Peru, und stammet von den größten und berühmtesten Geschlechtern in diesem Königreiche her. Viele davon führen alte und neue castilianische Ehrenbenennungen, und man hat verschiedene Grafen und Marquisen. Die Anzahl der Kreutzritter, die zu den Kriegesorden gehören, ist ebenfalls sehr groß, und außerdem findet man bey den übrigen adlichen Familien nicht weniger Glanz und Hoheit; sie halten sich nicht nur eine große Anzahl freye und leibeigene Bediente, sondern auch prächtige und sehr bequeme Kutschen. Dieses Fuhrwerk ist hier so gemein, daß ein Jeder, der nur ein mittelmäßiges Vermögen hat, sich eine eigene Kalesche hält, und hier ist dieses nöthiger, als in jeder andern Stadt; denn wegen der vielen Maulesel, die alle Stunden hereinkommen oder hinausgetrieben werden, sind die Gassen beständig unrein, voll Koth und Staub. Jede Kalesche wird von einem Maulesel gezogen, welche von einem Kutscher gelenkt wird; der Wagen hat nur zwey Räder und einen zugemachten Kasten mit Sitzen, so, daß vier Personen Platz darin haben; ihre Uebergol-

dung und Arbeit macht sie sehr theuer, und sie können allerdings unter den Aufwand der Einwohner gerechnet werden. Viele Einwohner besitzen Landgüter, die ihnen großen Nutzen bringen, und wenn dieses fehlet, legen sie sich ohne Bedenken auf die Handlung, sollten es auch die angesehensten Geschlechter seyn. In Ansehung der vornehmern Familien findet man in Lima eben das, was man in Quito und überhaupt in ganz Indien antrifft; nämlich, einige haben sich schon seit einigen Jahren hier niedergelassen, und andere sind nur in neuern Zeiten dahin gekommen. Denn da dieses der Sitz der Handlung in Peru ist; so kommen dahin viel mehr Europäer, als in irgend eine andere Stadt, und zwar aus eben diesen Bewegungsgründen, weil sie hier Bedienungen erhalten. Die Negern, die Mulatten und die daher stammenden vermischten Geschlechter machen die größte Anzahl der hiesigen Einwohner aus, und sind diejenigen, welche allerhand Handwerke und mechanische Künste treiben. Auf diese legen sich auch die Europäer ohne Bedenken, welches in Quito nicht geschiehet. Die dritte Gattung der hiesigen Einwohner sind die Indianer und Mestizen, ihre Anzahl ist sehr klein, wenn man sie mit der Größe der Stadt und mit der Menge der zwoten Gattung vergleicht. Ihre Beschäftigung bestehet darin, daß sie auf einigen kleinen Landgütern arbeiten, allerhand irdene Gefäße verfertigen, und Eßwaaren auf den Markt zum Verkauf bringen; denn in den Häusern werden alle Dienste durch Negern und Mulatten verrichtet, welche entweder Leibeigene oder Freye sind, doch machen die erstern die größte Anzahl aus.

Die Kleidung, deren sich die Mannspersonen bedienen, ist von derjenigen nicht unterschieden, die in Spanien gebräuchlich ist; auch findet sich unter den

verschiedenen Ständen und Ordnungen dieser Stadt kein so merklicher Unterschied. Alle Tücher und Stoffe sind gemein, und einem jeden steht es frey, sie zu tragen. Daher ist auch der Aufwand in Kleidern bey beyden Geschlechtern unbeschreiblich groß, und der Preis derselben übersteigt alle Glaubwürdigkeit. Ohne uns bey den zahllosen Dingen aufzuhalten, welche den Putz einer hiesigen Frau ausmachen, gedenken wir nur einer seltenen Gewohnheit unter ihnen. Sie halten nämlich diejenige für die Schönste, welche die kleinsten Füße hat, und die größere hat, wird für unvollkommen gehalten; ihre Sorge geht daher schon von Kindheit an dahin, sie so sehr zusammen zu pressen, als möglich ist, und einige derselben sind so klein, daß sie nicht über sechs Zoll lang sind, und in dieser lächerlichen Gewohnheit sowohl, als an andern Verschwendungen von Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen, Spitzen, Diamanten, u. dgl. sucht die Frau des geringern Standes dem Beyspiel anderer nachzuahmen. Man wirft ihnen besonders viel Schwatzhaftigkeit vor, woraus ihr munteres, aufgewecktes und freundliches Wesen entstehet. Uebrigens sind sie sehr annehmlich und gefällig in ihrem Betragen; einige bringen es weit im schönen Singen und Tanzen, welches sie hauptsächlich sehr lieben. Im Ganzen ist der Verstand der hiesigen Einwohner von beyderley Geschlechtern nicht nur von Natur lebhaft und durchdringend, sondern sie verbessern ihn auch durch ihren geselligen Umgang. Sie sind zwar hitzigen Temperamentes; allein sie sind auch sehr dienstfertig, gefällig und wohlthätig: solchergestalt leben sie alle ruhig und verträglich unter einander. Nur die Mulatten sind die Ungesittetsten, und besitzen das wenigste Nachdenken.

Die

Die Größe und Hoheit der Stadt Lima würde doch nicht so groß seyn, wenn sie nicht, als die Hauptstadt in Peru, gleichsam die allgemeine Niederlage der Handlung wäre, wohin die europäischen Güter und einheimischen Waaren, auch die aus Neuspanien, gebracht werden; und also ist sie nicht allein der Sitz des Regenten, es befinden sich nicht nur in ihr die vornehmsten Gerichte, sondern sie ist auch die allgemeine Factorey. Sie ist der Mittelpunkt der Handlung, und hierher wird alles gebracht, was entweder in den Provinzen verfertiget, oder hervorgebracht, oder mit den Gallionen und Registerschiffen nach Amerika geschickt wird, und von hier werden alsdann die Güter und Waaren durch die weiten amerikanischen Königreiche vertheilet. Nach Lima werden alle Güter und Schätze aus den südlichen Provinzen geführet, und hernach auf die Flotte gebracht, welche zur Zeit der Gallionen aus dem Hafen Callao absegelt, und ihren Weg nach dem Hafen von Panama zu nimmt. Diejenigen, welche viel Geld besitzen, geben es den Kaufleuten in Lima, um damit zu wuchern, und diese reisen damit und mit ihrem eigenen Gelde auf die Messe. Nach ihrer Zurückkunft langet die gedachte Flotte in dem Hafen Payta an; hier nimmt die Handlung ihren Anfang, und es werden hier alle Waaren ausgeschiffet, um die weitere und langweiligere Schifffahrt nach dem Hafen Callao zu vermeiden. Dasjenige, was in dem Innern dieses Königreiches aus den Waaren gelöset wird, kommt erstlich nach Lima, und bestehet in Silberklumpen oder Silberkuchen, und hier wird es alsdann an dem dazu bestimmten Ort gemünzet. Das Geld, welches zwischen den Zeiten der Ankunft beyder Flotten nach Lima gebracht wird, und aus den verkauften Waaren gelöset worden ist, wird von den Eigenthümern an inländische Waaren geleget.

Solche Waaren werden aus der Provinz Quito häufig hieher gebracht, und die Handlung damit gehet eben so stark, als mit den ausländischen. Außerdem treibt Lima noch eine besondere Handlung mit den Provinzen und Königreichen, sowohl des mittäglichen als auch des mitternächtlichen Amerika. Das vornehmste, was von dort hierher gebracht wird, bestehet in Schnupftabak; dieser wird aus der Havana nach Mexiko gebracht, und alsdann nach Lima. Diese Stadt versiehet hernach die übrigen Provinzen damit, und es hat mit dieser Handlung fast eben die Bewandniß, wie mit der Handlung von Panama. Diejenigen aber, welche damit zu thun haben, vermengen sich nicht mit Tüchern und Zeugen, sondern führen nur allerhand wohlriechende Sachen, als Ambra, Bisam und dergleichen, wie auch chinesisches Porzellan. Diejenigen, welche mit Tabak handeln, sind gemeiniglich Unterhändler der Mexikaner. Aus dem Hafen von Neuspanien bekommt man auch Theer, Pech, Eisen und Indigo. Terra Firma schickt Rauchtabak (denn auch das Frauenzimmer kauet hier Tabak) in großer Menge hierher, ingleichen auch Perlen. Der Negerhandel geschiehet zu seiner Zeit über Panama, und es werden allemal eine große Menge Neger gekauft. Von Guayaquil kommt alles Holz nach Lima, wovon hier die Häuser und in Callao die Schiffe gebauet werden. Von der Küste von Nasca und Pisco kommt Wein, Branntewein, Rosinen, Oliven und Baumöl; von Chili aber Weizen, Mehl, Unschlitt, Leder, hänfene Stricke, Wein, getrocknete Früchte und etwas Gold. Von Coquimbo und der dasigen Küste erhält Lima eine große Menge Kupfer und Zinn in Stangen. Von dem Gebirge Caxamarca und Chachapoyas bekommt es Cannevas zu den Segeln für die Schiffe, und andere aus Baumwolle verfertigte Sachen; aus den Thälern

kommt

kommt Leder und Seife, welche daselbst gesotten wird; aus den südlichen und innern Provinzen, nämlich la Plata, Oruro, Potosi und Cuzco, bringt man Wolle von den amerikanischen Schaafen, woraus Hüthe und einige feine Zeuge verfertiget werden. Aus Paraguay holt man das Kraut, welches denselben Namen führet.

Man sollte daher glauben, das Vermögen der Einwohner müßte bey so einem ausgebreiteten Handel auch außerordentlich groß seyn; allein der Luxus, und andere mit ihm vergesellschaftete Uebel, lassen oft kaum so viel davon zurück, daß manche Familie, ohne Betrug zu machen, ihre Handlung nicht fortsetzen kann. Es fehlet übrigens den Einwohnern weder an natürlichem Geschick, noch an Erfahrungen, die Handlung mit Nutzen zu treiben; und so wie man Kramläden findet, worinnen die Waaren im Kleinen verkauft werden, so findet man auch in eben der Absicht Tobakereyen. In diesen wird mit der Chafalonia, oder mit dem geschmolzenen Silber, Handlung getrieben.

Nachdem wir von der Hauptstadt dieses Königreiches zuerst den Begriff von allen übrigen Corregimientern gebildet zu haben glauben; so wollen wir jedoch auch die Landschaften, welche unter den Unterkönig von Lima gehören, anführen, und folgende Ordnung dabey beobachten: erstens in **Audienzien**, woraus sie bestehen, diese in **Bisthümer**, welche darinnen enthalten sind, und endlich die Bisthümer in ihren **Corregimientern**. Das Gebiet des Unterköniges von Peru erstreckt sich auf die weit entlegensten Landschaften, welche zu den **Audienzien in Lima, los Charcas und Chili**, gehören. Hierunter begreift man auch die Statthalterschaften **S. Cruz de la Sierra, Paraguay, Tucuman**

und

und **Buenos-Ayres**; doch haben die drey letztern Provinzen und das Königreich Chili ihre eigenen Statthalter, die alle eine ihrer Würde gemäße Gewalt besitzen. Sie sind alle, was das Polizeywesen, die bürgerlichen und Kriegesangelegenheiten anbetrifft, uneingeschränkt; doch müssen sie in einigen Dingen den Unterkönig für ihren Oberherrn erkennen. Vor dem Jahre 1739, da zum zweyten Male ein Unterkönig in das Königreich Granade gesetzt wurde, erstreckte sich das Gebiet des Unterköniges von Peru auch auf die Länder der beyden Audienzien Terra Firma und Quito, nachher wurden dieselben von einander abgesondert. Peru behielt also erstlich gegen Norden das Corregimient Piura zur Gränze, welches an Guayaquil und Loxa stößt, alsdann das Corregimient Chachapoyas, welches an der Statthalterschaft Jaen de Bracamoros liegt; also fängt sich das Gebiet des Unterköniges von Peru bey dem Meerbusen von Guayaquil auf der Küste von Tumbez im 3ten Grad 25 Minuten der südlichen Breite an, und erstreckt sich bis an die **magellanischen Länder**, ungefähr im 54sten Grad eben dieser Breite, dieses beträgt tausend und zwölf Seemeilen; gegen Osten stößt es theils an Brasilien, und die Gränzen zwischen den beyden Ländern zeigt die berühmte Mittagslinie an, wodurch die Herrschaften der Krone Portugall und Spanien von einander getrennet werden; theils an die Nordsee, gegen Westen aber an die Südsee.

Die **Audienzia Lima** ist schon im Jahr 1542 errichtet worden, sie hat aber vor dem J. 1544 noch nicht ihren beständigen Aufenthalt in dieser Stadt gehabt; es gehören darunter **ein Erzbisthum** und **vier Bisthümer**, nämlich **Truxillo, Guamanga, Cuzco** und **Arequipa**. Das **Erzbisthum Lima**

Lima ist das erste, und von der Stadt dieses Erzbisthumes ist bereits umständliche Nachricht gegeben worden: hier folgen nun die funfzehn **Corregimiente** oder Provinzen des Erzbisthums Lima, wovon das Corregimient **Canta** fünf Meilen von der Stadt Lima anfängt; die Größe desselben beträgt dreyßig Meilen. Den größten Theil davon nimmt der erste Ast der großen Cordillera des Andengebirges ein. Aus dieser Ursache ist die Witterung hier sehr verschieden, und richtet sich nach der Lage des Landes. Derjenige Theil, der zwischen den Bergen liegt, hat eine warme Witterung, auf der Höhe aber ist es kalt, und auf solche Art wechselt auch die Güte des Bodens und dessen Früchte ab.

Die kleine Stadt **Cajente** ist die Hauptstadt des Corregimients gleiches Namens. Es nimmt seinen Anfang sechs Meilen von Lima, und geht dreyßig Meilen auf der Küste hin. Die Witterung ist wie in den Thälern von Lima. In vielen Gegenden findet man große Plätze, worauf Zuckerrohr erbauet wird; auch gräbt man hier Salpeter, woraus zu Lima Schießpulver verfertiget wird. Die Gegend hat einen Ueberfluß an Obst, Hülsenfrüchten, Fischen und zahmem Federviehe. Cajente.

Ica, Pisco und **Nasca** sind drey kleine Städte, von denen das Corregimient seinen Namen hat. Es folgt gleich nach dem vorhergehenden an der Küste, und gehet immer nach Süden zu fort; die dazu gehörige Landschaft beträgt in die Länge sechzig Meilen. In dieser Weite findet man auch einige unbewohnte und wüste Gegenden. Da das Land überhaupt sandig ist, so bleiben diejenigen Plätze ganz unfruchtbar, wohin die Wasserleitungen aus den Flüssen nicht kommen können. Ica, Pisco und Nasca.

Das

Guarachiri. Das Corregimient **Guarachiri** begreift, nebst den dazu gehörigen Landschaften und Feldern, den ersten Arm und einen Theil von dem zweyten Arme der großen Gebirge, und erstreckt sich auf vierzig Meilen in die Länge. Diese Provinz ist von Lima sechs Meilen entfernt, und liegt auf der östlichen Seite dieser Stadt. Die Lage des Landes gestattet nicht, daß mehr davon bewohnt werden könne, als die Thäler und niedrigen Gegenden. Diese sind fruchtbar, und tragen viel Weizen, Gerste, Mais und andere Pflanzen und Früchte. In den hier befindlichen Bergen findet man Silberadern; doch wird nur in den wenigsten davon gearbeitet, denn sie sind nicht alle ergiebig.

Guanuco. **Guanuco** ist eine Stadt vom ersten Range, und die Hauptstadt im Corregimiente gleiches Namens; sie liegt auf der nordöstlichen Seite von Lima, und ist gegen vierzig Meilen von ihr entfernt. In ältern Zeiten war es eine der vornehmsten Städte im Königreiche, und einige von den ersten Eroberern haben sich daselbst niedergelassen; jetzt aber ist ihr Vorzug so tief gefallen, daß zum Andenken ihrer vorigen Herrlichkeit nur noch die vornehmsten Gebäude übrig sind. Jetzt ist sie fast nichts mehr als ein Flecken, der von Indianern bewohnt wird. Die Witterung in allen, oder doch in den meisten, darzu gehörigen Gegenden ist sehr gelinde, und deshalb erbauet man hier viel Getreide und andere Früchte.

Yauyos. Das Corregimient **Yauyos** fängt sich zwanzig Meilen von Lima an, und begreift einen Theil von dem ersten und andern Arm der Cordillera. Die Witterung ist verschieden, und die Beschaffenheit derselben richtet sich nach der Lage der Gegenden. Die größte Länge beträgt zwanzig Meilen, und einen Theil davon nimmt das Gebirge ein. Indessen ist

das

das ganze Land fruchtbar, und bringt viel Getreide hervor. Man findet hier auch Silberbergwerke, worinnen beständig gearbeitet wird, und woraus man etwas Ausbeute bekommt. Die Indianer wirken Fries, und in der großen Menge desselben bestehet ein großer Theil der Handlung des Landes.

Das Corregimient **Tarma** ist eins von den größten in diesem Erzbisthume; es fängt sich vierzig Meilen weit von Lima gegen Nordosten an, und gränzt gegen Osten mit den **wilden Indianern**, welche man **Maran Cochas** nennet, und von denen die hiesigen Einwohner sehr viel zu ertragen haben. Weil die Witterung hier sehr verschieden ist, so bringt auch das Land nicht an jedem Orte gleiche Früchte hervor. Dahingegen ist diese Provinz reich an Silberbergwerken, wodurch die Einwohner grosses Vermögen sammlen. Tarma.

An dieses Corregimient gränzet gegen Süden das folgende, Namens **Jauxa**; es fängt sich ungefähr vierzig Meilen von Lima auf der östlichen Seite an, und erstreckt sich in der Länge ebenfalls auf vierzig Meilen. Es begreift die großen Ebenen in sich, die zwischen den Cordilleras liegen; mitten hindurch strömt der große Fluß gleiches Namens, und theilt die Landschaft in zwey Theile, an dessen beyden Ufern sich zahlreiche und bevölkerte Flecken befinden. Der Getreidebau nebst der Handlung machen hier die Nahrungszweige der Einwohner aus, und in einigen Gegenden liegen auch Silberbergwerke. Jauxa.

Das Corregimient **Conchucos** geht gerade durch das Gebirge, und fängt vierzig Meilen weit von Lima an. Es ist ziemlich groß, und die Witterung ist sehr ungleich. Die Nahrung der Einwohner bestehet im Viehhandel. Conchucos.

Das

Guamalies. Das letzte von den Corregimientern ist Guamalies, und liegt ebenfalls, wie die beyden vorigen, in der Mitte der Cordilleras. Die hiesige kalte Witterung macht, daß das Land nicht sehr fruchtbar ist; allein in seinem Umfange, der auf vierzig Meilen weit gehet, leidet dieses auch Ausnahme. Die hier wohnenden Indianer verfertigen viel Fries, Tuch und andere wollene Sachen.

Die jetzt genannten Corregimiente, als auch die folgenden Bisthümer, enthalten eine große Anzahl Flecken, wovon immer einer größer als das andere ist, und von Spaniern oder Indianern bewohnt werden. Jeder Flecken hat seinen Pfarrer, oder es sind einige mit einander verbunden. Das erste Bisthum der Truxillo. Audienzia Lima ist Truxillo, es liegt auf der nördlichen Seite des Erzbisthumes, und hier endiget sich das Gebiet der Unterkönige von Peru; es gehöret aber nicht ganz zu Lima, denn es begreift auch die Statthalterschaft Jaen de Bracamoros in sich, die zu Quito gehöret. Hierher gehören folgende sieben Corregimienter: 1) Truxillo, 2) Sanja, 3) Piura, 4) Caxamarca, 5) Chachapoyas, 6) Llulla und 7) Pataz.

Die Stadt Truxillo wurde im Jahr 1535 im Thale Chimo von Don Francisco Pizarro gebauet. Ihre Lage ist sehr schön, der Boden bestehet aber aus einem sehr unfruchtbaren Sande, welches man in allen übrigen Plätzen der Thäler findet. Die Stadt ist mit einer Mauer von gebackenen Steinen umgeben, und in Ansehung ihrer Größe kann man sie mit unter die Städte von der dritten Ordnung rechnen. Sie liegt etwa eine halbe Seemeile weit von dem Seestrande, und zwey Meilen von ihr gegen Norden ist der Hafen Guanchaco, vermittelst dessen sie über das Meer handelt. Die Häuser in

der

der Stadt sind ziemlich schön, meistens nur ein Stockwerk hoch, aus Vorsorge der häufigen Erdbeben. Hier wohnt der Corregidor, der über den ganzen Bezirk zu befehlen hat, wie auch ein Bischof, dessen Bezirk sich von Tumbez anfängt. Die Einwohner bestehen aus Spaniern, Indianern und aus vermischten Geschlechtern. In Ansehung der Luft und Witterung empfindet man von dieser Stadt an, und weiter hin, eine merkliche Veränderung. Im ganzen Thale sind die Felder fruchtbar, und es wird eine Menge Zuckerrohr, Mais und gutes Gemüße eingesammlet, das nicht nur für die Einwohner der Stadt hinreichend ist, sondern auch ausgeführet werden kann.

Die übrigen Flecken sind **Moche**, **Tombez** und **Piura**, welche zu den drey ersten Corregimienten gehören. Die Stadt **Piura**, welche jetzt die Hauptstadt in diesem Corregimiente ist, war der erste Wohnplatz der Spanier in Peru. Im Jahr 1531 legte Pizarro den Grund dazu, und bauete hieselbst den ersten Tempel. Damals nannte man die Stadt S. Miguel de Piura, und lag erstlich im Thale Targasala, wurde aber wegen der schlimmen Witterung nicht lange daselbst gelassen, sondern man verlegte sie auf den jetzigen Platz. Die Stadt ist von mittelmäßiger Größe, und die Ebene, worauf sie liegt, ist sehr sandig. Die Häuser sind ein Stockwerk hoch und von ungebrannten Ziegeln erbauet. In einem derselben hat der Corregidor seine Wohnung, und seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf der einen Seite durch die Thäler hin, und auf der andern über die Gebirge. Die Zahl der Einwohner kann man auf zehntausend rechnen, welche Spanier, Mestizen, Mulatten und Indianer sind. Die Witterung ist hier gesund, und der Boden liefert mehr,

Moche. Tombez. Piura.

als man erwarten sollte, weil ihn der Fleiß der Einwohner tragbar macht.

Cazamarca. Auf der östlichen Seite von Truxillo liegt das Corregimient **Caxamarca**; das Land ist fruchtbar, und bringt allerhand Getreide, Obst und Hülsenfrüchte im Ueberflusse hervor, ingleichen auch großes und kleines Vieh, und unter dem letztern besonders viel Schweine.

Chachapoyas. Auf eben der Seite, doch etwas mehr gegen Osten, liegt das Corregimient **Chachapoyas**, und seine ganze Lage ist sehr niedrig; deshalb bringt es auch alle die Früchte hervor, die sich zu derselben schicken. Die hier wohnenden Indianer verfertigen allerhand baumwollene Arbeiten und schöne Teppiche, womit sie einen guten Handel treiben. Das folgende

Llulla. Corregimient **Llulla** ist dem vorhergehenden in allem ähnlich, und in dem letzten,

Pataz. **Pataz**, befinden sich viel Goldbergwerke, die sehr im Gange sind.

Das zweyte Bisthum der Audienzia Lima ist

Guamanga. **Guamanga**, und die Hauptstadt desselben führet denselben Namen. Sie wurde im Jahr 1539 von Pizarro erbauet, und zwar an eben dem Orte, wo zuvor ein indianisches Dorf gleiches Namens lag. Diese Stadt wurde deswegen erbauet, damit die Handlung zwischen Lima und Cuzco erleichtert werden möchte. Sie liegt zwar etwas hoch, hat aber in der Höhe eine schöne weite Ebene auf etliche Stunden. Groß ist sie nicht; auf dem Markte, der in der Mitte der Stadt sich findet, stehet die Domkirche, außer welcher auch noch andere Pfarrkirchen und Ordensklöster gefunden werden, nebst einem Nonnenkloster der heiligen Theresia, welches fast außerhalb der Stadt liegt. Die Häuser, unter denen es auch öffentliche Gebäude giebt, sind schön, die

Straßen

Straßen und Gassen sind breit und lang, jedoch ist der Ort offen und ohne Mauer, wie fast alle andere Städte dieses Königreiches; dennoch ist sie der Sitz eines Bischofs und Gouverneurs. Die Witterung in den hiesigen Thälern ist warm, und der Boden liefert viel Getreide und Zuckerrohr; weil aber die Gegend um die Stadt herum höher ist, so fehlt es immer an Wasser. Man findet hier eine Universität, bey welcher öffentliche Lehrer besoldet werden, welche die Weltweisheit, Gottesgelahrheit und Rechtsgelahrheit lehren müssen. Die Stadtobrigkeit bestehet aus dem vornehmsten Adel in derselben. Hierzu gehören neun Corregimiente, als erstens **Guamanga**, welches stark bewohnt ist. Ein Theil der Handlung bestehet in Rindsleder und Schuhsohlen, die hier zubereitet werden, ingleichen allerhand eingemachte Sachen, die sie in andere Provinzen verführen.

Vier Meilen von der Stadt fängt sich das Corregimient **Guanta** an, und seine größte Länge beträgt dreyßig Meilen. Die Witterung ist vortrefflich, aber die ehedem so reichhaltigen Silberbergwerke sind jetzt in großen Verfall gerathen. Auf einer Insel, welche der Fluß Yaura bildet, wächst sehr viel Coca: dieses Kraut und das Bley, welches noch aus den hiesigen Bergwerken gegraben wird, machen den vornehmsten Theil der Handlung aus. Guanta.

Sieben Meilen von der Hauptstadt liegt das Corregimient **Vilcas-Guaman**, ebenfalls gegen dreyßig Meilen lang; der größte Theil desselben genießt einer gemäßigten Witterung, und ist daher auch fruchtbar an Getreide, Früchten und Viehweiden, wovon sehr viel großes und kleines Vieh unterhalten wird. Vilcas-Guaman.

Andaguaylas.

Auf der östlichen Seite liegt das Corregimient **Andaguaylas**, und erstreckt sich etwas über zwanzig Meilen weit gegen Osten zu, durch den Raum, der sich zwischen den beyden Armen des Cordillera befindet. Einige kleine Flüsse, welche dasselbe durchströmen, machen das Land sehr fruchtbar; deshalb erbauet man eine große Menge Zuckerrohr, Mais, Weizen und andere Pflanzen und Früchte.

Guanca Belica.

Die Statthalterschaft **Guanca Belica** liegt auf der nördlichen Seite, in einer Entfernung von dreyßig Meilen. Die Stadt vom andern Range, welche denselben Namen führet, ist wegen der hier befindlichen, berühmten und sehr ergiebigen Queckſilbergruben erbauet worden. Die Arbeit in denselben ist auch das einzige Mittel, wodurch sich die hiesigen Einwohner erhalten können; denn die Witterung ist so strenge, daß weder Getreide noch Früchte hier wachsen. In dieser kleinen Stadt ist ein Brunnen, der eine versteinernde Kraft hat. Unter diese Statthalterschaft gehöret auch das Corregimient **Angaraes**, etwa zwanzig Meilen von der vorigen Stadt entlegen, und in seinem übrigen Umfange eben so groß. Auf dessen westlicher Seite liegt das Corregimient **Castro Virreyna**: dieses ist an einigen Orten über dreyßig Meilen lang, und die Witterung ist sehr verschieden; daher bringt auch das Land allerhand Getreide und gute Früchte hervor. Zwanzig Meilen von der Stadt Guamanga, gegen Süden, liegt das Corregimient **Parina Cocha**, wo reiche Silberbergwerke gefunden werden; und in eben der Entfernung, zwischen Westen und Süden, liegt das letzte Corregimient **Lucanes**; die Witterung ist theils kalt, theils gemäßigt, und hiernach ist auch die Fruchtbarkeit des Bodens eingerichtet. In der gemäßigten bauet man viel Früchte und Getreide,

Angaraes.

Castro Virreyna.

Parina Cocha.

Lucanes.

treide, in der kalten hingegen werden viel Heerden von großem und kleinem Vieh gehalten.

Das dritte Bisthum der Audienzia Lima ist el Cuzco. Die große Stadt Cuzco ist unter allen peruanischen Städten die älteste. Mit ihr nahm das weitläuftige Kaiserthum der Yncae seinen Anfang, und diese Stadt wurde, gleichsam als der Grund des ganzen Reiches, von dem ersten Kaiser Manco Capac erbauet, und mit den ersten Indianern besetzt, die sich ihm freywillig unterwarfen. Er theilte sie in zwey Hälften oder Bezirke, und nennete dieselben Hanam Cozco und Hurin Cozco, das ist, Ober- und Niedercozco, weil jenes von denjenigen Indianern bewohnt wurde, die der Ynca selbst mitbrachte, das letztere aber von andern, welche seine Gemahlinn, Mama Oello, von den Feldern, wo sie zerstreuet wohnten, holete; das erste liegt gegen Norden, das andere gegen Süden. Anfangs bestand dieser Ort nur aus niedrigen Häusern, oder Hütten, nachgehends aber wurde er immer mehr vergrößert, je mehr das Reich an Größe zunahm, und die Spanier erstaunten bey ihrer Ankunft nicht wenig über die Größe der Stadt, über die prächtigen Palläste und den Tempel der Sonne. Im J. 1534 nahm Pizarro diese Stadt in Besitz, und alle Unternehmungen der Kaiser waren nachher vergebens, die Spanier wieder zu vertreiben. Hin und wieder stehen noch alte Palläste der Yncas, welche Bewunderung erregen, und an vielen Orten auf den kleinen Anhöhen findet man noch herrliche Grabstätte, wo die adelichen Indianer begraben liegen. Sie sind artig von künstlich zusammengelegten Steinen im Viereck gebauet, und haben auf allen Seiten drey oder vier Ellen in der Breite, in der Höhe aber drey bis sechs Ellen, und oben sind sie flach mit Steinen Cuzco.

zugemacht. Auf der Seite gegen Sonnenaufgang ist eine kleine Thüre, welche offen stehet, wo man den todten Indianer, gleichsam als in einer Nische, sitzen sehen kann. Die meisten von diesen Grabstätten sind von den Spaniern niedergerissen worden, theils wegen der großen Schätze, die sie zuweilen darinnen fanden, theils auch, um die artig gearbeiteten Steine zu neuen Gebäuden zu erhalten. Die Stadt liegt zwischen Bergen in einem angenehmen Thale, worinnen sehr gute Früchte wachsen. In Absicht des Umfanges ist sie fast so groß wie Lima, sehr zierlich gebauet, und prangt mit herrlichen Gebäuden. Die Dom- und Jesuiterkirche, welche auf dem Markte nebst einem Universitätshause stehen und denselben außerordentlich zieren, übertreffen die zu Lima, und würden jeder Stadt in Europa zur Ehre gereichen. Der Markt, der sich in der Mitte der Stadt befindet, war zu den Zeiten der Yncas mit einer goldenen Kette zweymal umgeben. Diese Kette vergruben die Indianer bey der Ankunft der Spanier, und es ist sonderbar, daß man nie eine Spur davon hat entdecken können. Die unterirdischen Grüfte, deren es in der Stadt sehr viele giebt, sind meistens noch den Spaniern verborgen, und sollen erstaunliche Schätze enthalten; denn es ist unmöglich, einen Indianer durch Geschenke oder durch Martern dahin zu bringen, daß er diese Oerter anzeige; sie haben sich sämmtlich unter einander verschworen, dieses Geheimniß nicht zu verrathen, damit die Schätze ihrer Vorältern nicht in fremde Hände kommen können. Dasselbe thun sie auch mit den Gräbern. Der prächtige Tempel der Sonne hat zwar vieles von seiner ersten Schönheit verloren, jedoch dient er jetzt zu einer schönen Kirche. Der Pallast des Kaisers und die Wohnungen der Yncae sind ebenfalls zu einem Collegio der Jesuiten bestimmt,

und

und ist noch sehr prächtig. Man sagt, in diesem läge ein unermeßlicher Schatz von Gold und Silber vergraben, den sie den Schatz des Ynca nennen; allein noch ist er nicht gefunden worden, wiewohl man alle Spuren unterirdischer Gewölber findet. Die schöne und prächtige Pforte des Hauses und der Kirche der Jesuiten, ingleichen auch des großen Universitätshauses, geben wegen ihrer schönen Bauart einen vortrefflichen Anblick. Es sind noch drey andere Häuser der Jesuiten in dieser Stadt, nämlich das Haus des ersten Probejahres, das Haus des heiligen Bernhards, wo die spanische Jugend unterrichtet wird, und das Collegium des heiligen Borgia, wo adeliche Indianer ihre Kinder erziehen lassen; alle diese Häuser sind mit schönen Bibliotheken versehen.

Der Stadt gegen über ist ein Berg, auf welchem die Festung der Yncas liegt, die man für ein Wunder halten muß. Sie hat überaus hohe Mauern, die aus ungeheuern Steinen zusammengefüget sind. Ein jeder Stein macht in der Länge und Höhe ein halbes Stockwerk und in der Breite fast ein Viertheil der Mauern aus. Diese so berühmte und schöne Festung des peruanischen Alterthums wird von den Spaniern völlig vernachlässiget, da sie doch, die ganze Stadt Cuzco wider alle feindliche Anfälle beschützen kann. In dieser Festung sind zwey große unterirdische Grüfte, welche erstaunlich weit unter der Erde fortgehen, und dennoch so künstlich gewölbt sind, daß sie das höchste Erstaunen über ihrer Baukunst erregen. Die ganze hiesige Gegend ist mit vielen schönen Meyerhöfen, fruchtbaren Feldern und angenehmen Gärten versehen, die sehr schöne und wohlriechende Blumen, herrliche Obstfrüchte und andere nutzbare Feldgewächse, das ganze Jahr hindurch, im Ueberflusse hervorbringen, ob-

schon die Witterung zu Zeiten etwas rauher als in Lima ist. Mitten durch die Stadt fließt ein Fluß, der zuweilen so stark anläuft, daß er von den Bergen die größten Steine mit sich herabwälzet.

Quispicanchi. Die vierzehn Corregimiente des Bisthums sind folgende. Das Corregimient **Quispicanchi**, welches gleich an der Stadt Cuzco anfängt, und sich über zwanzig Meilen von Osten gegen Westen erstrecket. Das Land ist mit Landgütern erfüllet, die den vornehmsten Geschlechtern in Cuzco zugehören, und wo man viel Mais, Weizen und andere Früchte bauet. Ein Theil von den Landschaften dieser Provinz stößt an die Wälder, welche von den wilden Indianern bewohnt werden.

Arancay. Vier Meilen von der Hauptstadt liegt gegen Nordwesten das Corregimient **Arancay**, und erstreckt sich auf dreyßig Meilen in die Länge. Die Witterung richtet sich nach der Verschiedenheit der Lage, doch ist sie meistens gemäßigt, jedoch mehr warm als kalt.

Paucartambo. Acht Meilen von Cuzco fängt sich auf der östlichen Seite das Corregimient **Paucartambo** an, und vier Meilen auf der westlichen Seite der Hauptstadt ist das Corregimient **Calcylares**, und hat eine so angenehme Witterung, als wenige der da herum liegenden Gegenden. Etwa sieben Meilen von Cuzco liegt das Corregimient **Chilques**, und geht auf dreyßig Meilen in der Länge fort. Das Land bringt viel Getreide hervor, und erhält eine starke Anzahl großes und kleines Vieh. Die Indianer verfertigen hier wollene Zeuge, und treiben einen guten Handel damit. Südwestlich von der Hauptstadt liegt die Landschaft **Corabamba**, und zwanzig Meilen von Cuzco liegt das Corregimient **Canas**, woselbst

Calcylares.

Chilques.

Cotabamba.

Canas.

selbst sich reiche Silberbergwerke befinden. Vierzig Meilen von dem Hauptorte liegt die Landschaft Aymaraes; sie ist reich an Zucker, Getreide und Vieh, und ehedem hatte sie ergiebige Goldbergwerke. Aymaraes.

In eben dieser Entfernung fängt sich das Corregimient Chumbivilcas an, wo reiche Gold- und Silberberge sind; dreyßig Meilen dagegen liegt die Landschaft Lampa, und ist die vornehmste unter denjenigen Provinzen, die unter dem Namen Collao begriffen werden. Die Ebenen des ganzen Landes werden durch viele kleine Berge unterbrochen, und sowohl die Berge, als auch die Ebenen, sind beständig mit viel Vieh bedeckt, und in den Silbergruben wird reichliches Erz gefunden. Chumbivilcas. Lampa.

Sechzig Meilen gegen Südosten liegt die Landschaft Caravaya, welche viele Goldbergwerke hat. Hier findet man die berühmten Wäschen San Juan del Oro und Pablo Coya, wie auch den sogenanten Monte Ananea, der zwey Meilen von dem Assiento Poto entfernt liegt, und wo die königlichen Beamten und Einnehmer ihren Aufenthalt haben, welche Acht haben müssen, daß dem König der ihm gebührende fünfte Theil nicht entzogen werde. Caravaya.

An den Gränzen dieser Provinz befindet sich ein Fluß an dem Walde, der von den heidnischen Indianern bewohnt wird. In diesem Flusse findet man so vieles Gold, daß die Caziken zu gewissen Zeiten des Jahres ganze Haufen von Indianern aus ihren Flecken an die Ufer desselben schicken. Diese graben verschiedene Gruben, schütten den Sand zusammen, waschen ihn, und sammeln daraus so viel Gold, als sie nöthig haben, ihre Abgaben davon zu geben. Im Jahr 1713 entdeckte man auf dem Berge Ucuntapa eine fast gediegene Silberplatte, die einige Millionen Ausbeute gab.

Das Corregimient Asangora und Asilo liegt funfzig Meilen von Asangora und Asilo.

von der Hauptstadt. Die Witterung ist überall kalt, daher wird auch am meisten auf große Viehheerden gehalten. Das letzte ist Apolobamba; eigentlich bestehet es aus vielen Missionen der Jesuiten und Franziscaner. Sie bestehet aus sieben indianischen Dorfschaften, deren Einwohner nur erst in den neuern Zeiten Christen geworden sind.

Apolobamba.

Das vierte Bisthum der Audienzia Lima ist Arequipa. Die Stadt wurde auf Befehl des Pizarro im Jahr 1539 an einem Orte gleiches Namens erbauet; da aber die Gegend den Einwohnern nicht bequem schien, so erwählte man hierzu das Thal Quilca, zwanzig Meilen von der See, wo sie noch jetzt liegt. Der vierte Ynca eroberte den dazu gehörigen Bezirk und vereinigte ihn mit seinem Reiche. Als er die vortreffliche Lage und Witterung der Landschaft sah; so ließ er, um seine Unterthanen aufzumuntern und das Land volkreicher zu machen, dreytausend Familien aus den benachbarten und andern unfruchtbaren Provinzen hierher kommen, und diese erbaueten hernach hier vier bis fünf ziemlich volkreiche Flecken.

Arequipa.

Die Stadt ist eine von den größten in Peru, ihre Häuser sind alle von Steinen, und Arequipa hat mancherley Vorzüge vor den übrigen Städten, theils wegen der nahen Lage an der See und der anmuthigen fruchtbaren Felder, theils auch wegen der vortrefflichen und gesunden Witterung, und sie würde vollkommen schön zu bewohnen seyn, wenn sie nicht den Erdbeben unterworfen wäre, die zu verschiedenen Malen und 1725 besonders einen großen Schaden angerichtet haben. Dennoch sind die Einwohner sehr zahlreich, und man findet hier mehr Spanier, als an andern Orten, weil die Lage zur Handlung einladet.

ladet. Das Oberhaupt der Stadt ist ein Corregidor, der sowohl die bürgerlichen als Kriegesangelegenheiten besorget. Diese Stadt gehörte bis auf das Jahr 1609 unter den Sprengel von Cuzo, alsdann aber wurde sie davon abgesondert, und im gedachten Jahre zu einem bischöflichen Sitz erhoben. Jetzo bestehet das Capitel aus dem Bischofe und seinen Unterbedienten. Der Kirchen und Klöster sind nicht viel, doch sind einige davon sehr gut eingerichtet, und dienen zu Seminarien. Es gehören zu diesem Bisthume sechs Corregimiente. Das erste erstreckt sich bis an die Vorstädte, oder nächsten Flecken, und auf den Feldern spüret man niemals die Unfruchtbarkeit eines heißen Sommers, denn die schönsten Blumen schmücken dieselben das ganze Jahr hindurch, Getreide und andere Früchte werden häufig erbauet, das Vieh bleibt auf den Feldern beständig fett, und es kann die überflüßige Weide niemals verzehren.

Auf der Küste der Südsee liegt das Corregimient Camana, welches zwar groß ist, aber auch gegen die Küste zu viel unbewohnte Plätze hat. Die Handlung dieser Provinz bestehet vornehmlich in großen Heerden Eseln. Gegen Norden, etwa dreyßig Meilen von der Stadt, befindet sich das Corregimient Condesuyos de Arequipa, jedoch ist die Witterung sehr verschieden, und eben so die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Indianer treiben mit der hier wachsenden wilden Cochenille einen kleinen Handel. In eben der vorigen Entfernung gegen Nordosten liegt die Landschaft Caylloma; dasselbe ist wegen eines Berges berühmt, der denselben Namen führet, wie auch wegen der daselbst befindlichen Silberbergwerke. Das Corregimient Moquegua liegt gegen Süden, vierzig Meilen von der Hauptstadt

Camana.

Condesuyos de Arequipa.

Caylloma.

Moquegua.

stadt; weil die Witterung hier sehr gelinde ist, so findet man in dem Lande große Weinberge, welche der Einwohner Handlung befördern. Das letzte
Arica. liegt an der Küste der Südsee, Arica genannt, und diese Provinz ist meistens unfruchtbar.

C. Die Provinz Charcas oder la Plata. Endlich folgt die Audienzia Charcas, ihre Bisthümer und Corregimiente, welche unter dem Erzbischofe der Hauptstadt stehen. Diese Provinz ist in Betracht ihres Umfanges nicht viel kleiner, als die Audienzia Lima, doch ist sie nicht so gut bewohnt, wie jene; denn auf der einen Seite verhindern solches die großen Wüsteneyen, die dazwischen kommen und die undurchdringlichen Wälder; auf der andern die sehr hohen Cordilleras und die dazwischen liegenden geraumen Pampas, oder weiten Ebenen, daher ist sie nur an solchen Orten bewohnt, wo diese Hindernisse nicht sind. Gegen Norden fängt sich diese große Provinz bey Vilcanota an, welches noch zu der Provinz Lampa gehöret, und geht auf der südlichen Seite bis nach Buenos Ayres, gegen Osten aber bis nach Brasilien, wo die daselbst gezogene Mittagslinie die Gränze anzeiget; und gegen Westen bis an die Küste der Südsee, das übrige gränzt an das Königreich Chile. In dieser ganzen Weite findet man ein Erzbisthum und fünf darzu gehörige Bisthümer; ihre Namen sind folgende: La Paz, Santa Cruz de la Sierra, Tucuman, Paraguay und Buenos Ayres. Da nun aber diese Provinzen zwar unter der Spanier Botmäßigkeit stehen, aber ihrer Lage nach eigentlich zu Paraguay gehören; so fügen wir hier nur die Beschreibung des Erzbisthums la Plata und des Bisthums la Paz bey, und versparen die übrigen Provinzen bis zu der vollständigern Beschreibung der spanischen Landschaft Paraguay.

Nachdem

Nachdem sich die Spanier alle Provinzen von Tumbez bis nach el Cuzco, wie auch die an diese Hauptstadt gränzenden Landschaften unterworfen, und die zwischen den Eroberern selbst entstandenen Unruhen gestillet hatten; so waren sie nunmehr auf die Fortsetzung ihrer Unternehmungen bedacht, und suchten auch die weiter entfernten Nationen unter ihren Gehorsam zu bringen. Im Jahr 1539 gab daher der Hauptmann Anzures Befehl, eine Stadt vom ersten Range anzulegen, und dieser erbauete dieselbe an dem Orte, wo der Flecken Chuquisaca lag. Viele von denen, die mit bey der Eroberung gewesen waren, ließen sich hier nieder, und überwanden nach und nach auch die angränzenden Nationen. Sie geben nun dem neuerbaueten Orte den Namen la Plata. la Plata.

Die Stadt liegt auf einer kleinen Ebene, und hat um und um Berge von mittelmäßiger Höhe, durch welche sie gegen die Wuth und Beschwerlichkeit der Winde gesichert wird. Im Sommer ist die Witterung sehr gelinde, und sie bleibt sich auch fast das ganze Jahr hindurch gleich; nur im Winter, der sich im Christmonat anfängt, und bis in den März fortdauert, regnet es lange Zeit nach einander, und man verspüret häufige Ungewitter mit Donner vermischt; der übrige Theil des Jahres ist angenehm. Diese Stadt ist eine von den besten und wohleingerichteten. Die Häuser am Markt sind alle schön und hoch, gemeiniglich hat jedes Haus auch einen daran stoßenden Garten, und die Anzahl der Einwohner beträgt gegen vierzehntausend; sie bestehen aus Indianern, Spaniern und Vermischten. Die Hauptkirche ist sehr gut gebauet, nicht weniger die Klöster und die Universitätsgebäude. Die Stadt-

obrigkeit

obrigkeit bestehet, wie in allen übrigen Städten, aus Regidoren, und die vornehmsten Gerichte sind die königliche Audienzia, welche im Jahr 1559 errichtet wurde, ein Commissarius der Inquisition, eine Casse der Güter der Verstorbenen, u. a. m. Im Jahr 1551, als la Plata schon den Namen einer Stadt vom ersten Range führte, wurde in derselben ein Bisthum errichtet, im Jahr 1608 aber ein Erzbisthum. Zwey Meilen von la Plata strömt der Fluß Cachimayo, auf den daran stoßenden Ebenen stehen viele Häuser, wo sich die Einwohner des Sommers aufhalten. Sechs Meilen von der Stadt, an der Landstraße von Potosi, strömet ein anderer Fluß, Pilcomayo genannt, über welchen eine steinerne Brücke geführet ist. Die Lebensmittel für la Plata werden aus den benachbarten Gegenden zugeführet, und es fehlet ihnen an keinen Erzeugnissen.

Potosi.

Unter das Erzbisthum la Plata gehören vierzehn Corregimiente, das erste erstreckt sich weit gegen Westen, wo es die Stadt Potosi mit in sich begreift. Diese ist der beständige Sitz des Corregidors, und eines königlichen Steuergerichts, welches man deshalb hierher gesetzt hat, weil die Bergwerke in der Nähe sind. Der Perg Potosi, an dessen Fuße die Stadt gleiches Namens liegt, hat Spanien unbeschreiblich viele Reichthümer geliefert. Die Entdeckung dieser reichen Bergwerke geschah im Jahr 1545 und, der Erzählung nach, durch einen sonderbaren Zufall. Ein Indianer verfolgte nämlich einige Gemsen, welche gerade auf den Berg zu liefen. Der Indianer verfolgte sie den Berg hinan, mußte sich aber bey einer steilen Anhöhe an dem Ast eines Baumes anhalten, um die Schwierigkeit des Hinaufkommens möglich zu machen. Da aber der Baum

nicht

nicht tief in der Erde stand, und der Last des Indianers nicht widerstehen konnte; so riß er ihn aus, und entdeckte unter demselben einen Klumpen oder eine Ader von gediegenem Silber, die unter der dünnen Oberfläche der Erde verborgen gewesen war. Auf diese Entdeckung folgten hernach mehrere, und der Ruf von diesem Berge zog eine Menge Leute von allen Orten an sich, wodurch die Stadt Potosi in großes Aufnehmen kam. Die Witterung auf dem Berge ist sehr kalt und trocken, daher auch die Gegend um die Stadt ganz unfruchtbar ist, so, daß sie weder Getreide, noch Früchte, kaum etwas weniges Gras hervorbringt. Dennoch ist sie sehr volkreich, und es fehlet ihr an nichts. Die Handlung, die deswegen beständig mit dieser Stadt getrieben wird, ist dahero sehr groß, und selbst viele europäische Waaren haben einen guten Absatz.

Achtzehn Meilen von la Plata liegt das Corregimient Tamina; hier ist die Witterung warm, und folglich werden auch hier solche Früchte gebauet, die sich für solche Gegenden schicken. Das Land hat Ueberfluß an Vieh. Die Nachbarschaft der wilden Inwohner hält die Einwohner in beständiger Furcht. Gegen Westen, etwa fünf und zwanzig Meilen von der Hauptstadt, liegt die Landschaft Porco. Die Luft ist hier kalt, und der Boden giebt wenige Früchte. Auf der südlichen Seite, von der obigen Stadt dreyßig Meilen, von ihr liegt das Corregimient Tarija oder Chichas, wo man viel Gold- und Silberadern findet. Auch in dem Sande des Flusses Tipunanys findet man Gold. Auf derselben Seite liegt die Landschaft Lipos, die ehedem, ihrer reichen Ausbeute wegen, für Spanien eine wichtige Landschaft war. Auf der östlichen Seite von la Plata liegt

Tamina.

Porco.

Tarija oder Chichas.

Lipos.

Amparaes. liegt das Corregimient Amparaes, der Viehhandel ist der Einwohner einzige Nahrung. Gegen Nord-

Oruro. westen liegt die Provinz Oruro, und ist eine der kältesten hiesiger Gegenden. Doch sind die hiesigen Silber- und Goldadern noch eben so reichhaltig, als sonst, weshalb auch die Stadt eine gute Bevölke-

Cinti. rung hat. Südlich liegt die Provinz Cinti, wo sehr viel Wein wächst, und den Einwohnern zum Handel gereicht. Funfzig Meilen von der Hauptstadt liegt Cochabamba, die Stade ist eine der volkreichsten in Peru, und das Land selbst erstreckt sich an einigen Orten auf vierzig Meilen in die Länge. Die Stadt, welche vom andern Range ist, liegt auf einer fruchtbaren Ebene; der ganze übrige Theil des Landes wird von Flüssen und Bächen durchströmt, welche zur Fruchtbarkeit nicht wenig beytragen.

Chayanta. Funfzig Meilen von la Plata liegt Chaynta, und ist wegen seiner ergiebigen Gold- und Silberbergwerke berühmt. Auf der nordwestlichen Seite, siebenzig

Paria. Meilen davon, liegt das Corregimient Paria. Sie-

Carangas. benzig Meilen davon liegt die Landschaft Carangas, deshalb berühmt, weil man hier in den Bergwerken weiß güldenes Erzt findet. Neunzig Meilen von

Cicacica. der Hauptstadt liegt das Corregimient Cicacica; der hiesige Flecken und alle, die gegen Süden liegen, gehören zu dem Erzbisthum la Plata, viele von den übrigen aber, die sich gegen Norden befinden, gehören unter dem Bischof zu la Paz. An einigen Orten ist dieses Corregimient wohl hundert Meilen lang, und also auch die Witterung sehr verschieden. Die

Atacama. letzte Landschaft ist Atacama, und macht die Gränzen der Provinz Charcas gegen Westen aus. Der vornehmste Flecken, gleiches Namens, liegt über hundert und zwanzig Meilen weit von la Plata. Die Witterung ist auch sehr verschieden, und nicht die

ganze

ganze Gegend ist bewohnt, sonderlich gegen Süden zu, zwischen Peru und Chili.

In den alten Zeiten war die Provinz, worinnen jetzo die Stadt Paz liegt, unter dem Namen Chuquiyapu bekannt; die erste Eroberung dieser Landschaft geschah durch den vierten Ynca. Als nachher die Spanier hierher kamen, und die Ruhe einigermaßen hergestellet wurde, erbauete la Gasca diese Stadt vom ersten Range. Durch das Thal la Paz strömt ein mittelmäßiger Fluß, der durch das Wasser, welches von den Gebirgen kommt, um ein ansehnliches verstärkt wird. Dieses Gebirge und die Cordillera desselben sind nur zwölf Meilen von der Stadt entfernt, und eben die Nähe des Gebirges trägt viel dazu bey, daß die Witterung hier größtentheils kalt ist, und starke Fröste, Schnee und Schlossen einfallen. Doch giebt es auch in hiesiger Gegend vortreffliche Thäler, wo Zuckerrohr, Coco, Maiz und andere Früchte wachsen; ingleichen waldichte Gegenden, wo sich Bäre, Tiger, Leoparden, Gemse, und anderes kleines und großes Vieh aufhält. Das Bisthum la Paz.

Die Stadt la Paz ist von mittelmäßiger Größe und wird von den Indianern Goldmeyerhof genannt, weil sie um und um mit Bergen umgeben ist. Die Gassen der Stadt sind breit, und die Häuser sind schön, inwendig mit vielen Gemälden und Kostbarkeiten ausgeschmückt. In der Mitte hat sie einen großen Markt, auf welchem ein schöner Springbrunnen stehet. Nebst der Domkirche hat sie drey Pfarrkirchen, fünf Manns- und drey Nonnenklöster. Uebrigens ist sie sehr volkreich, und unter ihren Einwohnern befinden sich sehr viele begüterte Bürger. Die weltliche Regierung hat der Gouverneur mit dem Schatzmeister; die geistliche aber der Bischof, la Paz.

der auch allda wohnet, und jährlich dreyßigtausend Thaler Einkünfte hat. Hierher kommt alles Gold, welches in den umliegenden Bergwerken gegraben, oder aus den Flüssen, die Goldsand bey sich führen, genommen, und zu Goldstangen gegossen wird. Drey Stunden von der Stadt liegt der berühmte Goldberg, Illimani genannt; er ist sehr hoch, und fast von seinem Fuße bis zum Gipfel mit Schnee bedeckt, und macht die Luft der Stadt rauh und unangenehm.

Dieses Bisthum begreift sechs Corregimiente in sich, das erste, la Paz, erstreckt sich in Ansehung seines Bezirkes nicht weit, und in einigen Strichen, welche durch dasselbe hindurch gehen, hat es weiter keine bewohnten Plätze, als die Stadt. Gleich an der Stadt fängt sich das Corregimient Comasuyos an, und erstreckt sich auf zwanzig Meilen in die Länge. Auf der südwestlichen Seite von la Paz findet man das Corregimient Pacajes; die Luft ist hier, wie in den vorigen, meistens kalt, hingegen ist in beyden ein Ueberfluß von Vieh vorhanden. Auf der nördlichen Seite der Stadt liegt Larecaxa; diese Provinz erstreckt sich von Osten gegen Westen auf hundert und achtzehn, und von Norden gegen Süden auf dreyßig Meilen. Die ganze Provinz ist reich an Goldbergwerken. Gegen Westen, zwanzig Meilen von la Paz, liegt die Landschaft Chucuito, ein Theil davon stößt an den berühmten See Titicaca. Sein Umfang wird auf achtzig Meilen angegeben, und man hat in ganz Amerika nicht viel seines gleichen. Das östliche Ufer dieses Sees und die daran stoßenden Landschaften führen den Namen Omasuyo, die westlichen aber Chucuito. Die See bildet viele Inseln, und darunter ist besonders eine ihrer Größe wegen merkwürdig. In den alten Zeiten war sie

Comasuyos.

Pacajes.

Larecaxa.

Chucuito.

ein

ein Berg, die Yncae ließen denselben platt machen, und davon hat hernach der See seinen Namen Titicaca bekommen, welches in ihrer Sprache einen Bleyberg bedeutet. Auf dieser Insel hat der erste Ynca, Manc Capac, die Fabel erfunden, daß die Sonne ihn und seine Schwester und Gemahlin dahin gesetzt, und ihnen befohlen habe, daß sie das Reich regieren sollten; deshalb ist diese Insel auch stets für sehr heilig gehalten worden, und hier stand auch ehemals einer der prächtigsten Sonnentempel, in welchen die Einwohner aller umliegenden Provinzen alle Jahre einmal große Geschenke brachten. Das letzte Corregimient in diesem Bisthume ist Pau arcolla, die Hauptstadt darinnen ist Puno; die Witterung ist nicht angenehm, daher wächst auch nicht so viel, als die Einwohner bedürfen, sondern müssen sich an die benachbarten Provinzen wenden, dafür hat die Landschaft desto ergiebigere Goldadern. Paucarcolla.

Alle folgenden Bisthümer und Missionen der Spanier versparen wir bis zu der Beschreibung von Paraguay, und endigen also hiermit die geographische Beschreibung des großen Reiches Peru, zu welcher wir nun noch eine kurze Uebersicht von der Geschichte oder der Eroberung von Peru hinzufügen. Zwar liegen westwärts von Peru noch die Gallapagischen Inseln, welche aber unbewohnt sind.

* * *

Wenn man alle die Eroberungen erwähnet, welche Spanien in der neuen Welt gemacht hat, wenn man die unbeschreiblichen Hindernisse und Gefahren, die Ströme des vergossenen Blutes überdenkt, wozu nichts als der Besitz eines größern Stück Landes und einiger Millionen mehr Gold und Silber die Die Eroberung von Peru.

Grundursache war, daß Tausende auf die elendeste Weise hinstarben, damit Einer reicher würde; wenn man dieses zusammen überdenkt, dann muß allerdings ein großer Theil weniger auf die Rechnung der Indianer kommen, welche doch eigentlich für die Urheber dieser grausamen Scenen ausgegeben werden. Wir haben im mitternächtlichen Theile von Amerika einen Eroberer für Spanien kennen gelernet, und hier finden wir nun einen andern, der sich den Gefahren des Meeres aussetzte, das übrige der neuen Welt zu entdecken, um mit einer unansehnlichen Hülfe das mittägliche Amerika, das reiche Land, das wir jetzt geschildert haben, zu erobern.

Dieser kühne Eroberer war Franz Pizarro, aus Truxillo gebürtig, und von dem Eifer beseelt, auf neue Entdeckungen auszugehen. Um sein großes Vorhaben auszuführen, verband er sich mit einem gewissen Don Diego d'Almagro, aus der Stadt Malaga, und mit noch einem Geistlichen, Namens Ferdinand de Luque. Diese drey Männer, die ohnedem schon ein großes Vermögen besaßen, und jetzt noch reicher werden wollten, rüsteten zwey Schiffe aus, welche eins nach dem andern aus der Stadt Panama ausliefen. Ihr erster gewagter Versuch entsprach ihren Absichten nicht; Diego verlor in einem Treffen mit den Indianern einen Theil seiner Hülfstruppen, und wurde zweymal genöthiget, wieder nach Panama zurückzukehren, um neue Verstärkung zu holen. Pizarro, dessen Schiffsvolk sich bis auf zwölf Mann vermindert hatte, setzte seine Entdeckungen fort, kam aber gleichfalls ohne Erfolg nach drey Jahren wieder in Panama an, und hatte gleichfalls keinen Vortheil, sondern nur den Verlust seines

Vermö-

Vermögens zum Lohne. Dennoch schreckte ein so unglücklicher Erfolg seinen Muth nicht ab, neue Versuche zu wagen, nur eigene Hülfe war ihm versagt. Er begab sich nach Spanien, trug daselbst dem Hofe sein Unglück vor, legte dem Könige die großen Hoffnungen dar, und bat dem König um das Gouvernement des Landes, das er noch zu erobern gesonnen wäre. So viel Entschlossenheit munterte den spanischen Hof auf, diesen Mann nicht sinken zu lassen, und Pizarro kehrte mit Titeln begleitet zurück, in deren Besitz ihm seine Kühnheit setzen sollte. Drey Brüder von ihm, Ferdinand, Johann und Gonzalez Pizarro, und Franz Martin von Alcantora, sein Stiefbruder, begleiteten ihm, in der Hoffnung, Ruhm und Gewinn mit ihn zu theilen. Letzterer war zwar sehr unzufrieden, daß ihm nicht dieselben Würden ertheilt worden wären, die man den neuen Eroberern des mittäglichen Amerikas gegeben hatte; allein sein Bruder suchte ihn durch die Versprechung künftiger Belohnungen zu beruhigen, und beyde fiengen nun an, alles vorzubereiten, was sie zur glücklichen Ausführung ihres Unternehmens leiten sollte.

So viel versprechend diese große Unternehmung auch war, und so viel sie immer Aufsehen in Spanien machte; so wenig Spanier wollten sich entschliessen, diesen Sieg erringen zu helfen, und es kostete nicht wenig Mühe, einige derselben dazu zu überreden. Indeß brachte es Pizarro endlich doch dahin, daß ihm einige Soldaten zu folgen versprachen, und daß er im Jahr 1531 unter Segel gehen konnte. Nachdem er manchen Gefahren auf der See glücklich entgangen, und mit seiner Mannschaft und den mitgenommenen Pferden ans Land gestiegen war, marschirte er längst der Küste von Peru hin. Der

Mangel an Lebensmitteln und die ungebahnten Wege machten seinen Marsch sehr beschwerlich, und nur der Muth des Anführers unterstützte den Muth seiner Soldaten. Ihr erster Aufenthalt war zu Coaca, und hier hatten sie das erstemal Gelegenheit, ansehnliche Schätze zu sammeln. Außer dem Golde, das sie aus diesem Lande mitnahmen, fanden sie auch sehr schöne Smaragden und andere kostbare Steine; allein sie wurden hier von einer gefährlichen Krankheit überfallen, welche sie nöthigte, schnell weiter zu reisen, und so kamen sie in eine andere Provinz, die sie Portovejo nannten, wo es ihnen glückte, sich bald Meister von allen umliegenden Orten zu machen.

Pizarro hatte einige Hülfstruppen erhalten, und beschloß, sich nach der Insel Puna zu begeben. Ein Arm des Meeres, über den er hinweg mußte, setzte ihn den größten Gefahren aus, denn die Indianer, die er zu Führern hatte, wollten die Seile der Barken zerschneiden, um alle Spanier im Meere zu ersäufen, und nur durch die Wachsamkeit des Pizarro entgiengen sie dieses Mal dem Unglücke. Als sie nun in der Insel angekommen waren, bezeigten sich die Einwohner auf eine ausnehmende Weise gefällig, und unterwarfen sich gänzlich seiner Herrschaft, hatten aber schon beschlossen, in der Nacht die Spanier zu überfallen und sie alle zu tödten. Auch diesem Unglücke entgieng Pizarro, er griff sie an, brachte sie in Unordnung, und machte den vornehmsten Caziken zum Gefangenen. Hier hatten sie abermals eine reichliche Beute, denn die Güter der Getödteten wurden unter die Sieger getheilet, und bestanden in sehr ansehnlichen Schätzen von Gold und Silber.

Pizaro

Pizarro kam nach dem Besuche, den er in der Insel Puna gegeben hatte, nach dem Hafen Tombez zurück, aus welchem er ausgelaufen war. Er hatte Gelegenheit zu sehen, daß die Einwohner dieses Ortes nichts weniger als gut gesinnt gegen die Spanier waren, und er mußte die ganze Zeit, mit den Waffen in der Hand, die Oberherrschaft behaupten. Die Art, wie man ihnen dieses Joch auflegte, machte, daß die Indianer, die eigentlich für ihre Freyheit stritten, um Friede baten; er wurde ihnen gegeben, aber Pizarro machte auch wieder Anstalten zu neuen Eroberungen. Die Uneinigkeit, welche damals in Peru herrschte, trug nicht wenig zum Glück der spanischen Waffen bey. Guaynacava, der Beherrscher dieses reichen Landes, der die Gränzen seines Reiches schon um ein ansehnliches erweitert hatte, wollte sich auch noch von der Provinz Quito Meister machen. Sein Vorhaben glückte ihm, und da er das eroberte Land sehr angenehm fand, hielt er sich eine lange Zeit daselbst auf; bey seinem Tode verordnete er, daß sein Sohn Atabaliba sein Nachfolger seyn sollte, und diese Verordnung verursachte unter den beyden nachgelassenen Prinzen viele Unruhen, die sich die Spanier sehr gut zu Nutze machten.

Pizarro gieng nach einigen Unternehmungen, welche überall Furcht und Schrecken verbreiteten, auf Caramalca los, wo der Prinz von Quito, nebst dem Kaiser von Peru, war. Der spanische General traf auf dem Wege einen Abgesandten, der ihm Geschenke brachte, und zugleich die Ankunft der Spanier verbat. Allein Pizarro achtete dieses Ceremoniels nicht, und gieng sogleich zum Atabaliba. Nachdem Ferdinand Pizarro das Lager der Indianer in Augenschein genommen hatte, das wegen der Menge der

Zelte und der Soldaten mehr einer Stadt, als einem Lager, ähnlich sah, kam er wieder zu seinem Bruder zurück, und stattete ihm von seinem Auftrage Bericht ab. Die Antwort des Atabaliba und die Macht, die er wider die Spanier aufzubringen im Stande war, verursachten dem Heerführer derselben einige Unruhe. Er ließ sich indessen den Anblick der Gefahr nicht erschrecken, und beschloß, zur Ausführung seines Planes, alles zu wagen.

Pizarro theilte seine Mannschaft zu Pferde in drey kleine Haufen, jeden zu zwanzig Reutern, und versteckte sie so, daß sie von den Indianern gar nicht gesehen werden konnten. Auf der andern Seite war er mit seinem Fußvolk, ebenfalls eine ansehnliche Anzahl gegen ihre Feinde. Hier erwartete er den Angriff der Indianer, die den Gebrauch des Schießgewehres nicht kannten, und die Pferde für Ungeheuer ansahen. Endlich erhoben die Indianer ein Geschrey, und machten Bewegungen; sogleich trat ein spanischer Mönch mit seinem Breviario in der Hand hervor, und näherte sich dem Prinzen unter folgenden Worten: „Die Päpste, welche Nachfolger des heiligen Petrus sind, haben alle Länder der Welt unter die Könige und Prinzen der Christen getheilet, und einem jeden aufgetragen, den auf ihn fallenden Theil zu erobern. Das Land, das du besitzest, ist Sr. Kaiserl. Majestät, dem Könige Don Carlos zu Theil worden, und dieser Monarch hat den Pizaro als Gouverneur abgeschickt, dir dasselbe zu sagen, und wird, wenn du dich durch Güte dazu bequemest, dein Freund, im Gegentheil dein Feind seyn.“ Atabaliba gab ihm hierauf zur Antwort: „Dieses Land ist von meinem Vater erobert worden, und der Sieg, den ich über den Erben dieses Reichs erworben

erworben habe, macht mich zum rechtmäßigen Besitzer seiner Staaten. Uebrigens aber weiß ich nicht und will ich nicht wissen, wie der heilige Peter jemandem ein Land schenken kann, was mein ist; ich kenne eure Religion und euren König nicht: woraus weißt du aber das alles, was du jetzt geredet hast?" sagte er zu dem Prälaten. Dieser versetzte, unsere Religion ist in diesem Buche enthalten. Atabaliba nahm das Buch aus seiner Hand, suchte eine kurze Zeit darinnen, und da er sahe, daß das Buch nicht redete, warf er es auf die Erde. Dieß war das Signal zum Treffen, denn nun geriethen beyde Partheyen in heftige Bewegungen, und das grobe Geschütz der Spanier richtete große Unordnungen unter den Indianern an; da sie aber der Zahl nach stärker waren, stellten sie immer wieder andere an die Stelle der Erschlagenen. Pizarro wollte durch einen entscheidenden Schritt dem Treffen ein Ende machen, und eilte auf den Tragsessel des Atabaliba zu, faßte den Prinzen bey den Haaren, und zog ihn mit solcher Macht nach sich, daß er ihn auf die Erde warf. Vergebens eilten die Indianer zu Hülfe, denn die Reuterey hielt sie zurück. Die Ueberwundenen geriethen in Unordnung, flohen und wurden auf der Flucht erschlagen; der Prinz aber blieb gefangen.

Hier fanden die Spanier im Lager der Indianer unermeßliche Reichthümer, und der Prinz, da er sich in der Gewalt der Feinde sah, versprach, wenn man ihn glimpflich behandeln wollte, es sollte zu seinem Lösegelde so viel Gold und Silber gegeben werden, als in einem großen Saale seines Pallastes, bis zu einer gewissen Höhe, die man ringsherum mit einem Striche abzeichnete, Raum hätte. So unmöglich dieses den Spaniern schien, so that es doch auf die Herzen derselben die gehoffte Wirkung. Da

aber einige Zeit dazu erforderlich war, diesen Schatz zusammenzubringen, so glaubten die Spanier, Atabaliba wolle sie hintergehen, und schickten dahero einige Officiere nach Cuzco, wo diese Schätze hergebracht werden sollten, um zu sehen, ob sie sich wirklich daselbst befänden. Auf diesem Wege trafen die Officiere einen Trupp Indianer an, welche den Kaiser Guascar, den Bruder des Prinzen, als einen Gefangenen wegführten. Dieser Guascar bat die Spanier, sich seiner anzunehmen, und ihm zum Besitze seines Reiches zu verhelfen, wofür er ihnen große Schätze geben wollte. Allein Atabaliba, dem dieses benachrichtiget wurde, schickte im Augenblick heimliche Befehle an diejenigen, die den Kaiser bewachten, ihn zu ermorden, und dieser Befehl wurde völlig ausgeführet. Während dessen waren schon einige Schätze von Quito herbeygeschafft worden, allein doch nicht so viel, als der Prinz versprochen hatte, und also beschlossen die Spanier, sich des Gefangenen gänzlich zu entledigen, der ihnen in der Zukunft oft noch in den Weg kommen könnte. Man kündigte ihm das Todesurtheil an, welcher über diese Handlung in Erstaunen gerieth; allein man säumte nicht lange mit der Vollziehung desselben, und der Prinz wurde durch einen Strick erwürget. Sobald dieser Tod bekannt wurde, bemächtigte sich einer seiner Generale, Namens Ruminagui, der Provinz Quito, und setzte sich in solches Ansehen, als ob er der rechtmäßige Herr derselben wäre; und um sich die Herrschaft des Landes zu versichern, ließ er die Kinder und einen von den Brüdern des Atabaliba umbringen, eine Menge vornehmer Personen ungerechnet, welche Opfer seiner Herrschsucht wurden.

Als nun Pizarro eine Eintheilung von dem Golde und Silber gemacht hatte, das sich zu Caramalca befand,

befand, zog er gegen einen andern General des Atabaliba zu Felde, welcher einige Unruhen im Lande stiften wollte. Dieses Unternehmen lief nicht so glücklich ab, er verlor einige seiner Soldaten, und mußte sich nach Cuzco begeben, nachdem er einige vergebliche Schlachten geliefert hatte. Während dieser Zeit eroberte einer seiner Officiere, Namens Benalcazar, die Provinz Quito, und nöthigte den Ruminagui, ihm Platz zu machen.

Die Eroberer von Peru hatten nicht allein gegen die Indianer Krieg zu führen, sondern wären auch beynahe mit ihren eigenen Waffen zusammen gekommen, denn die Schätze der neuen Welt reitzten mehr als einen Spanier, sich ihrer zu bemeistern. Don Pedro d' Alvarado, ein Officier des Cortez, war auf Befehl seines Generals auf Entdeckungen eines Landes, Guatimala genannt, ausgegangen, und hatte sich von demselben Meister gemacht, da ihm sodann das Gouvernement von dem Lande gegeben wurde, das ihm so viel Mühe und Gefahren gekostet hatte. Hier hörte er von den Schätzen reden, die Pizarro in Peru gefunden hätte, und sogleich entstand die Begierde in ihm, sich ebenfalls zu bereichern: er verließ sein Gouvernement, gieng mit seinen Truppen über die unwegsamsten Gebirge, setzte mit Lebensgefahr über die Flüsse, und überwand alle Hindernisse, bis er in Quito ankam.

Diego d' Almagro ward bey dieser Nachricht sehr in Furcht gesetzt, und that lieber Friedensvorschläge, als daß er sich in ein unentschiedenes Treffen einließ. Die Unterhandlungen giengen von Statten, und man verglich sich, so daß die beyden Armeen, die im Begriffe gewesen waren, sich zu schlagen, nunmehr sich mit einander vereinigten, um mehr als

zwölf-

zwölftausend Indianer anzugreifen, welche von einem alten Capitain des Atabaliba, Namens Qvirqviz, commandirt wurden. Dieser Angriff that nicht die erwartete Wirkung, die Spanier verloren viele Mannschaft, und nur eine günstige Unordnung unter den Indianern, wo sie sich von selbst zerstreueten, entzog die Spanier einer großen Gefahr.

Don Diego sah das Glück seines Gesellschafters mit neidischen Augen an, denn er konnte sich in seinem Gouvernement bey weitem nicht so bereichern, als Pizarro in dem seinigen. Der Wunsch, unter seiner Befehlshaberey auch einen Theil von dem Lande zu haben, wo man Gold im Ueberfluß fand, brachte ihn auf den Vorsatz, sich der Stadt Cuzco zu bemächtigen. Allein dieses Unternehmen mißlang ihm sehr, und nur durch die Nachgiebigkeit des Pizarro söhnten sie sich wieder aus, unter den Bedingungen, daß Diego einen Zug nach Süden unternehmen sollte, um neue Entdeckungen zu machen, und, wenn er ein vortheilhaftes Land eroberte, ihm das Gouvernement darüber zugestanden werden sollte; wäre es aber nicht vortheilhaft genug, so wollten die beyden Gesellschafter die Eroberungen theilen, welche die Spanier unter der Anführung des Pizarro gemacht hätten.

Diego zog nun, mit zweyhundert Soldaten begleitet, aus, in der Absicht, den Ruhm seines Nebenbuhlers zu verdunkeln, und die Verstärkung, die er noch auf dem Wege erhielt, vermehrte seine Truppen über die Hälfte, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, sein großes Vorhaben auszuführen. Auf einer Reise von mehr als sechshundert Meilen hatte er Gelegenheit, verschiedene Eroberungen zu machen, und kam bis nach Chili. Doch auch der Gefahren und Unbequemlichkeiten waren nicht wenig, die ihm auf seiner Reise begegneten. Am meisten fiel ihm die ungemeine Kälte beschwerlich, die sie auf den Gebirgen

birgen antrafen, welche mit Schnee bedeckt waren, und worüber sie ihren Weg nehmen mußten, wodurch er einen großen Theil seiner Truppen und Pferde verlor.

Während daß Diego diese unbekannten Länder durchzog, that Pizarro eine Reise nach Spanien. Hier wurde er mit allen Ehren und Zeichen der Zufriedenheit aufgenommen; der Kaiser gab ihm den S. Jacobsorden, und für seinen Bruder Franz ein Gouvernement, mit der Ausfertigung zu einem neuen Gouvernement für den Diego. Hierauf kehrte er wieder nach Peru zurück, begab sich nach Cuzco, und fand neue und große Gefahren. Ein indianischer Herr, Namens Mango, hatte den Vorsatz gefaßt, alle Spanier auszurotten. Dieser Ynca brachte Truppen zusammen, welche unvermuthet das Schloß zu Cuzco überfielen, und es kostete den Spaniern alle Mühe, sich im Besitz desselben zu erhalten, wobey Johann Pizarro sein Leben verlor. Der Ynca griff mit allen seinen Kräften die Stadt von neuem an, belagerte sie auf acht Monate, und brachte viele Spanier um.

Diego hatte diese Nachricht nicht sobald erfahren, als er schnell von Chili abreisete, sich diese Unordnung zu Nutze zu machen. Er that dem Ynca die vortheilhaftesten Vorschläge, wenn er ihm beystehen wollte. Da Almagro den traurigen Zustand der belagerten Stadt sah, that er dem Stadtrath den Vorschlag, ihn zum Gouverneur anzunehmen, weil die Gränzen des Gouvernements des Pizarro sich nicht bis nach Cuzco erstreckten. Hierauf wurde entschieden, es solle seinem Verlangen Genüge geschehen, wenn er gezeiget haben würde, daß seine Ansprüche gegründet wären; allein es schien nicht leicht, diese streitige Sache zu entscheiden. Pizarro behauptete, man müsse das Land gerade aus und ohne

Krüm-

Krümmungen, entweder mit einer Schnur, oder nach dem Grade der Breite, messen. Diego aber verlangte, man sollte alle Krümmungen mit messen, wie sie entweder an der Seeküste oder auf der Landstraße vorkämen. Nach der erstern Art lag Cuzco noch im Gouvernement des Pizarro, nach der andern aber gehörte sie ins Gouvernement des Diego. Ueber diesen Streit mußten die Waffen entscheiden. Ferdinand Pizarro, der Bruder des Gouverneurs, commandirte in dem Platze. Man sagt, er habe dem Diego einen Theil der Stadt eingeräumt, um sich mit seinen Soldaten darinnen einzuquartieren, bis man von dem Gouverneur Befehle erhalten hätte, welcher sich damals in der Stadt los Reyes befand. Almagro griff in der Nacht das Haus des Ferdinand Pizarro an: dieser und Gongalez, ein Bruder von ihm, ergriffen die Waffen, und vertheidigten sich mit ihren Bedienten, so gut sie konnten; allein als plötzlich ein Feuer im Hause ausbrach, mußten sie sich alle ergeben. Diego ließ sie ins Gefängniß setzen, und Mango, als er dieses erfuhr, entfloh mit einer großen Anzahl Soldaten auf die rauhesten und unersteiglichsten Gebirge; der Stadtrath aber von Cuzco sah sich genöthiget, den Diego als ihren Gouverneur zu erkennen.

Pizarro wußte von allem, was sich zu Cuzco zugetragen hatte, noch nichts, und es war ihm gänzlich unbekannt, daß sein Nebenbuhler sich Meister von dieser Stadt und von der Person des Alphonsus gemacht hatte. Er bekam von dem allem erst Nachricht, da er auf dem Marsch war, um die Indianer anzugreifen, die er noch mit der Belagerung der Stadt Cuzco beschäftiget glaubte. Man kann leicht denken, daß alle diese Begebenheiten ihm den empfindlichsten Verdruß erwecken mußten. Da er nicht gedacht hatte, gegen Spanier zu fechten, so kehrte

er

er nach los Reyes zurück, um andere Maaßregeln zu ergreifen. Pizarro verlangte seine Brüder auf freyen Fuß gestellt zu sehen, und bat den Diego, zu Cuzco zu bleiben, ohne weiter etwas vorzunehmen, bis man höhere Verordnungen erhalten hätte, welche die Gränzen ihres Gouvernements genauer bestimmen sollten. Allein Diego achtete diese Vorschläge nicht, und fuhr fort, seine ersten Schritte mit Stolz zu verfolgen. Pizarro setzte sich ebenfalls in den Vertheidigungszustand, er versammelte mehr als siebenhundert Mann, sowohl zu Fuß als zu Pferde. Während dessen fand sein Bruder Gonzalez und Alphonsus Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entfliehen, und mit mehr als siebenzig Mann zum Pizarro zu kommen. Auf diese Nachricht beschloß Diego, in Unterhandlungen zu treten. Es wurde von beyden Seiten ein Mönch zum Schiedsrichter erwählt, welcher den Ausspruch that, daß vor allen Dingen Ferdinand Pizarro, welcher noch im Gefängnisse war, auf freyen Fuß gestellt, die Stadt Cuzco dem vorigen Gouverneur wieder eingeräumet, die beyden Armeen abgesondert, und die Soldaten zur Entdeckung irgend eines neuen Landes angewendet werden müßten; bis man vom Könige von Spanien weitere Verordnungen deshalb erhalten würde. Dieser Mönch veranlaßte auch eine persönliche Unterredung unter den Häuptern der beyden Partheyen. Beyde kamen an einem bestimmten Ort zusammen, umarmten sich als Freunde, allein man entschied weiter nichts, als daß Ferdinand Pizarro mit der Bedingung in Freyheit gesetzt wurde, daß sein Bruder ein Schiff liefern sollte, um die Berichte des gegenwärtigen Streites nach Spanien zu schicken.

Hierauf erhielt Pizarro vom Kaiser eine vortheilhafte Verordnung, Kraft welcher die Gouverneurs ein jeder in den Ländern bleiben sollten, die sie erobert hät-

hätten, und in denen sie sich zu der Zeit befänden, da ihnen der Befehl des Hofes bekannt gemacht würde. Diesen kaiserlichen Befehl schickte Pizarro an Diego, welcher antwortete, daß er diesen Befehl genau befolgen, und zu dem Ende im Besitz des Landes bleiben würde, das er innen habe. Pizarro erwiederte, Cuzco mache einen Theil von seiner Statthalterschaft aus, und er würde, wenn er nicht in Güte davon abhen wollte, ihn durch Gewalt dazu bringen. Dieses war eine neue Kriegeserklärung, und Almagro ermangelte auch nicht, seiner Seits alle Anstalten dazu zu treffen. Er verschanzte sich auf einem hohen Berge, und ließ alle Wege verderben, auf denen man ihm hätte beykommen können. Ferdinand Pizarro erhielt von seinem Bruder den Auftrag, den Diego anzugreifen, und diesem war es eine erwünschte Gelegenheit, sich zu rächen. Er drang mit gewaffneter Hand hindurch, und stieg in eine Ebene hinab, wo zwischen beyden Partheyen ein blutiges Treffen geliefert wurde. Die Truppen des Pizarro erhielten den Sieg, und Diego fiel in die Hände der Feinde. Rache und Eifersucht wirkten hier gemeinschaftlich, und es wurde beschlossen, den Mann aus der Welt zu schaffen, der, ob er gleich ihr Bruder war, doch die meisten Unruhen anstiftete; er wurde zum Tode verurtheilet und, ohne auf die Einwilligung des Hofes erst zu warten, enthauptet. Ferdinand Pizarro entschloß sich zu einer Reise nach Spanien, um von seinem Verfahren Rechenschaft zu geben; verschiedene widerriethen ihm zwar dieses Unternehmen, weil er doch nicht wissen könnte, wie man den Tod des Diego aufnehmen würde, allein er blieb bey seinem Vorsatze; nur rieth er seinem Bruder zuvor, sie sollten so aufmerksam als möglich auf diejenigen seyn, die unter dem Diego gedienet hätten, damit nicht etwa eine Verschwörung entstehen möchte.

Die

Die Spanier machten indessen alle Tage neue Entdeckungen, und lernten wieder ein neues Land kennen, wo eine große Menge Zimmt wuchs, welches sie deshalb Canela nenneten. Pizarro schickte seinen Bruder Gonzalez dahin, um es einzunehmen; allein noch war ihnen keine Entdeckung und Einnahme mühseliger gefallen, als diese, wo sie mit den Hindernissen der Natur zu kämpfen hatten. Die Witterung, die Wege, der Verlust der Mittel, Krankheiten und dergleichen, matteten ihren Körper so sehr ab, daß sie zu bedauern gewesen wären, wenn die Veranlassung dazu etwas anders als Eigennutz gewesen wäre.

Als Pizarro nach Spanien gereiset und Ferdinand auf diesem Zuge begriffen war, entspann sich zu los Reyes eine neue Unruhe. Diego d' Almagro hatte nämlich einen Sohn hinterlassen, der Muth genug in sich fühlte, und von andern angereitzt wurde, den Tod seines Vaters zu rächen. Der Anschlag wurde auf den Tod des Franz Pizarro gefaßt, der jetzt seiner besten Stützen beraubt war. Die Anhänger des jungen Almagro waren vollkommen einig unter einander, und ihre Anzahl wuchs mit jedem Tage. Sie hatten einen guten Vorrath von Waffen und andere zu ihrer Unternehmung nöthige Dinge angeschafft. Man gab zwar dem Statthalter Nachricht von dieser Verschwörung, allein er konnte sich nicht überreden, daß es möglich sey, und blieb ganz ohne Sorgen. Mehr als einmal wurde die Verschwörung entdeckt und dem Franz Pizarro angezeiget, allein jedesmal schien es ihm erdichtet, und nur erst, als es zu spät war, sah er den Erfolg des Vorhabens. An einem festgesetzten Tage drangen die Verschwornen in den Pallast des Franz Pizarro, und tödteten alles, was sich ihnen zur Wehre stellte. Endlich drangen sie auch in sein eigenes Zimmer und

tödteten auf der Stelle den sichern Gouverneur. Als die Nachricht allgemein bekannt wurde, erklärten sich viele hundert Personen in der Stadt für den jungen Don Diego d' Almagro. Man setzte ihn auf ein Pferd, führte ihn in der Stadt umher, und rief vor ihm aus: dieß ist der einzige Statthalter von Peru. Das Haus des Pizarro wurde geplündert, und man ermordete auf eine unbarmherzige Weise noch verschiedene Personen, von denen man wußte, daß sie seine Freunde waren.

Als nun der junge Diego d' Almagro sich Meister von der Stadt los Reyes gemacht und die alten Räthe abgesetzt hatte, so ernannte er auch für die Truppen neue Officiere, die seine neue Würde unterstützen sollten. Es begaben sich eine Menge von lüderlichen Personen unter seinen Schutz, in der Hoffnung, zu plündern, und Diego bemächtigte sich auch sogleich aller Einkünfte, die dem Kaiser gehörten, und der Güter aller derer, die ums Leben gekommen oder abwesend waren.

Alphonsus d' Alvarado, welcher in der Provinz Chacapoyas commandirte, und den Don Diego als einen Rebellen ansah, wollte nie den Vorschlägen Gehör geben, die ihm dieser vermeinte Statthalter that, sondern setzte sich in Vertheidigungszustand. Hierauf schickte Diego Deputirte nach Cuzco, um sich allda als Statthalter erkennen zu lassen. Man brauchte allerhand Vorwand, ihn von sich abzuhalten, bat aber eiligst die benachbarten Provinzen um Beystand, und übergab dem Capitain Pedro Alvarez Holguin, der einen Zug gegen die Indier vorhatte, das Commando. Dieser übernahm es, und kündigte dem Diego den Krieg an, verband sich auch zugleich mit dem Alphonsus d' Alvarado, weil seine Truppen nicht so stark waren. Die beyden Armeen, die einander aufsuchten, stießen bald zusammen; allein Alva-

Alvarez sah, daß die Truppen der Feinde noch einmal so stark als die seinigen waren, und bediente sich aller Listen, um aus der Gefahr zu kommen. Er schickte während der Nacht ohngefähr zwanzig Reuter ab, mit dem Befehle, einige aus dem Lager des Diego zu holen. Man brachte drey davon, zwey aber wurden gleich getödtet, und dem einen versprach man große Geschenke, wenn er in das Lager des Diego zurückkehren und sagen wollte, daß man diese Nacht das feindliche Heer auf der rechten Seite angreifen würde. Dieser Mensch that diesen Auftrag nur zu willig, brachte die Nachricht an den Diego, und während daß man beschäftiget war, diese Gegend, wo der Feind herkommen würde, am meisten zu verstärken, zog sich Alvarez auf der andern Seite ruhig zurück, und entgieng der Gefahr, von der Gegenparthey aufgerieben zu werden.

Ein gewisser Lieutenant, Namens Vaca de Castro, den der spanische Hof nach Peru geschickt hatte, um Erkundigungen wegen des Todes des alten Diego einzuziehen, kam zu derselben Zeit in der neuen Welt an, und brachte ein Breve mit, Kraft dessen er, wenn etwa Franz Pizarro während seiner Reise nach Peru verstürbe, die Statthalterschaft des ganzen Landes übernehmen sollte, bis der König andere Verfügungen treffen würde. Diesem Breve zu Folge erkannten ihn Alvarez und Alvarado als Statthalter. Sie übergaben ihm alle Kennzeichen ihrer Gewalt, er gab sie ihnen aber wieder zurück, und behielt für sich nichts als die königliche Fahne. Er schickte hernach die beyden Feldherren in verschiedene Gegenden ab, und bewies bey allen seinen Unternehmungen viel Klugheit.

Don Diego, welcher nach Cuzco zurückgekehret war, und wohl einsah, daß ihn Castro nicht lange daselbst lassen würde, rüstete sich, um sich gegen die

neuen Unternehmungen des Statthalters zu vertheidigen. Vaca de Castro hatte eine Reise nach los Reyes gethan, allwo er eine Armee von siebenhundert Mann versammelte, und als er mit allen Zubereitungen fertig war, stellete er sich ins Feld, den Diego zu erwarten. Es geschah bald, was sie wünschten, beyde Armeen lieferten ein blutiges Treffen, wo die Entscheidung lange schwankend war, endlich aber zum Vortheil des Castro ausfiel. Diego wurde mit seiner ganzen Armee geschlagen, und er selbst starb unter den Händen des Scharfrichters. Castro kehrte nach Cuzco zurück, und so wurde die Ruhe in Peru wiederhergestellet.

Vaca de Castro blieb bald zwey Jahr lang zu Cuzco, und beschäftigte sich lediglich mit der Einrichtung seiner Statthalterschaft. Man entdeckte damals in der Nachbarschaft der Stadt viele Goldgruben, welche sehr ergiebig waren. Man nahm Indianer dazu, dieses kostbare Metall aus den Eingeweiden der Erde zu graben, und behandelte sie für diese saure Mühe wie die elendesten Sclaven. Dieses harte Verfahren erregte das Mitleid einiger Mönche, welche sich nach Spanien begaben und dem Kaiser von der Grausamkeit Nachricht gaben. Der Kaiser wollte sogleich diesen Ausschweifungen Einhalt thun, und ernannte einen Vicekönig, welcher mit neuen Verordnungen dahin geschickt wurde. Dieser Vicekönig war Blasco Nugnez Vela, ein rechtschaffener und einsichtsvoller Mann. Nach der neuen Verordnung konnte kein Indianer gezwungen werden, in den Goldgruben zu arbeiten, oder Perlen zu fischen. Ingleichen wurde verboten, sie zu Lastträgern zu gebrauchen. Es wurde befohlen, ihnen ihre Arbeit zu bezahlen, und die Abgaben, die sie an die Spanier zu entrichten hatten, wurden auf etwas Bestimmtes gesetzt. Die Sclaven kamen

durch

durch den Tod ihrer Herren wieder in die Freyheit, und man ließ auch diejenigen wieder frey, die von den Bischöfen, den Mönchen, Statthaltern und andern Dienern des Königes zu Sclaven gemacht worden waren. So vernünftig diese Gesetze waren, so stimmten sie doch nicht mit der Habsucht der Spanier überein, denn durch die Aufhebung der Sclaverey entgieng ihnen der Weg zu Reichthümern; und da es ihnen einerley war, ob es Menschen oder Thiere waren, die für sie arbeiteten, so mußte durch die Aufhebung der unterdrückten Menschheit Murren und Unruhe entstehen. Castro selbst war nicht mit der genauen Befolgung der königlichen Gesetze zufrieden, stiftete heimliche Unruhen, und legte die Würde eines Statthalters nieder. Nugnez de Vela begab sich nach Lima, welches damals los Reyes hieß, und konnte sich da sehr bald von dem heimlichen Mißvergnügen überzeugen. Da unter der Zeit Gonzalez Pizarro, der seinen Sitz in einer Provinz von Peru aufgeschlagen hatte, von allem Nachricht bekam, was in Lima vorgieng, so faßte er den Entschluß, nach Cuzco zu gehen, in der Hoffnung, daselbst während den Unruhen, womit das Land bedrohet wurde, eine große Rolle zu spielen. Man schrieb ihm zu verschiedenen Malen, daß er seinen Landesleuten zu Hülfe kommen sollte, und endlich kam er nach Cuzco, wo er sogleich zum Commandeur ernannt wurde. Er fuhr mit seinen Anstalten gegen den Vicekönig unabläßig fort, und kaufte zwey Schiffe, um sich ihrer in dem künftigen Kriege zu bedienen; allein man fand Mittel, sie ihm wegzunehmen und in den Hafen von Lima zu führen. Hierauf brachte er Truppen zusammen, so viel als möglich war, suchte ihren Muth theils durch Versprechungen, theils mit der Schilderung des offenbaren Unrechtes des Viceköniges, anzufeuern.

Die Gährung in den Gemüthern der Einwohner von Lima ließ den Vicekönig nicht viel Gutes erwarten, und deshalb gab er Befehl, es sollten alle Spanier, Weiber, Kinder und Alte, die nicht im Stande wären, die Waffen zu tragen, nebst allen Kostbarkeiten, die sie besäßen, über See nach Truxillo geschafft werden. In Ansehung derer, welche zum Dienste geschickt waren, hatte man beschlossen, sie zu Lande fortzuschicken, und alles mitnehmen zu lassen, was sie unterweges anträfen. Die Indianer sollten indeß auf ein benachbartes Gebirge geschafft werden. Nugnez bildete sich nämlich ein, daß die Truppen des Pizarro, wenn sie nach Lima kämen und die Stadt von Einwohnern entblößt fänden, so daß sie sich nach ihrer langen Reise durch nichts erholen könnten, sich gewiß zerstreuen würden. Hierzu kam noch, er sah alle Tage viele von seinen Soldaten zum Feinde übergehen, und also mußte er den entferntesten Ort dazu wählen. Zur Ausführung dieses Vorhabens mußte er es erst den Auditoren des königl. Gerichts zu wissen thun, allein diese bezeigten keine Lust dazu, und sagten frey heraus, daß sie hier bleiben und seine Neuerungen nicht länger annehmen würden. Es entstand sogleich Aufruhr in Lima, wobey dem Vicekönig kein Mensch beystand, und er als Gefangener, durch den einhelligen Schluß der Spanier, auf ein Schiff gebracht und nach Spanien geschickt werden sollte.

Man that sodann dem Pizarro alles zu wissen, was sich zugetragen hatte, in der Hoffnung, daß ihn dieses nöthigen würde, seine Truppen zu verabschieden; allein er glaubte, man wollte ihn hintergehen, und auf die Verabschiedung seiner Soldaten sollte die Bemeisterung seiner Person folgen. Die Auditoren schickten mehr als einmal Gesandte an ihn, er sollte doch seine Truppen verabschieden, da die Gefahr, weshalb er die Waffen ergriffen hätte, nicht mehr da sey,

und in Absicht der Gerechtigkeit würden sie im Namen des Königes jederzeit aufs pünktlichste sorgen.

Gonzalez rückte immer näher gegen Lima, und als er noch eine Viertelmeile von der Stadt war, schickte er Deputirte ab, und ließ fragen, ob man ihm das Decret zur Statthalterschaft ausgefertiget habe. Auf die Entschuldigung, daß es nicht geschehen sey, drang er in der folgenden Nacht in die Stadt, unterwarf sich alle Einwohner ohne großen Widerstand, und wurde aus eigener Macht Statthalter. Dieses trieb er bis zur Ausschweifung, und es gieng fast kein Tag hin, so lange er Statthalter war, daß er sich nicht einiger Grausamkeiten schuldig machte.

Der Lieutenant Alvarez, welcher den Vicekönig nach Spanien bringen sollte, bezeugte den Nugnez sogleich den ersten Tag auf dem Schiffe, wie sehr ihm das Unglück schmerzte, und, zum Beweise seiner Theilnehmung, trat er ihm sogleich das Commando über die Schiffe ab. Nugnez nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, und setzte die Fahrt fort. Die beyden andern Schiffe, auf welchen seine Brüder, nebst verschiedenen Anhängern und Freunden waren, die man aus Peru vertrieben hatte, holten das Schiff ein, und kamen zusammen in dem Hafen von Tumbez an. Der Vicekönig stieg ans Land, und schickte an verschiedene Orte Couriere ab, um allen treuen Unterthanen des Königes zu befehlen, daß sie zu ihm kämen, damit er durch ihren Beystand seine Feinde zurücktreiben, und sich wieder in den Besitz seiner Würde bringen könnte. Es fanden sich verschiedene bey ihm ein, und er überlegte nun, wie er sein Vorhaben ausführen wollte.

Pizarro erfuhr diese neue Unternehmung sehr bald und machte sogleich Anstalten, den Krieg wieder anzufangen. Um sein Vorhaben zu rechtfertigen,

schickte er sogleich etliche Abgeordnete an den spanischen Hof, und der Capitain Bachiaco, der diese Commission ausrichten sollte, lief, anstatt in die offene See zu gehen, in den Hafen von Tumbez ein. Der Vicekönig glaubte, es sey Pizaro selbst, machte sich also in aller Eile mit hundert und funfzig Mann auf den Weg nach Quito, und ruhte nicht eher, bis er die Stadt erreicht hatte. Bachiaco bemächtigte sich indessen der Flotte, und setzte seine Reise nach den Hafen zu Panama fort, allwo er sich der Stadt bemächtigte, und manche Tyranney begieng, endlich nach Spanien zurückkehrte, und ins Gefängniß gesetzt wurde. Vaca de Castro, der sich eben damals zu Panama aufhielt, entfloh, und gieng geschwind wieder in die See. Auch Ferdinand Pizarro, der dem Don Diego d'Almargo den Kopf hatte abschlagen lassen, erfuhr ein gleiches Schicksal, als er an den Hof kam, um sein Verfahren daselbst zu rechtfertigen.

Indessen langte der Vicekönig in Quito an, und wurde von den Einwohnern sehr liebevoll aufgenommen. Hier warb er Truppen, um sich zu vertheidigen, im Fall er angegriffen werden sollte, und beschloß, allhier die Befehle des Kaisers abzuwarten. Auch verstärkte sich gar bald seine Mannschaft zu S. Michael, und wuchs auf fünfhundert Mann.

Gonzalez unterließ ebenfalls nicht, sich in Stand der Vertheidigung zu setzen, und beschloß, nicht zu warten, bis der Feind selbst kommen würde, sondern ihm entgegen zu gehen. Er eilte demnach, sich mit einer gewissen Anzahl Soldaten einzuschiffen, der Rest seiner Truppen aber marschirte zu Lande. Zu Truxillo stieg er ans Land, und wartete hier auf seine Armee, die aus mehr als sechhundert Mann bestand. Gonzalez, welcher wußte, daß er sich auf seine Truppen mehr verlassen konnte, als der Vicekönig, folgte jenen

nen auf dem Fuße nach, und weil sich der Vicekönig wirklich nicht fühlte, eine große Schlacht zu liefern, so zog er sich schnell aus S. Michael nach dem Gebirge Caxas. Doch auch hierher kamen die Feinde, machten viele Gefangene, und nahmen das ganze Gepäcke weg, doch entgiengen noch viele von der Armee des Viceköniges, und er selbst war glücklich, sich zu retten. Sein Weg gieng tief in eine Provinz von Peru, und unter den verschiedenen Partheyen, die einander bekriegten, wo jeder die Oberherrschaft behaupten wollte, entstanden hie und da Empörungen und blutige Auftritte, so daß die Eroberung von Peru so schädlich für die Spanier, als für die Indianer, war.

Der Kaiser Karl V., der von dem, was in Peru vorgieng, zum Theil Nachricht erhalten hatte, und die Unordnungen abgestellt wissen wollte, beschloß, einen Mann, dessen Einsichten und Klugheit ihm bekannt waren, nämlich den Licentiat, Peter de Gasca, nach Amerika zu schicken. Man gab ihm den Titel eines Präsidenten beym königlichen Gerichte, nebst völliger Gewalt in allem, was die Regierung des Landes betraf. Er reiste ab, ohne Truppen mit sich zu nehmen, und lief in dem Hafen zu Nombre de Dios ein, und machte seine Rechte bekannt. Pizarro und Gonzalez hatten sich beyde sehr verhaßt bey ihren Unterthanen gemacht, und Gasca suchte dadurch die Ruhe wieder herzustellen. Er warb eine große Anzahl Volks zusammen, und seine Siege fielen allemal zu seinem Vortheil aus. Der Präsident, der sich einige Zeit zu Cuzco aufhielt, beschäftigte sich lediglich mit der Wiederherstellung der Ruhe im Lande. Die Truppen sollten verabschiedet werden, aber man mußte sie auch zuvor befriedigen; und die dazu bestimmte Summe wurde nach Verhältnissen unter die Sieger vertheilet. Nachdem Gasca einige Officiere

auf neue Entdeckungen ausgeschickt hatte, gieng er nach Lima. Auch hier suchte er den Einwohnern, sowohl den Spaniern, als Indianern, die Ruhe wieder zu geben, die sie seit langer Zeit nicht gekannt hatten. Jeder Capitain bekam einen neuen District, in welchem er das Commando hatte. Als der Präsident alles wieder in Ruhe sahe, faßte er den Entschluß, nach Spanien zurückzugehen, um dem Könige das Geld zu überbringen, das er in Peru gesammelt hatte. Es entschlossen sich noch andere Personen zu dieser Reise, um in ihrem Vaterlande die Güter ruhig zu genießen, die sie aus der neuen Welt mitbrachten. Ehe der Präsident abreisete, legte man eine neue Audienzia zu Nicaragua an. Dieses Tribunal nahm dem Rodriguez de Contreras die Statthalterschaft der Provinz, und setzte, den alten Verordnungen zu Folge, alle Indianer wieder in Freyheit. Peter de Gasca schiffte sich mit einigen seiner Reisegefährten ein, und kam in Spanien an, wo man ihn so empfieng, wie es die wichtigen Dienste erforderten, die er dem Staat geleistet hatte, und zur Belohnung bekam er vom Könige das Bischofthum Valenzia. Kurze Zeit darauf schickte der Hof einen andern Vicekönig nach Peru, und hat es bis auf gegenwärtige Zeit fortgesetzt. Aus diesem allem siehet man, daß Spanien zwar reiche Länder erobert und große Schätze daraus gesammlet hat; allein die Eroberung derselben kostete ihm jedesmal das Blut seiner eigenen Bürger unter sich selbst vergossen, und über das Betragen gegen jene armen unglücklichen Indianer, die alles anwendeten, ihre Freyheit zu behaupten, aber dennoch zuweilen grausam hingerichtet wurden, mag die Vergessenheit einen dicken Vorhang ziehen.

XII.

Paraguay.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0465
DFG

Südlich von Peru und vom Amazonenlande liegt **Paraguay**, eine der spanischen Krone einverleibte Landschaft, wovon nur sehr wenig portugiesischen Antheils ist. Dieses so weitläuftige Land gränzt an Brasilien, Amazonenland, Peru, Chili und Patagonien, und verdienet aus mehr als einem Grunde eine eigene Beschreibung, besonders von jener Zeit an, wo sich die Jesuiten in demselben eine mehr als geistliche Herrschaft zu erwerben gewußt hatten. Unter den Hauptflüssen, welche das Land bewässern, sind der **la Plata**, **Paraguay** und **Uraguay**, die erheblichsten. Die **Hauptprodukte** sind Zucker, Baumwolle, Theekräuter, Taback, Indigo, Seide, Wachs, Balsam und andere vortrefliche Früchte. Man kann sich jedoch leicht vorstellen, daß in einem so weitläuftigen Reiche das **Klima** so wenig, als der **Charakter** der Einwohner, einerley seyn kann. Ueberhaupt genommen, ist die **Luft** feucht und gelinde, das **Erdreich** aber ergiebig in allen Arten von Getreide, Obst und Hülsenfrüchten, insonderheit aber bauet man viel Baumwolle, davon die Indianer Tücher und Stoffe machen. Von den Einwohnern werden wir mehr Gelegenheit zu sprechen haben, und hier können wir nur überhaupt anführen, daß ihre Farbe gewöhnlich olivenfarbig, ihre Größe unter der mittelmäßigen ist, und das Gesicht ein wenig flach haben. Natürlicherweise sind sie blöden Verstandes, wild, faul, tückisch, einige aber sind jetzt durch die Missionen zum Christenthum gebracht worden.

In einem so nahe bey Peru gelegenen Lande zweifelte man nicht, viele Gold- und Silberbergwerke anzu-

anzutreffen; allein nach genauer Untersuchung hat man gefunden, daß auf diese eingebildete Schätze nicht zu rechnen sey. Der Reichthum von Paraguay bestehet bloß in Wachse, Honig, Flachs, wilden Ochsen und wilden Pferden. Diese Thiere waren ehedem so gemein daselbst, daß man ein vortreffliches Pferd für zwey Nähnadeln eintauschen konnte, und kein Schiff segelte aus dem Hafen von Buenos Ayres ab, das nicht etliche tausend Ochsenhäute mit sich nahm. Diese sind, nebst dem Paraguaykraute, fast die einzige Verkaufwaare im Lande. Der beständige Gebrauch macht, daß man es nicht mehr entbehren kann, und es kostet Mühe, es mäßig zu nehmen. Im Ueberflusse genommen berauschet es, und verursachet eine solche Beschwerung, wie abgezogene starke Wasser. Ingleichen bringt Paraguay alle Gattungen Bäume hervor, die wir in Europa kennen; es sey nun, daß sie ursprünglich daselbst gewachsen, oder durch die Spanier dahin gebracht worden sind. Das Zuckerrohr wächst ohne Wartung an feuchten Orten, die Indianer aber wissen es nicht zu benutzen. Auch die Ländereyen, welche längst den Flüssen liegen, stellen dem Auge schöne Ebenen, vortreffliche Anhöhen und dicke Wälder dar. Die Flüsse, deren Ufer mit einer Menge Vögel besetzt sind, so wie die Seen, sind voll von Fischen, und die Felder voll von allen Arten Wildpret. Es fehlet diesem Lande nichts, um es mit den fruchtbarsten Provinzen in Europa zu vergleichen, als daß es von Völkern angebauet würde, welche mehr Lust zu arbeiten hätten, denn was irgend Mühe erfordert, ist den Indianern verhaßt. Wenn man den Erzählungen der Spanier Glauben beymessen darf; so sollen sich in keinem Lande größere Schlangen aufhalten, als hier, eben so viele giftige Kräuter und andere Thiere; da diese Zusätze aber sehr viel Romanhaf-

tes

tes bey sich führen, so sind wir nicht gesonnen, sie nachzusagen.

Die Sitten derer Völker, welche die spanischen Kolonien in Paraguay ausmachen, kommen mit denen in den übrigen Einrichtungen des südlichen Amerika so vollkommen überein, daß es überflüßig wäre, etwas weiter davon anzuführen. Die Städte werden von Corregidores, Alcalden und gewöhnlichen obrigkeitlichen Personen regieret. Die Einwohner bestehen aus Europäern, Creolen, Schwarzen, Indianern und vermischten Geschlechtern, deren Beynamen wir am gehörigen Orte anführen werden. Man findet sehr viele Mönche hier, und in allen, nur wenig ansehnlichen, Städten ist ein Bischof, ein Capitel, ein Seminar, ein Hospital und ein Jesuitercollegium, welches in der ordentlichen Classe anderer Ordensgeistlichen stehet. Ihre Gewalt erstreckt sich aber nur auf ihre Reductionen. So viel ist gewiß, daß sie ohne Waffen, und ohne Gewaltthätigkeiten, auf eine ganz verschiedene Weise von andern Eroberern, die freyesten Völker bezwungen, die wildesten Sitten glimpflicher gemacht, die herumschweifenden Nationen zum Sitzen angewiesen, und die roheſten Völker vernünftiger gemacht haben. Anstatt einen Theil der Einwohner zu vertilgen, um sich der übrigen zu versichern, wie es die Spanier gemacht haben, sind ihre Unterthanen, je mehr sie ihre Ländereyen erweitert haben, zahlreicher geworden, und anstatt, daß jene ihre Ueberwinder hassen, haben diese Sieger sich die Liebe ihrer Untergebenen zu erwerben gesucht, wie wir in der Folge mit mehrerm sehen werden.

Es war ein bloßer Zufall, der den castilianischen Schiffer, Diaz de Solis, an die Mündung des Flusses de la Plata brachte. Er fuhr den Fluß hinauf, und wurde Indianer gewahr, die ihn einzuladen

den schienen, näher zu kommen. Durch ihre freundschaftlichen Zeichen ließ er sich verführen, und stieg mit etlichen von seinen Leuten an das Land, bemerkte aber nicht, daß, je weiter er ihnen folgte, je mehr sich die Wilden zurückzogen, bis sie ihn auf diese Art in ein nahes Gehölze lockten, und durch einen Pfeilregen ihn und die Seinigen tödteten (die Spanier setzen noch hinzu, und verzehrten); wenigstens sagten das die Wenigen in Spanien aus, die sich eiligst auf die Schiffe begaben, und wieder nach Spanien zurückkamen.

Dasselbe Schicksal hatten auch die Portugiesen, welche es versuchen wollten, durch Brasilien nach Paraguay zu kommen. Dennoch hielten alle diese traurigen Begebenheiten den Sebastian Gabot nicht ab, zehn Jahre hernach mit fünf spanischen Schiffen abzureisen, und die angefangene Entdeckung fortzusetzen. Er lief, so wie Solis, in den Fluß de la Plata ein. Beyläufig gesagt, ist dieser Fluß einer der größten, die man kennet, und bey wenigen ist die Einfahrt beschwerlicher, und das Unglück der Schiffe mehr zu befürchten, als hier. Daher haben ihm die Seeleute den Namen der Hölle der Schiffer gegeben, doch hat er vortreffliches und gesundes Wasser. Der Fluß führt den Namen de la Plata nicht von seiner Quelle an, er kommt aus der See Xarayes unter dem Namen des Paraguay, welches so viel als einen gekrönten Fluß bedeutet, gleichsam als ob der See, woraus er fließt, eine Krone für ihn abgäbe. Alle Jahre überschwemmt er die Gegend in einem Umfange von vielen Stunden, wo sich alsdann die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in Kähne setzen und so lange darinnen bleiben, bis er wieder in sein Ufer getreten ist. Uebrigens ist er so schnell, daß sein Wasser die See, wo er hineinfällt, auf eine große Weite

fortstößt.

fortstößt. Er verliert den Namen Paraguay, sobald er sich mit dem la Plata vereiniget, zu seiner Entschädigung aber nimmt der große Strich Landes seinen Namen an, den wir zwischen dem Amazonenflusse, Brasilien, Magellan und Chili liegen sehen.

Gabot erbauete in Paraguay zwey feste Plätze, denn ihm glückte es schon mehr als seinem Vorgänger, wiewohl er dieselben Widerwärtigkeiten auszustehen hatte; er ließ damals etliche Spanier in diesen festen Plätzen, und segelte nach Europa zurück, um ein besseres Schicksal zu verkündigen. Allein man gab jedoch alle Hoffnung auf, sich in einem Lande festen Fuß zu verschaffen, wo die Einwohner ihre tödtlichsten Feinde waren, und es verflossen verschiedene Jahre, ehe sie es wieder mit Ernst anzugreifen dachten. Im Jahr 1531 sann Karl V. auf eine neue Einrichtung, und ordnete große Anstalten dazu an. Don Pedro de Mendoza, sein Oberschenk, wurde zum Oberhaupt dieser Unternehmung ausersehen. Der Kaiser gab ihm den Titel eines Statthalters und Generalcapitains aller bis an das Südmeer zu entdeckenden Länder, doch mit dem Beding, daß er in zweyen Reisen tausend Mann mit Gewehr und Vorrath auf ein Jahr, dahin bringen, an schicklichen Orten Kolonien errichten, und dieses alles auf seine eigenen Kosten ausführen sollte. Man rüstete zu Cadix eine Flotte von vierzehn Schiffen aus, und diese Anstalten zusammen, nebst den großen Versprechungen künftiger Schätze, lockte eine Menge der angesehensten Personen, diese Reise mit anzutreten. Die erste Ausrüstung war nur auf fünfhundert Mann festgesetzt, und es fanden sich ihrer schon zwölfhundert ein, alles angesehene Personen, die sich zu keiner andern Unternehmung hatten aufbringen lassen. Bey der Abreise sagte der Kaiser dem

Mendoza, er würde alle Ungerechtigkeiten und Drangsale, die den Indianern angethan würden, von ihm fordern. Nur allzuviel Abscheuliches, sagt er, hat die edlen Thaten der Ueberwinder von Amerika verunehret. Verursachen auch die Eroberungen Bewunderung, so erweckt doch ihre Grausamkeit weit mehr Abscheu; denn die ersten sind Wunder von Kühnheit, letztere aber Ausgelassenheit von Unmenschlichkeit. Am meisten aber will ich, daß diese Völker bessern Sinnes und Handelns gelehret werden mögen, und wegen dieses Punktes werde ich niemanden Gnade angedeihen lassen. Nicht durch das Schwerdt will ich Unterthanen erlangen; Gelindigkeit und Zureden sind die einzigen Mittel, jene Verfolgungen der ersten Eroberer von Mexiko und Peru wieder gut zu machen.

Mit diesem Bescheid segelte der Statthalter ab, und, nach verschiedenen unglücklichen Vorfällen, langte die Flotte bey den Inseln S. Gabriel an. Der Statthalter hielt für gut, seine erste Errichtung auf dieser Seite zu machen. Er schickte Kundschafter aus, einen sichern und bequemen Platz zu wählen, und diesen fand man auch auf einer in den Fluß hervorragenden Spitze, gegen das westliche Ufer, mehr als funfzig Stunden weit von seiner Mündung. Mendoa ließ sogleich den Platz zu einer Stadt abstecken, welche hernach Burons Ayres genennet wurde, weil die Luft daselbst allerdings sehr gesund ist. Jeder legte sogleich Hand an das Werk, und es währte nicht lange, so entstand eine Stadt, freylich mit noch vielen Mängeln, aber doch für sie groß genug. Dieß ist der Ursprung der vornehmsten Stadt im Lande, ungeachtet die Stadt Assumtion die Hauptstadt ist, denn diese wurde erst zwey Jahre hernach an dem Flusse Paraguay, mehr als zweyhundert Stunden über

über die vorige, angeleget. Auch sie war erst ein ganz kleines Fort, ist aber zu einer ziemlichen Größe angewachsen.

Doch diese scheinbare Ruhe auf Seiten der Indianer hatte nur kurze Dauer; man sah, daß die Eingebornen des Landes die neuen Ankommenden nicht in festen Orten verschlossen wissen mochten, und überhaupt, daß sie ihre Niederlassung so weit ausbreiteten. Wollte man Lebensmittel haben; so mußten erst kleine Kriege geführet werden, und der Vortheil war auch nicht allemal auf der Spanier Seite. Eine ansehnliche Parthey der Spanier wurde von den Indianern, mit Verlust vieler Personen vom Stande, geschlagen, und in Ayres gerieth man in die größte Hungersnoth, und die Einwohner gedachter Stadt waren nicht im Stande, sich bey den benachbarten Nationen in genugsamem Ansehen zu erhalten, sie mußten daher die Stadt auf einige Zeit verlassen, und sich nach Assumtion begeben. Um die Indianer wieder zu gewinnen, und ihnen einen hohen Begriff von der christlichen Religion zu geben, die sie annehmen sollten, veranstaltete man eine allgemeine Processsion, wobey alle Spanier mit entblößten Schultern und mit einer Geißel in der Hand, um sich zu schlagen, erscheinen sollten. Hierzu wurden die benachbarten Wilden eingeladen, und diese erschienen an der Zahl von achttausenden. Anstatt aber der Feyerlichkeit dieser Processsion beyzuwohnen, hatten sie unter einander verabredet, sich dieser neuen Gäste zu entledigen, und dachten hier ein bequemes Mittel dazu zu finden. Allein die Verschwörung wurde entdecket, und so entgiengen die Spanier diesem Aufruhre, der nur auf Seiten der Indianer einigen das Leben kostete.

Don Petro de Mendoza sah mehr als zu lebhaft ein, daß er in Paraguay nicht geliebet würde, und beschloß, nach einem Aufenthalt von zwey Jahren, zurück nach Spanien zu reisen; allein er starb, ehe er daselbst ankam, und an seine Stelle schickte der Kaiser den Don Alvarez de Vera, einen Mann, den ganz Spanien in Ehren hielt. Dieser neue Statthalter versammelte in Assumtion zuerst alle Geistliche, und machte ihnen den Willen und die Befehle des Kaisers bekannt, die besonders auf die Ausbreitung der christlichen Religion gerichtet waren. Hierauf machte er alle Anstalt, sich das Zutrauen der Indianer zu erwerben. Die Guarains, ein Volk, welches an dem östlichen Ufer des Flusses Uraguay wohnet, sind die ersten und treusten Unterthanen dieser Krone gewesen; sie leisteten den Alvarez große Hülfe in verschiedenen Kriegen, die er mit andern weniger biegsamen Nationen zu führen hatte, und die er nicht anders, als durch die Gewalt der Waffen, bezwingen konnte. Viele wurden durch des Statthalters Gelindigkeit gewonnen; allein während daß er die Gemüther der Indianer sanfter machte, brachte er die Mißgunst und den Neid seiner eigenen Landesleute gegen sich selbst auf. Die königlichen Bedienten, die bey dieser Gelindigkeit ihre Rechnung nicht fanden, machten ihn bey dem hohen Rath zu Madrid verdächtig, und, ohne von daher Befehle zu haben, nahm man ihn gefangen, legte ihn in Ketten, und schickte ihn nach Europa; und ob auch der Hof seine Unschuld erkannte, so wollte er ihn doch nicht von neuem wieder nach Paraguay schicken, aus Furcht, es möchten größere Uebel daraus entstehen.

Bey allen diesen innerlichen Unruhen unterließen die Einwohner in Assumtion nicht, an der Vergröße-

rung

rung ihrer Kolonie mit Eifer zu arbeiten. Kurz darauf machten sie zwey neue Einrichtungen, woraus bald zwey große Städte entstanden; die erste an dem Flusse Parana, welche man Guayara nach dem Namen der Provinz nannte, die zwote Santa Cruz, an der Gränze von Peru. Zu eben dieser Zeit wurde die Kirche zu Assumtion zu einem Bisthume erhoben. Der Kaiser wollte, daß der erste Bischof von Paraguay in seinem Kirchsprengel auf eine seiner Würde gemäße Weise sollte eingeführet werden. Der Statthalter empfieng ihn daher mit großen Ehrenbezeigungen, und der Prälate brachte viele neue Verordnungen des Kaisers mit.

Diese Commenden waren das Mittel, diejenigen zu belohnen, welche zur Stiftung der Kolonie das meiste beygetragen hatten, und die man die Eroberer von Paraguay nannte. Sie bestanden aus einer gewissen Anzahl untergebener Indianer, welche verbunden waren, denenjenigen, denen man sie verwilliget hatte, zu dienen. Waren ihrer nicht genug, um alle zu versorgen; so machte der Statthalter, mit Genehmigung des Bischofs und aller, die im Rathe eine Stimme hatten, neue Untergebene aus den Eingebornen des Landes, als über welche man zu gebieten berechtiget zu seyn glaubte. Man überließ sie an gewisse Privatpersonen auf eine bestimmte Zeit, nach Beschaffenheit des Ranges oder der Verdienste, und nach Verlauf dieser Zeit fielen die Commenden den königlichen Domainen wieder zu, und der Statthalter der Provinz nützte diese Leute zu Arbeitern, oder theilte sie wieder unter andere Privatpersonen aus. Auf solche Art hatte ein jeder nach der Reihe einen Genuß von dieser Einrichtung. Der Besitzer einer solchen Commende hatte keine Gerichtsbarkeit über

die ihm Untergebenen, denn diese waren ihm jährlich nicht mehr als zwey Monate Arbeit und einen gewissen Tribut schuldig, welchen aber diejenigen, die über funfzig und unter achtzehn Jahren waren, nicht erlegen durften, und der fünfte Theil dieses Tributes mußte dem Pfarrer des Kirchspieles gegeben werden. Den Besitzern hingegen war auferlegt, für alle Bedürfnisse ihrer Indianer zu sorgen, ihnen gut zu begegnen, und, um alle Bedrückungen aufzuheben, waren Beamte gesetzt, die ihre Klagen anhören mußten, und Macht hatten, demjenigen seine Commende zu nehmen, der überwiesen wurde, daß er sich nicht zweckmäßig betragen habe.

Karl V. hatte den Statthaltern, die er nach Paraguay schickte, allemal Geistliche mitgegeben, und ihnen den nöthigen Vorschub gethan, um die Pflicht ihres Amtes zu erfüllen. Philipp II., sein Sohn und Nachfolger auf dem spanischen Thron, bezeigte denselben Eifer, und die Missionaire, davon die ersten aus dem Franziscanerorden waren, thaten alles, um sich des Zutrauens ihres Herrn würdig zu machen. Sie tauften eine ziemlich große Anzahl Indianer; allein die häufigen Empörungen dieser Völker und häusliche Unruhen dieser Kolonien, wodurch die Ruhe seit zehn Jahren gestöret wurde, verursachten in dem Fortgange der Bekehrung große Hindernisse. Die Provinz Tucuman war glücklicher; kaum hatten sich die Castilianer daselbst niedergelassen, so war man in Peru schon bedacht, Missionaire dahin zu schicken, und der heilige Franziscus Solano kam mit einer Anzahl Geistlichen seines Ordens dahin. Er durchzog diese Provinz mit glücklichem Erfolge. Der Pater de Rolano, einer seiner Schüler, hatte besonders sehr viel Glück, das Christenthum

beliebt

beliebt zu machen; er übersetzte sogar den Catechismus in ihrer Sprache; allein beyde Männer wurden bald wieder von ihren Superioren zurückgerufen, und die Weltgeistlichen, die in den Städten beschäftiget waren, konnten ihrer vielen Arbeit kaum vorstehen. Endlich sahen sich die Bischöfe von Assumtion und Tucuman in die traurige Nothwendigkeit versetzt, öfterer Vorstellungen bey Hofe zu thun, um geistliche Mitarbeiter zu erlangen.

So war der erste Zustand von Paraguay beschaffen, als man Jesuiten dahin schickte. Bey der Ankunft dieser Väter in Tucuman setzte sich der Statthalter mit dem sämmtlichen Adel und den Officieren zu Pferde, um ihnen entgegen zu reiten, und als sie ihren Einzug in die Stadt hielten, fanden sie die Gassen mit Blumen gestreuet und Triumphbögen errichtet. Auf diese Art gaben die Spanier selbst Anlaß, welches sie hernach oft bereuet haben, daß die Indianer diese Ordensgeistlichen als außerordentliche Menschen ansahen, welche in der Folge ihre Stifter, ihre Gesetzgeber, ihre Generale im Kriege, ihre Päpste und ihre Souveraine wurden.

Diese neuen Missionaire fanden Stoff genug, ihren Eifer darzuthun, und widmeten sich ihrem Berufe mit aller Aemsigkeit. Sie thaten allerhand Reisen auf das Land, wo sie den Indianern das Christenthum predigten. In kurzer Zeit brachten die Jesuiten verschiedene Errichtungen in Paraguay zu Stande, und der Triumph ihrer Politik, Menschlichkeit und Eifer war, daß sie die Religion anwendeten, freye Leute unterwürfig zu machen, ihre Vorurtheile zu besiegen, ihre Leidenschaften zu dämpfen und sie glücklicher zu machen. Wirklich waren die Indianer sehr geneigt, diesen Vätern anzuhän-

gen; kaum hatten die Jesuiten angefangen, etliche geistliche Gesänge anzustimmen, so kamen die Wilden aus den Hölzern und aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und folgten mit großen Freuden dem, dessen Stimme ihre Ohren gerühret hatte. Wenn sie nun der Missionair um sich herum versammelt sah, fieng er an, ihnen die Glaubenslehre vorzutragen. Wurde ihnen die Zeit zu lang, so stimmte der neue Sänger seine Lieder wieder an, und da er auf solche Art den Unterricht mit Gesang verband, so fand seine Lehre vielen Beyfall. Sie lehrten ihnen ferner reinliche und bequeme Hütten bauen, woraus sehr bald Wohnplätze entstanden. Diese nennete man Lehrschulen oder Unterwerfungsorte.

Wir brechen hier mit der fernern Beschreibung ab, weil wir weiter unten viel bestimmter seyn können, und von den Statthalterschaften, von den daselbst befindlichen Missionen, von den Sitten, Charakter und Gewohnheiten der Eingebornen, von den Produkten dieses Landes und dergleichen mehr, eine vollständige Beschreibung zu liefern gedenken. Wir fangen mit dem Laufe des Flusses Paraguay an, von dem wir schon oben gesagt haben, daß er mit dem See Xareyes Gemeinschaft hat. Wenn er aus diesem See kommt, und sich durch viele andere Flüsse, deren einige sehr groß sind, verstärkt hat, vereiniget er sich unter dem sieben und zwanzigsten Grade mit einem andern Flusse, der beynahe parallel mit ihm fortläuft, nachdem er sich von Osten gegen Westen wendet, und eine ziemliche Strecke gegen Nordost zu fließet, da er denn wegen seiner Breite den Namen Parana bekommt, welches so viel als Meer bedeutet. Nach dieser Vereinigung wendet sich der Paraguay, der nun weit tiefer wird, aber nicht mehr so

breit

breit ist, gerade gegen Süden, bis auf den vier und dreyßigsten Grad, wo sich ein großer Strom mit ihm vereiniget, welcher von Nordost kommt und Uruguay genannt wird. Sodann fließt er gegen Ostnordost bis an das Meer, worein er sich unter dem fünf und dreyßigsten Grad ergießt, und unter dem Namen des Rio de la Plata bekannt ist.

Dieses große Land, welches seinen Namen führet, enthält außer Chaco, so der Mittelpunkt desselben und noch nicht erobert ist, den See Xarayes, die Provinzen S. Cruz und Charcas, nebst Tucuman, den ganzen Strom des Paraguay und des Rio de la Plata, nebst den Missionen bis an die magellanische Meerenge. Man kann sich also leicht vorstellen, daß in einem so großen Lande, welches so erstaunlich flußreich und überall mit unermeßlichen Wäldern und langen Reihen von Gebirgen besetzt ist, die meistentheils ungemein hoch sind, und von denen sich einige bis in die Wolken erheben, in welchen das niedrige Erdreich den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, die in Ansehung ihrer Ausbreitung und Dauer alles dasjenige übertreffen, was man sonst in dieser Art wahrnimmt, in welchem man ferner überall Teiche und Moräste antrifft, deren stehendes faules Wasser die Luft nothwendig sehr ungesund machen muß, in welchem endlich die vom Unkraut gereinigten und angebaueten Ländereyen, mit denjenigen, die noch öde liegen, in keine Vergleichung kommen; von einem solchen Lande kann man sich leicht vorstellen, daß das Klima sehr verschieden seyn muß, und auch die Sitten der Einwohner sehr weit von einander abgehen.

Wir fangen bey der Provinz Tucuman an und sehen zuerst auf ihre Größe, Lage und Einwohner derselben. Diese Provinz gränzt gegen Morgen an Chaco, wenn sie in dem Umfange genommen wird, den man gemeiniglich darunter verstehet; gegen Abend an die Provinz Cuyo, die von Chili abhängt und an die Gebirge von Peru, gegen Norden und Nordwest an die Provinz Charcas, und gegen Nordost an Santa Cruz de la Sierra. Das ganze Land liegt völlig zwischen dem drey und vier und zwanzigsten Grad Norderbreite; das Sonderbarste dabey ist, daß, je näher man daselbst dem Wendekreis kommt, desto kälter es wird, welches daher kommt, daß der ganze gegen Norden liegende Theil nicht weit von verschiedenen Reihen von Bergen entfernet ist, wovon einige sehr hoch sind. Das Land hält ungefähr sechzig Meilen vom Morgen gegen Abend, und den Namen hat es von der Nation behalten, von der es bewohnt wurde, als man von Peru dahin kam.

Die meisten Einwohner, welche etwas weiter gegen Mitternacht wohnen, halten sich in sumpfichten Orten auf, wo sie sich meistens von den Fischen nähren. Diejenigen, so weiter gegen Mittag wohnen, ziehen auf dem freyen Felde von einem Orte zum andern, und leben von der Jagd. Man hat eine ungegründete und lächerliche Fabel für wahr ausgegeben, als hielten sich hier und an der magellanischen Meerenge widernatürlich große Menschen auf, allein sie sind nichts größer, als andere Nationen. In der Mitte der Provinz Tucuman findet man die Einwohner von mittelmäßiger Größe, faul, wild, und einfältig, und eben so beschaffen, wie man die in den Thälern der Cordilleras in Peru antrifft. Es giebt einige Völkerschaften daselbst, welche keine andere

Wohnung

Wohnung haben, als Höhlen unter der Erde, wo man kaum das Licht des Tages siehet. Diejenigen, die etwas näher an Peru und an der Provinz Charcas wohnen, sind schon mit mehr Bequemlichkeiten des Lebens bekannt, und wohnen auch in Dörfern beysammen. Einige haben auch Kupfer und Silber, das sie aus der Provinz Charcas bekommen, wo das potosische Silberbergwerk ist; doch scheinen sie es wenig zu achten.

Man trifft hier diejenigen Schaafe an, deren man sich statt der Lastthiere bedienet, die so groß wie ein kleines Kameel sind, und sehr feine Wolle haben. Auch die Löwen und Tiger sind hier sehr gemein, die ersten aber sind sehr klein und wenig zu fürchten, die andern aber sind an keinem Orte so wild, als hier.

Durch diese Provinz laufen zween Hauptflüsse, der eine wird insgemein Rio Salado und der andere Rio Dolce genannt; der beträchtlichste nach diesen beyden ist der Rio Tercero. Ohngeachtet aber in die beyden ersten viele kleine Flüsse fallen; so haben sie doch, wenn trockene Zeit einfällt, nicht Wasser genug, daß sie ein erhebliches Fahrzeug tragen können. Sie entspringen beyde in den peruianischen Gebirgen, und verändern ihre Namen sehr oft. Viele haben auch einen so kurzen Lauf und so wenig Wasser, daß man ihnen nicht einmal einen Namen gegeben hat, und werden meist nur nach den Dörfern genannt, wodurch sie gehen. Auch in den Wäldern trifft man viele Quellen und fast überall kleine Teiche oder Moräste an, die niemals austrocknen. Durch diesen Ueberfluß an Wasser wird die Luft sehr erfrischt und der Erdboden fruchtbar gemacht. Daher kommt es auch, daß, ob es gleich sechs Monate lang des Jahres in Tucuman nicht regnet, doch die

Felder,

Felder, welche durch die Ueberschwemmung und durch das Austreten der Flüsse, so der beständige Regen in den übrigen sechs Monaten verursachet, fruchtbar gemacht werden, verschiedene Arten von Getreide und Hülsenfrüchten hervorbringen.

Tucuman war ziemlich bevölkert, als die Spanier nach Peru kamen, und damals standen diejenigen Völkerschaften, welche zunächst an diesem Reiche wohnten, unter der Herrschaft der Yncas, die andern aber hatten ihre Caziken, welche von niemanden abhiengen. Die herumschweifenden Völker waren Familienweise von einander abgesondert, und erkannten keine fremde Herrschaft, als ihre eigenen Oberhäupter. Zwischen dem Rio Dolce und dem Rio Salado fand man viel Honig und Wachs, und noch sind die Wälder voller Bienenstöcke. Auch findet man viel Baumwolle, Johannisbrod, Cochenille, doch macht die Baumwolle den größten Reichthum aus. Sie zogen viel großes und kleines Vieh, und die Spanier, welche am ersten in diese Provinz kamen, hatten einige Ochsen und Pferde, die sie aus Peru mitbrachten, in das freye Feld und in die Wälder laufen lassen, wodurch sie sich die Mühe ersparen wollten, selbige zu warten. Allein diese neuen Einwohner suchten nichts als Gold, und fanden nur wenig, sie fielen also den Indianern sehr zur Last, und machten sie dadurch zu unversöhnlichen Feinden, welche ihre Streifereyen bis in ihre Wohnplätze, ja oft in ihre Städte erstreckten, weshalb die Kolonie, die doch so nahe an Potosi und Peru liegt, eine der ärmsten in der neuen Welt ist.

Die Kälte ist im Winter an einigen Orten in Tucuman außerordentlich groß, um diese Zeit regnet es nicht nur nicht, sondern man siehet sogar nur selten

eine

eine trübe Wolke. Dagegen wird die Annäherung des Frühlings durch so starke Regengüsse angekündiget, daß die Gassen in den Städten wie kleine Flüsse aussehen, und das zusammenfließende Wasser im freyen Felde einen kleinen See bildet. Auch der Sommer hat seine Unbequemlichkeiten, die Hitze bringt eine große Menge Ungeziefer mit, und nur im Allgemeinen kann man sagen, daß das Klima in Tucuman gesund ist.

Wenn auch alles dasjenige, was man von einem gewissen Corsar erzählt, welchen Sebastian Gabot, wie man vorgiebt, mit drey Soldaten von seinem Fort S. Esprit abgeschickt haben soll, um einen Weg nach Peru auszukundschaften, eben so wahr wäre, wie man es heut zu Tage für fabelhaft hält, so wäre es deshalb doch nicht richtig, daß dieß der erste Spanier gewesen, der nach Tucuman gekommen sey. Mit mehrerm Grunde könnte man diese Ehre dem Chaves zueignen, welcher auf seinen Märschen mehr als einmal in diese Provinz gekommen ist. Man kann wenigstens nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen, wer der erste gewesen seyn mag, als daß im Jahr 1542 Vaca de Castro, der Vicekönig von Peru, nach der berühmten Schlacht bey Chupas, worin er den jungen Almagro völlig überwunden hatte, seinen Hauptleuten, die ihm an diesem merkwürdigen Tage beygestanden hatten, um ihre Dienste zu belohnen, diese Provinz austheilte, über die er nun, vermöge seines erhaltenen Sieges, zu befehlen hatte. Er übergab sie einem seiner besten Officiere, um sie völlig zu erobern; allein die Indianer brachten oft die neuen Gouverneurs um, und waren nicht geneigt, sich ihnen zu unterwerfen. Unterdessen wurde die meiste Zeit mit Hin- und Herziehen in dem Lande zugebracht. Endlich bekam im J. 1549 de Prado das Gouvernement

vom

vom la Gasca geschenkt, und hinlängliche Mannschaft dazu, die Indianer im Zaum zu halten; auch einige Geistliche wurden ihnen mitgegeben.

Dieser Gouverneur wollte sich den Eingang in seine Provinz erleichtern, und bauete zu dem Ende in dem Thale Calchaqui eine Stadt, die er **St. Michael** nennete, die aber nicht lange gestanden hat; denn man muß sie nicht mit einer andern Stadt dieses Namens vermengen, von welcher wir in der Folge sprechen werden. Aus diesem Thale rückte der Gouverneur in das ebene Land fort, und ließ an etlichen Orten Kreutze aufrichten, die er zugleich zu Freyorte machte: dieses brachte den Ungläubigen eine so große Hochachtung gegen dieses Zeichen bey, daß sie in allen ihren Dörfern dergleichen aufrichteten. Nach einiger Zeit reisete de Vilagras, welcher einige Soldaten von Peru nach Chili führte, durch die Provinz Tucuman, und wollte, unter dem Vorwande, daß diese Provinz von Chili abhienge, das Ansehen des Prado streitig machen. Nach einiger Zeit wurde d'Aguirre zum Gouverneur von Tucuman ernennet, und legte im J. 1562 die Stadt **Santjago** an. Der Rio Dolce, an dem er diese Stadt bauete, bildet an diesem Orte eine Art eines Sees, und daher hat diese Stadt den Namen Santjago de l' Estoro bekommen. Zwey Jahr hernach wurde St. Michael, acht und zwanzig Meilen von der vorigen, an einen kleinen Fluß verlegt, in einer sehr schönen Ebene und auf einem fruchtbaren Boden. Im Jahr 1567 bauete Don Diego de Heredia am Ufer des Rio Salado eine Stadt, die er **Esteco** nannte. Im J. 1582 legte Don Hornando de Lerma, Gouverneur dieser Provinz, in dem Thale von Salta eine Stadt an, unter dem Namen **S. Philippo de Lerma**, war aber meistens unter dem Namen Salta bekannt.

Die

Die Lage dieser Stadt ist sehr schön, das Thal ist mit ziemlich weit entfernten Bergen umgeben, aus denen verschiedene Flüsse entspringen, die es außerordentlich fruchtbar machen, und eine übergroße Menge Vieh ernähren. Kurze Zeit zuvor hatte man, funfzehn Meilen mehr gegen Norden, eine andere Stadt, unter dem Namen S. Salvador de Jnjuy, angelegt; diese wurde zweymal von den Indianern aus Chaco wieder zerstöret, und 1593 zum dritten Male wieder aufgebauet. Diese drey Städte sind zu dem Ende gebauet worden, daß sie der Provinz Tucuman zu Gränzfestungen wider die Völker der Provinz Chaco dienen sollten, die fast nie unterlassen haben, sie zu beunruhigen und ihnen Schaden zuzufügen.

Es erfordert aber auch die Nothwendigkeit, diese Provinz auf der Seite gegen Mittag zu befestigen, und als im Jahr 1558 Don Hurtado de Mendoza, ein Sohn des Viceköniges von Peru, zum Gouverneur von Chili ernennet worden war, so schickte er de Zurita mit der Gouverneurswürde nach Tucuman, welcher auf dem Wege von Santjago nach Chili eine Schanze anlegte, die er Canjette hieß, und nachher, als man eine Stadt daraus machte, die aber jetzt nicht mehr stehet, zur Ehre der Königinn von England, Maria, Neulondon genannt wurde.

Cordua ist heut zu Tage die Hauptstadt in Tucuman, und der bischöfliche Sitz dieser Provinz. Diese Stadt liegt mitten in der Landschaft, und in gleicher Entfernung von Santa Fe und S. Jean de la Frontiera, so zu Chili gehöret. Sie hat keinen Fluß, sondern einen kleinen Bach, welcher sich nach einem kurzen Laufe in einen Teich ergießt. Man findet hier alle Bequemlichkeit, die man in einer großen Stadt suchen kann, besonders gute Felder, und Cordua.

und angenehme Abhänge von Gebirgen, die man mit Weinstöcken besetzt hat. Auch ist sie der Mittelpunkt von der Handlung zwischen Buenos Ayres, Chili und der Provinz Charcas. Die Jesuiten haben ein großes Collegium und eine berühmte Universität daselbst, ein Novizenhaus und ein Seminarium für junge Edelleute. Uebrigens ist dieses die einzige Stadt in dieser Provinz, welche wie eine Stadt aussiehet, und diesen Namen in der That verdienet. Der Pater Cattaneo, welcher 1728 nach Paraguay gereiset ist, sich aber nicht lange daselbst aufgehalten hat, sagt, daß die übrigen Städte nichts als eine Zusammensetzung etlicher Häuser seyn, die durch Felder, Bäume und Gebüsche von einander abgesondert oder umgeben sind, daß man nie auf den Gedanken einer Stadt gerathen könne. Don Zurita war eigentlich der erste, welcher dieser Provinz eine ordentliche Gestalt gegeben hat; er war in seinen Kriegen wider die Indianer glücklich, und machte die spanischen Waffen weit und breit herum furchtbar.

Die Provinz **Chaco**, sagt man, ist eins der schönsten Länder auf der Erde, allein dieses Lob gehöret wirklich nur demjenigen Theile, welchen die Peruaner im Anfange einnahmen. Eine Reihe von Bergen, die sich im Gesichte von Cordua anfängt und sich bis nach Santa Cruz de la Sierra erstreckt, indem sie sich von Westen gegen Norden wendet, bildet an dieser Seite so wohlverwahrte Schranken, vornehmlich in dem, was man die Cordilliera der Chiriquaner nennet, daß man nicht dazu kommen kann. Viele von diesen Bergen sind so hoch, daß nicht einmal die Dünste aus dem Erdboden bis zu ihrem Gipfel hinaufkommen können. Die Winde aber sind allda so ungestüm, daß sie die stärksten Bäume aus ihren Wurzeln reissen, und der bloße Anblick der Abgründe

gründe würde die Unerschrockensten schwindlich machen, wenn nicht dicke Wolken, die man unter den Füßen siehet, die Tiefe derselben versteckten. Man kann nicht zweifeln, daß diese Gebirge, welche ein Stück von der großen Cordilliere sind, nicht einige Erzadern enthalten sollten; man hat ihrer sogar seit kurzem einige entdeckt, allein man scheint hier nicht mit Ernst an diese Arbeit zu denken. Aus den meisten dieser Gebirge kommt auch eine ansehnliche Anzahl **Flüsse**, deren Gewässer, die sehr gesund sind, vieles beytragen, Chaco fruchtbar zu machen, ohne diejenigen zu rechnen, die nach Norden fließen, dergleichen der **Guapay** und **Pirapiti** sind, welche sich in den Mamore ergießen, und sich zusammen mit dem Maranjan vereinigen.

Die ansehnlichsten sind der **Pilco Mayo**, **Rio Salado** und **Rio Vermejo**. Ein Theil dieser Provinz ist mit großen Wäldern besetzt, wovon einige kein anderes Wasser haben, als was man in den hohlen Bäumen findet, denn das sind gleichsam so viele Behälter von einem sehr klaren und gesunden Wasser. Die Hitze sollte daselbst natürlicher Weise übermäßig seyn, der Südwind aber, welcher ordentlich alle Tage daselbst wehet, kühlet die Luft ungemein ab. In den mittägigen Theilen ist die Kälte zuweilen hart und empfindlich. Die Bäume, welche wir in Europa haben, sind daselbst sehr selten; unterdessen werden sie durch andere ersetzt, die eben so gut sind, als die unsrigen. Längst dem kleinen Flusse Sinta findet man **Cedernbäume**, die an Höhe aller andern Länder ihre übertreffen, und an der alten Stadt Guadalcazar siehet man ganze Wälder, darinnen die Stämme über drey Klaftern im Umfange haben. Auch ist die **Quinaquina** hieselbst sehr gemein. Es ist ein großer Baum, dessen Holz roth und von einem angenehmen Geruche ist,

woraus ein wohlriechendes Harz tröpfelt. Seine Frucht ist eine große, sehr harte Bohne, die wegen ihrer Kraft in der Arzneykunst sehr berühmt ist. Auch hat dieses Land zehn bis zwölf Meilen lange Wälder, die aus großen Palmbäumen bestehen. Der Kern dieser Bäume, mit seinem Mark gekocht, ist eine sehr gesunde Speise und von sehr gutem Geschmacke. Diejenigen, welche längst dem Mayo wachsen, sind eben so hoch als die großen Cedern. Der **Rival** ist ein Baum, der mit breiten und sehr harten Dornen stark besetzt ist, dessen Blätter, wenn sie gekauet werden, für ein allgemeines Hülfsmittel für alle Augenkrankheiten gehalten werden. Seine Frucht ist süß und angenehm. Dieses Land hat auch zweyerley Arten von Gayac, wovon dasjenige am höchsten geschätzt wird, was die Spanier Santo Palo nennen.

Die hier gewöhnlichen Thiere sind erstens der Löwe, die alle rothes und sehr langes Haar haben. Sie sind ziemlich sanftmüthig, und so furchtsam, daß sie auf das Bellen eines Hundes die Flucht nehmen, und, wenn sie keinen Baum erreichen können, sich willig fangen lassen. Die Tyger sind hier eben so groß und grimmig, als in Tucuman. Es giebt auch Eber von zweyerley Farbe, grau und schwarz. Die Hasen, Hirsche, die Strauße, die Meerwölfe, sind daselbst eben von einer solchen Beschaffenheit, wie in den benachbarten Provinzen. Es giebt rothe und schwarze Ziegen, wie in Tucuman. Man siehet keine weiße, als an den Ufern des Mayo. Endlich findet man auch hier vielerley verschiedene Arten von Gänsen und allerhand Federvieh.

Die Spanier nennen den Danta das große Vieh, und dieses Thier hat sehr lange castanienbraune Haare, einen Pferdekopf, Mauleselsohren und Kalbslippen;

lippen; die Vorderfüße sind in zwey und die Hinterfüße in drey Klauen gespalten. Auf der Schnauze hat es einen Rüssel, den es verlängert, wenn es zornig ist; sein Schwanz ist kurz, seine Beine sind zart und seine Zähne spitzig. Es hat zwey Mägen, wovon ihm der eine zur Vorrathskammer dienet, worinnen man zuweilen verfaultes Holz und Bezoarsteine findet, die man für die besten unter denen hält, welche aus Amerika kommen. Wenn seine Haut an der Sonne getrocknet und zu Leder gemacht worden, so kann man sie nicht durchschießen, und sein Fleisch ist von dem Büffelsfleische nicht unterschieden. Man sagt, dieses Thier lasse sich selbst zur Ader, sobald es merke, daß es zu viel Blut habe, und zwar mit Hülfe des Hornes an seinem linken Vorderfuße. Das Guanaco ist hier sehr gemein, und trägt Bezoarsteine von viertehalb Pfund schwer. Dieses Thier ist eine Art kleiner Kameele. Die übrigen Thiere in Chaco sind der Zorillo, welcher von den stinkenden Thieren nicht unterschieden zu seyn scheint; der Capivara, welcher ein zweyleibiges Thier von der Gestalt eines Schweines ist, und von dessen Fleische die Indianer große Liebhaber sind, wie von dem Fleische des Loutre, welcher in dieser Provinz sehr gemein ist, und ein sehr zartes Haar hat; der Iguana, welcher von dem auf der Landenge wenig unterschieden ist. Der Quinquinchoa ist ein sehr seltenes Thier, welches sein Haus mit sich trägt. Es ist eine sehr harte Schaale, in welche es ganz hinein kriecht, übrigens hat es die Gestalt eines Schweines. Es gräbt sich mit seinen Pfoten und mit seinem Schwanze ein Loch in die Erde, drey bis vier Fuß im Durchmesser, worin es sich verstecket. Von den Schuppen, die es unter dem Bauche hat, geht sehr langes und dickes Haar hervor, und sein Fleisch hat einen übeln Geruch. Man brachte im Jahr 1728 dem König von

England zwey dieser Thiere lebendig zum Geschenke. Es giebt noch eine andere Art Thiere, die man in Paraguay Tatou und in Tucuman Mulica nennet, welches in seiner Schaale eine so fest verschlossene Kugel bildet, daß man nicht einmal eine einzige Fuge gewahr wird. Es hat kein Haar, und sein Fleisch ist von dem Fleische eines jungen Schweines nicht unterschieden. Die Thäler endlich haben diejenige Art von Schaafen, die man in Peru Llamaez nennet, und welche man, wenn sie einen Höcker hätten, für kleine Kameele halten sollte. Die Indianer des Landes bedienen sich derselben zu Lastthieren, ihr Gang aber ist so langsam, daß sie des Tages nicht mehr als drey Meilen machen können, und wenn sie die Müdigkeit nöthiget, sich niederzulegen, so würden sie sich eher tödten lassen, als daß sie mit ihrer Last wieder aufständen. Uebrigens fehlet es dieser Provinz auch nicht an schädlichen und giftigen Thieren, doch hat auch die Natur zugleich dafür gesorgt, daß man ein Gegengift dawider findet. Doch auch an nutzbaren Insekten fehlt es nicht, als z. B. alle Wälder sind voll von Bienen, und in den meisten ist kein Baum von einer gewissen Dicke, welcher nicht einen Schwarm von Bienen in sich hielte; und so trifft man auch auf den Zweigen der Bäume die schön geschmückten Vögel an, die freylich mehr durch ihre Farben das Auge, als durch ihren Gesang das Ohr ergötzen.

Wenn man nach der Bevölkerung dieser Provinz fragt, so muß man sagen, daß kaum eine Gegend stärker bevölkert ist, als diese, aber doch noch lange nicht so, wie es die Beschaffenheit des Landes erlaubte. Eine jede Völkerschaft kann nicht mehr als drey bis vier Flecken bevölkern, und wenn noch häufige Kriege und innerliche Unruhen in den Weg kom-

kommen, dann muß die Bevölkerung allerdings leiden. Ueberdieß weiß man, daß die sehr häufigen epidemischen Krankheiten, welche in den benachbarten Gegenden, besonders in Tucuman, aus dem Verderbniß der Luft entstehen, eine Menge Einwohner hinausgetrieben, welche sich nach Chaco geflüchtet und die ansteckende Krankheit auch dorthin verpflanzt haben. Eine andere Ursache der geringen Bevölkerung ist die Furcht vor den Spaniern, welche ihr Vaterland verlassen haben, und die neuen ankommenden Flüchtlinge sind nicht hinreichend gewesen, den Mangel zu ersetzen.

Nichts giebt die Vermischung der Völker, welche Chaco bewohnen, besser zu erkennen, als der Unterschied ihrer Gestalt, ihrer Gemüthsart und ihrer Gebräuche. Dennoch kommen sie in sehr vielen Stücken mit einander überein, welches von dem genauen Umgange herkommt, den sie stets mit einander haben, ingleichen von der Nothwendigkeit, sich öfters mit einander zu vereinigen, und dazu veranlassen sie die Spanier, welche auf allen Seiten um sie herum wohnen, und durch die Schönheit ihres Landes, durch die Begierde, sich so unangenehme Nachbarn wegzuschaffen, beständig bewogen werden, alle Mühe anzuwenden, wie sie sich ihrer bemeistern können.

Unter diesen Nationen, sagt man, wären erstlich die Collus diejenigen, welche eine mehr als menschliche Leibesgröße hätten; allein diese Erzählung ist von keiner glaubwürdigen Nachricht unterstützet worden. Ueberhaupt sind die Indianer von Chaco von einer vortheilhaften Gestalt, und dieser gesunde Körperbau, ihr hoher, gerader Wuchs, hat vielleicht zu jener Erdichtung Anlaß gegeben. Ihr Gesicht ist allerdings den Gesichtszügen anderer Men-

schen nicht ähnlich, allein sie verunstalten sich selbst erst durch Farben, die ihnen dieses fürchterliche Ansehen geben, und welches wahrscheinlich mehr zum Schrecken ihrer Feinde als zum Putz gereichen soll. Viele von ihnen gehen nackend, und haben weiter keine Bedeckung, als um den Unterleib einen Gürtel von Rinde, woran Vogelfedern von verschiedenen Farben hängen. An ihren Festen tragen sie eine dergleichen gestaltete Mütze auf dem Kopfe. Ihre Wintertracht bestehet in einem zubereiteten und bemahlten Felle, und bey einigen gehen beyde Geschlechter nackend.

Das gemeinste Laster dieser Völker ist die Wildheit, Unbeständigkeit, Trunkenheit und Treulosigkeit. Sie haben zwar alle viel Lebhaftigkeit, aber nicht viel Fähigkeit des Geistes, etwas leicht zu begreifen, was nicht leicht in die Sinne fällt. Auch haben sie eigentlich keine Regierungsform, sondern ein jeder Flecken hat, wie man das schon von andern Nationen weiß, seinen Caciken, und auch dieses Oberhaupt hat keine andere Gewalt, als die sie durch ihre persönlichen Verdienste erlangen. Viele von diesen Völkerschaften schweifen herum und haben alle ihr Hausgeräthe bey sich, welches eine Matte, ein Hamack und eine Calekasse ist. Die Wohnungen derjenigen, die in Flecken leben, verdienen kaum den Namen der Cabanen, denn es sind nur elende Hütten von Baumzweigen, mit Stroh oder Grase bedeckt. Doch gehen einige an Tucuman gränzende Völkerschaften bekleidet, und haben bessere Wohnungen.

Ihr liebstes Getränk ist der Chica, sie stellen deshalb öffentliche Zusammenkünfte an, trinken, singen und tanzen, und diese Feyerlichkeit nimmt nur mit dem Verlust ihres Verstandes ein Ende. Es

ist

ist kein Laster zu erdenken, welches die Spanier nicht diesen Völkern andichten; allein eben deshalb muß man mißtrauisch werden, diesen Beschuldigungen Glauben beyzumessen. Ihre Waffen sind von den Waffen anderer Indianer nicht unterschieden, es ist ein Bogen, ein Pfeil, nebst einer Art Lanze oder Wurfspieß, von einem sehr harten und wohlgearbeiteten Holze, den sie mit sehr vieler Geschicklichkeit führen, ob er gleich von ungeheuerer Schwere ist, denn die Länge desselben beträgt funfzehn Spannen, und die Dicke desselben ist nach Verhältniß sehr groß. Die Spitze ist von einem Hirschhorn mit einem krummen Hacken, welcher verhindert, daß sie nicht aus der Wunde herausgehen kann, ohne sie zu vergrößern; ein Strick, woran dieser Wurfspieß gebunden ist, dienet, ihm nach dem Stoße wieder zurückzuziehen. Sie sind geschickte und verwegene Reuter, und es hat die Spanier oft gereuet, daß sie alle diese Theile des festen Landes mit Pferden besetzt haben. Diese Indianer halten sie im Laufen auf, und schwingen sich ohne Unterschied auf allen Seiten auf das Pferd, und lenken sie ohne alle Hülfsmittel.

So herzhaft die Männer sind, so eitel, kann man sagen, sind die hiesigen Weiber; denn wenn sie es nicht, um zu gefallen, thun, daß sie sich die Haut des Gesichtes, die Brust und Arme zerstechen, und alsdann bemahlen, so weiß man nicht, warum sie es thun. Alle Sitten dieser Nation fallen noch sehr roh und grausam aus, und es geht nur langsamen Schrittes, daß die Missionen hie und da etwas davon abschaffen. So lange sie leben, sind sie grausam, und, wenn sie sterben, setzt man ihnen, so zu sagen, das Zeichen, daß sie grausam gewesen sind, auf das Grab, nämlich, man steckt einen Spieß auf dasselbe,

und hängt darauf einen Hirnschädel eines Feindes und das besonders eines Spaniers, wenn es möglich ist; hierauf verläßt man den Ort, und vermeidet sogar dahin zu gehen, so lange bis der Verstorbene ganz vergessen ist.

Das größte Hinderniß, welches die Spanier bey der Eroberung von Chaco und die Missionarien bey der Bekehrung zum Christenthum gefunden haben, kam von den Chiriguones her. Was den Ursprung dieser Völker anbetrifft; so sind die Meinungen sehr getheilet. Einige sagen, sie kämen von den Indianern her, welche den Alexis Garcia bey seiner Zurückkunft aus Peru umgebracht, und aus Furcht, es möchten die Portugiesen aus Brasilien seinen Tod zu rächen gedenken, sich in die Chiriguonische Cordilliera geflüchtet hätten, doch wären ihrer damals nicht viel über viertausend gewesen: Andere hingegen behaupten, es hätte damals der zehnte Ynca sich vorgenommen, die Chiriguones sich zu unterwerfen, welche schon in den Gebirgen wohnten, wo sie sich durch ihre Grausamkeit, so wie durch Tapferkeit, gleich fürchterlich machten; doch sey dieses Unternehmen des Kaisers fruchtlos gewesen. Man weiß im Gegentheil, daß sie keine andere Sprache haben, als der Guaranis ihre, deshalb man sie fast für eine Kolonie dieser Völkerschaft halten sollte, welche ihrer so viele, sowohl in Paraguay, als auch in Brasilien, gestiftet hat, und wo ihre Sprache überall verstanden oder gesprochen wird.

Welches Ursprunges sie aber auch sind; so ist doch so viel gewiß, daß die Spanier keine unversöhnlichen Feinde haben, als die Chiriguornes, welche an vielen Orten der Landschaften S. Cruz, de la Sierra, Chqrcas und Chaco ausgebreitet sind, und

ob

ob sie gleich in den neuern Zeiten unter diesen Völkerschaften Bündnisse errichtet haben; so sind doch diese Bündnisse von sehr kurzer Dauer und ungewiß. Das Sonderbarste bey ihnen ist, sagen die Missionarien, daß sie von einem Tage zum andern nicht mehr dieselben Menschen sind, heute sind sie vernünftig und von gutem Umgange, und morgen ist man wieder bey ihnen in Gefahr des Lebens. Man kann alles von ihnen erhalten, wenn man sie durch Eigennutz zu gewinnen weiß, und von wem sie nichts zu hoffen haben, die sind auch gewiß ihre Feinde. Natürlicher Weise sind sie lustig, voller Feuer, scherzhaft und öfters witzig; aber auch verzagt, wenn sie Widerstand finden, unerträglich, übermüthig, wenn sie sehen, daß sich ihre Feinde vor ihnen fürchten.

Wenn man dem rothen Fluß gegen Morgen folget; so trifft man viel friedfertigere Völkerschaften an, die niemals jemanden angreifen, die sich aber zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung vereinigen. Bald nach der Ankunft der Spanier wurden viele von ihnen Christen, da ihnen aber ihre neue Herren übel begegneten; so entfernten sie sich, und folgten wieder ihren Caciken. Sie bauen das Feld und ernähren sich vom Vieh. Im Jahr 1710 machte der Gouverneur in Tucuman einen Vertrag mit ihnen wider die Unternehmungen der Spanier, allein sie haben sich doch niemals unruhig bezeiget. Sie sind von leutseligem Betragen, und nehmen die Fremden weit freundschaftlicher auf, als andere Nationen.

Don Andreas de Mendoza, Vicekönig von Peru, war der erste, der den Vorsatz faßte, der Krone Spanien den Besitz von Chaco zu versichern. Er schickte im Jahr 1556 den Hauptmann Manso da-

hin, welcher ohne Hinderniß bis zu den großen Ebenen fortrückte, die man zwischen dem Pilco Mayo und Rio grande antrifft. Dieser Befehlshaber hatte unternommen, daselbst eine Stadt zu bauen, als er mitten unter der Arbeit, in der größten Sicherheit, mit allen seinen Soldaten zur Nachzeit ermordet wurde.

Santafe. Die Stadt Santafe, von deren Anlegung bereits geredet worden ist, wurde anfänglich als eine zur Provinz Chaco gehörige Stadt angesehen, weil sie an dem gegen Abend liegenden Ufer des Rio de la Plata gebauet war, bis wohin sich diese Provinz erstreckte; da sie aber seitdem ihre Lage geändert hat, ist sie heut zu Tage viel zu weit von den Gränzen entfernt. Man hat eine andere Stadt, unter dem Namen Conception, an dem Ufer des rothen Flusses erbauet, oder vielmehr an einem Moraste, welchen dieser Fluß dreyßig Seemeilen weit von seiner Mündung in den Rio de la Plata machet. Sie erhielt sich aber kaum sechzig Jahre lang, und man siehet heut zu Tage nicht einmal die Spur mehr von ihr.

Die häufigen Schiffbrüche der spanischen Schiffe, welche aus Mangel eines sichern Hafens an dem Rio de la Plata erfolgten, brachten den Entschluß zu Stande, den Hafen von Buenos Ayres wieder in brauchbaren Stande zu bringen, und alles mögliche anzuwenden, um die Einwohner wider die dort herum wohnenden Indianer in Sicherheit zu setzen. Dieses Unternehmen war seit der neuen Niederlassung, die man in den Provinzen Rio de la Plata und Tucuman gemacht hatte, viel leichter geworden, weil man daraus Beystand von Leuten holen konnte, um die Wilden im Zaume zu halten. Ob sich gleich die Indianer

dianer anfänglich dieser Arbeit widersetzten; so mußten sie es doch geschehen lassen, und die Stadt wurde an eben dem Orte wieder aufgebauet, wo de Mendoza sie angeleget hatte, nur wurde der erste Name derselben Unsre liebe Frau, mit dem Namen der heiligen Dreyeinigkeit von Buenos Ayres verwechselt. Buenos Ayres.

Sie blieb indessen lange in einem Zustande, welcher die Armuth der Provinz verrieth, ob sie gleich der Schlüssel und Mittelpunkt der Handlung ist, die darin getrieben wird. Die Stadt ist ziemlich groß, und wird durch einen Bach von der Festung abgesondert, wo der Gouverneur seine Wohnung hat. Sie bestand anfänglich aus verschiedenen Vierteln, zwischen welchen man Baumgärten und Ebenen gelassen hatte. Die Häuser, welche meistens von Erde gebauet waren, hatten nur ein Stockwerk, so daß man die Stadt nicht eher sah, als bis man ihr sehr nahe kam. Diese Häuser waren lange Vierecke, die nur ein Fenster hatten, und viele hatten gar kein anderes Licht, als dasjenige, welches durch die Thüre hineinfiel. Ein Jesuiterbruder aber, den man ungefähr von vierzig bis funfzig Jahren hatte kommen lassen, die Collegienkirche zu bauen, lehrte die Einwohner Mauersteine, Ziegel und Kalch zu machen. Seitdem sind die Häuser von Steinen und Ziegeln, und viele mit doppelten Stockwerken gebauet worden. Man zählt bereits sechzehntausend Seelen darinnen, wovon aber fast Dreyviertel Negern, Mestizen und Mulatten waren. Die ersten, deren Anzahl der andern ihre weit übertrifft, machen, daß die Spanier leben können, welche sich durch die Arbeit zu verunehren glauben würden; selbst diejenigen, welche neuerlich aus Spanien gekommen sind, wollen als Edelleute leben.

Es

Es findet sich nicht ein einziger, der sich zum Dienste des andern will gebrauchen lasse, und man hat eben so viel Mühe, die freyen Indianer zur Arbeit zu bringen, welche über dieses die Erlaubniß haben, in die Stadt zu kommen, und sich auf den benachbarten Feldern niederzulassen. Diese Abneigung von der Arbeit kommt daher, daß sie bey der ersten Errichtung der Commenden übermäßig dazu gezwungen wurden.

Man trifft in den Gegenden von Buenos Ayres herum noch einige Flecken an, deren Einwohner zu den Commenden gehören, und die ihre Pfarrkirche an dem äußersten Ende der Stadt haben, welche keine andere Kirche für die Spanier hat, als die Hauptkirche. Man hat diese Stadt seit einigen Jahren vergrößert. Sie hat wegen der Lage und wegen der guten Luft, die man daselbst einathmet, alles, was eine Stadt blühend machen kann. Der Winter fängt daselbst im Juni, der Frühling im September, der Sommer im December, der Herbst aber im Märzmonate an, und diese Jahreszeiten sind sehr ordentlich. Die Aussicht eines Drittels der Stadt erstreckt sich über weite Gefilde, welche stets mit einem schönen Grün bedeckt sind. Der Fluß machet die beyden andern Drittel ihres Bezirkes, und scheinet gegen Norden wie ein großes Meer zu seyn, welches keine andere Gränzen hat, als den Horizont. Die Fruchtbarkeit des Erdreiches um die Stadt stimmet mit der vortrefflichen Luft überein, und die Natur hat nichts gesparet, um einen angenehmen Aufenthalt daraus zu machen. Das Holz ist daselbst selten, weil man noch nicht angefangen hat, Bäume zu pflanzen, die doch sehr gut fortkommen würden; man findet aber ihrer viele in den Inseln, wovon der Fluß voll ist. Der einzige fruchttragende Baum, den man um Buenos Ayres herum findet, ist der

Pfersich-

Pfersichbaum, dessen Früchte vortrefflich sind. Der Weinstock kommt allda nicht fort, weil man noch kein Mittel hat ausfindig machen können, ihn vor einer Art von Ameisen zu verwahren, die ihn bis auf die Wurzel abfressen.

Mehr als etliche hundert Meilen von dieser Provinz liegt eine andere, Namens Guayra, deren Einwohner, welche öfters auch Guayranis genennet werden, vermuthlich ihren Namen davon bekommen haben. In dieser Provinz ist der Grund von derjenigen christlichen Republik geleget worden, welche in der Folge einen der wichtigsten Gegenstände in dieser Geschichte ausmachet. Die Guaranis, welche an dem mitternächtigen Ufer des Parana wohnen, und von denen nicht unterschieden waren, welche de Vaca antraf, (als er von der S. Catharineninsel nach Assumtion reisete,) hatten sich auch an den Flüssen niedergelassen, welche sich in diesen Fluß ergießen; und dieses ist die Gegend, welche man Guayra nennet. Sie leben in ziemlich volkreichen Dörfern, worinnen die Caciken, deren Würde erblich ist, aus eben diesem Grunde eine große Gewalt über ihre Vasallen haben. Doch gelangten auch zuweilen bloß Privatpersonen, wie sich dieses bey allen Völkern, die mehr kriegerisch als gesittet sind, öfters zu ereignen pfleget, durch ihre Tapferkeit, und manchmal auch dadurch, wenn sie ihre Sprache wohl reden konnten, zu dieser Würde. Diese Sprache soll, nach dem Zeugnisse des Paters de Montoya, welcher sie völlig erlernet hatte, keiner von den schönsten Sprachen, die uns bekannt sind, etwas nachgeben. Es war daher solchen Personen, welche sich in ihrer Sprache am besten ausdrücken konnten, und die etwa noch über dieses den Ruhm einer besondern

Tapfer-

Tapferkeit hatten, etwas leichtes, eine gewisse Anzahl Familien an sich zu ziehen, die sie sodann für ihre Caciken erkannten. Auch ihre Nachkommen behielten alsdann diese Würde, deren Vorzüge besonders darinnen bestanden, daß ihre Vasallen ihre Felder anbauen, ihr Getreide einsammlen und zu ihren Diensten seyn mußten.

Nach dem Tode eines Caciken konnte einer von seinen Brüdern seine Wittwe heirathen, doch geschah es nur selten, denn sie bezeigten niemals Gefallen an nahen Heirathen. Die Vielweiberey war unter ihnen niemanden als den Caciken erlaubt. Was ihre Religion anbelangt; so erkannten sie nur einen einzigen Gott, und wenn sie auch den Gebeinen ihrer Gauckler, von denen sie in ihrem Leben einige Dinge gesehen hatten, die nach ihrer Meinung die Kräfte der Natur überstiegen, einige Achtung bewiesen, so sahen sie selbige deswegen doch nicht für Götter an, ohngeachtet die Art des Dienstes, den sie ihnen leisteten, von demjenigen, womit andere Nationen ihre Götzen ehrten, nicht viel unterschieden war. Uebrigens brachten sie Gott niemals ein Opfer, man hat auch niemals eine Spur von einer festgesetzten Art des Gottesdienstes bey ihnen angetroffen.

Sie rechnen die Jahre nach den Wintern. Die Zeit zum Aufstehen erkennen sie daran, wenn das Siebengestirn an dem Horizont zu erscheinen anfängt. Sie glaubten, in dem Himmel sey ein Tyger und ein sehr großer Hund, welche die Sonne und den Mond zu verschlingen pflegten, wenn sich diese Gestirne verfinsterten, und geriethen darüber allemal in eine große Unruhe; denn sie halten sehr viel auf die Wahrsagungen, und nichts hat den Missionarien mehr Mühe gemacht, als ihnen diesen Aberglauben abzu-

abzugewöhnen. Es ist aber fast unmöglich, sich von diesen Guaranis eine vollkommene Vorstellung zu machen, denn sie haben sich an zu viel und oft weit von einander entfernten Orten und verschiedenen Himmelsgegenden niedergelassen. Daher kommt es, daß sie insgemein die Sitten und Denkungsart, welche an solchen Orten herrschen, und die ihrer angebornen Art oft ganz entgegen sind, angenommen haben. Unterdessen bemerkt man doch an ihnen allen zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, einen sehr stumpfen Verstand, bald mehr, bald weniger Wildheit und Dummheit, ein frostiges Wesen, einen Abscheu von aller Arbeit und einen Mangel der Vorsichtigkeit, der fast nicht größer seyn könnte. Sie waren sehr unwissend, und man konnte sich auch auf die mündlichen Erzählungen, die von ihren Vorfahren auf sie waren fortgepflanzet worden, wenig verlassen. Ihre Berichte davon waren sehr dunkel. Diejenigen, welche sich auf dem platten Lande niedergelassen hatten, und von dem, was ihnen die Erde vermittelst einer sehr geringen Arbeit anbot, sehr einfach lebten, waren viel biegsamer, vermehrten sich auch weit stärker. Die andern aber waren durch ihr herumschweifendes Leben, durch ihre Kriege und öftern Züge, und durch die Trägheit, welche ein solches Leben insgemein nach sich ziehet, weit wilder und trotziger geworden.

Die Provinz **Guayra**, woselbst diejenigen Indianer wohnen, zu denen die Patres Salolnio und Filds gekommen waren, gränzet gegen Morgen an Brasilien, gegen Mitternacht an ein bedecktes und sumpfichtes Land, welches man noch weniger kennet, und welches auch nicht stark bevölkert ist; gegen Mittag hat es den Uruguay, und gegen Abend den Paraguay, wiewohl sich dazwischen viele Völkerschaften befinden, die meistens von einem Orte zum andern ziehen,

ziehen. Das Erdreich ist feucht, das Klima ungleich und die Luft insgemein ungesund. Ihre Felder ausser den Gebirgen sind sehr fruchtbar an Hülsenfrüchten, Wurzeln, Manioc, Mais, und andern Pflanzen, welche wenig Wartung erfordern. Auch bringt es für sich selbst allerhand Dinge hervor, als Cedern, Fichten, Wachs, viele Arten Thiere und dergleichen. Man trifft in dieser Provinz einige Steine an, welche lange Zeit in großem Ansehen gestanden haben. Sie sind in einer Art einer sehr harten Schale eingeschlossen, sind eyförmig, und liegen tief in der Erde. Man giebt vor, daß die Schale dieser Steine, wenn sie zeitig sind, mit einem sehr starken Knall zerspringe. Alsdann komme ein durchsichtiger Stein zum Vorschein, der einen großen Glanz habe; die meisten sind roth, doch giebt es auch grüne und violette. Sie sind von Natur so verschieden und sonderbar zugeschnitten, daß man beynahe glauben sollte, die Hand des Künstlers habe daran gearbeitet. Eigentlich aber sind sie nichts als eine scheinbare Schönheit und von keinem Werthe. Anfänglich ließen sich die Spanier hintergehen, viele derselben waren schon im Begriffe, ihre Wohnplätze zu verlassen, um diese Steine nach Europa zu führen, wo sie ein großes Glück damit zu machen hofften. Man breitete auch auf die erste Nachricht, die man von dieser Entdeckung erhielt, in dem ganzen Königreiche als eine gewisse Sache aus, daß ganz Paraguay mit Amethysten, Karfunkeln und Smaragden angefüllet sey; man wurde aber gar bald von diesem Irrthume befreyet.

Wir haben nun bereits gesehen, daß in Paraguay zweyerley Religionen sind, die christliche und heidnische, zweyerley Völker, die Indianer und Spanier, zweyerley Wohnplätze, Städte und Dorfschaften, zweyerley

zweyerley Souveraine, die Könige von Spanien und die Jesuiten, alle diese Gegenstände erfordern nun eine nochmalige Uebersicht über die Provinz, die wir bey der kurzen Beschreibung aller noch dazu gehörigen Bisthümer, Audienzien und Missionarien schicklich wiederholen können.

Die Provinz Santa Cruz de la Sierra ist eine spanische Statthalterschaft und Generalhauptmannschaft. Sie ist zwar ziemlich groß, wird aber wenig von Spaniern bewohnet. Der größte Theil von den dazu gehörigen wenigen Dorfschaften bestehet aus Missionen, die unter dem Namen Paraguay begriffen werden. Im Jahr 1605 bekam die Hauptstadt gleiches Namens einen Bischof. Das Capitel bestehet aus dem Bischofe, dem Dechanten und dem Erzdechanten, weiter hat es weder Pfründen, noch andere Mitglieder. Der Bischof hat seinen ordentlichen Aufenthalt in der Stadt vom ersten Range, Misque Pocona, die achtzig Meilen weit von S. Cruz de la Sierra abliegt.

Der Bezirk von Misque Pocona ist über dreyßig Meilen groß. Die Stadt selbst ist zwar von Einwohnern fast gänzlich entblößt, indessen finden sich doch in dem übrigen Bezirke bewohnte Plätze. Die Witterung ist warm, aber doch nicht so heiß, daß man nicht guten Wein erbauete. In dem Thale, wo die Stadt liegt, und welches über acht Meilen im Umfange hat, werden allerhand Früchte erbauet, und aus den Wäldern und Gebüschen bekommt man viel Honig und Wachs, worin auch ein Theil der hiesigen Handlung bestehet. Zu diesen Missionen, welche die Jesuiten in den Landschaften Misque Pocona.

dieses Bisthums haben, gehören die indianischen Chiquitos; die Spanier haben den hiesigen Indianern diesen Namen deswegen beygelegt, weil sie sahen, daß die Thüren zu ihren Hütten sehr klein waren. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts kamen die Jesuiten hierher, und waren in der Bekehrung dieser Völker so glücklich, daß sie im Jahr 1732 schon sieben Flecken oder Dorfschaften hatten, wovon jegliche sechhundert Familien enthielt. An diese Indianer gränzen andere Ungläubige, mit Namen Chiriguanos, welche die katholische Religion durchaus nicht annehmen wollen. Die Hauptstadt dieser Statthalterschaft heißt Santa Cruz de la Sierra, eine Stadt vom ersten Range, nicht weit von der Cordilleras. Im Jahr 1548 erbauete sie der Hauptmann de Chaves, und gab ihr diesen Namen, von dem spanischen Flecken gleiches Namens, der nicht weit von Truxillo liegt, nachdem sie aber zerstört wurde, so erbauete man sie an dem Orte, wo sie noch jetzt stehet.

Santa Cruz de la Sierra.

Das Bisthum der Audienzia Charcas, el Enraguay, begreift diejenigen Landschaften in sich, welche gegen Süden von Santa Cruz de la Sierra, und gegen Osten von Tucuman liegen. Gegen Süden stößt sie an Buenos Ayres, und gegen Osten an die Hauptmannschaft S. Vincente in Brasilien, deren Hauptstadt die Stadt vom ersten Range San Pablo ist. Der erste, der diese Landschaft entdeckte, war Sebastian Gaboto, der im Jahr 1526 durch den Fluß Parana in den Strom la Plata hinauf fuhr, und von hier in das Land Paraguay kam. Im Jahr 1536 folgte ihm Juan de Ayolas, dem der erste Statthalter in Buenos Ayres, Don Pedro de Mendoza,

S. Pablo.

Mendoza, diese Unternehmung auftrug, und das nöthige Volk mitnahm. Auf Befehl dessen erbauete hernach Juan de Salinos die Stadt vom ersten Range, Nuestra Senjora de la Assuncion, welches die Hauptstadt in der ganzen Provinz ist. Allein keiner von diesen brachte die Entdeckung des Landes oder die Besiegung der Einwohner völlig zu Stande, bis hernach de Boca, welchem nach dem Tode des Mendoza die Statthalterschaft von Buenos Ayres anvertrauet wurde, ihnen folgte.

Die spanischen Plätze in dieser Statthalterschaft bestehen aus der Stadt vom ersten Range la Assumtion, der Stadt vom andern Range, Rica, und andern Flecken und Dörfern. Die Einwohner sind Spanier, Mestizen und einige Indianer. Die meisten Orte sind klein und nicht allzuordentlich gebauet. Die Häuser sind mit Gärten und ohne Ordnung vermischt. In der Stadt vom ersten Range hat der Statthalter seinen Sitz; außerdem gehörte zwar ein Theil von denen Flecken und Dörfern unter ihn, woraus die Missionen bestehen, seit wenig Jahren aber sind sie davon abgesondert und zur Statthalterschaft Ayres gezogen worden. In Ansehung der kirchlichen Einrichtung ist dieses nicht geschehen; sondern diese befindet sich noch auf dem ersten Fuße, und ist niemals geändert worden. In la Assumtion findet man eine bischöfliche Kirche, und die Pfarrkirchen in diesen beyden Städten und in den zu dieser Statthalterschaft gehörigen Flecken werden von den Franziscanern besorgt; die Missionen aber von den Jesuiten. Diese Missionen machen in der Provinz Paraguay die größte Anzahl der bewohnten Plätze aus. Assumtion.

Seit hundert und sechzig Jahren, da dieselben eingeführet worden sind, haben sich viele indianische Nationen zur katholischen Kirche gewendet, welche in dem Bezirke der vier spanischen Bisthümer bis dahin als Heiden lebten. Den Anfang machten die Guaranies, sowohl die an den Flüssen Uruguay und Parana wohnten, als auch andere etliche hundert Meilen hinaufwärts in denjenigen Landschaften, welche gegen Nordwesten von Guayra liegen. Hier waren sie den Portugiesen nahe, welche nur auf den Anwuchs ihrer Kolonien bedacht waren, zu ihnen eindrungen, sie verfolgten in der Absicht, sie als Sclaven auf ihre Chacaren oder Landgüter zu führen. Man sah sich daher genöthiget, ungefähr zwölftausend Personen davon nach Paraguay zu bringen, so viel nämlich von großen und kleinen beyderley Geschlechtes bekehret waren, und eine eben so große Anzahl holte man aus Taro hierher, damit sie sicherer und ruhiger wohnen möchten. Da nun aber die Menge der Neubekehrten täglich zunahm; so war man auch darauf bedacht, noch drey andere Flecken anzulegen. Die gedachten zwey und dreyßig Flecken oder Dorfschaften gehörten theils zu dem Bisthume Buenos Ayres, theils zu Paraguay. Im Jahr 1734 fand man sieben stark bewohnte Flecken von indianischen Chiquiten, welche zu dem Bisthume S. Creuz de la Sierra gehörten, und man war auch schon damals bedacht, noch andere anzulegen, weil die immer anwachsende Menge der Bekehrten mehr Dörfer erforderten.

Die Landschaften, welche zu den **Missionen** gehören, sind, wie man aus dem vorigen urtheilen kann, ziemlich groß und weitläuftig. Die Witterung überhaupt ist ganz gemäßigt und feucht, doch findet man auch

auch einige Gegenden, die kälter sind. Diese Landschaften sind fruchtbar, und bringen eine große Menge von allerhand sowohl einheimischen, als auch europäischen Lebensmitteln hervor. Die Früchte, welche hier besonders eingesammelt werden, und womit man Handel treibt, sind erstlich Baumwolle, diese wird hier so häufig gefunden, daß jährlich aus jeglichem Flecken zweytausend Arroben davon ausgeführet werden können. Die Indianer wirken daraus Zeuge und andere Dinge, welche sie hernach auswärts verkaufen. Man bauet auch etwas Taback, Zucker, und vornehmlich viel Paraguaykraut. Diese Waaren bringt man in die Städte Santa Fe und Buenos Ayres, wo die Jesuiten einen besondern Verwalter haben, der dieselben besorgen muß. Diese Verwalter nehmen dasjenige in Empfang, was ihnen aus Paraguay zugeschickt wird, und senden dafür europäische Waaren zurück, so viel man in den Dorfschaften davon nöthig hat, sowohl für die Indianer selbst, welche man mit allen Nothwendigkeiten versorget, als auch zur Ausschmückung der Kirchen und zur Unterhaltung der darinnen dienenden Pfarren. Sonderlich wird von demjenigen, was aus jeglichem Flecken abgeschickt wird, erstlich der Zins der Indianer abgezogen, der ganz in die königliche Casse kommt, zu welchen dieser Flecken gehöret. Die übrigen Früchte, welche in diesen Gegenden hervorgebracht werden, und die Arten vom Vieh, welche man hier hält, dienen zum Unterhalt der Einwohner.

Eine jede Mission hat, nach dem Beyspiele der Städte und großen Flecken in Spanien, ihren Regidoren und ihre Alcalden. Der Regidor wird von den Indianern selbst erwählet, und von dem Pfar-

rer nur bestätiget. Die Alcalden werden jährlich von den Regidoren erwählet, und damit sie ihre Gewalt nicht mißbrauchen, so ist ihnen untersagt, jemanden zu bestrafen, wenn sie es nicht zuvor dem Pfarrer melden, damit dieser das Verbrechen untersuche, und sehe, ob die Strafe gerecht sey. Wenn nun der Pfarrer davon Nachricht eingezogen hat, und siehet, daß der Verbrecher strafbar ist; so verurtheilt er ihm zum Gefängniß, zum Fasten, zu Schlägen, u. dgl. Das letztere ist die größte Strafe der hiesigen Einwohner, denn noch sind sie nicht zu einer höhern Stufe der Bosheit gestiegen, daß sie härtere Strafen nöthig hätten.

Ein jeglicher Flecken hat sein eigenes Zeughaus, worinnen Schieß- und anderes Gewehr aufbehalten wird, damit sie sich sogleich bewaffnen können, wenn sie entweder gegen die Portugiesen, oder gegen die Wilden zu Felde ziehen müssen. Damit sie nun mit diesen Waffen umzugehen wissen; so üben sie sich darinnen alle Festtage auf den Märkten der Flecken. Diejenigen, welche geschickt und alt genug sind, Waffen zu tragen, werden in verschiedene Compagnien eingetheilet, und diese haben ihre ordentliche Befehlshaber, man erwählet aber nur diejenigen dazu, welche es wegen ihrer guten Aufführung und Klugheit verdienen. Nach Beschaffenheit ihres Ranges tragen sie auch prächtige Kleider mit goldenen oder silbernen Gallonen, und mit dem Namen oder Wahlspruche ihres Fleckens.

In allen Flecken findet man Schulen, worinnen die Knaben lesen und schreiben lernen. Sie werden auch in der Musik und Tanzen unterrichtet, und gelangen

langen in solchen Künsten zu großer Fertigkeit. In einem Hofe des Hauses, welches dem Pfarrer eines jeden Fleckens zugehöret, findet man allerhand Werkstätte für Mahler, Bildhauer, Schlosser, Zimmerleute, Tuchmacher, Uhrmacher, und viele andere Handwerker; diese arbeiten täglich für den Flecken, unter der Aufsicht eines Coadjutors.

Ihre Kirchen sind nicht nur geraum, sondern auch sehr gut gebauet; man findet an ihnen so viel Pracht und Schmuck, daß sie der reichsten Kirche in Peru nichts nachgeben. Selbst die Häuser der Indianer sind so gut eingerichtet, so sauber, und mit dem nöthigen Schmucke und Hausrathe so wohl versehen, daß man sie für prächtig halten müßte, wenn sie nicht bloß von Erde aufgeführet wären; denn nur wenige sind von gebackenen Steinen oder Bruchsteinen, doch sind sie alle mit Ziegeln gedeckt. Diese Flecken sind mit allem so wohl versorgt, daß sie sogar eine besondere Pulvermühle haben.

Eine jede Kirche hat ihre Capelle, worinnen allerhand musikalische Instrumente verwahret werden, und wozu verschiedene Sänger gehören. Der Gottesdienst wird mit eben so viel Pracht und mit eben solchem Ernste gefeyert, als in den bischöflichen Kirchen. Eben dasselbe muß man auch von den öffentlichen Umgängen sagen. Ein jeder Flecken hat ein Haus, worinnen allerhand Leute verwahret werden, welche eine unordentliche Lebensart führen. Zum Unterhalte dieses Hauses, woran auch Alte, Unvermögende und Kranke Antheil haben, sind zwey Tage in der Woche bestimmt, in welchen alles Volk aus einem jeden Flecken ein gewisses Getreidefeld bearbeiten muß, welches der Gemeinacker genannt wird;

dasjenige, was von dem Erbaueten übrig bleibt, wird zu dem Kirchenschmucke und zu der Bekleidung der Waisen und unvermögenden Indianer angewendet.

Das geistliche Regiment ist nicht weniger merkwürdig, als die Verwaltung der bürgerlichen Polizey und ökonomischen Sachen. Zu dieser wichtigen Absicht hat ein jeglicher Flecken seinen eigenen Pfarrer, und dieser hat noch einen andern Priester aus dem Jesuiterorden zu seinem Gehülfen. Diese beschwerlichen Verrichtungen der Pfarrer bestehen darinnen, daß sie auf die Chacaren der Indianer Achtung geben müssen; sie besuchen dieselben in eigener Person, damit sie nicht verabsäumet werden, denn die Guaranies sind zu träge, als daß sie ihre Felder mit Ernst anbaueten. Der Pfarrer ist auch im öffentlichen Schlachthause zugegen, das Fleisch wird hernach in dem ganzen Flecken nach der Anzahl der Personen eingetheilet, damit niemand Mangel leidet, und auf diese Weise ist das Amt eines Pfarrers das allerbeschwerlichste.

Die Missionarien geben nicht zu, daß irgend jemand von denjenigen, die in Peru wohnen, er mag zu den Spaniern oder zu einer andern Nation gehören, in ihre Mission nach Paraguay komme; denn weil die Sitten und die willige Unterwerfung dieser Nation hier ganz nach dem Willen und den Befehlen ihrer geistlichen Oberherren eingerichtet sind, so befürchten sie, es möchten Fremde diese Eintracht stören, oder wieder verderben, was sie gebessert haben. Die hiesigen Indianer haben ein festes Vertrauen zu ihren Pfarrern, und unterwerfen sich allem, was sie ihnen sagen; und ob dieses zwar zum Nachtheil der Spanier gehandelt zu seyn scheinet, so ist doch gewiß

auch

auch wahr, daß, wenn fremde Meinungen und fremde Laster unter ihnen bekannter würden, allerdings vieles von ihrem guten Vernehmen wegfallen würde.

Endlich folgt noch das **Bisthum der Audienzia Charcas, Buenos Ayres.** Diese geistliche Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf diejenigen Landschaften, welche zu der Statthalterschaft gleiches Namens gehören. Diese fängt sich gegen Osten an den östlichen und südlichen Küsten dieses Theiles von Amerika an, und gränzet gegen Westen an Tucuman, gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an die magellanischen Länder. Die dazu gehörigen Landschaften bilden das Ufer des Stromes la Plata. Die Hauptstadt heißt ebenfalls Buenos Ayres, die wir schon oben beschrieben haben. Das Vorgebirge **Santa Maria,** welches sich an der Mündung des gedachten Stromes auf der nördlichen Küste befindet, liegt sieben und siebenzig Meilen von der Stadt ab. Die östliche liegt neun Meilen weit von dem Vorgebirge, und führet den Namen Mal Donado. Die andere wird von einem daran stoßenden hohen Berge Monte Viedo genennet, und liegt nicht viel über zwanzig Meilen von dem gedachten Vorgebirge. Zu dieser Statthalterschaft gehören die drey Städte **Santa Fe, los Corientes** und **Monto Videe;** diese letztere Stadt ist nicht gar lange erst erbauet worden, und liegt an der Bay, von welcher sie ihren Namen hat.

Das, was der König von Spanien von diesen Indianern einnimmt, ist kaum hinlänglich, die Kosten zu bestreiten, die er ihrer wegen aufwenden muß; denn jedesmal, daß auf seinen Befehl Missionarien aus Europa nach Paraguay gesendet werden, bezahlet er für einen jeden zwölfhundert Franken. Ueber-

dieß nimmt man jährlich 10000 Piaster aus dem königl. Schatze zu ihrem Unterhalte. Auch den Wein der Messe und das Oel für die Lampen in den Kirchen bezahlet Se. Majestät. Endlich giebt dieser Fürst jeder Reduction noch alle Jahre mehr als sechshundert Livres, um Arzneymittel anzuschaffen, ohne die außerordentlichen Almosen zu rechnen, welche oft auf ansehnliche Summen steigen. Zu den Zeiten Philipps V. redete man viel wider den allzu mäßigen Tribut der Paraguayer, da die andern Indianer fünfmal so viel erlegen mußten; allein dieser Fürst verbot alle Aenderung in der einmal gemachten Einrichtung, und gab sein königliches Wort, die Sachen allezeit bey dieser Verfassung zu lassen.

XIII.

Königreich Chili.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0513
DFG

Das Königreich Chili ist eins der beträchtlichsten Länder in diesem Welttheile, nicht sowohl wegen seiner Ausdehnung, als vielmehr, weil es durch die Sorgfalt der Natur mit Vorzügen begabt ist, die andere, selbst seine Nachbarn, nicht haben. Gemeiniglich vergleichen es die meisten Reisenden mit Italien in Europa, und nennen es einen Lustgarten des mittäglichen Amerika, wo alles, was man zu einem bequemen Leben wünschen kann, in eben dem Ueberflusse und der Vollkommenheit hervorkommt, als in dem europäischen. Größtentheils liegt es unter eben den Graden der Breite, hat ähnliche Klimata, und erstreckt sich auf gleiche Art mehr in die Länge als in die Breite, ist auch eben so im Stande, alle Arten von schätzbaren Produkten aufzunehmen und zur Reife zu bringen. Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Die Landcharte zeigt es uns, daß das Königreich Chili längst der Küste des stillen Meeres liegt; es erstreckt sich zwischen dem 24sten und 45sten Grad der südlichen Breite auf **eintausend, zweyhundert und sechzig** geographische Meilen. Die Breite desselben ist bald größer, bald kleiner, je nachdem die große Bergkette der Cordillieren oder Anden, welche dasselbe gegen Morgen begränzen, sich von dem genannten Ocean mehr entfernet, oder sich demselben mehr nahet.

Die **Gränzen** dieses weitläuftigen Landes sind gegen **Abend** das stille Meer; gegen **Mitternacht** Peru; gegen **Morgen** Tucuman, Cujo und Patagonien; gegen **Mittag** die magellanischen Lande. Die großen Gebirge, die wir oben genannt haben, und die dasselbe gegen Morgen einschließen,

schließen, trennen es auch für sich, oder durch ihre Arme, von allen diesen Ländern, und dienen ihm also zur unüberwindlichen Schutzmauer von der Landseite her, während daß das stille Meer es gegen Abend beschützet. Die wenigen Straßen, welche aus den Provinzen dahin führen, sind so eng und gefährlich, daß sie kaum ein Mann zu Pferde passiren kann, und dergleichen Straßen werden doch nur des Sommers über offen gehalten. Der gangbaren Straßen über die chilesischen Cordillieren sind acht oder neune; die gewöhnlichste ist die, welche aus der Provinz Aconcagna nach Cujo führet, und welche gemeiniglich in acht Tagen zurückgelegt wird. Sie ist größtentheils an den Seiten von den tiefsten Abgründen eingeschlossen, welche die Flüsse Chilla und Mendozza machen, und von den höchsten Bergen, welche senkrecht abgestürzt sind. Der enge Pfad, welcher zwischen diesen Abgründen übrig bleibt, ist so unwegsam und rauh, daß die Reisenden an vielen Stellen genöthigt sind, von ihren Mauleseln abzusteigen, und mit der abscheulichsten Gefahr den Weg zu Fuße zu machen; auch vergehen wenig Jahre, daß nicht einige verunglücken.

Die Geographen geben diesem Königreiche eine weit größere Ausdehnung, als es wirklich hat, und fassen in seine Gränzen zugleich auch Cujo, Patagonien und das magellanische Land. Aber diese Länder sind, so wie sie die Natur davon getrennet hat, auch in ihrem Klima und in ihren natürlichen Produkten davon verschieden; ihre ursprünglichen Einwohner unterscheiden sich auch von den Chilesern, sowohl durch ihre Verfassung und Sitten, als auch durch ihre Sprache. Zwar muß man anmerken: obgleich das Gebirge Andes die natürliche Gränze von Chili gegen Morgen ist, so begreift man doch in seinen

Grän-

Gränzen nicht allein die Thäler dieses Gebirges nach der Abendseite hin, welche unwidersprechlich dazu gehören, sondern auch die an der Morgenseite, weil sie seit undenklichen Zeiten her von Chilesern erobert und bewohnt gewesen sind.

Das Land hatte seinen allgemeinen Namen schon viel früher, als die Spanier ankamen, um es zu erobern. Die Kolonien, welche vom nördlichen Chili ausgiengen, um den Archipelagus von Chiloe zu bevölkern, und welches einige Jahrhunderte vor der Spanier Ankunft geschah, nannten denselben Chil-hue, um das Andenken des Mutterlandes aufzubewahren, welches so viel als Distrikt oder Provinz von Chili sagen wollte. Alle Chileser, sowohl die freyen als auch die unterjochten, nennen ihr Vaterland Chili-mapu, das heißt, Land von Chili, und ihre Sprache nennen sie Chili-dugu, das ist, Sprache von Chili. Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine Nation, welche noch bis jetzt den spanischen Städten den Namen nach dem Orte giebt, wo sie erbauet sind, ihrem eigenen Lande einen Namen geben sollte, der nicht von ihren Vorfahren auf sie gekommen wäre. Es scheint dahero die Vermuthung derjenigen sehr unwahrscheinlich, welche behaupten, daß die Spanier dem ganzen Königreiche den Namen des Distriktes oder Flusses gegeben haben, welchen sie zuerst entdeckten. Die ursprünglichen Einwohner des Landes sprechen den Namen immer so aus, als wenn er Cili geschrieben würde; die Spanier schreiben ihn Chili, und sprechen ihn Cili aus.

Das ganze Königreich theilet sich natürlich von Mitternacht gegen Mittag in drey Theile; der erste begreift die Inseln, welche sich in dem Meere desselben befinden; der zweyte, dem man eigentlich den Namen Chili giebt, ist der Streif oder Zug von Ländern,

dern, welcher zwischen dem stillen Meer und dem Gebirge der Anden liegt; der dritte endlich begreift den ganzen Raum, welchen die große Bergkette selbst einnimmt.

Die in dem chilesischen Meer liegenden Inseln sind: 1) die **Coquimbanen**, drey wüste Inseln, **Mugillon**, **Tororal** und **Pajaro** genannt; sie haben sieben oder acht Meilen im Umfange. 2) Die beyden Inseln **Gio. Fernandes**, die erste, welche dem festen Lande näher liegt, und daher nach ihm genannt wird, hat zwey und vierzig Meilen im Umfange, und wird von Spaniern bewohnt; sie soll, nach Ansons Bericht, der sich hier aufgehalten hat, ein irdisches Paradies seyn. Die zweyte, welche man **Masafuera** nennet, ist viel kleiner, und ob sie gleich ein eben so schönes Ansehen haben soll, ist sie dennoch unbewohnt. 3) **Carrama**, ist mehr ein großer Felsen, als eine Insel, welche angebauet werden könnte. 4) **Quirquina**, am Eingange der Conceptionsbay. 5) **Talka**, von den Spaniern Santa Maria genannt; beyde sind vier Meilen lang, und gehören zween Bürgern der Stadt Conception. 6) **Mocha**, diese schöne und fruchtbare Insel, welche mehr als sechzig Meilen im Umfange hat, war im vorigen Jahrhundert gut bevölkert, aber gegenwärtig ist sie ganz wüste. 7) Der Archipelagus von Chiloe, welcher mit dem von Choni, der nur ein Anhängsel desselben ist, zwey und achtzig, größtentheils von Spaniern und Indianern bewohnte, Inseln enthält; die größte davon, **Chiloe** genannt, wovon der Name auf den ganzen Archipelagus gekommen, erstreckt sich hundert und funfzig Meilen in die Länge. Alle diese Inseln sind nicht weit vom festen Lande entfernt, ausgenommen Gio und Fernandes, wovon die erste dreyhundert und dreyßig,

die

die zweyte vierhundert und zwanzig Meilen vom festen Lande entfernt ist.

Der Strich Landes, welcher zwischen dem Meere und den Anden liegt, und worunter wir eigentlich Chili verstehen, weil er der bekannteste und bewohnteste ist, hat wenigstens einhundert und zwanzig Meilen Breite, und theilt sich gleichsam ganz gleich in den Theil am Meer und in den mittelländischen Theil. Der Theil am Meer wird von drey, den Anden parallelen, Bergketten durchschnitten, zwischen welchen man eine Menge schöner Thäler, von herrlichen Flüssen und Bächen gewässert, findet; der mittelländische Theil ist eben, ob er gleich hier und da einige Hügel und Berge hat, welche dazu beytragen, daß die umliegenden Fluren noch schöner hervorstechen.

Das Gebirge der Cordillieren, von welchem wir schon zu verschiedenen Malen haben sprechen müssen, finden wir auch hier in Chili wieder, und dieses Gebirge hat da, wo es zu Chili gehöret, ohngefähr einhundert und zwanzig Meilen Breite. Es bestehet aus den höchsten Bergen, welche sich genau mit einander verketten, voll von Klippen und abscheulichen Abgründen sind, zwischen welchen man dennoch viele angenehme Thäler und ziemlich weite Ebenen antrifft, welche einen Ueberfluß an vortrefflichen Weiden haben, und von vielen Flüssen und Wasserfällen bewässert werden, die sich von den Höhen, mit welchen sie umgeben sind, rauschend herabstürzen. Der Theil dieser Cordillieren zwischen dem 24sten und 33sten Grade der Breite ist wüste; der übrige Theil bis an den 45sten Grad ist von chilesischen Völkern bewohnt, welche **Chiquillani**, **Pehuenchi**, **Puelchi** und **Huilichi** heißen, welches, wie wir hernach sehen werden, die berühmten Patagonen sind, die

in Europa so viel Gelegenheit zu fabelhaften Erzählungen gegeben haben.

Das beständig milde **Klima**, die Fruchtbarkeit und der Reichthum des Erdbodens, machen Chili zu einem glücklichen Aufenthalte, der, in Betracht der natürlichen Vorzüge, die glücklichsten Gegenden der Erde nicht beneiden darf. Das Klima in dem eigentlichen spanischen Chili, oder dem schmalen Strich längst der Küste von der Wüste von Atacama bis an die Insel Chiloe, ist das anmuthigste von der Welt. Denn ob es gleich in der Nachbarschaft des heißen Erdgürtels liegt, so empfindet es doch niemals den höchsten Grad von Hitze, da es östlich von den Andensgebirgen beschützt, westlich aber von kleinen Seewinden erfrischet wird. Das Klima ist immer so mild, sich immer so gleich, daß ihm die Spanier vor den südlichen Provinzen ihres eigenen Vaterlandes den Vorzug geben. Die Fruchtbarkeit des Bodens steht mit der Güte des Klima im Verhältniß, und ist den europäischen Produkten außerordentlich angemessen. Die vier Jahreszeiten, obgleich ihre Zeit, in welcher sie eintreten, der europäischen entgegengesetzt ist, sind doch sehr ordentlich; und obschon der Uebergang von der Kälte zur Wärme sehr unmerklich ist, so sind sie doch sehr charakteristisch ausgezeichnet. Der Frühling fängt in den Ländern, welche jenseits des Wendezirkels des Steinbockes liegen, wie bekannt, den 21sten September an, der Sommer im December, der Herbst im März und der Winter im Junius.

Vom Anfange des Frühlings bis in die Mitte des Herbstes ist der Himmel im ganzen Königreiche beständig heiter, vorzüglich zwischen dem 24sten und 36sten Grade der Breite giebt es selten ein Jahr, in welchem in dieser Zeit ein leichter Regen fiele. In

den

den Inseln von Chiloe regnet es indeß, wegen der Menge der Holzungen, welche dieses Land umgeben, auch selbst im Sommer häufig. Auf dem festen Lande fängt die Regenzeit in der Mitte des Aprils an, und dauert den ganzen August durch. In allen nördlichen Provinzen, z. B. Coquimbo und Copiapo, ist der Regen nicht sehr häufig. In den mittlern regnet es nur drey oder vier Tage hinter einander, und zwischen diesen sind wieder ungemein viele heitere Tage. Die südlichen Provinzen sind in dieser Jahreszeit dem häufigsten Regen ausgesetzt, und er dauert oft acht bis zehn Tage ununterbrochen fort. Doch ist dieser Regen sanft, ohne Ungewitter und nicht, wie in den vorigen Provinzen. In den Gebirgen, oder in der Nähe des Meeres, erzeugen sich zwar von Zeit zu Zeit einige Ungewitter, sie werden aber, nachdem der Wind ist, bald wieder weggetrieben. Schnee ist bis jetzt in den Gegenden nach der See zu noch nicht gefallen; in denen, welche den Cordillieren näher liegen, fällt wohl aller fünf Jahr Schnee, allein er bleibt nie lange liegen, oder zergeht schon im Fallen. Dagegen fällt er auf den Gebirgen vom April bis in den November in solcher Menge, daß er beständig daselbst liegen bleibt, und den Weg über dieses Gebirge, den größten Theil des Jahres durch, unmöglich macht. Einige, welche es im Winter unternahmen, dieses Gebirge zu passiren, sind, wenn sie von einem plötzlichen Sturme ergriffen wurden, daselbst erfroren. So gieng es den ersten Spaniern, welche im Jahr 1535 unter der Anführung des Almagro daselbst ankamen; daher sagen einige Schriftsteller, ohne die Oerter genauer anzugeben, daß in Chili die Leute vor Frost sterben, und beschreiben es als ein äußerst kaltes Land. Kein Fluß oder Bach in diesem ganzen Lande frieret jemals zu, und durchgängig ist die Luft gelinde.

Die höchsten Gipfel der hohen Gebirge erscheinen beständig weiß, und machen dadurch einen bewundernswürdigen Anblick. Die Landeseinwohner, welche keine Eiskeller haben, lassen den Schnee auf Mauleseln aus den nächsten Thälern dieser Gebirge kommen, und erfrischen damit ihr Getränke. Allein dieses Vorzuges genießen bloß die Einwohner des Mittellandes; diejenigen, die am Meer und folglich zu weit von dem Gebirge wohnen, können sich diese Erfrischung nicht verschaffen, und wirklich ist sie ihnen nicht so sehr nöthig, da die Hitze daselbst weit mäßiger als in dem Innern des Landes ist. Im August kommen, besonders im Innern von Chili, zuweilen einige Reife, allein sie sind weder von Dauer, noch von übeln Folgen. Thau fällt in den Nächten des Frühlings, des Sommers und des Herbstes im ganzen Königreiche sehr häufig, und ersetzt den Mangel des Regens in diesen Jahreszeiten hinlänglich. Obgleich die Luft zu dieser Zeit wegen des beständigen anhaltenden heitern Wetters sehr feucht ist, so wird sie doch nicht schädlich. Man schläft oft unter freyem Himmel, ohne die geringste Unbequemlichkeit davon zu verspüren. Nebel sind im Herbst an den Küsten sehr häufig, gewöhnlich dauern sie aber nicht länger als zwey bis drey Stunden vor Mittag, und da sie bloß aus wässerichten Theilen bestehen, so sind sie weder dem Wachsthume noch den Menschen schädlich.

Die hiesigen Einwohner haben hier ein sehr natürliches Barometer, um die nächsten Veränderungen der Atmosphäre daraus zu erkennen. Nord- und Nordostwinde bringen Regen, Süd- und Südostwinde hingegen vertreiben die Wolken; dieses ist also der Einwohner sicheres Kennzeichen. Die Eigenschaften dieser Winde sind in der südlichen Halbkugel denen, die sie in der nördlichen haben, gerade ent-

entgegengesetzt. Der Nordwind mit seinen Nebenwinden durchstreicht erst die ganze heiße Zone, um in diese Gegenden zu kommen; er ist daher warm, und wegen der vielen Dünste, welche er zwischen den beyden Wendekreisen zusammengetrieben hat, regnicht. In Tucuman und Cujo, wo er Sonda heißt, ist er stinkender, als der Ecirocco in Italien; ehe er aber nach Chili kommt, legt er, indem er über die beschneyeten Gipfel der Anden wehet, diese üble Eigenschaft ab, und wird sehr angenehm warm. Der Südwind, und alle Winde aus dieser Gegend, ist, da er unmittelbar vom Südpol kommt, kalt und trocken. Dieser Wind, der sich meist nach Südost neigt, herrscht in Chili die ganze Zeit, da die Sonne in der südlichen Hemisphäre sich befindet, welches, da sie die untere Atmosphäre verdünnet, vielleicht eine der hauptsächlichsten Ursachen seines beständigen Zuges nach dem Aequator hin ist. Da ihm alsdann kein anderer Regenwind entgegen wehet, welche im Frühling wechselsweise mit ihm herrschen, so treibt er aus diesem Himmelsstriche alle Dünste, welche sich daselbst in Regen verdichten könnten, nach den Andesgebirgen hin, und unterhält dadurch den oben erwähnten beständigen Mangel an Regen. Die Wolken gehen mit den Dünsten, welche sie unter den Andesgebirgen antreffen, an den niedrigsten Orten derselben nach Osten hin, wo sie auf diejenigen stoßen, welche vom Nordmeer dorthin kommen, da sie sich alsdann in die heftigsten Regengüsse, mit Donner begleitet, auflösen. Gerade das Gegentheil geschieht im Winter; in dieser Jahreszeit ist es in Tucuman und den andern Provinzen heiter, und hier regnet es. Dagegen zählet man in dem Gebiete von Chili unter den Cordillieren vierzehn feuerspeyende Berge, welche beständig entflammt sind, außer einer großen Menge erloschener, oder kleinerer, welche von Zeit zu Zeit

rauchen. Da diese Vulkane im Mittelpunkte dieses Gebirges sind, so erstrecken sich ihre Aschen und Laven nicht über diese Gränzen innerhalb denselben; um die Vulkane selbst aber trifft man eine große Menge Schwefel, Salmiak, auch ganze oder zerstörte Schwefelkieße und andere geschmolzene metallische Steine an. Die berühmteste vulkanische Erschütterung war, so viel man weiß, von dem brennenden Berge Peteroa. Dieser alte Vulkan machte sich im Jahr 1762 einen neuen Krater, und riß einen Berg, der viele Meilen weit zusammen hieng, von einander; das Geräusche war so schrecklich, daß man es in einem großen Theile des Königreiches hörte, doch wurde es von keiner beträchtlichen Erschütterung begleitet. Die Asche und die ausströmende Lava erfüllten die anliegenden Thäler, und machten das Wasser des Flusses Tingiririca zwey Tage lang dick. Ein Stück des Berges stürzte in den großen Fluß Lontur, und hielt zehn Tage den Lauf desselben auf. Das gehemmte Wasser hatte einen großen See gebildet, welcher noch jetzt daselbst angetroffen wird; es öffnete sich endlich den Weg, und überschwemmte die umliegende Gegend. In dem Theile von Chili, der außer den Anden lieget, siehet man nur zwey Vulkane: der eine derselben liegt auf einem Hügel, nicht weit von der Mündung des Flusses Rape'l, er ist klein, und wirft nur wenig Rauch aus; der zweyte ist der große Vulkan von Villaricca, er wird so genannt, weil er dem See dieses Namens, nicht weit von den Araucanen, nahe liegt. Dieser feuerspeyende Berg, welchen man schon in einer Entfernung von hundert und funfzig Meilen entdeckt, steht ganz ausgeschlossen; man glaubt aber, er habe eine unterirdische Gemeinschaft mit den Anden. Sein Gipfel, welcher Nacht und Tag brennt, ist beständig mit Schnee bedeckt; seine Seiten aber, welche vier-

vierzehn Meilen im Umfange haben, sind mit dem schönsten Gehölze bewachsen, und gießen eine Menge klarer Bäche in die Thäler herab.

Das unterirdische Aufbrausen dieser brennbaren Materien, aus welchen die Grundlage des chilesischen Bodens bestehet, verursachet noch jetzt die Erdbeben, das einzige schreckliche Uebel dieser Gegenden; leichte Erdbeben spürt man in Chili jährlich drey- bis viermal, größere aber fallen nur in vielen Jahren vor. Von der Ankunft der Spanier an sind fünf große Erdbeben empfunden worden, wo Festungen zerstöret und Städte dem Boden gleich gemacht worden sind. Die Eingebornen haben zu ihrer Sicherheit die Städte so gebauet, daß sie alle den Zufällen angemessen sind. Die Straßen sind so breit, daß, wenn die Häuser von beyden Seiten zusammen fallen, sie doch nicht auf einander treffen, sondern in der Mitte einen hinlänglichen Platz für die Fliehenden übrig lassen. Die Häuser haben auch große Gärten und Höfe, wohin sie sich flüchten können.

Ohngeachtet dieser Beschwerde sind die Chileser sehr mit ihrer Lage zufrieden, und würden ihr Land ungern mit einem andern vertauschen, weil sich diese Neigung auf die wirklichen Vorzüge ihres Reichs gründet. Durch einen fruchtbaren Boden beglückt, welcher zu allen möglichen Produkten geschickt ist, hat es noch ein Klima, welches nach den verschiedenen Jahreszeiten mäßig warm und kalt, und allgemein gesund ist. Bis jetzt ist daselbst noch keine Art von Pest beobachtet worden, doch werden die Pocken von den Völkern des Landes mit diesem Namen bezeichnet. Diese Krankheit, welche von den Spaniern dorthin gebracht worden ist, zeigt sich zuweilen in den nördlichen Gegenden des Reichs, und alsdann zwingen die Einwohner der umliegenden Provinzen

die Reisenden, die Quarantaine zu halten; dadurch hat sich Chili bis jetzt von dieser Krankheit frey erhalten.

Zwey Ursachen haben die **Bevölkerung** in Chili, ohngeachtet der Vorzüge, womit es von der Natur beglückt ist, verhindert. Die eine ist der Krieg zwischen den Araucanern und Spaniern, welcher von der Eroberung desselben an bis auf unsere Zeiten, ohne beträchtliche Unterbrechung von Frieden, gedauert, und von beyden Seiten unzählige Menschen hingerafft hat. Die zweyte, und vielleicht vorzüglichste, ist die üble Lage, in welcher dieses Land in Absicht der Handlung liegt, welche gleichsam die Mutter der Bevölkerung ist. Die Chileser hatten bis in dieses Jahrhundert keine unmittelbare Verbindung mit Europa, und konnten ihre Produkte nirgends anders als nach dem Hafen von Callao bringen: so giengen alle Arten von eingeführten und ausgeführten Waaren durch die Hände der peruanischen Kaufleute, welche folglich allen Profit nutzten. Gegenwärtig aber, da man die Handlung unmittelbar mit europäischen Schiffen treibt, fängt dieses glückliche Reich an, sich beträchtlich zu bevölkern, und erhebt sich zu dem Range, wozu es durch seine natürlichen Vorzüge bestimmt ist. Die einzige Provinz Maule zählte schon im Jahr 1755 auf 14000 Weiße, welche die Waffen tragen konnten; die andern Provinzen bevölkerten sich im Verhältniß ihrer Größe.

Chili enthält eine unzählige Menge kleiner **Flüsse**, welche von den Cordillieren herabkommen, oder von diesen Quellen gebildet werden. Der grossen Flüsse, die bloß in dem Gebirge entspringen, sind hundert und drey und zwanzig, von welchen zwey und vierzig unmittelbar ins Meer fließen, und das Wasser

von

von allen andern dorthin führen. Obgleich der Lauf von diesen Flüssen wegen der geringen Breite des Reiches sehr kurz ist; so sind doch einige derselben bis auf die Mitte für ein Linienschiff schiffbar. Von dieser Art ist der Maule in der Provinz dieses Namens, der Biobio, welcher zwey Meilen breit ist, der Cauten, der Tolten, der Valdivia in der Araucaner Gebiet, der Chaivin, der Rioburno zwischen den Cumhi, der Sinfondo, welcher sich in den Archipelagus von Chiloen ergießt.

Alle diese Flüsse sind von ihrem Ursprunge an bis an die Berge am Gestade sehr reissend, letztere halten ihren Lauf auf verschiedene Weise auf, und vermindern ihre Schnelligkeit. Ihre Betten, bloß der Natur überlassen, haben eine nicht verhältnißmäßige Breite, gewöhnlich einen steinichten Grund, und sehr niedrige Ufer; die Einwohner bedienen sich dieses auf eine vortheilhafte Weise, und leiten das Wasser in verschiedene Canäle, welche Anmuth und Fruchtbarkeit durch das ganze Land verbreiten, das am Regenwasser Mangel hat. Da diese Flüsse gerade zu der Zeit, da es am nöthigsten ist, erwachsen, nämlich im Sommer, wo der häufige Schnee auf den Anden schmelzt; so ist nicht zu befürchten, daß ihnen durch die Abtheilungen das gehörige Wasser geraubt werde. Die großen Fluthen fangen gewöhnlich gegen das Ende des Septembers an, und dauern bis in den Februar, ob sie gleich nicht immer einförmig sind, indem einige Flüsse am meisten des Morgens, andere Mittags oder gegen Abend aufschwellen, welches wahrscheinlich von der verschiedenen Lage der Thäler herrühret, in welchen diese Flüsse entspringen, wie sie den Sonnenstrahlen verschiedentlich ausgesetzt sind. Die Fluthen, ob sie gleich sehr stark

sind, überschwemmen doch niemals das anliegende Land, da die Betten der Flüsse sehr breit sind; oft werden sie aber dem Leben mancher Anwohner derselben gefährlich, welche oft zu unvorsichtig zu Pferde darüber setzen. Obgleich alles dieses Wasser aus geschmolzenem Schnee entsteht; so ist es doch für die Gesundheit außerordentlich zuträglich, vortrefflich zum Getränk, und verursacht denen, die es sehr häufig gebrauchen, niemals böse Krankheiten.

Das Reich hat seine Seen, in welchen theils gesalzenes, theils süßes Wasser ist. Erstere befinden sich alle in dem Theile am Meere, welchen die Spanier bewohnen; die merkwürdigsten derselben sind: der Bucalemu, der Caguil und der Bojeruca, welche zwölf bis zwanzig Meilen in der Länge haben. Die Seen mit süßem Wasser liegen in dem mittlern Theile des Landes, die vorzüglichsten sind: der Pudaguel, der Aculeu, der Taguatagua, der Lavquen und der Nahuelguapi. Die zwey letztern, welche in den araucanischen Provinzen liegen, sind die größten von allen. Der Lavquen, welchem die Spanier den Namen Villaricca gegeben haben, hat zwey und siebenzig Meilen im Umfange, und umschließt in der Mitte einen anmuthigen Hügel, welcher sich kegelförmig aus demselben erhebt. Der Nahuelguapi hat wohl achtzig Meilen im Umfange, und hat in der Mitte gleichfalls eine kleine Insel mit schönen Bäumen besetzt. Diese beyden Seen bilden zwey große Flüsse; aus dem ersten entspringt der Tolten, welcher sich ins stille Meer ergießt, aus dem zweyten der Fluß gleiches Namens, welcher sich in das Meer der Patagonen gegen die magellanische Straße hin ergießt. Die Anden schließen noch verschiedene andere Seen ein, welche weniger

weniger beträchtlich sind. An Salzquellen, Bädern und warmen Quellen ist nicht nur hier in Chili kein Mangel, sondern sogar Ueberfluß.

Das Erdreich von Chili ist, allgemein genommen, außerordentlich fruchtbar, und diese Fruchtbarkeit nimmt in dem Verhältnisse zu, wie man sich weiter vom Meere entfernt. Ebenen, Hügel und Thäler, und kurz ganz Chili ist sehr fruchtbar, nur die Gegenden am Meere sind es etwas weniger als das Mittelland, und dieses wird wieder weniger geschätzt, als das Land zwischen den Anden, wo Pflanzen und Thiere ungleich stärker werden, als in dem übrigen Reiche. Die Wilden in den Anden, welche alle nomadisch leben, säen nichts in den großen Thälern, welche sie bewohnen, daher kann man die Grade der Fruchtbarkeit derselben nicht mit Gewißheit angeben. Die Salze und innere Wärme des Bodens machen, daß das Erdreich gar keiner Düngung bedarf, und die Einwohner halten es aus Erfahrung für unnütz oder gar schädlich, solche Hülfsmittel anzuwenden, und führen zum Beweise die Fruchtbarkeit des um die Hauptstadt gelegenen Landes an, welches jährlich zuerst von den Indianern, die sich daselbst in großer Menge aufhielten, nachher von den Spaniern 239 Jahr ohne Hinderniß von künstlichem Dünger angebauet ist, und noch bis jetzt keine Spur von Ausartung oder Abnahme in seinen Produkten gezeiget hat. Daher kommt es vielleicht auch, daß das junge Getreide nicht von Würmern verheert wird. Man ist über den Ertrag der Felder nicht ganz einig; einige sagen, sie bringen sechzig-, andere hundertfach ein. Die Landleute haben die schlechte Gewohnheit, das Korn nicht eher zu mähen, als bis es anfängt auszufallen, weshalb ein großer Theil

auf

auf dem Felde bleibt. Die Verschiedenheit der Fruchtbarkeit des Theils am Meer und des mittelländischen Theils kommt von der besondern Beschaffenheit des einen und des andern Bodens her. Die Erde am Strande von Chili ist fett, die in der Mitte ist steinicht.

Die Menge Seekörper, welche man hier findet, zeigen deutlich, daß Chili vielleicht viele Jahrhunderte der Grund des Meeres gewesen ist, welches sich nach und nach zurückgezogen, wie es auch noch jetzt thut, und dieses schmale Land frey gelassen hat, welches gegenwärtig bewohnt wird. Die Entfernung des Meeres von den Küsten von Chili ist alle Jahre sehr merklich, ob sie schon nicht überall gleich ist. Die öden Ufer sind das erste Jahr mit feinem Flugsande bedeckt, im andern Jahre wachsen schon kleine Pflanzen darauf, und im dritten werden sie völlig grün. Der Strand bestehet daher in diesem Reiche aus einer fünf bis sechs Meilen breiten Ebene, welche zwischen dem Meer und zwischen den Bergen am Meere liegt. Die westliche Seite dieser Berge ist noch überall gleichsam ausgehöhlt, und zeigt noch deutliche Spuren des Anschlagens der Wellen, welche daselbst verschiedene sonderbare Grotten in mehrere Kammern getheilt gebildet haben, die mit Muschelwerk ausgekleidet sind, und in welche sich die Thiere des Winters flüchten.

Vierhundert Schritte von der Mündung des Flusses Maule, linker Hand, erhebt sich am Ufer des Meeres eine Masse von weißem Marmor, etwa 75 Fuß hoch, ganz aus einem Stücke, und 224 Fuß lang, 54 Fuß breit, welcher die Einwohner den Namen der Kirche gegeben haben, und wirklich hat sie viele Aehnlichkeit damit, da sie inwendig bis auf den

dritten

dritten Theil ihrer Höhe in der Form eines Gewölbes ausgehöhlt ist, und drey verhältnißmäßig hohe und breite Thore hat, die halbcirkelmäßig sind, eins nach der westlichen Seite, in welches das Meer tritt, und zwey an der andern Seite, wo man zur Zeit der Ebbe hineingehen kann. Dieses natürliche Gebäude, welches bis auf die Hälfte vom Meere umflossen ist, beherbergt eine Menge Seewölfe, welche durch ihr Geheule das Gewölbe wiederhallen lassen, und der Gipfel ist voll von einer gewissen Art weißer Seevögel, welche Lili genannt werden, die an Größe und Figur den Haustauben gleichen. In verschiedenen Provinzen findet man solche Gebäude, und alles zeigt daselbst den ehemaligen langen und ruhigen Aufenthalt dieser Seekörper.

Die innere Beschaffenheit der Anden, deren Schöpfung sehr alt seyn muß, beweiset einen ganz andern Ursprung. Dieses riesenmäßige Gebirge erhebt sich plötzlich, und seine Gestalt ist wie eine Pyramide. Auf dem Gipfel des großen Descabesado, der dem Chimborasso nicht viel nachgiebt, findet man Hörner, Kräuselschnecken, zum Theil versteinert, zum Theil verkalkt. Dieser Gipfel, vielleicht durch eine vulkanische Erschütterung abgestürzt, bildet eine viereckichte Fläche, deren Seiten mehr als sechs Meilen lang sind, in der Mitte ist ein tiefer See, welches vielleicht der Krater des Vulkans ist, der die Spitze dieses Berges herabwarf. Die Hauptkette der Cordiglieren liegt zwischen zwey untergeordneten niedrigern Ketten, die mit ihr in gerader Linie fünf und zwanzig und mehr Meilen von ihr entfernt sind, von Zeit zu Zeit aber durch Nebenäste mit ihr vereiniget werden, letztere sind von gleicher Structur, und, wie es scheint, von gleichem Alter.

Unter

Produkte a) aus dem Pflanzenreiche.

Unter den Kräutern und Gewächsen, welche Chili in seiner Güte und Menge noch dazu freywillig hervorbringt, befinden sich auch viele darunter, die wir in Europa ebenfalls kennen; als z. B. Malven, Klee, Melisse, Münze, Nesseln, und dergleichen. Ferner diejenigen, welche man in den europäischen Gärten mit Sorgfalt anbauet, wachsen in Chili größtentheils wild, als z. B. Steckrüben, Lupinen, Erbsen, Orangen, indianischer Pfeffer, Kresse, Senf, Sellery, Artischocken, u. s. w. In den mehr nördlichen Gegenden kommen auch die Pflanzen, welche unter den Wendekreisen wachsen, recht gut fort, z. E. Zuckerrohr, Pisang, süße Bataten, kleine Melonen, die weiße Baumwolle, und die von Siam, die Jalappe und andere weniger merkwürdige. Außerdem bringt das Land noch eine sehr große Menge von Pflanzen und und besondern Gattungen hervor, wovon einige durch das ganze Land ausgebreitet sind, andere, die nur in gewissen Gegenden wachsen. Viele Sommergewächse bringen die schönsten Blumen von Farbe und Geruch hervor, daß sie die Gegend zu einem reitzenden Aufenthalt bilden. Auch das Vieh hat sein vortreffliches Futter von diesen Pflanzen und Kräutern; denn es ist immerwährend, und eine Art Weide folgt immer auf die andere, daher macht man gar kein Heu. Außer den genannten europäischen Pflanzen bringt Chili auch eine sehr große Menge Pflanzen hervor, welche zur Nahrung, zu Künsten und besonders zum Arzneygebrauch sehr nutzbar sind. Die vorzüglichsten Küchengewächse, welche seit undenklichen Zeiten dort fortkommen, und welche die Spanier bey ihrer Ankunft von den zum Ackerbau geneigten Völkern schon angebauet antrafen, sind: das indianische Korn, Mays, Magu, eine Art Rocken,

Rocken, Tuca, eine Art Gerste. Die Araucaner, welche vor der Ankunft der Europäer diese beyde Arten von Korn anbaueten, haben gegenwärtig die Cultur fast ganz aufgegeben, weil der Weizen bey ihnen eingeführet ist. Erdäpfel, Oca, eine Wurzel, und Kürbisse, welche eine ungeheuere Größe erreichen. Die Abänderung dieser Frucht ist mehr als tausendfältig, und einige davon sind so sehr groß, daß man sie trocknet, halb durchschneidet, und die Rinde, nachdem sie wohl gereiniget ist, als Körbe gebraucht; aus den kleinen macht man allerhand Gefäße zu Eß- und Trinkwaaren, welche man mit vieler Mühe ausarbeitet. Man bauet ganze Felder mit einer Art von Erdbeeren an, welche sich durch die mehr abgerundeten, fleischichten und sehr wollichten Blätter von den unsrigen unterscheiden; die Früchte sind gewöhnlich so groß als eine Nuß, zuweilen auch wie ein Hühnerey, sie sind röthlich, weiß, und im Geschmack etwas weniger anmuthig, als die Holzerdbeeren. Der Madi ist eine Pflanze, aus deren Saamen man ein Oel erhält, welches die Speisen sehr schmackhaft macht. Der indianische Pfeffer wird hier in verschiedenen Gattungen erbauet. Auch nutzen die Einwohner von Chili schon seit undenklichen Zeiten, eine große Menge Färberpflanzen, welche das Land hervorbringt, so daß sie ohne Hülfe ausländischer Produkte ihrer Wolle alle Arten von den lebhaftesten und dauerhaftesten Farben geben. Die Vegetabilien, besonders die Kräuter, machen den größten Theil des Arzneyvorraths der Chileser aus. Ihre Aerzte, welche Machi und Ampive genannt werden, sind erfahrne Kräutersammler, und besitzen durch mündliche Ueberlieferung eine Menge Geheimnisse von der Wirkung der Pflanzen. Ob sie gleich aus Feindschaft gegen die Eroberer,

oder in der Absicht, ihren Werth beständig geltend zu erhalten, mit ihren Kenntnissen in diesem Fach sehr geheim sind, so haben sie doch aus Freundschaft die Heilkräfte mancher Bäume und mehr als zweyhundert Kräuter bekannt gemacht, von welchen die christlichen Chileser mit dem besten Erfolg Gebrauch machen, und womit sie in die benachbarten Reiche und nach Europa Handlung treiben.

Die Wälder sind voll von aromatischen Bäumen, als von verschiedenen Arten der Myrte, und anderer, welche die Luft mit ihrem Geruche angenehm machen. In den Thälern der Anden wachsen die Cypressen wild, ingleichen die weißen wohlriechenden Cedern, die rothen Cedern, Tannen, Lorbeerbäume, und alle zu einer außerordentlichen Höhe. In den übrigen Theilen des Reiches finden sich die Weiden, der Molle, der wilde Orangenbaum; auf der Insel Fernandez das weiße, rothe und gelbe Sandelholz. Die Weide ist von der europäischen bloß in den Blättern unterschieden, welche ungetheilt, sehr fein und von gelbgrüner Farbe sind. Dieser Baum bringt jährlich eine große Menge Manna hervor. Der Molle begreift zwey Arten unter sich, den gemeinen, welcher am Gestade wächst und eine andere Art von Blattstengeln, der im ganzen Lande gefunden wird. Mit den Beeren des einen und des andern machen die Einwohner einen sehr angenehmen rothen Wein. Der Floripondio ist wegen seiner Schönheit und des Wohlgeruches seiner Blumen ein sehr schätzbarer Baum. Der Canel, welcher beynahe in allen Gehölzen wächst, ist eben der, welcher in der magellanischen Straße den Namen der Winterschen Rinde erhalten hat. Der Stamm wird auf funfzig Fuß hoch, die Zweige ste-

hen

hen immer je vier und vier einander gegen über, die Blätter sind groß, stehen wechselsweise und sind dem Lorbeerbaum ähnlich. Der Carubbo unterscheidet sich von dem europäischen Johannisbrod durch die großen Dornen, welche seine Zweige hervorbringen; diese Dornen sind auf vier Fuß lang und so hart, daß sie von den Einwohnern statt der Nägel gebraucht werden. In Vergleichung mit den andern amerikanischen Provinzen hat Chili wenig eßbare Früchte; der vorzüglichste Baum ist, außer den vorgedachten, die Cocospalme, von welcher sich unermeßliche Hölzer in den Provinzen befinden. Jedes Haus hat einen Garten, in welchem man alle Arten von Fruchtbäumen siehet, welche jährlich eine solche Menge Früchte bringen, daß, wenn man nicht Sorge trüge, ein Theil derselben bey ihrer Entstehung verderben würde. Die Früchte, welche man durch das ganze Königreich hat, sind von eben der Gattung, als unsere in Europa; man hat Birnbäume, Aepfel, Pflaumen, Kirschen, Nüsse, Mandeln, Oliven, Citronen, Orangen, Granaten, Feigen, und mehrere Bäume, die alle im Lande gezogen werden. Die Spanier haben aus Europa die Blumen, Gartengewächse, Hülsenfrüchte, Korn, Hanf, den Lein, den Weinstock und die Fruchtbäume hierher gebracht und kultivirt. Der Wein besonders ist unter dem Namen Conceptionswein seiner Güte wegen berühmt.

Im Allgemeinen ist das Thierreich in Chili nicht b) aus dem so reich, als in andern Ländern von Amerika. Die Classe der Amphibien ist daselbst sehr klein, und die der vierfüßigen Thiere enthält kaum sechs und dreyßig einheimische Arten; Würmer, Insecten, Fische, und Vögel haben aber eine große Anzahl von Arten

b) Thierreiche.

und Abtheilungen. Die Wellen des Meeres werfen verschiedene Arten von sehr sonderbaren Seeblasen ans Ufer, unter welchen besonders die Seenessel, wegen des unerträglichen Brennens, welches sie auf der Haut verursacht, wenn man sie anrühret, die erste ist. Sie hat die Größe und beynahe auch die Gestalt einer mit Luft angefüllten Ochsenblase, unten ist sie aber mit einer großen Menge von Beinen oder vielmehr zweigichter Fühlfäden umgeben, welche in einander verwickelt sind, und in deren Mitte sich das unförmige Maul befindet. Diese Fühlfaden sind hin und wieder roth, violet und blau gefärbt. Der Dintenwurm, Seeigel und andere der Art sind sehr gemein. Die häufigsten Thiere aus diese Classe aber sind die Schaalthiere. Der Strand ist mit Schaalen aller Art angefüllet, und die nahgelegenen Hügel bestehen gänzlich daraus, obgleich die Strandbewohner jährlich eine ungeheuere Menge aufsammlen, um Kalk daraus zu brennen. Man zählt sechs und siebenzig verschiedene Arten von Fischen, welche sich in den benachbarten Gewässern dieses Landes finden sollen, die alle sehr gesund zu essen und größtentheils wohlschmeckend sind. Ob sie gleich im eigentlichen Verstande von den Fischen der nordlichen Halbkugel verschieden sind; so trifft man doch verschiedene an, welche, einige kleine Verschiedenheiten nicht gerechnet, als gleiche Arten mit jenen angesehen werden können. Von dieser Art sind die Wasseramphibien, der Roche, der Krampffisch, der Menschenfresser, der Sägefisch, der Hundeshaye, und unter den eigentlichen Fischen, der Aal, Meeraal, der electrische Finnaal, der Schwerdtfisch, der Stockfisch, der Kabeljau, der Tunfisch, die Alse, die Sardelle und andere mehr. Die Einwohner des Archipelagus in Chiloe,

wo

wo die Fische noch häufiger als im übrigen Chili sind, machen in den Mündungen der Flüsse, und auch bloß auf dem flachen Ufer, Umzäunungen mit einer Oeffnung gegen die See hin, welche sie, wenn die Fluth anfängt zu fallen, mit einem Seile verschließen; wenn das Wasser ganz abgelaufen ist, so findet sich eine solche Menge zurückgebliebener Fische, daß die zusammengelaufenen Indianer gewöhnlich nicht im Stande sind, sie alle wegzutragen, sondern den größten Theil derselben wieder gehen lassen müssen. Obgleich die Gewässer von Chili so reich an Fischen sind, so haben sie doch nur drey, welche wegen ihrer besondern Natur merkwürdig sind; diese sind: der Bänderfisch, der Hahnenfisch und der Tollo von Gio Fernandes, alle wohnen im Meer. Der erste ist ein platter Fisch von eyrunder Gestalt, zwölf Zoll lang und mit kleinen Schuppen bekleidet, auf goldenem Grunde, mit grauen und schwarzen, sehr distincten, acht Linien breiten Bändern umgeben; dieser Bänder sind fünf, ein schwarzes, welches über das Genick und durch die Augen gehet, zwey graue, welche den Körper in der Mitte umgeben, und ihn in vier gleiche Theile theilen, und noch zwey schwarze und graue, welche den Schwanz umgeben, der silberfarbig ist. Dieser schöne Fisch hat einen kleinen Kopf, eine verlängerte Schnauze, die mit kleinen Zähnen versehen ist; auf dem Rücken läuft eine große, gelbe, stachlichte Flosse hin; der Schwanz ist fächerförmig und gelb eingefaßt, sein Fleisch ist von vortrefflichem Geschmack.

Die Classe der Vögel ist nach den Insekten, in Absicht der Anzahl der Arten, die reichste Thierclasse. Der bis jetzt bekannten Wasser- und Landvögel giebt es daselbst hundert und fünf und dreyßig. Die

Seevögel sind unzählbar, der Himmel ist in den Gegenden am Gestade oft von den ungeheuren Zügen der Vögel verdunkelt, welche dort zusammen kommen, um auf die Fische Jagd zu machen, und das große Gebirge der Anden ist gleichsam die Pflanzschule für die Land- und Flußvögel. Eben so sind die Felder von einer sehr großen Menge Vögel bewohnt, besonders von Ringeltauben und sehr viel Turteltauben, Feldhühnern, Schnepfen, Enten, Papagoyen, Rothkelchen, Schweinen, Flammands, mit deren letztern Federn sich die Indianer an ihren Festen ausschmücken. Uebrigens findet man alle Gattungen anderer Thiere, als: Reiher, Adler, wilde Tauben, Spechte, Rebhühner, Haushühner. Außer den angezeigten Vögeln hat Chili noch viele andere, welche eine besondere Beschreibung verdienen. Der Penguin ist das Glied, welches die Vögel mit den Fischen verbindet, eben so wie der fliegende Fisch die Fische mit den Vögeln vereiniget. Er hat einen Schnabel und Schwimmfüße, wie andere Wasservögel, auch Federn, ob diese gleich so fein sind, daß sie Haaren nahe kommen. Statt der Flügel hat er aber zwey Ruder, welche oberhalb mit kleinen Federn bedeckt sind, die aber auf den ersten Anblick wie Schuppen aussehen. Diese kleinen Flügel dienen ihm zum Schwimmen, niemals aber, um sich damit in die Luft zu erheben. Er ist so groß, wie eine Ente, hat aber einen längern Hals. Der Kopf ist von beyden Seiten platt gedrückt, im Verhältniß des Körpers aber klein. Der Schnabel ist klein, nach der Spitze hin gebogen, und die Federn seines Körpers sind grau und blau, die Brust aber ist weiß. Die Einwohner nennen ihn Kindervogel, weil er in der Ferne wie ein Kind, das zu gehen anfängt, aussieht. Er macht

sein

sein Nest in den Sand, wo er sechs bis sieben schwarz punctirte Eyer legt. Der Thage ist eine Art Kropfgans von brauner Farbe, welche wegen der Größe ihres Beutels unter dem Schnabel merkwürdig ist. Er ist von dem orientalischen Pelikan viel verschieden, und wenn der Beutel dieses Thieres leer ist, so bemerket man ihn kaum, wenn ihn aber der Vogel mit hinlänglichem Futter angefüllet hat, so ist es zum Bewundern, welch eine Menge theils zerstückter, theils ganzer Fische er darinnen trägt. Die Eingebornen des Landes gebrauchen seinen Beutel, um Taback darinnen aufzubewahren, auch verfertigen sie Laternen daraus, weil er getrocknet so durchsichtig wie Horn ist. Der Cage, ein Art Gans, welche das Meer zwischen den Inseln von Chiloe bewohnet, sie macht sich besonders durch die Verschiedenheit der Farben merkwürdig, wodurch sich das Männchen und Weibchen unterscheidet, ersteres ist ganz weiß mit Federn bedeckt, und hat gelbe Füße und Schnabel, letzteres ist ganz schwarz, außer einem schmalen weißen Faden, welcher den Rand einiger Federn umgiebt, und Schnabel und Füße sind roth. Der Flamand ist einer der schönsten Vögel, die sich in den süßen Gewässern von Chili befinden, nicht allein wegen seiner Größe, sondern auch wegen der lebhaften Feuerfarben der Federn, welche den Rücken und den obern Theil der Flügel bedecken. Außer diesen Gattungen halten sich hier noch eine Menge großer und kleiner Singvögel auf, die wir zum Theil schon in andern Provinzen angeführet haben.

Das Geschlecht der vierfüßigen Thiere ist gleichfalls sehr zahlreich, und es ist bekannt, daß viele von ihnen aus Europa dahin gebracht worden sind. Man

findet Hunde, Hasen, Meerschweine, Seewölfe, Seelöwen, Biber, Stinkthiere, Stachelschweine, wilde Katzen, Löwen, Kühe, Esel, Pferde, wilde Ziegen, Kameele, Schafe, u.s.w.

e) aus dem Mineralreiche.

Da Chili gleichsam mit metallischen, kiesichten und salzichten Theilen angefüllet ist, so hat es auch einen großen Ueberfluß an zusammengesetzten oder mineralischen Wassern, sowohl kalten als warmen, welche den Einwohnern in Krankheiten und in andern Bedürfnissen des Lebens sehr viel Nutzen verschaffen. Die Provinzen Copiabo und Coquimbo haben die meisten Salzquellen, und in der ersten befindet sich auch ein Fluß, der wegen seiner beträchtlichen Salzkraft den Namen Salado erhalten hat. Die große Kette der Cordillieren, die durch so viele unterirdische Feuer erwärmt wird, giebt an verschiedenen Orten weiße und rothe Naphtha und Bergöl, Asphalt und zwey Gattungen Bergpech. Ingleichen wirft das Meer braunen und schwarzen Ambra aus. Auch mit den gewöhnlichen Halbmetallen, Arsenik, Kobolt, Wismuth, Spiesglas, Zink und Queckfilber ist dieses Reich wohl versehen, welche sich theils in besondern Mienen, theils bey andern Erzten befinden, größtentheils im vererzten Zustande. Obgleich die Bleymienen größtentheils vom besten Gehalt sind; so machen doch die Einwohner wenig Gebrauch davon. Eben so wird das hier gefundene Eisen nicht verarbeitet. Man findet Kupfer und Gold. Die Menge Gold, welche man jährlich aus den Gruben von Chili gewinnt, und welches gefünftetes Gold heißt, weil der fünfte Theil davon an den König bezahlt wird, beträgt ungefähr auf vier Millionen. Jährlich wird davon ungefähr eine Million genützt, das übrige wird entweder außer

Landes

Landes verführet, oder zum heiligen Geräthe verarbeitet.

Das eigentliche Chili, oder der Strich Landes zwischen dem Meere und den Anden, wird politisch in zwey Theile eingetheilet, in das Land, welches die Spanier bewohnen, und in das, welches noch bis jetzt die Indianer besitzen. Politische Eintheilung.

Der erste liegt zwischen dem 24-37°, und ist ungefähr in dreyzehn Provinzen eingetheilt, welche, wenn man von Mitternacht anfängt, folgende sind: Copiapo, Coquimbo, Quillota und Aconcagua, Mellipilla, Santjago, Rancagua, Colchagua, Maule, Itata, Chillan, Puchacay und Huilquilemu. Allein diese Provinzen sind sehr übel eingetheilet, indem einige sich vom Meer bis an die Anden erstrecken, da andere kaum die Hälfte dieses Raumes einnehmen, und bald gegen das Gebirge hin, bald bloß nach den Küsten hin liegen. Außerdem sind einige, welche sechs- bis siebenmal so groß sind, als andere. Diese Länder waren sonst von Völkern bewohnt, welche Copiapini, Coquimbani, Quillotani, Mapochini, Promaucai, Curi, Cauqui und Penconi hießen, von welchen nur noch geringe Spuren übrig sind.

Das, was die Indianer besitzen, begreift die Gegenden unter sich, welche zwischen dem Flusse Biobio und dem Archipelagus von Chiloe liegen. Diese Indianer theilen sich in drey Nationen, nämlich die Araucani, die Cunchi und Huilichi. Die ersten bewohnen die fruchtbaren Länder zwischen den Flüssen Biobio und Valdivia, welche sich längst dem Meere hin erstrecken, und die ebensten, anmuthigsten und am besten gewässerten des ganzen Königreiches sind. Ihre Breite von der Küste bis an

die westlichen Thäler der Cordillieren, beträgt etwa hundert und dreyßig Meilen; da sich aber im vorigen Jahrhundert die Puelchi, welche dieses Gebirge bewohnen, mit den Aracaunen verbunden haben, so beträgt jetzt die genannte Breite vierhundert und siebenzig Meilen. Die Araucani theilen dieses ganze Land der Länge nach in vier Uthanmapu, oder Parallelstreifen, welche beynahe gleich breit sind, und denen sie die Namen Lavquenmapu, d. i. Seeland, Lelvunmapu, d. h. ebenes Land, Inapiremapu, Land unter den Anden, und Piremmapu oder Andenland geben. Jedes wird wieder in fünf Provinzen, und jede Provinz in neun Aemter eingetheilet.

Die Cunchi wohnen längst dem Meere zwischen dem Flusse Valdivia und dem Archipelagus von Chiloe. Ihr Name kommt von dem Worte Cuncho, welches eine Traube bedeutet, her, und stimmt mit der Art ihrer Fortpflanzung gut überein. Die Huilichi wohnen theils in den Ebenen, welche östlich vor den Cunchi liegen, zum Theil auch in dem Theile der Anden, ihr Name heißt so viel als Menschen aus Süden, weil sie am südlichsten unter allen Chilesern wohnen. Diese beyden Stämme sind kriegerisch und Bundesgenossen der Araucaner, denen sie in den Kriegen gegen die Spanier beträchtliche Dienste geleistet haben.

Die Einwohner von Chili sind theils Eingeborne, und theils europäischen oder afrikanischen Ursprunges. Die vom europäischen sind meistens von schöner Farbe, besonders das weibliche Geschlecht, wovon viele von einer ausnehmenden Schönheit sind. Die eingebornen Chilesen machen eine eigene Nation aus, die in verschiedene Stämme getheilet ist; sie haben alle einerley Gesicht und einerley Sprache.

Diese

Diese Sprache ist sanft, harmonisch, ausdrucksvoll, regelmäßig und sehr reich an Ausdrücken. Die Farbe ihres Körpers ist ein röthliches Braun, meist wie Kupferfarbe, und sind von so guter Leibesbeschaffenheit, daß viele von ihnen ein ungewöhnliches Alter erreichen. Die Boroanen aber, die im Mittelpunkte der Provinz Arauco wohnen, sind weiß und roth, haben blaue Augen und blondes Haar. Ihre Züge sind regelmäßig und bey vielen sehr schön. Sie haben alle überhaupt wenig Bart, wie die Tartarn; es scheint aber, als wenn sie gar keinen hätten, weil sie ihn mit kleinen Zangen, die sie beständig bey sich tragen, auszureissen pflegen. Sie halten sich für weniger schön, wenn sie Haare im Gesichte haben. Diese Indianer sind stark, und ertragen alle Beschwerden. Diejenigen, welche in den Ebenen wohnen, haben dieselbige Größe als die Europäer, die Einwohner der Anden aber sind etwas größer. Die Kleidung derer, welche die westlichen Thäler der Anden bewohnen, ist ganz aus Wolle gewebt, die Einwohner der östlichen Thäler aber, welches wirkliche Patagonen sind, kleiden sich mit Fellen von Guanaco und andern wilden Thieren. Einige tragen auch auf araucanisch den Poncho, welches ein länglichter Mantel von Wolle ist, mit einem Loche in der Mitte, um den Kopf hindurch zu stecken. Die Puelchen, Bewohner der südlichen Anden, tragen auf dem Kopfe gewisse Hüthe, aus Fellen gemacht, und mit prächtigen Federn gezieret; sie bemalen sich auch den Körper, und vorzüglich die Augenlieder mit verschiedenen Farben. Die Weiber, welche auch von beträchtlicher Größe sind, kleiden sich auf dieselbe Art wie die Männer, statt der Beinkleider aber tragen sie eine Art von Schürze.

Alle diese Völker wohnen unter Zelten von Häuten, die sie von einem Orte zum andern tragen, und der Fruchtbarkeit der Weide für ihr Vieh folgen. Sie sind in viele Horden getheilet, die jede ein Haupt hat, das sie Ulmen nennen. Ihre Religion ist wie die Religion anderer Chilesen, und so auch ihre Sprache, nur daß die östlichen etwas daran verändern. Sie reiten auf Satteln, die Steigebügel sind von Holz, eben so die Sporn; und dennoch sind sie gute Reiter. Obgleich diese Nationen Vieh in Menge halten; so essen sie doch lieber das Fleisch der wilden Thiere, und lieben deswegen die Jagd. Sie durchstreifen den größten Theil des Jahres die großen Ebenen, die sich vom Ausflusse des Flusses de la Plata bis zur östlichen Mündung der magellanischen Meerenge erstrecken. Die Waffen, deren sie sich dazu bedienen, sind eine Art Lanzen. Zwischen den südlichen Gränzen von Chili und der magellanischen Straße sind an der östlichen Seite keine Nationen, als die Poyas und Caucau; die ersten sind groß vom Körper, und reden eine eigene Sprache, entfernen sich auch nicht gern von ihrem Vaterlande; die andern sind von mitteler Größe, haben auch eine sehr verschiedene Sprache, und bedecken sich mit den Fellen von Seewölfen.

Ein Theil von dem Lande, woraus jetzt das Königreich Chili besteht, wurde von dem zehnten Ynca unterworfen. Nachdem die Spanier nach Peru gekommen waren, und die vornehmsten Provinzen erobert hatten; so nahm der Marschall Don Diego de Almagro die Besorgung von Chili über sich. Zu Anfange des Jahres 1534 reisete er in dieser Absicht von Cuzco, und gieng über die mit Schnee bedeckten Cordillera, wo die meisten von seinem Gefolge für Kälte

Kälte starben. Endlich langte er zu Copyapo an, die Indianer nahmen ihn daselbst friedlich auf, und unterwarfen sich ihm. Von hier fieng er an, auch die übrigen Völkerschaften unter das Joch zu bringen, die sich dem Ynca nicht unterworfen hatten, und war in seinem Unternehmen so glücklich, ob es ihm zwar Mühe und Gefahren genug kostete, sich dennoch im Besitz dieser Provinzen zu sehen. Indessen wurde er von dem Könige zum Statthalter des Landes ernennet, welches sich hundert Meilen weiter gegen Süden erstreckete, als das Gebiete des Pizarro reichte. Hierüber entstanden zwischen diesen beyden Personen Streitigkeiten wegen ihrer Statthalterschaft Gränzen, die sich mit dem Tode Almagro endigten. Nun blieb es bis 1541 ruhig, wo der General Pizarro den Valdivia zum General darüber ernannte, welcher von neuem in dieses Königreich kam, und die vornehmsten Städte und Flecken darin erbauete. Bey der Eroberung dieser Landschaft fielen öftere und blutige Gefechte mit den dasigen Indianern vor, und im Jahr 1551 entstand endlich eine allgemeine Empörung unter ihnen, worinnen der Statthalter sein Leben verlor. Viele andere spanische Soldaten, die ihm gefolgt waren, hatten ein gleiches Schicksal; sein Andenken ist dennoch in Chili übrig geblieben, und zwar in dem Platze, den er angelegt hat, und welcher noch jetzt den Namen Valdivia führet.

Die **Statthalterschaft** und Generalhauptmannschaft des Königreiches **Chili** begreift **vier** besondere Statthalterschaften und eilf **Corregimienter** in sich. Die Statthalterschaften heißen: 1) **Maestria de Campo del Reyno de Chili**, 2) **Valparayso**, 3) **Valdivia**, 4) **Chiloe**.

Zu der Maestria de Campo del Reyno de Chili gehöret das Kriegswesen in den Gränzplätzen und Gränz-

Gränzfestungen. Diese sind: Arauco, wo der Oberste seinen beständigen Aufenthalt haben muß, Santa Juana Puren, Los Angeles, Tucapel und Yumbel. Man legte diese Festungen wegen der Indianer an, die fünf Meilen weit auf der südlichen Seite der Bay Empfängniß wohnen, wo sich der Biobio in die See ergießt. Zunächst an der See, auf der südlichen Seite des Flusses, liegt die Festung Arauco, die übrigen liegen weiter gegen Osten hin, bis an das Gebirge Tucapel, an welchem sich die letzte Festung befindet. Der Oberste ist verbunden, alle diese Festungen zu besuchen, und ihnen im Nothfalle Hülfe zu leisten, in seiner Abwesenheit aber vertritt ein Hauptmann von der Besatzung seine Stelle.

Die Stelle eines Maestre de Campo, oder Obersten des Königreiches Chili, wird von dem Präsidenten selbst besetzt, und man giebt diese Stelle allemal demjenigen, der sich am meisten verdient um den Staat gemacht hat. Es ist zwar durch königliche Befehle verfüget worden, daß der Corregidor in der Stadt Conception die oberste Aufsicht über das Kriegeswesen haben soll; allein diese Verordnung leidet auch zuweilen Ausnahme.

Valparayso, die zwote Statthalterschaft in der Ordnung, steht unter einem Statthalter, der zugleich ein Befehlshaber über die Soldaten ist.

Valdivia hat ebenfalls einen solchen Befehlshaber, den der König ernennet, und eben so Chiloe.

Santjago. Die Hauptstadt des Königreiches Chili ist Santjago, die anfänglich den Namen Neuestremadura führte, und von dem Hauptmann Valdivia erbauet wurde; im Jahr 1541 wurde in dem Thale Mapocho

pocho der Grund dazu gelegt, und nie hat sie ihre Stelle verändert. Dieses Thal liegt nahe bey dem Thale Chili, von welchem das Königreich seinen Namen führet. Die Stadt liegt zwanzig Meilen weit von dem Hafen Valparayso in der Südsee, und dieser Hafen ist ihr am nächsten; die Gegend und Lage derselben ist so vortheilhaft, als man sich nur vorstellen kann. Santjago liegt auf einer Ebene, die sich fünf und zwanzig Meilen weit in einem fort erstreckt, und den Augen eine angenehme Abwechselung darbietet. Mitten hindurch strömet ein Fluß, der ebenfalls den Namen Mapocho führet, und seinen Lauf vor der Stadt vorbey nimmt.

Von Osten gegen Westen erstrecket sich die Stadt ungefähr auf sechshundert Toisen, und über dem Flusse, der gegen Norden vor der Stadt vorbeyströmet, liegt eine ziemlich geraume Vorstadt, welche den Namen Chimba führet. Auf der östlichen Seite, ganz nahe an den Häusern, befindet sich ein mittelmäßiger Berg, mit Namen Santa Lucia. Die Gassen in der Stadt sind alle ziemlich breit, und geben der Stadt ein schönes Ansehen, sie sind gepflastert und gerade. Mitten in der Stadt befindet sich der Markt, er ist viereckicht, und hat zu seiner Verschönerung einen prächtigen Brunnen. Auf der nördlichen Seite des Marktes steht das Gebäude der königl. Audienzia, worinnen die Präsidenten wohnen; hier kommt auch der Stadtrath zusammen, und auch das öffentliche Gefängniß ist mit dabey angebracht. Auf der westlichen Seite des Marktes stehen die Hauptkirchen und der bischöfliche Pallast; die übrige Seite besteht aus Gewölbern und Buden der Kaufleute, oder Privathäusern. Der übrige Theil der Stadt besteht aus viereckichten Plätzen von Häusern, die alle eben so gleich groß, eben so weit von einander entfernt und

eben

eben so lang sind, wie in Lima. Die Häuser sind alle nur ein Stockwerk hoch, und von ungebrannten Ziegeln aufgeführet. Diese Vorsicht ist hier eben so nöthig, als in allen übrigen peruanischen Städten, weil man den Erdbeben hier eben so gut ausgesetzt ist, und nur zu oft hat Santjago dieses Uebel empfunden. Außer der Hauptkirche und der dazu gehörigen Pfarrkirche oder Capelle findet man hier noch zwey andere zur heiligen Anna und Isidor, und eine Menge Klöster für Mönche und Nonnen.

Man rechnet in Santjago etliche tausend Familien. Die Hälfte davon bestehet aus Spaniern von allerley Ständen, und die andere Hälfte aus vermischten Geschlechtern; den größten Theil machen die Indianer aus, die übrigen stammen von Negern und Weißen ab. In Ansehung ihrer Gewohnheiten, Kleidung und Eigenschaften findet man zwischen ihnen und denenjenigen, die schon anderswo beschrieben worden sind, keinen Unterschied; doch haben sie keine so arme Kleidung als in Conception, aber auch keine so prächtige wie in Lima, sondern sie kommen hierinnen ganz den Einwohnern in Quito gleich. Die Männer haben ein gutes Ansehen, einen guten Wuchs und gute Gesichtsbildung. Sie tragen außer denenjenigen Stunden, da sie nur in einer kurzen und engen Kleidung oder nur im Camissole gehen, gemeiniglich einen Pancho. Die Frauen, welche nicht geringere Annehmlichkeit und Vorzüge besitzen, als die übrigen peruanischen, haben ebenfalls eine gute Bildung, und eine sehr weiße, mit Roth vermischte, Gesichtsfarbe. In hiesiger Stadt befindet sich eine königliche Audienzia; anfänglich hatte sie ihren Aufenthalt in Conception, hernach wurde sie aufgehoben, und als sie wieder errichtet wurde, kam sie hierher. Der Präsident steht zwar in einigen Stücken

unter

unter dem Unterkönige zu Lima, sonst ist er aber zugleich Statthalter und Generalhauptmann des ganzen Königreiches Chili. Die Stadtobrigkeit, deren Haupt der Corregidor ist, bestehet aus Regidoren und ordentlichen Alcalden, und diese verwalten das Polizeywesen und die ökonomische Regierung der Stadt. Außerdem findet sich hier noch eine königl. Steuer und ein geistliches Capitel, ingleichen ein Commissarius des Inquisitionsgerichts.

Sowohl der Platz von Valdivia, als auch die übrigen Festungen am Flusse und den daselbst befindlichen Häfen, sind mit den nöthigen Besatzungen versehen. Valdivia liegt an dem Ufer des Flusses. Die Einwohner sind nicht zahlreich, was die Weißen und Mestizen anbetrifft. Indessen findet man hier auch einige freundliche Indianer, die in einer Vorstadt, oder in einem dabey liegenden Flecken wohnen. In Ansehung der Unterwürfigkeit hat diese Statthalterschaft einige Veränderungen gehabt. Zuweilen hat sie unter dem Präsidenten von Chili gestanden, zuvor aber nur unter den Unterkönigen zu Lima. Man zog nämlich in den neuern Zeiten in Erwägung, daß man, wegen der großen Entfernung dieser Gegend von Lima, Valdivia nicht auf die gebührende Weise besorgen könnte, und man faßte daher den Entschluß, diesen Bezirk den Präsidenten in Chili zuzutheilen; damit dieselben die Festungen besorgen und darauf sehen möchten, daß die Besatzung und Einrichtung derselben beständig auf einem guten Fuße erhalten würden, und damit sie ihnen im Nothfalle sogleich zu Hülfe kommen könnten. Valdivia.

Chiloe hat ebenfalls einen Statthalter, der zugleich das Kriegeswesen besorgt. Derselbe hat seinen Aufenthalt in Chacao, welches der vornehmste Hafen der Insel ist, und worinnen man eine gute Chiloe.

Be-

Besatzung findet. Außer Chacao, welcher Ort den Namen einer Stadt vom ersten Range führet, findet man, tiefer in dem Lande, eine andere viel geraumere und größere Stadt, mit Namen Calbuco. In derselben befindet sich ein Corregidor, welchen der Präsident in Chili ernennet. Die Stadt Calbuco hat auch ihre Regidoren, und jährlich werden Alcalden ernennet. Außer der Pfarrkirche findet man hier ein Franziskanerkloster, ein Kloster der Merzenarier und ein Jesuitercollegium. Die Einwohner auf der ganzen Insel sind sehr zahlreich, und bestehen aus Spaniern, Mestizen und christlichen Indianern.

Das Corregimient Rancagua ist eigentlich nur ein Feldcorregimient, weil die Einwohner desselben auf den Feldern zerstreuet wohnen. Sie stehen in keiner Vereinigung mit einander, sie machen keinen ordentlichen Flecken, kein ordentliches Dorf aus, sondern jeder wohnt in seinem Hause, und diese Häuser sind vier, sechs und noch mehr Meilen von einander entfernt. Indessen findet man doch einen Flecken und ein Dorf, welches der Hauptplatz in dem ganzen Corregimiente ist, und ungefähr aus funfzig Häusern bestehet, worinnen sich funfzig bis sechzig Familien befinden. Der größte Theil davon bestehet aus Mestizen, ob man sie schon, ihrer Farbe nach, nicht dafür halten sollte. In dem ganzen Corregimiente mögen überhaupt tausend Einwohner seyn, theils Spanier, theils Mestizen, theils Indianer.

Colchagua ist in allem eben so beschaffen, wie das vorhergehende Corregimient, außer daß die Einwohner, die sich auf den Feldern aufhalten, um ein merkliches zahlreicher sind, und sich, wie man glaubt, auf funfzehnhundert Personen erstrecken.

Chillan

Chillan ist ein Ort, der den Namen einer Stadt vom ersten Range führet, allein er ist nicht groß. Chillan.

Aconcagua ist ein sehr kleiner Ort, und liegt gleich an der Cordillera; in den umliegenden Gegenden findet man viele einzelne Häuser. Das Thal, welches gleichen Namen führet, ist sehr anmuthig. Man hat daher in demselben eine Stadt vom ersten Range erbauet, und sie San Phelipe el Real genannt. Im Jahr 1741 wurde der Grund dazu gelegt.

Melipilla ist ebenfalls ein Corregimient, wie das vorige. Im Jahr 1742 legte man hier den Grund zu einer Stadt vom andern Range, und nennete sie San Joseph de Logronjo. Melipilla.

Quillota. Der Platz, der diesen Namen führet, enthält ungefähr hundert Einwohner; auf den umliegenden Gegenden und Feldern aber wohnen ihrer über tausend.

Coquimbo, oder la Serena. Dieses war der Platz, den Valdivia im J. 1544 hier anlegte, damit er einen offenen Weg von Peru nach Chili haben, und die nöthige Hülfe von hier aus erhalten könnte. Die Stadt liegt in dem Thale Cuquimbu, wovon sie zuerst ihren Namen erhalten hat. Die Stadt liegt eine Viertelmeile weit von dem Strande der Südsee, auf einer Ebene. Das geraume Thal Coquimbo gewähret den Einwohnern alles Vergnügen, welches sich die Einbildungskraft nur vorstellen kann. Ueberhaupt liegt die Stadt in der herrlichsten Gegend des ganzen Thales. Auf der einen Seite sieht man die See, auf der andern den Fluß, der die Felder durch sein Wasser befeuchtet; auf der dritten die anmuthigen und prächtigen Blumen und Gebüsche, welche sich daselbst in großer Menge befinden. la Serena.

Die Stadt ist zwar ziemlich groß, allein die Anzahl der Einwohner ist um so viel geringer. Man rechnet hier vier- bis fünfhundert Familien von allerhand Stande und Gattungen, Spanier, Mestizen und auch einige Indianer, wiewohl man von diesen letztern nur sehr wenige findet. Die Gassen sind gerade, und haben eine genugsame Breite. Bey einem jeden Hause befindet sich ein großer Garten, worin allerhand fruchttragende Bäume und Hülsenfrüchte wachsen, nicht allein solche, die den warmen und gemäßigten amerikanischen Ländern eigen sind, sondern auch solche, die man in Spanien findet. Denn die hiesige Witterung ist zu beyderley Gattungen geschickt. Man empfindet hier weder eine übermäßige Sonnenhitze, noch zu beschwerliche Winterfröste. Das ganze Jahr hindurch spüret man fast einen beständigen Frühling, sowohl in Ansehung der Witterung, als auch in Betrachtung der anmuthigen Aussicht der grünen Felder, und der beständig mit schönem Laube versehenen Bäume, welche von der Fruchtbarkeit des Bodens genugsam zeugen. Auf der nördlichen Seite von Coquimbo fließt der Strom, der seinen Lauf mitten durch das Thal gleiches Namens nimmt. Aus demselben erhält auch die Stadt durch die Wasserleitung das nöthige Wasser.

Copiapo ist ein Flecken, der schlecht oder nicht ordentlich eingerichtet ist. Er liegt ungefähr zwölf Meilen weit von der Seeküste ab, und man rechnet, daß sich in seinem ganzen Bezirke drey- bis vierhundert Familien befinden mögen. Der dabey befindliche Hafen führet gleichen Namen. Ein anderer Hafen, Guasco, der zu eben diesem Corregimiente gehöret, liegt ungefähr dreyßig Meilen weiter gegen Süden. Er ist aber fast gänzlich unbewohnt,

und

und man findet daselbst nur etwa ein paar Reihen Hütten.

Mendoza. Die Stadt dieses Namens liegt auf der östlichen Seite der Cordillera, und ist ungefähr funfzig Meilen von Santjago entfernt. Sie ist groß, und liegt auf einer Ebene. Die Einwohner haben an ihren Häusern Gärten, welche durch Wasserleitungen gewässert werden. Die Einwohner mögen sich ungefähr auf zweyhundert Familien erstrecken; die Hälfte davon bestehet aus Spaniern oder Weißen, und die übrigen aus Mestizen und gemischten Geschlechtern. Außer der Stadt Mendoza findet man in diesem Corregimiente noch zwey andere, nämlich **S. Juan de la Frontera**, die ebenfalls auf der östlichen Seite der Cordillera, etwa dreyßig Meilen weit gegen Norden von Mendoza, liegt, und **San Louis de Loyala**, etwa funfzig Meilen gegen Osten von Mendoza. Die erste ist Mendoza in allem gleich, die letztere aber ist sehr klein, sie hat kaum fünf und zwanzig Häuser, und funfzig bis sechzig Einwohner, die theils aus Spaniern, theils aus vermischten Geschlechtern bestehen. Ungeachtet aber diese Stadt so klein ist, so findet man doch, außer der Pfarrkirche, ein Jesuitercollegium und ein Dominikanerkloster. In dieser Stadt pflegt man Anstalten zum Empfange der Präsidenten dieses Königreiches, welche Satthalter desselben sind, zu machen, wenn sie durch Buenos Ayres reisen.

Mendoza.

S. Juan de la Frontera.

San Louis de Loyala.

Das Corregimient **Conception** ist das letzte unter denenjenigen, welche bisher genennet worden sind. Die Stadt Conception, welche sonst auch den Namen **Penco** führet, wurde zuerst von dem Hauptmann, Pedro de Valdivia, im Jahr 1550 erbauet. Nicht lange hernach empörten sich die Indianer von Arauco und Tucapal; die Einwohner mußten daher

Conception.

den Ort verlassen, und sich nach Santjago begeben. Die Stadt Conception liegt an der südwestlichen Seite einer schönen Bay, auf einer unebenen, sandichten und etwas hohen Gegend. Mitten durch diese Gegend strömt ein Fluß. Die Stadt ist nicht groß, und man kann sie mit einer Stadt vom vierten Range vergleichen. Im Jahr 1730 wurden die Häuser durch ein erschreckliches Erdbeben zerstöret, und dieses ist hernach die Ursache gewesen, weswegen man sie alle nur ein Stockwerk hoch gebauet hat. Die bürgerliche Regierung in dieser Stadt wird von einem Corregidor besorgt; unter ihm stehen die ordentlichen Alcalden und Regidoren, woraus die Stadtobrigkeit bestehet. Alle Einwohner in den herumliegenden Plätzen und Dörfern, die unter Conception gehören, machen zusammen verschiedene Haufen Soldaten aus, wovon einige besoldet werden, andere aber nicht. Diese ergreifen die Waffen wider die benachbarten Indianer, so oft dieselben durch ihre plötzliche Empörungen dazu Gelegenheit geben. In dem ersten Zustande stand diese Stadt unter dem Bischofe in Santjago. Das Bisthum wurde hernach von hier nach Conception verlegt, und das ganze Capitel wurde zugleich verändert, seitdem die Indianer durch ihre öftern Streifereyen Santjago zu verwüsten anfiengen. Die Gerichtsbarkeit der Stadt Conception erstrecket sich von dem Flusse **Maule**, von der nördlichen Küste der Stadt, bis an die Landspitze Lavapies. Es stehen aber unter Conception nicht viel ordentliche Flecken, hingegen ist der ganze Bezirk mit Landgütern angefüllet; auf diesen, wie in den Dörfern, wohnen die meisten nicht weit aus einander.

Die Einwohner in der Stadt bestehen aus Spaniern und Mestizen, letztere unterscheiden sich an der Farbe

Farbe nicht von den erstern. Sie haben alle eine weiße Haut, und einige sind im Gesichte roth. Von Spaniern findet man hier angesehene und vornehme Geschlechter, und auch in großer Anzahl, sowohl creolische als europäische, weil das Land und die Witterung gut sind. Sie leben alle unter einander sehr einträchtig und verträglich, und man bemerket unter ihnen nicht die ärgerlichen Zwistigkeiten, die an andern Orten in dieser Provinz herrschen. In Betracht der Kleidung und der Sitten kommen sie einigermaßen den Einwohnern in Lima gleich, mehr aber denen, die man in Quito findet. Sie sind überaus geschickt, mit Fangstricken und Lanzen umzugehen, und es geschiehet sehr selten, daß sie auch im vollen Rennen damit fehlen. Dieses sind ihre vornehmsten Waffen, und damit treffen sie eben so hurtig und geschickt einen Menschen, als ein Thier.

Die Witterung in dieser Stadt ist völlig so, wie sie in Europa, nämlich in Spanien, ordentlich zu seyn pfleget. Im Winter empfindet man etwas Kälte, allein sie ist eben so erträglich, als die Sonnenhitze im Sommer. Dieses kommt von der verschiedenen Lage her, in der sie sich befindet. In der ganzen Gegend findet man nämlich verschiedene Flüsse, worunter einige ziemlich groß sind. Hierher gehören der **Arauco** und **Biobio**; dieser letztere ist so groß und stark, daß er eine Meile vorher, ehe er sich in die See ergießt, bey drey Viertelmeilen breit ist. Da diese Gegend fast eben solche Witterung hat, wie Spanien, so bringt auch der Boden beynahe eben solche Früchte hervor; doch sind dieselben besser und viel vortrefflicher, als in Spanien. Felder, Bäume und Gärten sind ein reitzender Anblick für das Auge, und die Früchte sind von vortrefflicher Güte. Die Produkte, die fast alle im

Ueberflusse sind, bestehen in Weizen, Wein, vielem Vieh, Geflügel, Kräutern und kostbaren Metallen; nur sind die letztern ohne Nutzen für die Einwohner, denn sie begnügen sich damit, daß sie alles, was ihnen zum Leben nöthig ist, im Ueberflusse besitzen, und sind also sorglos um Dinge, die sie nicht gebrauchen, oder doch wenigstens entbehren können. Daher könnte auch die Handlung in Conception sehr einträglich seyn, und noch würde es angehen, wenn nur das Land so stark bewohnt wäre, als es in Ansehung seiner Güte und Größe seyn könnte. Die meiste Handlung wird mit Früchten getrieben, und auch diese ist so schlecht, daß ordentlich nur ein Schiff von Callao damit beladen wird. Die Waaren, welche man von hier holet, sind Unschlitt, Fett, Corduan, Schuhsohlen, Butter, Wein und Obst; und für die Stadt und Einwohner auf dem Lande bringt man Fries, Tuch, europäische Zeuge Eisen und Gewürze. Jedoch von der Handlung im Ganzen werden wir weiter unten noch etwas Bestimmteres sagen.

Die Bay Conception ist so geraum und so tief, daß ihr keine andere an der ganzen Küste von Terra Firma gleich kommt. Sie liegt von Norden gegen Süden, und ist hier ungefähr viertehalb Meilen lang; die Breite von Osten gegen Westen aber beträgt drey Meilen, von dem Hafen Talcaguano an bis an den Corillo verde, oder grünen Hügel, der sich gleich an der Stadt befindet. In der Mitte wird sie etwas kleiner, weil die Insel Quiriquina daselbst liegt, welche zwey Einfahrten bildet. Die Anzahl der Seegewächse, Muscheln und Fische ist hier unbeschreiblich groß, doch die der letztern noch nicht so groß, als auf den Inseln Fernandez. Man siehet viele Wallfische, die in die Bay hineinkommen,

auch

auch Tonfische und Meerwölfe. Unter denjenigen Thieren, die zugleich im Wasser und auf dem Lande leben, ist sonderlich eins merkwürdig, welches sowohl an der hiesigen Küste als auch in Callao gefunden wird, und unter dem Namen **Pajaro Ninjo** bekannt ist. Es hat einige Aehnlichkeit mit einer Gans, aber keinen so krummen Hals, auch keinen so breiten und platten Schnabel. Es ist etwas größer als eine Gans, hat einen dicken Hals, einen großen Kopf, einen dicken und kurzen Schnabel, und sehr kleine Füße, worauf, wenn es gehet, der ganze Körper aufgerichtet ruhet. Die Flügel sind klein, knorpelicht, und den Floßfedern des Cazon oder Leimfisches nicht unähnlich. Der Schwanz ist sehr klein, kaum merklich, und ausgebreitet. Der ganze Körper, und so auch die Flügel, sind mit kurzen und grauen Haaren bedeckt, wie bey den Wölfen, und haben verschiedene weiße Flecken. Hierbey findet sich einiger Unterschied, denn manche haben andere Farben, und das Thier bekommt dadurch ein schönes Ansehen. Es lebt eben sowohl im Wasser als auf der Erde, und auf der letztern läßt es sich sehr leicht fangen, weil es einen sehr langsamen und schwerfälligen Gang hat. Gleichwohl muß man sich vor seinem Schnabel hüten, doch verletzet es niemanden, ohne vorher gereitzt zu werden.

Ehe wir das Königreich Chili verlassen, wollen wir, unserm obigen Versprechen zu Folge, noch etwas über die Handlung mit Peru, mit Paraguay, mit Buenos Ayres, und mit den zu diesem Königreiche gehörigen Landschaften und Plätzen selbst, wie auch eine kurze Nachricht von den angränzenden heidnischen Indianern, hinzufügen.

Es ist schon oben gesagt worden, wo von der Stadt Conception und von den umliegenden Gegenden geredet worden ist, daß dieselben sehr anmuthig und fruchtbar sind, und daß der ausgestreuete Saamen ungleich mehr Früchte trägt, als man erwarten sollte; und diesen Vorzug findet man im ganzen Königreiche. Man findet Landgüter, wo man theils Getreide, theils andere Pflanzen erbauet, die von sich selbst wachsen, und womit das Rindvieh, die Schaafe, Ziegen und Pferde gefüttert werden. Man findet Weinberge und Obstbäume. Man erndtet viel Weizen, Gerste und Hülsenfrüchte ein. Hierzu kommt noch das Zuckerrohr, welches eben so gut ist, als in den besten amerikanischen Provinzen. Auf den Wiesen wird viel Rindvieh gemästet, und eine große Menge davon geschlachtet. Hierinnen bestehet nun die **Handlung**, womit das Königreich starken Verkehr mit Peru treibet. Es versorget dasselbe mit Weizen, Unschlitt und Stricken; dieses sind aber auch die einzigen Waaren, welche von hier ausgeführet werden. Man bringt ordentlich von den Feldern von Santjage jährlich nach Callao 140000 Fanegen Weizen, achttausend Quintalen Stricke von Schilfrohr und zwanzigtausend Quintalen Unschlitt. Hierzu kommen noch die Schuhsohlen, der Corduan, welches gleichfalls von hier abgeholet wird; ingleichen viel Fett und eingesalzenes Fleisch, von welchem allem man nicht wenig aus dieser Gegend verführet.

Die nördlichen Landschaften dieses Königreiches bringen, außer dem Weizen und den übrigen Arten von Getreide und Früchten, die in andern Gegenden von Chili gefunden werden, auch Oelbäume hervor, und das Baumöl, welches man daher bekommt, ist von größerem Werthe, als das in Peru, ob es gleich daselbst viel häufiger ist. Hierzu kommen auch noch

die

die Metalle, die man daher bekommt; das vornehmste ist Gold und Kupfer.

Das berühmteste Goldbergwerk im Königreiche ist unter dem Namen Petarca bekannt. Es befand sich an einem Orte gegen Osten von Santjago viel Gold, und wurde ehedem in großer Menge gefunden, nachher aber sich seine Güte verringert, weil es in das Weißliche gefallen ist, und daher auch der Werth desselben um ein merkliches abgenommen hat. Dieses war eins von den berühmtesten Bergwerken im Königreiche Chili, und es konnte dasselbe mit den besten Bergwerken in Peru verglichen werden. Eben so waren viele andere im besten Zustande, die schon oben angezeigt worden sind. Alles Gold, welches man aus den Bergwerken in Chili bekommt, wird hier verkauft, und alsdann nach Lima gebracht, daselbst wird es gemünzet, weil man in Chili keine Münze hat, und man kann für gewiß sagen, daß für 600000 Pesos Gold aus Chili nach Lima gebracht wird. Man versichert aber auch, daß dasjenige, was auf der Cordilliera verloren gehe, oder womit Unterschleif getrieben werde, über 400000 Pesos betragen, so daß alles zusammen ungefähr eine Million und etwas mehr ausmache. Für die Früchte, Waaren und Metalle, welche das Königreich Chili nach Peru schickt, bekommt es Eisen, Tuch, Leinwand, wie sie in Quito gewebt wird, Hüthe, etwas Frieß, aber nicht viel, weil man hier eben dergleichen verfertiget, Zucker, Cacao, Tabak, Baumöl, irdene Gefäße, und allerhand europäische Waaren.

Zwischen dem Königreiche Chili und Paraguay, wie auch Buenos Ayres, wird ebenfalls Handlung getrieben; es gehet aber alles durch Buenos Ayres.

Von Paraguay bringt man die Waaren hierher, und sie bestehen meistens in Wachse und Paraguaykraute. Es wird auch viel Unschlitt nach Mendoza geholet, woraus man dort Seife verfertiget. Für diese Waaren liefert Chili der Stadt Buenos Ayres eben solche inländische Zeuge, wie aus Peru gebracht und hier verfertiget werden: Zucker, Wein, Schnupftaback und Branntewein. Wenn die Negerhandlung stark gehet; so werden ordentlich aus der Factorey zu Buenos Ayres in Chili Negern erhandelt, weil man in Peru nicht so gute Gelegenheit dazu findet. Diejenigen, welche man aus Panama bekommt, befinden sich meistens auf den dasigen Landgütern zerstreuet, auch kosten sie sehr viel fortzuschaffen.

Die Handlung unter den Einwohnern in Chili selbst bestehet vornehmlich in Früchten. Es werden davon jährlich für zehntausend Pesos Silbermünze nach Valdivia geschickt, und dieses Geld ist ein Theil von dem Situado, welches in dieser Absicht aus Lima nach Santjago gebracht wird. Valdivia liefert dagegen Cedernholz. Nach Chiloe bringt man Wein, Branntewein, Honig, Zucker, das Kraut Paraguay, Salz. Da diese Insel einen Ueberfluß an gutem Holze hat; so schickt sie eine Menge davon nach Valparayso, und auch etwas nach Conception. Sie handelt auch mit wollenen Zeugen, Ponchas, Mänteln, und andern dergleichen Sachen. Die getrockneten Heringe werden bis nach Peru verführet, denn der Meerbusen und die Küsten dieser Insel sind die einzigen Orte in der ganzen Südsee, wo dergleichen Heringe gefangen werden.

Von Coquimbo wird etwas weniges Kupfer nach Valparayso gebracht, und man vertauscht es für Corduan

duan und Seife, und verführt es durch das ganze Königreich. So treibt auch dieses Königreich einige Handlung mit den heidnischen Indianern an der Gränze. Man bringt ihnen nämlich allerhand eiserne Sachen zu verkaufen, als Zäume, Sporen, Messer und andere schneidende Werkzeuge. Hierzu kommen allerhand Tändeleyen und etwas Wein. Gold wird zwar in den Landschaften der heidnischen Indianer genug gefunden; allein es wird in den Bergwerken nicht gearbeitet. Die Spanier vertauschen daher ihre Waaren für Ponchas, Kühe, Pferde, welche die Indianer gern handeln, junge indianische Mädchen und Knaben. Ihre Väter verhandeln sie für Kleinigkeiten, und nennen diesen Handel Ranzioniren. Die Spanier, welche sich damit beschäftigen, sind die Guasos, oder die gemeinen Leute in Chili. Diese gehen in die Landschaften der heidnischen Indianer, und ihr erstes ist, daß sie sich an das Haupt einer Familie wenden.

Wenn nun der Spanier, welcher handeln will, zu einem solchen Oberhaupte der Familie kommt; so legt er seine Waaren bey ihm aus, damit er sich etwas davon ausleſen möge, und zugleich wird man über dasjenige einig, was der Indianer dafür geben soll. Zuvor schenkt ihm der Spanier etwas Wein ein, und hernach noch etwas Wein in ein Gefäße, welches er ihm zum Geschenke überläßt; nachher macht der vornehmste Indianer unter allen, die zu seiner Gemeinde gehören, bekannt, daß sie mit diesem Spanier handeln können, weil er sein guter Freund sey. Der Spanier gehet hierauf in den Häusern herum, und beobachtet überall gleiche Ordnung. Wenn sie nun wegen des Handels einig geworden sind; so läßt er ihnen dasjenige, was sich ein jeder

ausgeleſen

ausgelesen hat, ohne vorjetzo den dafür bestimmten Preis zu erhalten. Er geht indessen in die übrigen Häuser, die auf dem Felde herum zerstreuet sind, und zeiget den Indianern seine Waaren, bis er fertig ist. Hierauf kehret er vor den Häusern, wo er seine Waaren gelassen hat, vorbey, er meldet zugleich den Einwohnern, daß er nunmehr bereit sey, ihr Land zu verlassen, alsdann bringt ein jeder alles dasjenige in dieser Rancheri herbey, was er für die gekauften Waaren bezahlen muß. Wenn nun der Spanier alles beysammen hat; so kehrt er nach den spanischen Landschaften zurück, und nimmt Abschied von den Indianern. Der vornehmste Indianer giebt ihm einige Indianer zur Begleitung bis an die Gränzen mit, damit sie ihm das Vieh, welches er für seine Waaren eingetauscht hat, forttreiben helfen.

Sonst wurde ihnen bis auf das Jahr 1724 sehr viel Wein zugeführet, weil die Indianer dieses Produkt sehr lieben; die Erfahrung lehrte aber nachher, daß üble Folgen daraus entstanden, besonders dieses, daß sich die Indianer immer plötzlich empörten und Kriege anfiengen. Den Anfang dazu machten sie damit, daß sie alle Spanier umbrachten, deren sie sich bemächtigen konnten, sie mochten nun mit ihnen handeln, oder in den Festungen und Gränzplätzen wohnen. Man wurde hernach deswegen darüber einig, daß ihnen kein Wein mehr zugeführet werden sollte, als nur etwas weniges, um ihnen aus Höflichkeit etwas davon einzuschenken. Seit dieser Zeit hat man gute Wirkung von diesem Verfahren gesehen, denn die Indianer haben sich ruhig gehalten und nichts feindliches unternommen. Im Handel sind sie so richtig, daß sie von demjenigen, worüber sie einig geworden sind, nicht im geringsten abgehen,

gehen, und auch ihre Bezahlung auf das sorgfältigste abtragen. Man muß sich wundern, daß solche barbarische Leute, die sich unter keiner strengen Regierung befinden, fast ohne alle Gesetze sind, und den angebornen Lastern dienen, doch auf Treu und Glauben so viel halten, daß sie solches in ihrer Handlung so sorgfältig zu zeigen suchen.

Alle diese Indianer in Arauco, Tucapel und von dem Flusse Biobio gegen Süden zu, wie auch gegen die Cordillera auf dieser Seite, sind von der Gerichtsbarkeit der spanischen Statthalter völlig unabhängig, und man hat sie noch nicht unter das Joch bringen können. Werden sie ja einmal überwunden; so räumen sie das Feld, nehmen es aber nachher wieder in Besitz, wenn sie sich durch andere Völkerschaften verstärkt haben. Chili ist daher immer mit ihren Anfällen bedrohet worden. So bald einer unter ihnen sagt, daß er den Krieg wider die Spanier verlanget; so fangen sie denselben ohne Verzug an, halten es aber sehr geheim. Das erste, wenn sie Krieg anfangen wollen, ist dieses, daß die Völkerschaften einander zusammenrufen. Sie nennen solches, nach dem Pfeile laufen, und geben einander, sowohl von ihrem Unternehmen als auch von der Macht, in welcher es ausgeführet werden soll, in der größten Stille, Nachricht. Da sie auch keine Zurüstung zu ihren Kriegen nöthig haben; so kann man ihr Vorhaben unmöglich eher entdecken, als in dem Augenblicke, da die traurigen Wirkungen eines Aufstandes bekannt werden.

Wenn sie einander zusammen berufen haben; so wird einer aus ihnen zu ihrem Anführer oder Feldherren erwählet, und sie nennen ihn Toqui. In der Nacht, welche dazu bestimmt worden ist, überfallen die

die Indianer diejenigen Spanier, unter denen sie wohnen, wenn dieselben in einem tiefen Schlafe liegen. Ein gleiches geschiehet in allen Gegenden und Plätzen, wo die Indianer hinkommen können, es mögen nun Landgüter oder armselige Wohnungen auf dem Lande oder Dörfer und Flecken seyn. Hernach stoßen verschiedene von denjenigen Haufen zusammen, die bisher auf den Feldern zerstreuet herum gezogen waren. Wenn sie nun ein ordentliches Heer vorstellen; so wagen sie sich auch an die übrigen großen Plätze der Spanier, belagern die Festungen und verüben so viele Feindseligkeiten, als möglich. Sie richten unstreitig mehr durch ihre Menge, als durch ihre Ordnung und Kriegeszucht aus. Sie sind daher verschiedene Male in ihren Unternehmungen glücklich gewesen, und die ordentlichen Anstalten der spanischen Statthalter haben nicht zugereichet, ihrer Wuth Einhalt zu thun. Denn es versammeln sich beständig immer mehr Indianer zu dem Heere; ungeachtet also viele davon erschlagen werden, so bemerkt man doch keine Verminderung ihrer Menge. Wenn sie auf das äußerste gebracht worden sind, und der spanischen Macht nicht mehr widerstehen können; so ziehen sie sich eine Meile zurück, und lassen einige Tage vorbey gehen, alsdann kommen sie plötzlich an einem andern Orte zum Vorschein, und machen daselbst den Anfang zu neuen Feindseligkeiten.

So oft diese Indianer den Spaniern den Krieg ankündigen; so dauert derselbe einige Jahre lang fort, weil die Langwierigkeit desselben den Indianern keinen Nachtheil bringt. Ihre meisten Geschäfte, welche darinnen bestehen, daß sie eine kleine Chacer besäen, oder Ponchas und Mäntel zu ihrer Kleidung

Kleidung wirken, werden von den Indianerinnen besorgt. Ihre Häuser sind so ungekünstelt, daß sie dieselben in einem oder zween Tagen völlig aufbauen. Ihre gewöhnlichen Speisen sind ebenfalls ungekünstelt und ganz einfach. Sie bestehen aus Wurzeln und aus Mehle von Maiz oder anderm Getreide. Also fällt ihnen der Krieg in keiner Sache hinderlich, sie leiden auch keinen Schaden dadurch, sondern sie führen denselben vielmehr nur zum Zeitvertreibe, damit sie etwas zu thun haben; außerdem gehen sie nur müßig, oder sie trinken eine Art Chicha, die aus Aepfeln bereitet wird, und unter ihnen sehr gemein ist.

Wenn mit diesen Indianern ein Friede geschlossen wird; so geschiehet solches fast allemal nicht sowohl auf ihr Ansuchen, als vielmehr auf Verlangen der Spanier. Wenn man beschlossen hat, in Friedensunterhandlungen zu treten; so geht ein Parlament oder eine Unterredung vorher. Der Präsident als Statthalter dieses Königreiches, der Oberste des Kriegesheeres in Chili und die vornehmsten Befehlshaber desselben, gemeiniglich auch der Bischof in Conception und andere vornehme Personen, wohnen dieser Unterredung bey: von Seiten der Indianer aber der Toqui und die Hauptleute seines Heeres oder die Anführer der besondern Haufen.

Außer denjenigen Parlamenten, die wegen der Friedensunterhandlungen mit den Indianern gehalten werden, hält man auch noch andere, so oft ein neuer Präsident die Statthalterschaft über dieses Königreich antritt. Nur durch Höflichkeit und Schmeicheleyen können diese Indianer gewonnen werden, und damit man sich ihrer Freundschaft versichert, so pflegen die Präsidenten gemeiniglich diejenigen mit

an

an ihre Tafel zu ziehen, welche vernünftiger zu seyn scheinen, als die übrigen. Also suchen sie in den drey oder vier Tagen, so lange das Parlament dauert, alle zu vergnügen, und allen gefällig zu seyn, damit das Bündniß und das ganze Vernehmen um so viel mehr befestiget weeden möge. Bey solchen Gelegenheiten wird in dem Lager, welches zum Parlament bestimmt ist, eine Art von einem Jahrmarkt gehalten, denn es kommen viele Spanier mit solchen Waaren hierher, welche von den Indianern gesucht werden. Und diese finden sich hingegen mit ihren Ponchas und mit ihrem Viehe ein. Die Waaren werden vertauscht, und ein jeder verkauft also dasjenige, was er mitgebracht hat; denn von der Zeit an beobachtet man in Handlungsgeschäften Treue und Glauben und gute Ordnung auf das genaueste.

Diese Indianer wollen sich zwar durchaus nicht unter den Gehorsam der Könige begeben, indessen haben sie doch geschehen lassen, daß Missionarien zu ihnen gekommen sind, ihnen geprediget und sie unterrichtet haben. Sie haben die Missionarien ohne Widerstreben angenommen, und viele von ihnen lassen sich mit Vergnügen taufen, allein sie lassen sich demohngeachtet nicht leicht von ihrer ungebundenen Lebensart abbringen. Vor dem Kriege im Jahr 1720 hatte es der Eifer der Missionarien so weit gebracht, daß einige davon in Dörfern zusammen traten, und eine vernünftige Lebensart anfiengen. Man fand verschiedene Dörfer und Flecken, nämlich S. Christoval, Santa Fe, Santaguana, San Pedro und la Motcha, welche unter den Jesuiten stehen. Man traf in allen Gränzfestungen Indianer an, die von den Cappellanen, welche der König daselbst unterhielt, unterrichtet wurden. Bey dem gemeldeten

meldeten Aufstande aber schickten sie die Missionarien fort, vereinigten sich mit ihren Landesleuten, und verließen ihre Flecken. Nach geschlossenem Frieden kehrten die Jesuiten auf ihr Ansuchen dahin zurück, und errichteten die gedachten Flecken und Dörfer von neuem. Jedoch waren sie durch den Krieg allmälig in Verfall gerathen, und es kostete viele Zeit und Mühe, ehe man einige davon wiederum zu einer gesellschaftlichen Lebensart bringen konnte.

Wenn die Indianer einen Aufstand erregen; so verüben sie gegen die Mannspersonen unter den Spaniern alle nur mögliche Feindseligkeit. Die weißen Weibspersonen aber, die sie antreffen, nehmen sie mit in ihr Land; daher findet man unter diesen Indianern viele weiße Personen beyderley Geschlechts, wie auch röthliche, gleich den hier gebornen Spaniern. Zu Friedenszeiten kommen viele aus ihrem Lande zu den Spaniern, und verdingen sich auf den Landgütern auf einige Zeit zur Arbeit. Wenn diese Zeit zu Ende ist, gehen sie wieder nach Hause, und nehmen für ihren Lohn Waaren mit.

In der Nachbarschaft dieses Königreiches Chili befindet sich endlich noch der Hafen Valparayso und die Insel Juan Fernandez mit ihrem Hafen. Ersterer liegt in der Länge von dreyhundert und vier Grad eilf Minuten, fünf und vierzig Secunden nach der Mittagslinie des Pico de Teneriffa. Der Platz an diesem Hafen, den die Spanier erbauet haben, hatte einen sehr geringen Anfang. Die Einwohner in Santjago richteten hier nur einige Buden auf, worinnen sie Früchte und Waaren in Verwahrung brachten, welche die Fahrzeuge nachgehends nach Callao führen sollten, weil dieser Hafen der Stadt am nächsten liegt, nämlich nur ungefähr zwanzig

Meilen von ihr, obschon die Einwohner des Landes ihn für weiter entfernt halten. Indessen ist er zu dieser Absicht am bequemsten. Damals wohnten hier nur diejenigen Leute, welche die Besitzer der Schiffe und Waaren hierher setzten, damit sie die Niederlage besorgen und dasjenige übernehmen möchten, was man ihnen überschickte. Diese Leute nahmen nachher ihre Weiber und Kinder mit hierher, und auch aus Santjago schlugen viele ihre Wohnung hieselbst auf, ohne einen andern Bewegungsgrund als die Handlung zu haben, und solchergestalt hat der Ort immer mehr zugenommen; jetzt ist er schon groß, und begreift viele Einwohner in sich; er würde noch größer seyn, wenn es die üble Lage nicht verhinderte, denn der Ort liegt so dicht an einem Berge, daß viele von den Häusern an der Seite desselben oder zwischen den Hügeln stehen. Die bequemsten sind diejenigen, die an dem Seestrande hin gefunden werden. Im Winter ist dieses sehr beschwerlich und unbequem, weil man alsdann den heftigen Nordwinden ausgesetzt ist. Ueber dieses ist man auch der Gefahr der Wellen unterworfen, welche manchmal so heftig sind, daß sie bis an die Häuser schlagen. Die Häuser sind theils von Bruchsteinen, theils von Aroben.

Außer der Pfarrkirche findet man hier ein Franziscaner- und ein Augustinerkloster, deren Kirchen klein und arm sind, wie denn auch die Anzahl der Ordensbrüder selbst geringe ist. Die Einwohner bestehen aus Spaniern und vermischten Geschlechtern, sowohl Mulatten als Mestizen. In den umliegenden Gegenden findet man verschiedene bewohnte Plätze, und auf den Feldern häufige Landgüter. Hier hat ein Befehlshaber seinen Aufenthalt, der das Kriegswesen besorgt, und von dem König ernannt wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0568
DFG

wird. Unter ihm stehen die Feldsoldaten, die in den Festungen dieses Hafens zur Besatzung liegen, und die Einwohner sowohl dieses, als auch anderer hierher gehörigen Orte, die ebenfalls zu Kriegesdiensten verpflichtet sind.

Weil dieser Hafen so nahe bey Santjago liegt; so ist dadurch die Handlung hierher gezogen worden, welche sonst in Conception war. Dadurch ist auch dieser Hafen bevölkert worden, dadurch erhält er sich noch jetzt, und wird immer größer und ansehnlicher. Jetzo laufen alle Schiffe aus Callao in diesem Hafen ein, welche in beyden Königreichen Handlung treiben. Ordentlich kommen sie unbefrachtet hierher, und das einzige, welches sie für die Einwohner des Königreiches mitbringen, bestehet in den schon gemeldeten Waaren. In diesem Hafen laden sie Weizen, Unschlitt, Corduan, Stricke und getrocknete Früchte, dann kehren sie nach Callao zurück. Weil diese Handlung nur im Sommer getrieben wird, so ist auch Valparayso nur am volkreichsten; so bald sich aber der Winter anfängt, so wenden sich die meisten wiederum nach Santjago.

Man findet einen großen Ueberfluß an allerhand Lebensmitteln, die von Santjago oder aus den benachbarten Orten hierher gebracht werden. Fleisch findet man zwar hier ebenfalls in großer Menge, und es ist auch sehr gut; allein es ist nicht so wohlfeil für die Schiffe, als in Conception. Man findet hier allerhand Arten von wohlschmeckenden, schönen und ungeheuern großen Obste. Sonderlich ist darunter eine Gattung von Aepfeln merkwürdig. Man nennet dieselben Grillota, weil sie aus dem Flecken dieses Namens kommen.

Die Küste von Valparayso bildet einen Meerbusen, der sich drey Meilen von Nordosten gegen Süd-

Südwesten erstrecket. Es wird durch die beyden Landspitzen Concon und Valparayso gebildet. Auf der südwestlichen Seite befindet sich der Hafen, und dieser ist ziemlich groß, so daß der innere Raum über eine Meile beträgt.

Die Insel Fernandez.

Die Insel Fernandez, oder vielmehr die Inseln, denn ihrer sind viele, gehören in Ansehung ihrer Lage zu dem Königreiche Chili, und sind nicht weit von der Küste desselben entfernt. Es sind ihrer eigentlich zwey große, die eine, die am weitesten in die See hinaus, oder gegen Westen liegt, wird zum Unterschiede de Afuera, oder die Aeußere, genennet, die andere aber, die sich der Küste näher und weiter gegen Osten befindet, de Tierra, oder die Landinsel. Die erste ist etwas über eine Meile lang, hat eine länglichrunde Gestalt, und stellet ein sehr hohes Land vor. Sie bildet einen runden, erhabenen und gegen die See zu so steilen Berg, daß man an keiner Seite hinaufkommen kann. Von oben herunter stürzen sich verschiedene ziemlich starke Wasserbäche. Den silbernen Schaum von dem einen kann man drey Meilen weit sehen. Dieser stürzt an der südwestlichen Seite der Insel in das Meer hinunter, und machet an der steilen Seite der Insel verschiedene sehr tiefe Wasserfälle. Man urtheilet, diese Insel liege dreyßig Grad zwanzig Minuten gegen Westen, von der Mittagslinie von Callao. Nach dem Laufe des Schiffes von der Mittagslinie der äußern Insel bis an die Landinsel rechnet man die Entfernung beyder Inseln von einander auf vier und dreyßig Seemeilen.

Die Insel Tierra, die von Horns Vorgebirge ungefähr hundert und vierzig Seemeilen entfernt liegt, erstreckt sich, wo sie am längsten ist, nämlich von Osten gegen Westen, auf drey bis vier Meilen. Sie ist zwar größtentheils bergicht, indessen findet man

man doch einige Ebenen an den Bergen. In den Thälern wächst sehr viel gutes Bauholz, nebst andern Blumen und Pfefferbäumen, welche den Chiapischen in Neuspanien ähnlich sind. Auf den Ebenen und Hügeln wächst eine große Menge von einem gewissen Strohe, wie Hafer, von welchem es auch sehr wenig unterschieden ist, denn es wächst eben so hoch, oft aber auch über die Höhe eines Menschen. Das Wasser, welches in verschiedenen Bächen von den Höhen der Insel in das Meer stürzet, ist sehr süß und gesund. Von Landthieren findet man auf dieser Insel Hunde von verschiedenen Gattungen, wovon die meisten zu Windspielen dienen können, und viele Ziegen; letztere sind so schwer zu jagen, daß man ihnen fast unmöglich beykommen kann; denn sie befinden sich ordentlich und am häufigsten auf den steilen Felsen und Klippen gegen Süden zu, wo sich andere Thiere nicht würden erhalten können. Die Hunde sind erst in spätern Zeiten hierher gebracht worden, in der Absicht, daß sie die Ziegen vertilgen sollten, und damit die Seeräuber oder feindlichen Schiffe sich derselben nicht zu ihrer Erfrischung und Nahrung bedienen könnten. Allein der Erfolg war nicht, wie man gewünscht hatte; denn die Hunde sind nicht so schnell und so geschickt, die Ziegen an den gefährlichen Orten aufzusuchen, und wo sie mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit von Klippe zu Klippe springen können. Von Vögeln werden hier sehr wenig gefunden. Man findet zwar auf der Insel verschiedene weiße Federn; allein man sieht dergleichen Vögel nicht. Die ganze Insel bestehet aus einem waldigen Berge, von einer mehr als mittelmäßigen Höhe. An den Seiten desselben, gegen Norden zu, findet man die oben gedachten Bäume, deren Holz zu verschiedenen Dingen gebraucht werden kann. Auf der südlichen Seite wach-

sen keine Bäume, außer nur in den Löchern und Oeffnungen der Berge, und auf den kleinen Hügeln daselbst. Ohne Zweifel verhindert es die Gewalt der beständigen Südwinde. Hingegen wächst hier Hafer, oder ein demselben ähnliches Stroh in sehr großer Menge. Unter den Bäumen findet man solche fruchttragende, wie in andern Gegenden von Amerika ordentlich gefunden werden. Die Witterung der Insel ist kalt, wozu ihre große Polhöhe und die Winde vieles beytragen, und selbst im Sommer ist es nicht sehr warm.

Die Insel hat in ihrem Umfange drey Häfen. Der eine, der am meisten gegen Westen liegt, und der andere, der sich auf der östlichen Seite befindet, dienen nur für kleine Fahrzeuge, weil ihr Umfang nicht groß ist. Der dritte, in welchem große Schiffe einlaufen können, liegt mitten zwischen den beyden ersten auf der nördlichen Seite, etwas weniges gegen Nordosten zu. Er heißt eigentlich der Hafen Juan Fernandez, und bestehet in einer Bucht, welche die Küste bildet. Die fremden Fahrzeuge, welche nach einer langwierigen und beschwerlichen Fahrt von Horns Vorgebirge in den Hafen Juan Fernandez einlaufen, fahren, um sich einigermaßen vor den gemeldeten Gefährlichkeiten zu sichern, so weit hinein, als sie können, werfen einen Tau an das Ufer auf der südwestlichen Seite, und lassen das eine Ende davon in das Wasser hängen. Allein auch diese Sorgfalt ist nicht hinlänglich, der Gefahr zu entgehen. Man siehet dieses aus den Werken von drey Schiffen, die man noch an dem Ufer findet, und wovon zwey schon sehr alt seyn müssen.

Die äußerste Insel ist überall sehr hoch und so steil und felsicht, daß man an keinem Orte anlanden kann. Weil sie auch keinen Hafen hat, so kommen hierher weder feindliche noch einheimische Fahrzeuge.

Der

Der Strand und die Klippen in der See bey dieser Insel Tierra sind überall mit einer solchen Menge von Meerwölfen angefüllet, daß man nirgends durch sie hindurch kommen kann. Man bemerket vorzüglich drey Gattungen, einige sind klein und haben eine dunkelgelbe Haut, die andern sind etwas größer und grau, die dritten sind noch größer und mit grau und weiß gemischt. Der Kopf dieser Thiere ist klein, wenn man ihn mit dem übrigen Theile des Leibes vergleicht, geht etwas spitzig zu, und ist fast eben so gestaltet, wie bey den Wölfen auf dem Lande; der Rachen hat eine dem Kopfe gemäße Größe. In demselben findet man eine dicke und beynahe runde Zunge. Die Kinnbacken sind rings herum mit einer Reihe von großen, starken und spitzigen Zähnen besetzt. Zwey Drittheile davon stecken ganz in den Zahnlöchern, und nur ein Drittheil von Zähnen, die sehr hart und fest sind, raget hervor. An den Seiten des Rachens haben sie einen Bart, der sich von einander theilet, wie bey den Tygern oder Katzen. Die Augen sind sehr klein, und die Ohren ebenfalls, daß sie von ihrer Wurzel bis an das äußerste Ende kaum sechs Linien lang sind, und hieraus kann man auf ihre Breite schließen. Dieses Thier hat zwey Floßfedern, die ihm im Wasser, wie allen Fischen, zum Schwimmen, auf dem Lande aber zum Gehen dienen. Der Schwanz ist knorplicht, groß, und, in Ansehung des ganzen Körpers, viel dicker, als bey den Fischen. Er ist platt ausgebreitet, und so eingerichtet, daß der Meerwolf, wenn er das Rückgrad an den äußersten Enden biegt, durch dieses Gelenke die beyden Hinterfüße bildet, wozu die beyden Vorderfüße oder Floßfedern kommen, so daß er gehen kann, ohne zu kriechen, oder den Leib zu schleppen. So wohl an den Floßfedern, als auch an einem jeglichen Lappen oder Ende des Schwanzes hat er gewisse Abtheilungen, wie fünf Zähen; diese bestehen aus kleinen Beinchen oder

harten Knorpeln, die in einer dicken und starken Haut stecken, womit der Schwanz und die Floßfedern überzogen sind. Die Zähen geben sich von einander, und nehmen die ganze Breite der Floßfedern ein, und also dienen sie den Meerwölfen statt den Fußsohlen, womit sie auftreten.

Die weißlichten Meerwölfe, welche die größten sind, werden auch Meerlöwen genennet, in den dasigen Gewässern aber Oelwölfe, vermuthlich deshalb, weil sie, so oft sie sich bewegen, einen ölichten und thranichten Geruch von sich geben, welches von dem vielen Fette herkommt, woraus ihr ungeheurer Körper bestehet.

Die Inseln Juan Fernandez haben auch einen großen Ueberfluß an Fischen, und unter den verschiedenen Gattungen derselben bemerket man vorzüglich zwey, welche, so viel man weiß, in keiner andern Gegend auf der ganzen Südsee gefunden werden. Die erstern sind die Stockfische, diese kommen zwar denjenigen nicht gleich, welche man bey Terra Nova findet, sie sind aber doch nicht sehr von ihnen unterschieden, ihre Größe ist nicht dieselbe, und sind nur drey bis vier Schuh lang. Die zwote Gattung bestehet aus solchen Fischen, die den Seehunden Tollos ähnlich sind; ihr Fleisch aber ist sehr schmackhaft. An jeglicher der beyden Floßfedern, die sich an dem Rücken befinden, und zwar an dem vordern Theile derselben, von der Wurzel an, geht ein etwas krummer und dreyeckichter Stachel hervor, der aber an dem Rücken rund ist und in eine Spitze ausgehet. Er ist sehr glatt und glänzend und so hart, wie ein Knochen; inwendig an der Wurzel besteht er aus einem etwas weichen und schwammichten Wesen, und dieser Stachel soll ein sehr bewährtes Mittel wider die Zahnschmerzen seyn. An den Küsten dieser Insel werden so häufige Fische gefangen, daß man die Gattungen derselben nicht alle anführen kann.

XIV.

XIV.

Patagonien

oder

Magelhaenland und Feuerland.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0575
DFG

Unter **Patagonien**, oder **Magalhaenland**, verstehet man die Länder, welche von der Mündung des Platastusses bis zur Insel Chiloe, und südlich an der **magellanischen Meerenge**, anzutreffen sind. Die Kenntniß dieser Gegend ist noch sehr unvollkommen, und der Hauptbegriff davon bestehet darinnen, es hat eine Menge beschneyete Gebirge, die eben so leer an Produkten sind, als das ganze Land wenig angebauet ist. Spanien rechnet es jedoch unter seine Besitzungen, und dieser Nation, wie auch einigen Engländern, welche auf Entdeckungen ausgiengen, haben wir die wenigen Landeskenntnisse zu verdanken. I. Magellanenland.

Drakens Durchfahrt durch die magellanische Straße beunruhigte die Spanier so heftig, daß sie, um sich der Ruhe in ihren Sitzen zu versichern, wenn sie den einzigen Weg versperreten, welcher sie damals dem Einfalle der Feinde aussetzte, den Entschluß faßten, daselbst ein Fort zu bauen. Der Unterkönig in Peru hatte zwey Kriegsschiffe unter der Anführung des Don Pedro Serano ausgeschickt, Draken zu verjagen, und ihm, wo möglich, die Reichthümer abzunehmen, die er aus Peru wegführte. Allein die Engländer waren schon zu weit fort, und der Admiral erhielt Befehl, die magellanische Meerenge in Augenschein zu nehmen, und zuzusehen, wie er sie befestigen könnte. Er wendete neun Monate dazu an, und kam hernach mit seiner Beobachtung nach Spanien, um dem Hofe Nachricht davon zu geben. Dieser versprach sich einen so glücklichen Erfolg davon, daß er den Diego Faris des Valdez mit einer

einer Flotte von drey und zwanzig Schiffen abschickte, welche 3500 Mann mit sich führte, um an den Festungswerken zu arbeiten.

Dieses Unternehmen aber gieng nicht so von Statten, als es die spanische Nation hoffte. Kaum war die Flotte aus dem Hafen Cadix ausgelaufen, als ein schrecklicher Sturm fünf Schiffe in den Wellen begrub, die übrigen aber so übel zugerichtet wurden, daß Valdez seine Reise nur mit sechzehn Segeln fortsetzen konnte. Nachdem sie nun die meiste Zeit mit Ausbesserung der Schiffe verloren hatten, so sahen sie sich genöthiget, den Winter an der Küste von Brasilien zuzubringen. Allein ihr neuer Versuch im folgenden Frühlinge war nicht viel besser, und sie hatten alle Mühe anzuwenden, daß sie die Insel S. Catharina erreichten. Auch hier waren sie noch nicht glücklicher, ein Schiffbruch folgte auf den andern, und die ganze Unternehmung gieng mit der großen Anzahl Mannschaft und ihrer Schiffe verloren.

Das folgende Jahr unternahm Peter von Sarmiento eben diese Reise mit mehrerm Glück durch das Südmeer, und setzte glücklich vierhundert Mann und dreyßig Frauen an der Spitze Possessione ans Land, wo er ein Fort bauen ließ, welches er Nombre de Jesu nannte; von da begab er sich zu Lande nach dem Hungerhafen, wo er eine Festung bauete, welche er **Philippstadt** nannte. Bey Annäherung des Winters gieng er wieder zu Schiffe, um mit einer kleinen Mannschaft nach Spanien zurückzukehren; er hatte aber das Unglück, daß er unterwegens von dem berühmten Ritter Raleigh gefangen und nach England geführet wurde.

Thomas Candish, ein Edelmann aus der Grafschaft Suffolk, welcher durch Drakens Ruhm aufgemuntert

muntert wurde, unternahm im Jahr 1586 dieselbe Entdeckung; er gieng von Plymouth mit drey Schiffen ab, und kam in den Hafen, den er zuerst den Hafen des Verlangens nannte. Als er in die Mündung der Straße hinein fuhr, kam er daselbst an die Ufer, wo sich noch Spanier befanden. Er nahm sie sämmtlich gefangen, und kam endlich nach Philippeville, deren Mauern und Festungswerke noch standen. Diese Festung hatte vier Forts, und jede von ihrer Seite war mit einem gegossenen Stück besetzt; die Spanier waren aber sorgfältig gewesen, dieses Geschütze zu vergraben. Der Platz lag allerdings an dem vortheilhaftesten Orte, er hatte viele Kirchen, allein der Ackerbau mußte niemals der Spanier Aufmerksamkeit werth gewesen seyn, denn jetzt fand sich hieran ein gänzlicher Mangel. Das Schicksal dieser wenigen Zurückgelassenen mußte also sehr elend gewesen seyn, denn der Haß der Einwohner und der Mangel an Lebensunterhalt hatte gemacht, daß sie in ihren Häusern dem Tode entgegen sehen mußten, und ihre Körper wurden von den Engländern in den Wohnungen der Spanier ganz angekleidet gefunden. Diejenigen, welche der Hunger übrig gelassen hatte, ergriffen alle ihre Habseligkeiten, und eilten an die Ufer, in der Hoffnung, daselbst etwas zu finden, wodurch sie ihr Leben fristen könnten. Außer einigen Seevögeln aber, die sie von Zeit zu Zeit schossen, hatten sie das Jahr hindurch nichts zu essen, als Wurzeln und Blätter. Candish änderte daher den Namen ihrer unglücklichen Kolonie, und nannte sie Hungerhafen, welche Benennung bis jetzt beybehalten worden ist.

Sebald von Weert, welcher durch die Eylande, die seinen Namen führen, und durch das Unglück, welches er auf seiner Reise nach der magellanischen Meer-

Meerenge ausstand, gleich berühmt ist, fuhr im J. 1598 von Holland mit einem Geschwader von fünf Schiffen ab. Diese kleine Flotte lief glücklich in die Straße ein, wurde aber in ihrem Fortgange acht Monate unterbrochen, wo er beständig mit den Widerwärtigkeiten des Meeres, mit Empörungen seiner Leute, mit Hunger und andern erschrecklichen Uebeln zu kämpfen hatte, bis er endlich gezwungen wurde, sein Vorhaben aufzugeben, und noch glücklich genug war, daß er wieder in das Nordmeer laufen konnte. Dennoch hatte er bey allen Mühseligkeiten einige nützliche Beobachtungen von dieser Gegend und ihren Bewohnern gesammlet. Von ihm wissen wir, daß die Bay, welche von den ersten Schiffern die grüne Bay genannt wurde, den Namen der Descordesbay im Jahr 1599 zum Andenken aller derer Zufälle angenommen hat, welche die Holländer unter diesem Viceadmiral daselbst erfahren hatten. Außer der ungemeinen Hungersnoth und der übermäßigen Kälte, wurde ihnen auch noch von den Wilden sehr übel begegnet, und wenn die Einbildung ihnen die Gegenstände ihrer Furcht nicht vergrößert hat, so muß man sich, nach ihrer Erzählung, eine seltsame Vorstellung von diesen Wilden machen.

Als die Flotte noch nicht zerstreuet war, wurde Descordes mit zwey Schaluppen nach einer Insel geschickt, welche dieser Bay gerade gegen über lag. Er fand daselbst sieben Kähne voll Wilde, die nicht weniger als zehn bis zwölf Fuß hoch waren, und deren Farbe roth, das Haar aber sehr lang war. Sobald sie die Schaluppen wahrgenommen hatten, stiegen sie ans Ufer, von da sie eine große Menge Steine warfen, daß sich die Holländer nicht getraueten, anzufahren. Die Wilden dachten nunmehro ihre Feinde in Schrecken gesetzt zu haben, und stiegen sämmtlich wieder in ihre Fahrzeuge, um mit größerm Geschrey wieder auf die

Scha-

Schaluppen zu fallen. Der Viceadmiral ließ sie bis auf einen Flintenschuß weit herankommen, und darauf Feuer auf sie geben, wodurch etliche getödtet wurden. Schnell kehrten sie wieder ans Land, wo sie in der Wuth Bäume aus der Erde rissen, um sich Waffen und Verschanzungen zu machen. Alle diese Wilden waren ganz nackend, ein einziger ausgenommen, welcher die Haut von einem Seehunde um sich hatte, die ihm den Rücken und die Schultern bedeckte. Ihre Waffen waren Pfeile von einem sehr harten Holze, welche sie muthig mit der Hand warfen, und deren Spitze die Gestalt eines Hakens hatte. Descordes verließ diese Wilden, ohne sie zum Frieden zu überreden; andere Holländer aber, welche wenig Tage hernach überfallen wurden, kamen nicht mit so viel Glück davon: sie verloren ihre meisten Leute, und da der Admiral eine große Anzahl an den Ort geschickt hatte, fand man die Wilden zwar nicht, aber wohl die Körper der Erschlagenen, welche auf eine unmenschliche Weise verstümmelt waren. Bey der Abreise aus dieser Bay errichtete man auf einem hohen Felsen eine Tafel, worauf man die Namen der tapfersten seiner Officiere schrieb, und der Bay gab man den Zunamen, die Räuberbay.

In einer andern Bay, welche die Bekümmernißbay genannt wurde, hatte er Gelegenheit, ein Beyspiel von dem sittlichen Betragen der Eingebornen zu sehen. Sie sahen nämlich an dem Fuße eines Berges eine Frau mit zwey kleinen Kindern, die alle Mühe anwendeten, zu entfliehen, sie wurden aber gefangen und an Bord gebracht. Ihr Wuchs war mittelmäßig groß und ihre Farbe roth. Man gab ihr allerhand gekochte Speisen, die sie aber alle mit Ekel abwies. Als man ihr einige unzubereitete Vögel reichte, nahm sie solche begierig an, und riß

ihnen

ihnen zuerst die größten Federn aus; hierauf öffnete sie dieselben mit Muschelschaalen und nahm das Eingeweide heraus. Die Leber hielt sie ein wenig über das Feuer, und verzehrte sie roh; eben so die übrigen Theile der Vögel. Ein Gleiches thaten auch ihre Kinder. Nach etlichen Tagen wurde sie nebst verschiedenen Geschenken wieder an das Land gesetzt, das eine ihrer Kinder aber wurde auf dem Schiffe behalten, von welchem sich die Mutter nicht ohne alle Zeichen des Schmerzes trennete, und die Bereitwilligkeit, mit der sie es zurückließ und die Schaluppe bestieg, mochte wohl mehr Abscheu und Schrecken als Wildheit und Fühllosigkeit ausdrücken. Diese Frau war von dem mittäglichen Theile der Straße.

Wir wissen ferner aus Ansons Reise, daß der Ritter Narborough ausdrücklich von Karl II. abgeschickt wurde, von Magellans Straße, der Küste der Patagonen und den spanischen Häfen, an dieser Gränze ihrer amerikanischen Staaten, Erkundigungen einzuziehen, mit dem Befehl, wo möglich eine Gemeinschaft zwischen England und den Indianern zu errichten. Dieses Unternehmen hatte nicht den Erfolg, den sich der König davon versprach. Der Ritter wurde von seiner Gesellschaft getrennet, und verlor darauf einen Theil seiner Leute, die von den Spaniern gefangen genommen wurden. Er bringt aber doch einige Entdeckungen bey, die von der Erdbeschreibung dieses Landes handeln. Der Ritter hatte zu seiner Absicht einen großen Vorrath von Messern, Scheeren, Spiegeln und dergleichen Dingen mitgenommen, theils die Eingebornen des Landes dadurch zu gewinnen, theils mit ihnen zu handeln. Er kam an die Küste, und fand das Ufer als eine Kette von Landspitzen und von einander abgesonderten Felsen. An der nördlichen Spitze der Seekälberbay fand er eine

eine Insel, die nur ein Haufen von Felsen und mit Vogelmist bedeckt war. Das Gestade des festen Landes ist niedriger und sandicht, weiter im Lande aber fand man breite Dünen und Berge. Gegen Nordwest entdeckten sie eine runde Bay, die in ihren Charten Aalrupenbay genannt wird, welche drey kleine Inseln von mittelmäßiger Höhe hat. Sie ist sieben Meilen breit und ungefähr drey Seemeilen tief. An ihrer Spitze, die sich gegen Nordwest wendet, sind schwarze Felsen, die einem zerstörten Gebäude gleichen, in dessen Mitte ein Thurm befindlich war. Sechs kleine Inseln liegen gerade gegen diese Spitze, die weiteste und größte heißt Penguineninsel, und ist etwa drey Viertelmeilen lang und eine halbe Meile breit. Diese Insel bestehet nur aus schroffen Felsen, ausgenommen gegen die Mitte, welche kiesicht ist, und etwas weniges Gras zeiget; eigentlich aber ist sie nur der Aufenthalt von einer ungeheuern Menge Peguinen und Seekälber. Endlich kam er in den **verlangten Hafen.** Bisher hatte er keine Spur von einer Wohnung gesehen, Narborough aber entdeckte endlich einige Fußtapfen von Menschen hinter den Gesträuchen und auf dem ausgerissenen Grase. An eben dem Orte fand er Wolle, Federn, Thierknochen und Stücken Feuersteine. Er gieng etliche Meilen ins Land hinein, und sah in den Thälern zwischen den Felsen eine Menge wilder Erbsen, und unter vielen Arten von grünen Kräutern fand er auch wohlriechende; an den meisten Orten aber sah er nichts als dürre Thäler, kleine Quellen und wenig Holz, nur hin und wieder einiges Gebüsche, welches dem Weißdorne glich. An einem andern Orte trafen sie auf einem Berge sieben Indianer an, und wovon drey in einiger Entfernung vor sie kamen. Sie hatten Bogen und Pfeile in der Hand, ein Fell über ihre Schultern, ein anderes auf dem Kopfe, und an

den Füßen Stücke von Fellen, welche ihnen zu Schuhen dienten; der übrige Leib war bloß, das Gesicht aber hatten sie roth und weiß gemahlet. Sobald sich ihnen die Engländer nähern wollten, liefen sie zurück, und gaben durch Zeichen zu verstehen, man sollte wieder nach dem Schiffe zurückkehren, wobey sie mit einer rauhen Stimme ozse, ozse riefen. Indessen nahmen sie doch einige Kleinigkeiten, die man ihnen zuwarf. Ihre Blicke waren überaus wild, sie waren aber wohlgewachsene Leute von mittelmäßiger Größe, ihre Haut hatte eine Olivenfarbe und schwarzes Haar. Ueberhaupt schienen sie sehr furchtsam zu seyn, und nahmen sogleich die Flucht, sobald sie nur die Gelegenheit dazu finden konnten.

Bey einer andern Reise trafen einige Engländer ein Packet von Fellen und zween Hunde an, die zusammen an dem Fuße eines Strauches angebunden waren. Viele Indianer, welche an eben dem Orte saßen, flohen sogleich mit großen Merkmalen des Schreckens. Als man das zurückgelassene Packet aufmachte, fand man viele lederne Säckchen voller rother und weißer Erde, womit sie sich das Gesicht bemahlen; Feuersteine, Armbänder von Schneckenhäusern, kleine Stückchen Holz, zusammengedrehete Riemen, Pfeile, Schaalen von Muscheln und Armadillos; ein Instrument, welches aus einer kleinen Nadelspitze am Ende eines kleinen Holzes bestand, in Gestalt einer Pfrieme. Ihre Felle waren von Seekälbern und Guanacos, mit kleinen Darmsaiten zusammen genähet, alt und voller Löcher; die Muschelschaalen schienen so zugerichtet zu seyn, daß sie ihnen zu Messern dienen konnten. Ungeachtet dieser traurigen Abbildung des Landes der Patagonen, versichert Narborough doch: an der Westseite, wo er fast zwanzig englische Meilen weit hinein reisete,

sey

sey das Land überhaupt gut, und gebe schöne Weiden für allerhand Vieh, es fehle nur an Holz; und da die Berge nicht sehr hoch, noch die Luft ungesund wäre, so fände sich vielleicht kein besseres Land in Amerika. Er fand daselbst einen Fluß süßes Wasser und Teiche mit Salzwasser von ziemlich großem Umfange. Die Guanacos zeigen sich daselbst bey Hunderten; der Strauße findet man sehr viel, ingleichen Hasen, Rebhühner, Schnepfen, große und kleine Vögel, Füchse, wilde Hunde und Armadillos. In dem ganzen Lande, das er durchstrich, entdeckte er weder Schlangen, noch ein anderes giftiges oder wildes Thier, noch sonst etwas den Menschen beschwerliches, außer der Kälte und dem Hunger.

Die Tagebücher der neuesten Entdeckungsreisen von Byron, Wallis, Carteret und Cook liefern uns zwar ebenfalls nur abgebrochene Schilderungen von diesem Lande; da sie aber jedoch die zuverlässigsten Nachrichten sind, und unsere Kenntnisse vermehren können, so wollen wir sie ebenfalls mit anführen. Bey der Ankunft der Europäer sahen sie nahe an der Küste eine Anzahl Leute von beynahe fünfhundert Mann, einige waren zu Fuße, andere zu Pferde. Sie stellten sich auf eine steinichte Landspitze, die ziemlich weit ins Meer ragte, und von hier gaben sie durch beständiges Winken zu erkennen, daß sie die Annäherung der Europäer wünschten. Nachdem die Anlandung mit vieler Beschwerlichkeit möglich gemacht worden war, stellten sich die Europäer in Ordnung, und die Indianer zogen sich zurück. Auf das gegebene Zeichen kam einer ihrer Anführer allein, ein Mann von großer Leibeslänge; er trug die Haut von einem wilden Thiere über seine Schultern geworfen, war übrigens mit verschiedenen Farben bemahlt, die ihm ein fürchterliches Ansehen gaben. Um das eine

Auge hatte er einen großen weißen Rand, und um das andere einen schwarzen. Das gegenseitige Betragen machte die Indianer herzhaft, und alle setzten sich nieder, wo ihnen von den Europäern allerhand Kleinigkeiten ausgetheilet wurden, worüber sie große Freude bezeigten. Aehnliche Auftritte fielen an andern Orten auch vor, aber niemals hatten die Europäer Lust, sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen, und erhielten auch dadurch keine nähere Kenntniß von dem Lande. Unter die Hauptprodukte gehören Pferde, Cochenille, Wachs und Baumwolle.

Das Feuerland.

II. Feuerland.

Feuerland, oder Terra del Fuego, bestehet aus einer großen und mehrern kleinen Inseln, mit meistentheils kahlen, hohen Gebirgen, in deren Nachbarschaft die Thäler mitten im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Schon auf den ältesten spanischen Charten findet man diesen Theil von Tierra del Fugo, der Wahrheit gemäß, in viele Eylande und dazwischen laufende Canäle abgetheilet, die von ältern Seefahrern gedachter Nation entdeckt und benannt worden sind. Jenseits des Cap Noir scheint das Land mehr zusammenzuhängen, der Schnee verliert sich, die Winde nehmen nach und nach ab, die Luft wird ziemlich gesund und die Witterung heiter. Die ersten Entdecker dieser Küste nannten sie die Küste der Verwüstung, oder die öde Küste, und diese Benennung kommt ihr mit allem Rechte zu. Man siehet überall nichts als ungeheuere Berge mit schroffen, und Schnee bedeckten Gipfeln; kaum die zunächst an der See gelegenen Felsen sind davon entblößt, und auch alsdann noch von todtem, unfruchtbarem Ansehen, ohne Gras oder Gebüsche. Hin und wieder giebt es Buchten oder Hafen, innerhalb denen kleine, grün bewachsene, Eylande vorhanden sind. So wie man es den Inseln im warmen Himmelsstriche des Südmeeres ansiehet, daß sie lange Zeit in ihrer jetzigen Fruchtbarkeit verharret haben; eben so siehet man es dem Feuerlande, Staatenlande, Südgeorgien und Sandwichlande an, daß sie sich noch in jenem rohen Zustande befinden, in welchem sie aus dem ursprünglichen Chaos hervorgekommen seyn mögen, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Verbesserung und Fruchtbarkeit gleichsam mit jedem Schritte merklicher wird, den man von dem Pole

nach dem gemäßigten Himmelsstrich thut, woselbst die Sonne wohlthätiger wirket. Alle Theile mineralischer Produkte, welcher Art sie auch sind, liegen todt, und selbst die Körper des Thier- und Pflanzenreichs sind kaum des Lebens fähig. Ein geringer Zusatz von Kräutern belebt einige Gegenden, und träge und schläfrige Seehunde sind die einzigen Gegenstände für den Zuschauer. Kein Erdenstäubchen scheint auf den wilden Felsen von Feuerland und Sandwichland zu ruhen, keine Spur von Gewächsen läßt sich dort erblicken; vielmehr drückt eine unermeßliche Last bleibenden Schnees die öden Felsen, und alles ist von immerwährenden Nebeln in Finsterniß gehüllt.

Feuerland und Staatenland, die zunächst nach Westen liegen, können füglich zusammengenommen werden, weil die Verhältnisse in beyden gleichförmig sind. In den Klüften und Spalten dieser aufgethürmten Felsenhaufen, das heißt, an solchen Stellen, wo etwas Feuchtigkeit und ein ganz feiner Sand oder Staub von dem beständigen Rollen kleiner Bruchstücke, die an den steilen Felsenwänden herabgewaschen, oder vom Sturme fortgewälzt werden, liegen bleibt, da entstehen allmählich einige wenige Pflanzen. Wind oder Wellen, ein Vogel oder ein Insekt, tragen zuweilen den Saamen moosartiger Gewächse auf diesen geringen Vorrath von Erde, welcher Wurzel schlägt, und endlich emporkeimet. Ohne wirkliche Moose zu seyn, haben einige hier befindliche Pflanzen eine äußerliche Aehnlichkeit im Wachsthum mit den Moosen. Ueberhaupt muß man merken, daß die nordöstliche Küste des Feuerlandes von dessen übrigen Gegenden, so wie von dem gegen über liegenden Staatenlande, gänzlich verschieden ist. Das stärkere Wachsthum der Pflanzen

und

und die Lage der Berge, welche mit sanftem Abhange fallen, sind hinreichende Beweise, daß daselbst ein milderes Klima herrscht. Das Feuerland hat auch auf seinen hohen, öden Felsen viele schöne Quellen, nebst großen Teichen mit Schneewasser gefüllt. Hin und wieder rauscht auch noch mancher starke Wasserfall, und macht die Wildheit dieser Gegend etwas sanfter. Die westliche Küste von Feuerland, an der Südspitze von Amerika, ist ein ödes und nacktes Felsengebirge, mit Schnee bedeckt, und nur in einem großen Hafen desselben, nordwestwärts vom Cap Horn, findet man, außer einem niedrigen, moosartigen Wesen, nur ein einziges Gesträuch. Alle höhere Gegenden sind durchgehends schwarze, von Pflanzen gänzlich entblößte Felsen, und das geringe Verzeichniß dasiger Gewächse hat nichts als eine Art Sellery aufzuweisen, welche als ein bewährtes Mittel wider den Scharbock auch in diesen öden Gegenden wohlthätig ist; die Nordküste hingegen verspricht geraumere Ebenen und einen größern Reichthum an Pflanzen.

Von der Bevölkerung dieses Landes kann man keine zuverlässige Nachricht geben, und ihre Anzahl ist gewiß auch sehr geringe, so daß man im ganzen Lande, welches wenigstens mit der Hälfte von Irland gleiche Größe hat, ohnmöglich mehr als zweytausend Menschen annehmen kann, die daselbst in kleinen Familien zerstreuet wohnen, oder vielmehr herumirren. Die Pescherähs, als die eigentlichen Einwohner dieses Landes, sind wahrscheinlich von dem amerikanischen festen Lande hinübergekommen, und muthmaßliche Abkömmlinge der Südamerikaner. Der Capitain Wallis sahe die Einwohner der Gegend, welche an den Eingang der magellanischen Meerenge gränzt, und nahm das Maaß

ihrer Höhe. Die mehresten waren fünf Schuh und zehn Zoll, und so haben verschiedene Reisende dieselben Versuche gemacht, jedoch wird die Fabel von ungeheuren Riesen dadurch nicht bestätiget. Im Feuerlande, als dem südlichen Ufer der magellanischen Meerenge, wohnen einige Familien von Menschen, die augenscheinlich von jenen auf dem festen Lande ausgeartet, und sehr von ihrer ursprünglichen Größe herabgesunken sind. Ihre dicken Köpfe, breiten Schultern und Brustknochen, ihre Gesichtszüge sogar, würden zu erkennen geben, daß sie von dem zunächst angränzenden Volke, den Nacannacunihs, abstammen. Wahrscheinlich sind die Bewohner des Feuerlandes, allem Ansehen nach, ein elendes Volk, denn alle, die von den Reisenden gesehen wurden, hatten keine andere Kleidung, als ein Stück Robbenfell, welches ihnen kaum bis auf die Hälfte der Lenden herab reichte, und oben kaum die Schultern bedeckte. Solcher Gestalt blieben ihre Hände und Füße und der ganze Leib der empfindlichsten Kälte bloßgestellt. Der Geruch von ihnen ist ekelhaft, und von dem verdorbensten Thranöl, womit sie sich oft beschmieren, und von dem faulen Robbenfleisch, welches ihre leckerhafteste Nahrung ausmacht. Sie wohnen unter etlichen zusammengebundenen dürren Zweigen, die das Gerippe einer niedrigen, runden, offenen Hütte ausmachen; über diese werden einige Sträuche und etliche Bündchen trockenes Gras gelegt, und die Lücken hie und da mit einer Robbenhaut bedeckt. Ein Fünftheil des ganzen Umfanges bleibt offen, und dienet zugleich zur Feuerstätte, wie zum Eingange. Alle Geräthschaften bestehen in einem geflochtenen Korbe, einer Art Taschen oder Säcke von Mattenwerk, einem Haken von Knochen, an einem langen Stabe von leichtem Holze befestiget, womit sie die Schnecken von den Felsen ablösen,

einem

einem schlecht geschnitzten Bogen und etlichen Pfeilen. Ihre Kähne sind von Baumrinde, über ein biegsames Holz gewunden, und mit gebogenen, anderthalb Zoll dicken, Stäben, anstatt der Ribben, ausgedehnet, wodurch verhindert wird, daß der Boden so leicht nicht ausgetreten werden kann. An einem Ende dieses Kahnes schütten sie etwas Erde auf, und auf dieser unterhalten sie, auch im Sommer, ein beständiges Feuer. Außer den vorhin genannten Robben, sind noch gebratene Schaalthiere ihre Nahrung. In der Gegend von Succeßbay, an der östlichen Küste des Feuerlandes, hat man schon glücklichere Familien angetroffen. Diese haben Pferde zum Reuten und reichlichere Nahrung von der Jagd. Ihre Kleidungen sind der Witterung mehr angemessen, und ihre Waffen, theils zum Angriffe, theils zur Vertheidigung, verrathen schon einigen Erfindungsgeist. Ihre Gesellschaft ist nicht ganz ohne bürgerliche Verfassung, sie haben Anführer und Vorgesetzte im Frieden, wie im Kriege. Gerechtigkeit und Menschenliebe sind ihnen nicht ganz fremd; ein muthiges Betragen und eine schon gewissermaßen wortreichere Sprache zeugen von einem Anfange der Cultur.

Die Falklands- oder molouinischen Inseln, auch Pepysinseln genannt, haben, außer Pinguins, Meergänsen, Wallfischen, Robben ꝛc., nicht viel erhebliche Produkte. Die Spanier besitzen hier **Port Soledad**, und die Engländer **Port Egmond**. Die Falklandsinseln.

Neugeorgien, oder **Südgeorgien**, ist ebenfalls eine von den Engländern so benannte Insel in hiesiger Gegend, deren Länge ohngefähr achtzig Seemeilen beträgt. Sie ist eigentlich ein Klumpen Die Insel Südgeorgien.

hoher Berge, von denen, selbst in der Mitte des Sommers, keiner von Schnee entblößt ist, und im Ganzen nicht mehr als zwey geringe Pflanzarten hervorbringt. Sogar alle Häfen sind mit Eis angefüllt, und bloß längst der Seeküste giebt es einige nackte, vom Schnee entblößte, Felsen.

Sandwichland.

Am weitesten gegen Süden liegt zuletzt in einer kalten, schauerhaften Gegend das **Sandwichland**, dessen Spitze das **südliche Thule** genannt wird. Diese Inselgruppe ist ganz mit Eis und ewigem Schnee bedeckt.

XV.

Amerikanisches Südindien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0593
DFG

Es ist bekannt, daß Südindien nicht ein Stück zusammenhängendes Land ausmacht, sondern aus theils großen, theils kleinen Inseln, welche auf dem zwischen Asien und Amerika befindlichen stillen Ocean zerstreuet liegen, und also unschicklich, ein fünfter Welttheil genannt worden. Einige derselben, die nämlich Asien näher als Amerika liegen, sind bereits im dritten Bande dieses Werkes angezeiget worden, und hier soll also zum Schluß desselben die nähere Nachricht der übrigen Südländer folgen. Sie heißen: Allgemeine Einleitung.

Die Gesellschaftsinseln.
Die Harveyinseln.
Die S. Georgs- und Palliserinseln.
Die Markesasinseln.
Die Oster- und Pfingstinseln.
Die Sandwichinseln.
Die freundschaftlichen Inseln.
Die Charlotteninseln.
Neuseeland.

Alle diese Inseln liegen theils im heißen, theils im gemäßigten Erdstriche. Sie wurden nicht auf einmal, sondern Jahrhunderte lang von den Spaniern, Franzosen, Engländern und Holländern gesucht, wahrscheinlich in der Absicht gesucht, Schätze daraus zu holen; die Erfahrung aber hat gelehret, daß jene gehofften Schätze nur in der Einbildung geblieben sind, einer Menge Menschen das Leben gekostet haben, und alle die kühnen Unternehmungen, ein südlich gelegenes großes Land zu finden, den Ausgang nahmen, den alle fehlgeschlagene menschliche Hoffnungen

nungen zu nehmen pflegen. Nur in unsern Tagen haben die Monarchen Europens, und besonders Englands Könige, die Veredelung menschlicher Kenntnisse und Glückseligkeit ihres Zustandes zur Absicht gehabt, und aus diesen Bewegungsgründen Männer dahin gesendet, deren Namen und Thaten sich ein unvergeßliches Denkmal in beyden Welttheilen gestiftet haben.

Vorläufig wollen wir die zerstreuete Lage der Inseln etwas genauer bestimmen, und eine allgemeine Uebersicht davon mittheilen, die uns in den Stand setzen wird, desto richtiger von den zum Theil noch wenig bekannten Einwohnern zu urtheilen, und von der Beschaffenheit ihrer Inseln ein vollkommenes Ganze zu erhalten.

Das Meer zwischen Afrika und Amerika behält den Namen des südlichen atlantischen Oceans, von der Linie bis zu den amerikanischen Polarzirkel; das Meer, zwischen Afrika und Neuholland, wird nach dem nordlich darüber liegenden Meere der südlich indianische Ocean genannt, und diese Benennung konnte vom Wendezirkel des Steinbocks bis zum Polarzirkel gelten. Das große oder eigentliche Südmeer erstreckt sich von Neuholland bis Südamerika; doch pflegt man ihm zwar auch in seinem ganzen Umfange den Namen des pacifischen Oceans, oder stillen Meeres, beyzulegen; allein diese Benennung kann nur innerhalb des Wendezirkels gelten, weil die See jenseits dieser Gränzen wohl so stürmisch, als jede andre, ist. Der Aequator theilt das stille Meer in zwey fast gleiche Theile, in das Nördliche und Südliche; was vom Krebszirkel nördlich liegt, hat bisher noch keinen eigenen Namen, was über südlich vom Steinbockszirkel liegt,

ist

ist eigentlich das große Südmeer, und innerhalb des gefrornen Erdgürtels wird es das südliche Eismeer genannt.

Als die Spanier durch Vasco Nunnez im Jahr 1513 das Südmeer von den Gebirgen in Panama entdecket hatten, war Hernando Magalhaens, ein portugiesischer Edelmann, der erste, der es beschiffte; er kam durch die nach seinem Namen benannte Meerenge im Jahr 1520 ins große Südmeer. Nachdem er die Linie passirt, entdeckte er die Diebs- und Philippinischen Inseln, wobey er sein Leben verlor. Cortez, der Eroberer von Mexico, schickte im Jahr 1536 zwey seiner Capitaine nach den Molukkischen Inseln; sie besegelten das stille Meer, unweit der Linie, und entdeckten einige Inseln gegen Westen, in der Nähe von Neuguinea. Im Jahr 1567 wurde Don Alvaro Mendanna de Neyra, von Peru aus, auf Entdeckungen geschickt, und auf dieser Reise fand man die Salomonsinseln, welche man unter Neubritannien und Neuirrland verstehet. Im Jahr 1575 und 1595 unternahm er dieselbe Reise; die erste war fruchtlos, auf der andern aber entdeckte er die Marquesasinsel, und ganz gegen Westen die große Insel S. Cruz, die Capitain Curteret nachher wieder fand, und Egmont nannte. Die Reisen der Engländer, Franz Drake 1517 und 1580, und Thomas Candish 1586 und 1588, gehören eigentlich nicht mit dazu, weil sie keine Entdeckungen machten, jedoch kam Drake schon damals an der Nordwestküste von Amerika weiter, als die Spanier sich seither gewagt hatten, und nannte das Land, nordwärts von Californien, Neualbien. Auch die holländischen Reisen eines Simon de Cordes, Oliver und Spielberg, waren nichts als Plünderungen in den spanischen

schen Kolonien in Peru. Die Falklandsinseln, welche Vespucci wahrscheinlich schon im Jahr 1502 entdeckt hatte, wurden 1594 von Richard Hawkins, einem Engländer, wieder gefunden, und, zu Ehren der Königin Elisabeth, Hawkins's Maidenland genannt. Der Capitain Strong, ebenfalls ein Engländer, entdeckte 1689 die Durchfahrt zwischen beyden Inseln, und legte derselben Lord Falklands Namen bey, und auf diese Art bekamen die Inseln selbst ihre jetzige Bestimmung. Pedro Fernandez de Quiros ward 1605 von Peru ausgeschickt, ein südliches Land zu entdecken, und fand dafür etliche Inseln, die eine davon, la Encarnation, fand Capitain Carteret wieder, und nannte sie Pitcairens Eyland; die neunte Insel, welche Quiros fand, und Sagittaria nannte, ist die von Wallis wieder gefundene Insel Tahiti. Ersterer entdeckte auch das große Land des heiligen Geistes. Sein Reisegefährte, Vaez de Torres, entdeckte nachher die Durchfahrt zwischen Neuguinea und Neuholland, die Cooke hernach Endeavourstraße nannte. Cornelys Schouten und Jacob le Maire verließen Holland im Jahr 1615, und waren die ersten, die durch die Meerenge und um das Cap Horn schifften. Abel Tasman wurde von Batavia im Jahr 1642 ausgeschickt, und entdeckte Van Diemens Land, oder die südliche Spitze von Neuholland, einen beträchtlichen Theil der westlichen Küste von Neuseeland, und einige Eylande, nordwärts von letzteren. Anton Roche, ein Engländer, kam 1675 von Peru, wo er Handlung getrieben hatte, um Cap Horn zurück, und entdeckte im südlichen atlantischen Ocean eine Insel, die man seitdem nicht wieder aufgesucht hat. Dampier machte 1699 verschiedene Entdeckungen an den Küsten von Neuguinea, und nannte die Salomonsinseln Neubritannien.

Einige

Einige Holländer schickten im Jahr 1721 Jacob Roggewein ins Südmeer, und er fand das Ostereyland. Herr von Bouvet ward im Jahr 1738 von der französischen ostindischen Compagnie ausgesandt, den südlichen atlantischen Ocean zu untersuchen, und glaubte Land gesehen zu haben, kehrte aber ohne weiteren Nutzen nach Europa zurück. Im Jahr 1764 schickte der König von England die berühmten Männer, Byron, Wallis, Carteret, Cook und Solander auf Entdeckungsreisen aus. Im Jahr 1768 hielt die königliche Societät der Wissenschaften zu London um die Ausrüstung eines Schiffes an, damit der bevorstehende Durchgang der Venus beobachtet werden möchte. Capitain Cook ward zum Befehlshaber ernannt, und ihm, nebst Carl Green, die Beobachtung aufgetragen. Zu seiner Begleitung unternahm Banks und Solander die Reise mit ihm, und letztere besonders in Rücksicht der Naturgeschichte dieses Landes. Der Durchgang der Venus ward zu Tahiti beobachtet. Hernach gieng Cook auf Entdeckungen aus, und fand die sogenannten Societätsinseln. Im Jahr 1769 segelte Herr von Surville, in Diensten der französischen ostindischen Compagnie, von Pondichery nach Neuseeland, und kam zu Calao in Peru bey der Landung ums Leben. Im Jahr 1772 fand Herr von Kerguelen und Allouarn eine Insel im südlichen indianischen Ocean, die fast unter einerley Meridian mit der Mauritiusinsel lag. Während Kerguelens erster Reise segelte Marion, nebst Herrn Crozet, über den südlichen indianischen Ocean, nebst Von Diemens Land und Neuseeland, und entdeckte südwärts von Madagascar einige kleine öde Inseln. Die Neuseeländer in der Bay des Eylandes brachten Marion ums Leben. Vor Cooks Rückkunft hatte man noch behauptet, daß sich das feste

Land im Südmeere bis zum 30sten Grad der Breite erstrecke, mithin unter einem günstigen Himmelsstriche gelegen, und um deswillen ein wichtiger Gegenstand der europäischen Politik seyn müsse. Zwar hatte diese Meinung einen Stoß erhalten, daß er auf seiner ersten Reise bis zum 40sten Grad gekommen, und gleichwohl kein solches Land gefunden hatte. Man ließ sich aber dadurch noch immer nicht irre machen. Um diesen Streit zu endigen, gieng Cook und Clerke auf Befehl des Königes von England auf Entdeckung gegen den Südpol hin. Und ob sie auch kein festes Land fanden; so war doch diese Reise wenigstens die erste, die von Westen nach Osten gerichtet worden. Bey der Entdeckungsreise, während den Jahren 1772 bis 1775, die der König von England durch den Capitain Cook und Furneaux unternehmen ließ, befand sich auch Forster, welcher die Schätze der Natur untersuchen sollte, und dem wir die schönsten Aufschlüsse davon zu verdanken haben.

Den Beschreibungen zu Folge sind alle diese neuentdeckten Inseln und Länder theils ihrer Lage wegen, als Erfrischungs- und Ruheplätze für Seefahrer, theils ihrer Naturgüter wegen, für Handlungsaussichten, theils selbst ihrer Größe wegen, für manche Wissenschaft merkwürdig, und einer genauern Untersuchung würdig. Ehe wir aber zu ihnen selbst übergehen, wollen wir zuvor ihre Produkte und ihre Bevölkerung voraussetzen.

Die Gewächsarten der neuentdeckten Inseln sind merklich von einander verschieden, neu und seltsam, wie es die Beschaffenheit eines Landes mit sich bringt. Von den niedrigen Eylanden des heißen Erdstriches, welche

welche bloß aus Korallklippen bestehen, und kaum mit etwas mehr als Sand bedeckt sind, bis zu den Societätsinseln von ansehnlicher Höhe mit fruchtbaren Ebenen und Korallentiefen, und von diesen zu den übrigen Inselgruppen, die zwar bergicht, aber weder mit Riesen, noch mit Ebenen umgeben sind, ist der Abstand schon beträchtlich. Der geringe Umfang der flachen im stillen Meer zerstreueten Eylande kann nur wenigen Gewächsarten Nahrung geben, indessen verschafft ihnen die Menge ihrer Kokospalmen in der Ferne ein ganz anmuthiges Ansehen. Am Strande kommen außerdem noch einige andere Bäume und Stauden fort, die aber auch, nebst etlichen wenigen antiscorbutischen Kräuten und solchen Pflanzen, welche die Eigenschaft, die Fische zu betäuben, besitzen, die ganze dortige Blumenflur ausmachen. Auf andern hingegen findet man vortreffliche Aussichten, reitzende Gestalten und Farbenmischungen, welche alle Begriffe des Schönen erregen. Die Ebenen, welche den Rand solcher Inseln ausmachen, sind vorzüglich zum Anbau sehr bequem, und in ihrem ganzen Umfange, wie in den entferntesten Vertiefungen der Thäler, ist alles mit Pflanzungen bedeckt. Oft sind die ersten Anhöhen, welche die Ebenen begränzen, gänzlich von Bäumen entblößt; die Sonne wirkt daselbst ungehindert fort, und läßt keinen Grashalmen und keiner zarten Pflanze Nahrung finden. Ein äußerst dürrer Farrn und ein Paar eben so abgehärtete Stauden bedecken die sonst öden Hügel; etwas höher hinauf findet man am Abhange der Berge Waldungen, welche stets zunehmen, bis endlich die höchsten Gipfel überall mit Bäumen bewachsen sind. Auf diesen oft umwölkten Höhen ist die Witterung schon sehr gemäßigt, so, daß allerley Pflanzen mit starkem Wachsthume hervorsprießen.

Mooſe, Farrne, und einige Geſchlechter, die gern im Naſſen wachſen, ſind hier die häufigſten, und bedecken das Erdreich, als auch die Stämme und Aeſte der mehreſten Bäume.

Mit einem ſehr verſchiedenen Vorrathe von Pflanzen prangen die mehr weſtlich gelegenen neuen Hebriden. Zwar haben ſie nicht, wie die Societätsinſeln, Ebenen und Rieſe, dagegen aber große Thäler, ſanfte Anhöhen und hohe Berge. Ueberall ſiehet man faſt nichts als Wälder, in denen die Pflanzungen der Einwohner, wie Inſeln im Meere, zerſtreuet und abgeſondert liegen. In dem dürren Erdreiche von Neukaledonien, welches von allen übrigen Inſeln des ſtillen Meeres ſo ganz verſchieden iſt, kommt gleichwohl eine Menge Pflanzen zum Vorſchein, die aber größtentheils zu neuen und ausgezeichneten Geſchlechtern gehören.

Wenn gleich aus dem Vorhergehenden erhellet, daß in den antarktiſchen Gegenden die größte Kälte des Pflanzenreichs gleichſam im Keim erſtickt, daß folglich nur in den Ländern des gemäßigten Himmelsſtriches eine Mannichfaltigkeit der Arten geſucht werden muß, welcher nichts als die Hülfe des Menſchen entgeht, um ſie dem Pflanzenreichthum des heißen Erdgürtels gleich zu ſtellen: So bleibt demohngeachtet die Anzahl der verſchiedenen Gattungen allemal in einigen Verhältniſſen mit dem Umfange der Länder. Große feſte Länder bieten größere Schätze dar, als Inſeln, und eben deshalb hat Banks mit ſeinem Reiſegefährten Solander auf der öſtlichen Küſte Neuhollands eine ſo reiche Erndte gefunden, daß ein dortiger Hafen, zum Andenken dieſes Umſtandes, den Namen Botanybay erhielt; innerhalb drey Wochen fanden jene beyden Naturkundiger daſelbſt vierhundert

dert neue Pflanzengattungen. Nach dieser Bestimmung kann man sowohl Neuseeland, als die Inseln des heißen Strichs im Südmeer für verhältnißmäßig reich an Pflanzen halten; unmöglich aber läßt sich über ihre Anzahl etwas Gewisses bestimmen. Aus den unbekannten Gegenden, welche auf den neuen Hebriden so häufig sind, läßt sich noch viel Neues erwarten, weil diese Inseln von ansehnlicher Größe sind, und einen überaus fruchtbaren Boden haben.

Amerika und Asien schließen das Südmeer von zwey Seiten ein, und je näher die Inseln dieses Oceans dem einen oder andern der genannten festen Länder liegen, destomehr findet man daselbst ähnliche oder gemeinschaftliche Pflanzenarten. Auf den östlichern Inseln giebt es daher eine größere Anzahl amerikanischer, auf den westlichen hingegen eine Menge ostindischer Pflanzen. Indessen leidet diese allgemeine Regel auch besondere Ausnahme. So findet man z. B. Gardenia Florida und den Papiermaulbeerbaum, ungeachtet beydes ostindische Gattungen sind, nur auf den östlichen Inselgruppen der freundschaftlichen und Societätsinseln: dagegen siehet man aber auch auf den neuen Hebriden und Neukaledonien, die von Amerika am weitesten entlegen sind, einige amerikanische Geschlechter, nämlich eine Passionsblume, eine Ximenia und die amerikanische Waltheria; gemeiniglich findet man auch, daß in den Societätsinseln die Pflanzungen von asiatischer Abkunft auf den bebaueten Ebenen, die wilden amerikanischen hingegen auf den Bergen angetroffen werden, woraus man urtheilet, die Wanderungen der jetzigen Bewohner dieser Insel können an diesen Ausnahmen einigen Antheil haben.

Einige Pflanzen sind beynahe in allen Gegenden des Südmeers und unter jedem Himmelsstriche anzutreffen. Hierher rechnet man ein Paar Sellerynarten, welche sowohl unter einander, als mit der unsrigen sehr genau verwandt sind, und etliche Kressenarten, welche innerhalb der Wendekreise auf den niedrigen Eylanden in Neuseeland, und auf den kleinen sumpfichten Holmen des Feuerlandes fortkommen. Andere Gattungen wählen in verschiedenen Himmelsstrichen hier einen höhern, dort einen niedrigern Standort. So ist z. B. die Pimelea Gnidia in Duskybay ein schöner kleiner Baum, und wächst daselbst auf den Klippen dicht am Ufer des Meeres; in Charlottensund hingegen, am nördlichsten Ende der nämlichen Insel, findet man diese Pflanze bloß auf den höchsten Berggipfeln in Gestalt eines schlecht gewachsenen Strauches; ähnliche Lagen und Himmelsstriche bringen oft ähnliche Pflanzen hervor, daher siehet man auch europäische Alpenkräuter auf den kalten Gebirgen des Feuerlandes. Die Mannichfaltigkeit des Erdreichs und der Lufttemperatur verursacht auf den Inseln des stillen Meeres nirgends mehr Spielarten an den Pflanzen, als innerhalb der Wendekreise. Drey, vier und mehrere Varietäten der nämlichen Pflanzengattungen sind nichts ungewöhnliches. Daß die Kultur die Spielarten im Pflanzenreiche vervielfältiget werden, ist eine bekannte Sache, und auch auf den Inseln des stillen Meeres sieht man hiervon mehrere Beyspiele. Die Brodfrucht hat allein vier bis fünf Abarten; der indianische Drachenbaum hat deren zwey, und der Pisang spielt, so wie unsre Aepfel, fast ins Unendliche. Auch jene bekannte Bemerkung, daß vermittelst der Kultur die Fähigkeit, sich durch Saamen fortzupflanzen, verloren gehe, bestätiget sich auf den Inseln

seln des stillen Meeres. Dieser Verlust ist an der Brodfrucht vornämlich sichtbar, ihre Saamen sind vertrocknet, und in der mehlichten Frucht gleichsam verschwunden. Eben dieses geschiehet mit der Pisangfrucht, worin man nur selten die Spur eines Saamens entdecken kann.

Das, was wir bereits von dem Pflanzenreiche gesagt haben, kann auch eben so wahr auf das Thierreich angewendet werden. Die Thierarten der neuentdeckten Länder schränken sich zwar nur auf wenige Classen ein, sind aber dennoch zahlreich genug, und auch in diesem Reiche gilt das vorerwähnte Verhältniß zwischen den Ländern und ihren Produkten. Im rauhen Süden scheint die thierische Natur ungünstig, man möchte sagen, ungestalt zu seyn; nur unter einem mildern Himmel sind Schönheit und Mannichfaltigkeit der Bildung, nebst Anmuth der Farben, das Erbtheil der lebendigen Geschöpfe. Mit vielem Vergnügen siehet der Reisende die Ebenen auf Tahiti, wo Einfalt und Reichthum der Natur ein Volk beglückt, das unser Vorurtheil, übereilt, mit dem Namen der Wildheit belegt hat. Ueberall sind Heerden von Schweinen, vor jeder Wohnung Hunde, eine zwote Gattung von Mastvieh, auf dem Rasen umher oder auf den Bäumen das schönste Federvieh. Auch die See liefert ihre mannichfaltigen Bewohner, Fische von den schönsten Farben, Muscheln und Schnecken, die zwar schon bekannt, allein deshalb nicht minder schön und bewundernswürdig sind. Gehet man dagegen von hier in die gemäßigte Erdgegend hinüber, und vertauscht jene ruhige Scene der Häuslichkeit gegen eine neuseeländische Wildniß, wie rauh und abschreckend wird da alles. Feindschaft erstreckt sich bis auf die Thiere, Falken und

Eulen fliegen durch einander, in den Wäldern sind reissende Thiere, und dennoch auf den Bäumen liebliche Sänger. Durchschneidet man das ungeheure Südmeer; so finden wir auch dort fast überall, selbst auf dessen Mitte, wenigstens noch einige Wasservögel über den Wellen hinschwebend. An der Südspitze von Amerika jener öden Küste, die so dürftig mit krummen Sträuchern bekleidet und von den elendesten Menschen bewohnt wird, findet man eine Menge Geyer, Adler und Habichte herumflattern; fast alle übrigen Vögel wohnen in großen Heerden gesellig beysammen, und verschiedene Robbenarten lagern sich auf den Klippen am Strande. Weit beträchtlicher ist die Anzahl und die Verschiedenheit der Vögel, wohin unter den bekannten Arten Hühner, Papagoyen, Tauben, Enten, Raben, Sturmvögel und Spechte gehören. Von Amphibien hat man Schildkröten, Eidechsen, Wasserschlangen, u. s. w. gefunden. Spielarten sind in den Südländern unter den Thieren nicht so häufig, als unter den Pflanzen. Die Hauptursache der Ausartung, nämlich die Zähmung, findet nur bey dem Schweine, dem Hunde und dem gemeinen Huhne statt, und der Zustand, in welchem diese drey zahme Thierarten dort leben, kommt dem Stande der Natur noch immer sehr nahe. Hühner und Schweine haben die Freyheit, die mehreste Zeit herumzulaufen, zumal die Hühner, weil sie nicht ordentlich gefüttert werden. Die Hunde werden lediglich zum Schlachten gehalten, daher bleiben sie den ganzen Tag über in Freyheit und Ruhe. Auch der Spielarten unter den wilden Vögeln sind sehr wenig, höchstens ein Paar Tauben, Papagoyen und Eisvögel, nebst ein Paar Fliegenfänger Gattungen, die in verschiedenen Inseln abarten.

Das

Das Mineralreich ist am wenigsten untersucht worden, hat aber auch die wenigste Gelegenheit zum Untersuchen dargeboten. Auf Südgeorgien findet man gar keine Erde, ausgenommen in einigen Felsenklüften, alles bestehet sonst aus einem schweren Schifer, welcher Eisentheilchen enthält. Von eben dieser Art sind die felsichten Küsten des Feuerlandes, auf deren höchstem Gipfel auch ein grober Granit zum Vorschein kommt. In der südlichen Hälfte von Neuseeland bestehet die Oberfläche aus schöner leichter Gartenerde, die aus verwestem Moos, abgefallenen Blättern und erstorbenen Bäumen entstanden ist. Die Einwohner verfertigen auch aus verschiedenen Steinen ihre Aexte, Messer und allerhand Zierrathen. In Norfolkeyland findet man fast die nämlichen Erd- und Steinarten. Auf Ostereyland findet man dagegen Spuren neuerlicher grausamer Veränderungen, welche durch unterirdische Feuer hervorgebracht worden sind. Die Marquesas haben Felsenufer, und Otaheiti hat unstreitig mit den übrigen Societätsinseln einerley Beschaffenheit. An ihren Küsten liegen Korallenklippen, welche sich von dem in einiger Entfernung gelegenen Rief *) bis an den Standort der höchsten Fluth erstrecken. Daselbst fängt sich das Gebiet des Sondes an, welcher entweder aus zermalmeten Muscheln und Korallen, oder aus einer dunkeln Mischung dieser Theile mit schwarzen, öfters glänzenden Theilchen eines groben Glimmers und einigem Eisenerze beste-

*) Rief nennet der Seemann eine Felsenkette, welche in einiger Entfernung von den Küsten eines Landes aus der See hervorragt, und worüber die Wellen wegspülen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0607
DFG

het. Kies und schwefelartige Materien, nebst einigen Eisen- und Kupfertheilchen, sind auf mehreren dieser Inseln unstreitig vorhanden, reiche Erzgänge aber am wahrscheinlichsten in den Gebirgen von Neukaledonien, und vermuthlich auch in den Neuseeländischen anzutreffen; dahingegen in allen vulkanischen Eylanden die metallischen Theile schon längst durch die Gewalt des unterirdischen Feuers zerstört und verschlackt seyn mögen. In Neukaledonien und Neuseeland ruhen sie noch ungestört in Bergarten, welche bisher immer zu den ursprünglichsten gezählet worden sind, und worin man jederzeit ausschließungsweise Erzadern angetroffen hat.

Alle Inseln in den verschiedenen Meeren können füglich als Gebirgsketten angesehen werden, deren Gipfel über die Fläche des Meeres hervorragen; auf Feuerland, Neuseeland, O Taheiti, u. s. w. sind die Berge erstaunlich hoch, auf allen Inseln des Südmeeres zwischen den Wendekreisen sind sie nur von mittelmäßiger Höhe, unter beyderley Art aber finden sich auch Vulkane, deren Wirkungen sattsam bekannt sind, und wo auf gewissen Inseln, wo die Natur noch wie in ihrem Urstoffe liegt, dieses fürchterliche Schauspiel desto grausenvoller werden muß.

Dennoch sind die meisten Inseln nicht Menschenleer, und einige, freylich die fruchtbarsten, sind volkreich, und, man kann sagen, kultiviret, unter denen die Insel von Taheiti, nebst den kleinern, die ansehnlichste ist. Auch die fünf Marquesasinseln sind ebenfalls volkreich, und alle Vorgebirge derselben sind bewohnt. Zwischen diesen und Taheiti giebt es noch mehrere wohl bevölkerte, so daß man die Volksmenge aller dieser Eylande und der Marquesas-

inseln

inseln ungefähr auf hunderttausend rechnet, wo gewiß noch die kleinste Summe angenommen ist. Die neuen Hebriden sind zwar lange nicht so volkreich, als die Societäts- und freundschaftlichen Inseln, aber ihre beträchtliche Größe hebt diesen Unterschied auf. Die Insel Ambrey ist sehr stark bewohnt, die Aurora-, die Pfingstinsel, und einige kleinere, sind weniger volkreich, dagegen hat das h. Geistland starke Bevölkerung; die Volksmenge auf den neuen Hebriden würde sich daher allerwenigstens auf zweyhunderttausend Menschen belaufen. Auf Neukaledonien rechnet man funfzigtausend, und ob auch die südlichere Insel von Neuseeland nur sparsam bewohnt ist; so ist die nördliche desto volkreicher, und enthält wahrscheinlich hunderttausend, so daß man die ganze Summe aller Insulaner im Südmer, Feuerland ausgenommen, auf 1,000,000 seßen kann.

Es ist bekannt, daß die Bevölkerung der Länder im Verhältniß mit dem Wachsthum der Sitten und dem künstlichen Anbaue steigt, und, wenn sie auch nicht die Ursache davon sind, doch die Folge einer größern Bevölkerung bleibt. Man findet aber, daß die Menschengattungen in Absicht der Farbe, Größe, Bildung, des Temperamentes und Gemüthscharakters unter diesen Insulanern sehr von einander abgehen. Die auf den Inseln des Südmeers vorhandenen Menschengattungen können unter zwey Hauptabtheilungen gebracht werden. Die eine ist von heller Farbe, gut gebildet, von starkem Muskelbau, ansehnlicher Größe und sanftem gutherzigem Charakter: die andere ist schwärzer, mit kraus- und wollichtem Haar, dürrer, kleiner, fast noch lebhafter als jene, aber auch zugleich mißtrauischer. Die erste Art findet man auf O Taheiti, auf den Societäts-, Marque-

Marquesas- und den freundschaftlichen Inseln, Ostereyland und Neuseeland. Die andere findet man auf Neukaledonien, Tanna und den übrigen neuen Hebriden, vorzüglich aber in Mallikollo. Die Pescherähs gehören nicht hierher, weil, wie wir schon oben gesagt haben, diese Völker wahrscheinliche Abkömmlinge von den amerikanischen festen Landeinwohnern sind. Jene beyden Hauptclassen theilen sich wiederum in mehrere Abarten, wodurch sie stufenweise einander näher kommen, daher finden wir einige Völkerschaften, die zur erstern Classe gehören, und gleichwohl dunkler Farbe und hagern Leibes, wie die Menschen von der zwoten Classe, sind, und in dieser dagegen starke Menschen, die den besten aus der ersten Classe nicht nachstehen. In solchem Falle entscheiden dann andere charakteristische Züge, zu welcher Hauptabtheilung diese oder jene Insulaner eigentlich gehören. Der allgemeine und ursprüngliche Gesichtscharakter aller Völker der ersten Classe in den Inseln des Südmeers bestehet in stark gezeichneten Zügen, und großen, aber breiten Nasen. Bey den Einwohnern der westlichern Inseln steht die Nase weniger hervor, der Mund ist größer, und die Lippen sind dicker, auch diese Züge sind ihnen wahrscheinlich von ihren Voreltern angestammt. In Ostereyland, in Neukaledonien und zum Theil auch in Tanna, wird das Ohrläppchen nicht nur eingeschnitten, sondern auch vermittelst eines durchgesteckten Zuckerrohres beständig erweitert. Ohne diese Einschnitte zu machen, begnügen sich die Einwohner von Tongatabu und den übrigen freundschaftlichen Inseln, die Ohrläppchen lang zu ziehen, und durch zwey darin geborte Löcher ein Stöckchen, von der Dicke eines Federkiels, wagrecht durchzustecken. Unter eben diesem Volke fehlt den meisten ein, oft

sogar

sogar zwey Gelenke an beyden kleinen Fingern, die sie sich bey der Trauer um ihre Verwandten abzuschneiden pflegen. Lange Nägel an allen oder wenigstens an einigen Fingern sind der Stolz der taheitischen Oberhäupter, es sind redende Beweise ihrer Unthätigkeit, oder, wenn man will, der Vorrechte ihres Ranges, der sie von aller Handarbeit lossprícht; inzwischen halten sie diese langen Nägel sehr sorgfältig rein. In Neuseeland, wo die Männer sich das Gesicht überall in Spirallinien punktiren, und in den Marquesasinseln, wo das Gesicht ebenfalls mit allerhand Figuren verunstaltet wird, verhindern die Narben, welche von diesen Operationen entstehen, den Haarwuchs; und daher kommt es, daß die gar zu stark punktirten fast gar keinen Bart haben.

Aus diesen Hauptzügen, durch welche die zwey großen Stämme der Südländer von einander abweichen, läßt sich der mächtige Einfluß erkennen, den Klima, Nahrungsmittel und Sitten auf die Beschaffenheit des Körpers äußern; zugleich ist aber auch daraus mit Gewißheit einzusehen, daß diese dreyerley Ursachen nicht hinreichend sind, um alle hieher gehörige Erscheinungen zu erklären.

Eine andere Beobachtung der Insulaner ist, daß diejenigen im Südmeer auf verschiedenen Stufen der Vervollkommnung stehen, je nachdem sie sich der wohlthätigen Wärme mehr oder weniger zu erfreuen haben. Unter dem mildern Himmelsstrich ist ihre Speise mannichfaltiger, häufiger, ihre Wohnungen geräumig, reinlich, bequem, ihre Kleidung zierlich und künstlich; die Bevölkerung stärker, das gemeine Wesen stehet auf besserm Grunde, die Gemüther sind auch lenksamer und lehrbegieriger. An des Eisgürtels Gränze hingegen, wie elend sind die wenig zerstreue-

ten

ten Einwohner! Ihr Unterhalt ist dürftig und ungewiß, ihre Speise ekelhaft, ihr Obdach die erbärmlichste Hütte, die ihrem Zwecke nicht entspricht; ihre Bedeckung unsauber, und der unfreundlichen Kälte des Himmels entgegen; ihre Anzahl gering, ihre Gesellschaft ohne gegenseitiges Band, ohne Zuneigung, jedem Angriff bloßgestellt, feindlich und grausam, wo der Zufall es erlaubt, und von der mittheilenden Liebe von Menschlichkeit entfernt.

Die Hauptsorge aller Völker, welche die Polargegenden des Erdbodens bewohnen, ist die Anschaffung des Lebensunterhaltes, und auf diese tägliche, unabläßige Sorge beziehen sich alle ihre Bemühungen und Erfindungen; ihre Kleidung, Wohnung, Sicherheit, Freyheit, Eigenthum, und jedes andere Bedürfniß, muß jenen erst nachstehen. Vergleichen wir indeß die Bewohner des Südpols und Nordpols, die Feuerländer und Eskimos unter einander, so finden wir diese nördlichen Völker jenen südlichen Amerikanern weit überlegen, ohnerachtet das Feuerland, in Betracht so mancher Naturprodukte, vor Grönland voraus hat. Hier wohnen sie nach Verschiedenheit der Jahreszeiten in bessern Wohnungen, in steinernen Häusern; die Pesserähs hingegen bauen ihre Hütten von etlichen Pfählen, die sie mit Bast an einander knüpfen und mit Strauchwerk bedecken. Die Europäer fanden bey der Entdeckung von Amerika alle dortige Völker im wilden Zustande, nur um eine Stufe über den thierischen Zustand hinaus. In kleinen Horden durchstreiften sie die Wälder dieses großen Welttheiles, lebten hauptsächlich von der Jagd und Fischfang, ohne Ackerbau, und waren schlecht gekleidet. Nur zwey Völker hatten eine Art von Sittlichkeit erreicht, und diese wohnten innerhalb der Wendekreise. Alle barbarische Nationen lieben gleich-

gleichwohl den Putz und die Zierrathen, sie schnitzen an den gewöhnlichsten Werkzeugen, wie an den Waffen, allerley Verzierungen, die öfters einigen Geschmack verrathen. Fabeln, romantische Erzählungen, Musik, Lieder und Tänze sind ihr Zeitvertreib; ja, sie fangen sogar ihre Gefechte mit kriegerischen Tänzen und Gesang an. Auch haben sie einige Religionsbegriffe, Nachrichten von allerley Göttern, und einige Ueberzeugung von der Fortdauer abgeschiedener Seelen; eben so bedienen sie sich bey gewissen Gelegenheiten, wie zum Beyspiel, wenn Freundschaft errichtet, Frieden beschlossen, Kriege erklärt, oder Todte begraben werden sollen, gewisser ihnen eigenen Feyerlichkeiten und Gebräuche. Nur ein einziger Zug ihres rohen Wesen kann nicht ganz geläugnet werden, wenn auch die gewöhnlichen Schilderungen desselben übertrieben sind. Man weiß nämlich, daß alle Bewohner der verschiedenen Inseln im Südmeer, selbst in dem glücklichsten und fruchtbarsten Erdstriche, wo die Hauptnahrung in Früchten bestehet und die Bevölkerung so ansehnlich ist, nichts destoweniger vor Zeiten das Fleisch der Menschen gegessen haben. Der Grund dieser Abscheulichkeit kann also in nichts anderm als in ihrer frühesten Erziehung liegen. Die Freyheit, worin die Knaben heranwachsen, ohne im geringsten von den Eltern gelenkt zu werden, artet endlich in unbändige Wildheit aus. Der unabhängige Geist muß, ihren Meinungen nach, durch nichts gedämpft werden, er ist die Seele ihrer Gesellschaft; daher darf die Mutter ihr Kind nicht schlagen, so boshaft und unlenksam es immer seyn mag, und der von Jugend auf zum Abscheu gegen ihre Feinde geneigte Geist, die Zügellosigkeit, mit der sie über dieselben herfallen, macht eine so grausame Handlung möglich.

Doch

Doch giebt es auch in den Inseln des Südmeeres Menschen, denen die Natur, im Verhältniß ihrer Lage, ein sanfteres Schicksal bereitet hat; andere, wo ihr die Kunst zu Hülfe kommen muß, ehe sie jenen gleich werden können; und noch andere, die gleichsam einer gänzlichen Umschaffung ihrer selbst und einer neuen Schöpfung um sie herum bedürfen. So ist der Bewohner der heissen Zone ein unruhiges Geschöpf, dessen Leidenschaften keinen Zügel kennen; und der Wilde an beyden Polen ein Gemisch von Dummheit und träger Gleichgültigkeit. Wie schwer es sey, diese beyden verschiedenen Temperamente umzuschaffen, erhellet schon aus den fruchtlosen Versuchen, die Negern der englischen Kolonie sowohl, als andern Theils die Grönländer im kalten Norden, zu gesitteten Menschen zu bilden. Die Inseln im Südmeer sind volkreich, allein dem Berichte aller ältern Reisebeschreibungen zu Folge waren sie es schon vor hundert und achtzig Jahren, und dieselbe Stufe von Cultur, auf der sie jetzt stehen, hatten sie auch damals schon erreicht; ihre gesellschaftlichen Verbindungen bestehen folglich schon seit langer Zeit. Wenn man erwägt, daß die Abstammung dieser Insulaner von asiatischen Völkern fast so gut als erwiesen ist, so läßt sich ebenfalls mit Gewißheit schließen, daß die ersten Ankömmlinge, die sich im unermeßlichen Ocean auf kleinen Inseln, so fern von ihrem Vaterlande, niedergelassen haben, keinesweges zahlreich gewesen sind. Allein sie fanden ihren Unterhalt mit leichter Mühe in einem Klima, das von Krankheiten entfernt war, die der Bevölkerung nachtheilig sind. In den ersten Zeiten lieferte das Meer und die wilden Früchte den Einwohnern hinlängliche Speise, bald aber wurden sie im engen Bezirke ihres Eylandes zahlreicher als zuvor, und mußten sich zum Anbau jener Pflanzen bequemen, die ihnen sonst ohne

ihre

ihre Mühe Nahrung verschafften. Das Zuckerrohr, die Cocospalme, der Brodbaum, der Pisang, die Myrobalanen und Jambusen nebst Jamswurzeln, Pataten und Aronswurzeln, sah man jetzt hie und da in ganzen Feldern angepflanzt. Auf den Inseln ist dieser Fortgang leicht merklicher, als auf dem festen Lande, weil die Einwohner gezwungen sind, sich zusammen zu halten. In dieser und jeder andern Rücksicht besitzt also Taheiti, nebst den benachbarten Societätsinseln, einen ansehnlichen Vorzug vor den übrigen, und hat die glücklichsten und aufgeklärtesten Einwohner, wie wir weiter unten deutlicher sehen werden.

Einen andern Zug ihres Betragens und ihrer Denkart findet man in dem Schicksale des weiblichen Geschlechts. Im Feuerlande müssen die Weiber die Miesmuscheln und Schnecken, als ihre vorzüglichste Nahrung, von den Felsen lesen. In Neuseeland sammlen sie die Wurzeln der eßbarsten Farrenkräuter, bereiten das Essen, und richten den Flachs zu: alsdann verfertigen sie die Kleider daraus, stricken Netze zum Fischen, und doch sind dieses nur ihre kleinsten Verrichtungen; denn sie vertreten nicht nur die Stelle der Sclaven, sondern dürfen nicht einmal die Ungezogenheiten ihrer Kinder ahnden, sollten sie auch von ihnen geschlagen oder nach ihnen mit Steinen geworfen werden; kurz, man siehet sie nur für Lastthiere an, die keinen Anspruch auf eigenen Willen machen dürfen. Auf den Inseln Tanna, Mallikolo und Neukaledonien ist ihr Schicksal nicht viel besser. Barbarische Völker betrachten ihre Weiber als ein Eigenthum, und dieß geht so weit, daß sie ihre Frauen an Europäer verhandeln. Auf den Societätsinseln und auf Otaheiti, ingleichen auch auf den freundschaftlichen Inseln, herrscht zwischen beyden

den Geschlechtern schon mehr billige Gleichheit. Bey den großen Schritten zur Vervollkommnung, welche diese zuletzt angeführten Insulaner bereits gethan haben, ist es merkwürdig, daß noch ein Zug übrig geblieben ist, der von einer ehemaligen schlechtern Behandlung des andern Geschlechts zu zeugen scheinet. Alle jene Völker, die das weibliche Geschlecht zur Arbeit verdammen, zwingen auch ihre Weiber, von ihren Herren abgesondert zu essen. Eben dieser Gebrauch ist auch bey den Taheitern und den Einwohnern der benachbarten Inseln allgemein eingeführet.

Nahrung und Kleidung sind die zwey Sorgen, welche die Insulaner zu befriedigen suchen; einige sind wenig, andere besser damit versorgt. Deshalb kann man in dem Sinne, wie wir Künste und Manufakturen verstehen, gar nichts von ihnen erwarten; jedoch aber verdienen einige ihrer Händearbeiten denselben Namen, und auf Taheiti mit allem Rechte. Es würde zu weit führen, wenn man die mancherley Körbe, Schemmel, Klöpfel, Hausgeräthe, Waffen und dergl. beschreiben wollte; man findet aber, daß alle uns so unförmlich und ungestalt scheinenden Geräthe oder Instrumente völlig ihre Absicht erfüllen, ob mit leichter Mühe, und für uns anwendbar, ist keine Frage, doch gewiß so ausgedacht, wie sie bey dem äußersten Mangel von Hülfsmitteln von einer rohen Denkkraft aufzufinden möglich war. Die Erbauung ihrer Häuser, so unvollkommen sie auch bey manchen sind, bleiben doch meistentheils ihre eigene Erfindung, und schützen sie so viel, als sie beschützt seyn wollen. Die großen Kriegscanots kosten den Insulanern so viel Mühe und Arbeit, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Ueberdem sind diese Kähne die besten Vertheidigungsmittel gegen die Angriffe ihrer Feinde. Die kleinen Fahrzeuge

sind

sind zwar nicht so mühsam, aber doch geschickt zusammengefügt, daß sie gar keiner Nägel oder Bänder bedürfen, sondern bloß mit Stricken zusammen gebunden ihre Dienste thun. Kähne, die zu langen Reisen bestimmt sind, haben auf dem Vordertheile eine kleine mit Palmblättern gedeckte Hütte, welche an einer oder an beyden Seiten mit Bretern oder mit Bambusrohr verschlagen, und überdieß inwendig mit Matten behangen ist. Die Fischerkähne sind diesen ziemlich ähnlich, nur unansehnlicher, und mit einer schlechtern oder gar keiner Hütte versehen.

Man kann also zur Gnüge abnehmen, daß es den Insulanern an mechanischen Kenntnissen nicht fehlt, welche sie auf ihre Nachkommen mit Sorgfalt fortpflanzen. Eine steinerne Axt, ein Meissel, ebenfalls von Stein, ein Stück Corallenfelsen zum Poliren, und eine Säge, welche aus einem Stücke von der Haut des Stachelrochens gemacht wird, indem man es auf ein Holz klebt, dieß sind bey dem Baue der Häuser und der Kähne ihre sämmtlichen Geräthe. Muß man nicht erstaunen, daß sie mit so schlechten und so wenigen Werkzeugen das Geschick haben, so vieles auszurichten? Ihre Fischergeräthschaften zeugen ebenfalls von Erfindung und Beobachtungsgeist. Sie verfertigen Harpunen von Rohr, mit einer Spitze von hartem Holz, welche Wiederhaken hat, wie eine Pfeilspitze. Zugnetze nehmen sie nur in seichtem Wasser, diese sind von großem Umfange, und bestehen aus Fäden von einer Bohnenart. Die Angelhaken sind aus Muschelstücken, die kleinen für kleinere Fische, und sind überaus nett gemacht; die mittlere Sorte ist von Perlenmutter und aus zwey Stücken zusammengesetzt, zum Rücken nimmt man gewöhnlich das hellglänzendste der Schaale, und an diese wird der Haken selbst, durch die in beyden

Stücken befindlichen Löcher, mit Fäden befestiget. Haare, Federn, oder kleine Quasten von Fäden, stellen dabey die Flossen der Fische vor, um die größern, auf deren Fang es angesehen ist, desto leichter zu täuschen. Zum Behuf des Fischfanges sind den Insulanern außerdem auch gewisse Pflanzen und Früchte bekannt, welche, zerstoßen und mit kleinen gehackten Krebsen ins Meer geworfen, die Fische dergestalt betäuben, daß sie mit den Händen gefangen werden können. Sobald sie über einem gewissen Fleck im Meer eine große Anzahl Vögel schweben sehen, so wissen sie aus Erfahrung, daß sich daselbst eine Menge Fische aufhalten; alsdann eilen sie mit ihren Kähnen und Fischzeuge hin, und erreichen sehr leicht ihre Beute.

Nachdem die Begriffe, die sich auf Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung und dergl. beziehen, bey der ersten Erziehung des Insulaners zum Grunde liegen, und die Fruchtbarkeit seines Landes, ein wildes oder günstiges Klima, sein Blut stockend oder schneller macht; je nachdem wird er auch für sinnliche Freuden empfänglich. Er fängt an für Freuden zu hüpfen, zu tanzen, zu singen, sein fröhliches Betragen ergötzt die Zuschauer; und je lächerlicher die Stellungen sind, oder je natürlicher jemand einen gewissen Zug nachzuahmen weiß, je auffallender er den Mißton oder das Unnatürliche einer Handlung angiebt, desto größer ist das Vergnügen derer, die ihn hören. Dieß ist eine Art von Schauspiel, welches immer neue Zusätze und Verbesserungen erhält. Ihre Tänze, ihre Musik, Dichtkunst und dramatischen Vorstellungen haben freylich noch keinen besondern Grad der Vollkommenheit erreicht, es sind nichts als schwache Umrisse dieser Kunst. In Otaheiti tanzen gemeiniglich nur die Weiber, seltener die Män-

Männer; die Kunst, Verse zu sagen, ist hingegen allgemein. Weit unvollkommener ist ihre Musik, die taheitische Flöte hat nur drey Ventile, wenig Noten, und wird mit der Nase geblasen. Alle ihre Künste, wenn man diesen Namen nicht im strengsten Wortverstande verstehet, sind ohne Anweisung, bloß Werk der Natur und Empfindung, und verdienen daher gewiß Achtung. Daß man bey den Taheitern einige Begriffe von Heilkunde, Geschichte, Geographie, Sternkunde, Schifffahrt und Theologie antrifft, wird uns ihre nähere Beschreibung bekannt machen.

Die Insel Otaheite.

Unter den Inseln im Südmeer verdienet ohnstreitig die Insel König Georgs des Dritten, sonst Otaheite genannt, den ersten Rang. Sie hat zuförderst unter den Inseln des Südmeeres, innerhalb dem Wendekreise, wahrscheinlich den höchsten Berg, und zwar ist es derjenige, welcher im Mittelpunkt der großen Halbinsel oder Tobreonu liegt. Eine große Anzahl sehr tiefer Thäler durchschneiden ihn auf allen Seiten, ihre Richtung ist gerade von dem Mittelpunkt ab, wo die höchste Spitze emporragt, fast wie Strahlen eines Zirkels nach der Küste hin. An vielen Orten steigt man bequem auf einer sanften Anhöhe hinan zur höchsten Spitze, welche ohngefähr sieben englische Meilen von der Landzunge Venus, oder der nördlichsten flachen Spitze der Insel, entfernt ist. Otaheite und die bergichten Inseln des heißen Erdstriches sind fruchtbarer und glücklicher, als flache oder weniger erhabene Eylande. Dort ziehen die hohen Berge alle vorübergehende Wolken und Dünste an sich, so daß man die Gipfel derselben fast immer darinnen verhüllt siehet. Dadurch erhält sich nun, ohne daß es anhaltend regnet, auf der Höhe eine stete Feuchtigkeit, welche theils auf den äußersten

Bergspitzen die dicksten Wälder, und an den steilsten Orten die Stauden und Pflanzen das ganze Jahr hindurch reichlich tränkt; theils unter dem undurchdringlichen Schatten in die Thäler herabtrauft, und allenthalben Quellen bildet, die sich zu Bächen vereinigen. Obgleich die Berge das ganze Jahr hindurch die Feuchtigkeiten an sich ziehen, so ist doch die Zeit, wenn die Sonne im Scheitelpunkte stehet, vor andern regnicht; daher denn auch alle taheitische Flüsse und Bäche im April völlig anlaufen. Ebenfalls werden durch die von den Bergen angezogenen Dünste und Wolken, in Rücksicht der Wärme der Luft, öftere und bisweilen plötzliche Veränderungen bewirkt; es entstehen sodann Windstöße mit heftigen Regengüssen, welche die sonst so lachenden Gegenden sehr verunstalten. Ingleichen wird unter den höhern Inseln kaum eine seyn, welche nicht deutliche Spuren erlittener feuriger Veränderungen ihrer Oberfläche aufzeigen könnte, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie durch diese vulkanische Erdbeben hervorgebracht worden sind. Zwar sind auf den Inseln des heißen Himmelsstriches im Südmeer die Spuren der vormaligen heftigen Revoluzionen, welche Erdbeben und Vulkane verursacht haben, schon zum Theil durch ihren jetzigen blühenden Zustand verdeckt: indeß lassen die ausgehöhlten Gipfel der Berge in Mäatea, Bolabola und Maurua, die aufgethürmten Ruinen ähnlicher Felsen in Te-Arrabu, der kleinen taheitischen Halbinsel, und die schwarzen löcherichten Bergarten und Laven in Tobreonu, der grössern taheitischen Halbinsel, wie auch auf den Marqueseneylanden, keinen Zweifel übrig, daß sie ähnlichen Unfällen ausgesetzt gewesen sind. Die Erdbeben sind den Bewohnern von Taheiti, und überhaupt den Bewohnern der Societätsinseln, nicht unbekannt. Sie sagen sogar in ihrer Götterlehre,

daß

daß ein gewisser Gott und Schöpfer der Sonne die Erde erschüttere.

Es bleibt jedoch die Insel Otaheiti, in jeder Rücksicht, eine der cultivirtesten und bevölkertesten Inseln im stillen Meere. Die hohen Berge und das ganze Innere, bis auf einige fruchtbare, mit Bächen hinlänglich getränkte, Gründe zwischen den Bergen, sind noch unbewohnt, unbebauet, und völlig im natürlichen Zustande. Die bewohnte Gegend ist eine rund um die Insel längst dem Meerstrande hinlaufende Ebene, und diese gewähret den herrlichsten Anblick, den uns die Reisenden nicht paradiesisch genug schildern können. Fruchtbarkeit des Bodens und Fleiß des Bewohners sind auf dieser weitläuftigen Fläche bey jedem Schritte sichtbar; **Cocospalmen** und **Brodbäume**, deren Früchte die vornehmste Speise der Insulaner sind; **Pisangplantagen** und **Maulbeergärten**, zum Behuf ihrer Kleidungsstücke; auch andre nützliche Pflanzen, als **Ignamen**, **Aronswurzeln**, **Zuckerrohr**, **Apfelbäume**, **Papiermaulbeerbäume**, **Jambusen**, süße **Batatten**, **Klebwurz**, **taheitische Kastanien**, **Drachenbaum**, dessen Blätter die Einwohner auch als Friedenszeichen in den Händen zu tragen pflegen; **Schönblatt**, dessen Holz dem Cocosöl einen angenehmen Geruch mittheilet; der pappelartige **Ebisch**, dessen Blumenknospen den taheitischen Zeugen eine strohgelbe Farbe mittheilen; das **Keulenholz**, welches mehrentheils zu Waffen und Hausgeräthen verarbeitet wird; der wilde Palmußbaum, dessen Früchte geopfert werden, nebst mannichfaltigen Arten von Pflanzen und Kräutern, schmücken die reitzenden Ebenen. Im Schatten dieser Bäume sieht man die Häuser der Insulaner als friedliche Wohnungen zufriedener Bewohner, nicht glänzend und ausgeschmückt,

schmückt, aber hinreichend für den Schutz gegen Nässe und Hitze. Diese ländlichen Wohnungen sind voll von Menschen, und beherbergen unter einem Dache viele Familien.

Ein sanftes Klima, wo die wohlthätigen Sonnenstrahlen jeder Pflanze wohlthätig sind, das durch die abwechselnden See- und Landwinde immer gemässigt bleibt; ein solches Klima muß auch auf die Stärkung und Vollkommenheit des Menschen nothwendig großen Einfluß haben. Es fehlet ihnen niemals an Lebensmitteln, theils bietet ihnen das Land um geringe Mühe die schönsten Früchte im Ueberflusse dar, theils finden sie ihren Unterhalt auf einem fischreichen Meere, sammeln bey Tag und bey Nacht an den Klippen Muscheln, Meerygel, Krebse und allerley gallertartige Gewürme, und thun kleine Reisen nach nahe gelegenen Eylanden, von welchen sie gewisse Arten von Fischen, Schildkröten und Seevögel holen. Jedes Haus hält seinen Hund, etliche Hühner, zuweilen drey Schweine; der Vorrath von eßbaren Produkten des Thier- und Pflanzenreiches ist also nicht nur beträchtlich, sondern auch mannichfaltig. Die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, des Brodbaumes, und einiger andern, giebt ein bequemes, leichtes und, nachdem sie bearbeitet wird, auch sogar ein warmes Zeug, dessen man sich in verschiedener Gestalt, mit allerley Farben bemahlt und von verschiedener Güte, zur Kleidung bedienet. Ueberall zeigen diese glücklichen Insulaner ihren unermüdeten Eifer und ihre Thätigkeit, gewürzt durch ein fröhliches Herz, und durch keine stürmische Leidenschaft oder Bedürfnisse entstellt.

Als die Engländer im Jahr 1774 einen Besuch bey ihnen machten, fanden sie die Einwohner mit der Ausrüstung einer großen Seemacht beschäftiget, welche

welche gegen den Bezirk Morea auf der Insel Eimeo gerichtet werden sollte. Sie fanden eine Flotte von bewaffneten Canots, und eine große Anzahl von kleinern Kähnen, die man, wie bey unsern Flotten, als die Proviant- und Transportschiffe ansehen kann. In den verschiedenen Distrikten an der Küste wurden die Kriegscanots ausgebessert und in Bereitschaft gebracht, an andern Orten waren sie schon in See gelassen, und vor des Königs Residenz zu O-Parro sahen sie die Escadre von zwey Provinzen, nämlich von Atahuru und Tittahah, die Revüe passiren. Jene ist einer der größten, letztere einer der kleinsten Bezirke auf der Insel. Von ersterm befanden sich allda einhundert und neun und funfzig Kriegscanots, nebst siebenzig kleinern Kähnen, welche theils Lebensmittel führten, theils aber zur mehrern Bequemlichkeit der Befehlshaber, oder auch zu Hospitalschiffen für Kranke und Verwundete, bestimmt waren. Der zweyte Distrikt hatte vier und vierzig Kriegscanots, nebst zwanzig bis dreyßig kleinern Fahrzeugen, geschickt. Nun enthält T' Obreonu, oder die westliche größere Halbinsel von Taheiti, vier und zwanzig solcher Distrikte, und die kleinere östliche Halbinsel, Te Arrabu, neunzehn; woraus man auf die Volksmenge der ganzen Insel schließen kann, zumal wenn man erwähnt, daß nicht alle Männer in Krieg ziehen, sondern es bleiben gewöhnlich die Alten und Kranken zurück, ohne noch der zahlreichen Familien von Kindern zu gedenken, wo oft in einer derselben acht Kinder angetroffen werden.

Die Fruchtbarkeit des Bodens kann dem ohngeachtet eine so starke Bevölkerung ernähren, denn nach eigener Aussage der Insulaner sind auf den Societätsinseln drey große Brodfruchtbäume hinreichend, einen Mann acht Monate lang völlig zu ernähren.

nähren. Die noch übrigen vier Monate hindurch essen sie Yams- und Aronswurzeln, Pisangs und Plantanen, oder eine gröbere Art Pisang, die in den obern unbewohnten Thälern häufig gepflanzt wird, nebst einem sauren, gegohrnen Teige, der aus zerriebener Brodfrucht besteht, sich etliche Monate lang hält, und denen, die es gewohnt sind, gesund und zugleich wohlschmeckend ist. Da nun der Lebensunterhalt so einfach und hinreichend ist, so hat man aus diesem auf die Anzahl der Einwohner geschlossen. Die kleinere Halbinsel von Taheiti, oder Te-Arrabu, ist eben so gut bebaut und so volkreich, als die größere, und dieß ist ein Grund, anzunehmen, daß die Volksmenge daselbst so groß wie in T' Obreonu ist. Auch die kleine wohlbebauete Insel **Eimeo** ist ebenfalls dem Könige von T' Obreonu unterworfen und hat viel Einwohner, so daß man sich gewiß nicht irret, wenn man vielleicht nur die Hälfte der gesammten Einwohner von diesen dreyen zusammen auf 141,750 Seelen schätzt. Die übrigen **Societätsinseln**, als **Huaheine**, **o Raietea**, **o Taha**, **Bolabola**, **Maurua**, **Tabu-a-Manu** und **Mäatea**, sind nicht minder volkreich, und die Zahl ihrer sämmtlichen Einwohner ist gewiß noch sehr geringe angegeben, wenn man sie auf 200,000 setzet.

Wir haben oben gesagt, daß die im Südmeer vorhandenen Menschengattungen unter zwey Hauptabtheilungen gebracht werden können; zu der erstern gehören die Taheiter und die Bewohner der anliegenden Societätsinseln, sie sind, nach dem einstimmigen Geständniß aller Reisenden, die schönsten Menschen. Das gemeine Volk ist zwar den schwersten Arbeiten unterworfen, und also auch der Sonne und der Luft mehr ausgesetzt, es muß seine Kräfte nicht nur bey der Cultur der Ebenen, hauptsächlich beym Fischfang,

im

im Rudern, beym Bau der Häuser und Kähne anstrengen, mithin zeichnen sie sich auch in verschiedenen Formen aus. Im Allgemeinen genommen ist die Farbe der Taheiter weder so gelb, als die Farbe des Spaniers, noch so kupfer-ähnlich, als die des Amerikaners, sie ist heller, als das schönste Colorit eines Bewohners der ostindischen Inseln, sie ist also weiß mit etwas braungelbem Anstrich, der gleichwohl so stark nicht ist, daß man auf den Gesichtern das Erröthen wahrnehmen könnte. Außer dieser hellern Farbe findet man hier noch alle Schattirungen bis zu einem hellen Braun, welches schon an die räucherichte Farbe der zwoten Hauptgattung gränzt. Das Haar ist schwarz und ziemlich grob, es fällt in schöne natürliche Locken, und glänzt von dem wohlriechend gemachten Cocosöl, womit es bestrichen wird.

Die Gesichtsbildung der Taheiter sind ziemlich regelmäßig und schön. Der Bart ist stark und von dunkler Farbe, das weibliche Gesicht verspricht Offenherzigkeit, und ihr heiteres großes Auge macht sie, nebst ihrer übrigen natürlichen glücklichen Bildung, zu wirklichen Schönheiten. Der gemeinste Mann ist mehrentheils gut und proportionirlich gebaut, und sein ganzer Körper zeugt von großer Lebhaftigkeit und einer durch Uebung und Arbeit erlangten Festigkeit. Unter den Männern sind vorzüglich die Erihis von ansehnlicher Statur. Der Charakter dieser Nation scheint in ihrer glücklichen Gesichtsbildung ausgedrückt zu seyn; jeder Reisende sagt, er sey liebenswürdig, und ihre freundschaftliche Aufnahme der Fremden mache jeder gesitteten Nation Ehre. Ihre Handlungen zeigten jederzeit von Gutherzigkeit und einnehmender Sitteneinfalt, und die kleinen Flecken, die man den Charakter dieser Insulaner beylegt,

legt, werden durch die stärkern Beweise guter Handlungen verdunkelt. Erfindungsgeist und Zierlichkeit des Geschmacks offenbaren sich deutlich in ihren Geräthen, Waffen und übrigen Handarbeiten, so auch in ihrer Tonkunst und ihrem Ackerbau.

Ihre Sitten kommen mit den Sitten anderer Insulaner in vielen Stücken überein; sie pflegen sich z. B. den Leib ohngefähr auf eben dieselbe Art zu färben, wie in vielen andern Gegenden dieses Welttheiles, und dieses Färben heißen sie tättowiren. Mit einem kleinen Instrumente, das einer Hacke einigermaßen ähnlich siehet, ritzen sie zu diesem Ende, die Haut, doch nicht ganz bis auf das Blut, auf. Derjenige Theil des Instrumentes, der die Klinge vorstellet, ist aus einem Knochen, oder aus einer Muschel verfertiget, sehr dünne geschabt, und einen Viertel- bis anderthalb Zoll lang; längst der Schneide sind lauter Zähne eingekerbt, deren es an einer solchen Klinge, je nachdem das Instrument groß oder klein ist, von drey bis zwanzig Stück giebt. Wenn sie es gebrauchen wollen, tunken sie die Zähne in eine schwarze Farbe, die sie von einer Art von Lampenruß zubereiten; zu diesem gelangen sie vermittelst des Rauches von ihren Lichtern, welche aus einer öhlichten Nuß bestehen. Die solcher Gestalt mit Farbe versehenen Zähne werden auf die Haut gestellt, alsdann schlägt man auf den Handgriff, woran sie befestigt sind, vermittelst eines dazu bestimmten Steckens, geschwinde und ziemlich stark, dadurch denn die Zähne und mit denselben der schwarze Ruß in die Haut eindringen, und unauslöschliche Flecken in den Stichen zurücklassen. Man verrichtet diese Ceremonie bey Knaben und Mädchen, wenn sie ohngefähr zwölf oder vierzehn Jahre alt sind, an verschiedenen Theilen des Leibes

und

und in allerley Gestalten, je nachdem es dem Geschmack der Eltern, oder auch vielleicht dem Range der Person gemäß ist. Bey den Mädchen stellen diese Zierrathen mehrentheils ein Z vor, und sind auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen und oft rings um die äußere Seite der Füße gezeichnet. Die Mannspersonen werden gleichfalls mit eben dergleichen Figuren gezeichnet, und außerdem tragen beyde Geschlechter noch andere Zeichnungen dieser Art, als Vierecke, Zirkel, halbe Monde und unförmlich gezeichnete Bilder von Menschen, Vögeln oder Hunden und allerley andere Sinnbilder auf den Armen und Beinen eingedrückt. Das Gesicht wird durchgehends ungezeichnet gelassen. Es ist sehr sonderbar, daß diese Leute sich so viel auf etwas einbilden, das unter ihnen doch keinen Vorzug andeutet. Vermuthlich mag dieser Gebrauch aus irgend einem abergläubischen Begriffe entstanden seyn, und dieses ist desto wahrscheinlicher, da diese Verzierungen keinen sichtbaren Vortheil nach sich ziehen, und ohne große Schmerzen nicht gemacht werden können.

Ihre Kleidung bestehet aus einem Zeuge, oder auch aus Matten von verschiedenen Arten, deren Beschaffenheit wir bey Beschreibung ihrer übrigen Manufakturen mit anzeigen werden. Das Tuch oder Zeug ist nicht geschickt, Nässe zu vertragen; daher wird es nur eine Tracht für trockenes Wetter, die Matten dagegen im Regenwetter. Dabey ziehen sie ihre Kleider auf mancherley Art an, so wie es ihnen jedesmal gefällt, denn nicht ein einziges Stück von ihrer Kleidung ist in eine gewisse oder bestimmte Form geschnitten, und eben so wenig in Stücken zusammen genähet. Die Kleidung der Frauen von gewissem Stande bestehet aus drey oder

vier

vier Stücken. Ein Stück, das etwa sechs Fuß breit und drey und dreyßig Fuß lang ist, wickeln sie verschiedene Mal um den Leib, so daß es gleich einem Unterrocke bis an die Waden hinabhängt, und dieses heißen sie Parou; zwey oder drey andere Stücke, die ohngefähr achtehalb Fuß lang und drey Fuß breit sind, und deren jedes in der Mitten einen Einschnitt hat, legen sie auf einander, stecken alsdann den Kopf durch das eingeschnittene Loch und lassen die langen Enden vorn und hinten herunter hangen, dergestalt, daß die Seiten offen und die Arme frey blieben; diesen Theil der Kleidung heißen sie Teburu, die herabhängenden Enden ziehen sie alsdann rings um den Unterleib zusammen und gürten solche mit einer Binde oder Gürtel von dünnerm Tuche zusammen, der so lang ist, daß er viel Mal rings um den Leib reicht; dieses Kleidungsstück ist jener, unter den Einwohnern von Peru und Chili üblichen, Tracht, welche die Spanier einen Poncho nennen, vollkommen ähnlich. Die Kleidung der Männer ist die nämliche, nur daß sie das um die Hüften gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock hinabhangen lassen, sondern daß sie es dergestalt zusammenbringen, daß es eine Gestalt wie unsere Beinkleider bekommt und Maro genannt wird. Ein jeder, er sey vornehm oder gering, geht auf die vorbeschriebene Art gekleidet, und die Vornehmern unterscheiden sich vom gemeinern Volke bloß durch die Menge der Kleidung, die sie auf dem Leibe haben; einige winden mehrere Stücke Tuch, wovon jedes vier und zwanzig bis dreyßig Fuß lang und sechs bis neun Fuß breit ist, um sich herum; andere werfen ein großes Stück, auf die Art wie einen Regenmantel, unbefestiget über die Schultern, und bisweilen gar zwey solche Stücke, wenn es Personen vom ersten Range sind.

sind. Die von der niedrigern Classe, welche nur ein geringes Antheil an Tuch von den Stämmen oder Familien, denen sie zugehören, bekommen, müssen sich mit einer dünnern Kleidung begnügen. In großer Hitze gehen sie fast ganz nackend; die Frauen haben nur einen dünnen Unterrock, die Männer aber nur einen Streifen Tuch, den sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und rings um den Unterleib befestigen.

An den Füßen und Beinen pflegen sie keine Art von Bedeckung zu tragen, hingegen verwahren sie ihr Gesicht für der Sonne durch kleine Mützen, die entweder aus Matten oder Cocosnußblättern gemacht sind, und die sie, gleichwie es nöthig ist, in wenigen Minuten verfertigen. Doch dieses ist noch lange nicht ihr einziger Kopfputz: die Frauen tragen bisweilen kleine Turbane und oft auch eine Art von Kopfzeug, welche sie Tomou nennen, und mit Recht viel höher schätzen, als das übrige, weil es ihnen in der That besser, als jedes andere anstehet. Dieses Tomou ist aus Menschenhaaren verfertiget, welche in Fäden, die kaum dicker als Seide sind, zusammen geflochten, und auf eine sehr gefallende Art in sehr großer Menge um den Kopf gewickelt werden. Man hat Stücke dergleichen zusammen geflochtenes Haar gesehen, die über eine englische Meile lang waren, und nirgends einen Knoten hatten, ja solche Stücken tragen sie wohl manchmal fünf bis sechs um den Kopf. Zwischen diese Fäden stecken sie allerley Blumen, insbesondere Capjasmin, den sie in großer Menge haben, und allezeit neben ihren Wohnungen pflanzen. Die Männer stecken bisweilen die Schwanzfedern des tropischen Vogels aufrecht in ihr Haar, welches in einem Busche auf den Köpfen zusammen gebun-

den

den ist. Bisweilen tragen sie auch einen seltsamen Kranz oder Strauß aus allerley Blumen, die in einem Stücke von der Rinde des Plantanenbaumes befestiget sind, oft nehmen sie auch zu diesem Putze eine Art scharlachrother Erbsen, die sie mit Gummi auf ein Stück Holz ankleben; auch tragen sie zuweilen eine Art von Perücke, die aus Menschen- oder Hundshaaren und manchmal nur aus den Faden gewebt und dergestalt unter den Haaren angebunden sind, daß der ganze Busch hinten herabhängt. Außer den Blumen haben sie nur wenige Zierrathen für den Körper. Beyde Geschlechter tragen Ohrringe, aber nur an einem Ohre; zuweilen bestehen diese aus kleinen Stückchen von Muscheln oder Steinen, oft auch aus Beeren, aus rothen Erbsen oder einigen kleinen Perlen, aber allemal von einer jeden Gattung drey Stück an einander gereihet. Ihre Kinder gehen ohne alle Bedeckung, die Mädchen bis sie drey oder vier Jahr alt sind, und die Knaben bis sie sechs oder sieben Jahre erreichet haben.

Die Taheiter und ihre Nachbaren wissen auch noch allerhand geschickte und zu besondern Feyerlichkeiten bestimmte Kleidungen zu verfertigen; wenn z. B. eine Person von gewissem Ansehen stirbt, oder sonst ein Fest in der Familie vorkommt. Im erstern Falle hat man einen besondern Anzug, der einen kurzen Begriff von demjenigen Grade der Vervollkommnung geben kann, den sie in Künsten und Erfindungen erreicht haben. Das erste Stück desselben, Ta-Upo, ist der Kopfputz. Dieser bestehet aus einem Stücke Matte, welches, in kegelförmiger Gestalt zusammen gebunden, statt einer Mütze dient. An dasselbe klebt man ein Stück taheitisches Zeug, welches die Ohren, den Hals und die Schultern bedeckt.

deckt. Auf der Mütze selbst werden wechselsweise rothe, braune und weiße Streifen eben dieses Zeugs, der Queere nach, aufgeklebt, oben darauf kommt ein Kranz von dunkelgrünen glänzenden Taubenfedern, woran bisweilen noch kleine Sträuße von gelben oder rothen Federn, mit Cocosfasern umwunden, befestiget sind. Um diesen Kopfputz herum gehet eine breite, aus zweyerley taheitischem Zeuge bestehende Schnur, nebst einer Menge kleinerer Schnüre, welche aus der roth und schwarzgefärbten Rinde verschiedener Winden geflochten werden. Das Kleid selbst bestehet aus mehrern Stücken; das erste dazu gehörige ist Patia, eine große Perlenausterschale, deren äußere rauhe Seite soweit abgeschliffen wird, daß die braune Farbe, welche darunter liegt, und fast wie Schildkrötenschale aussieht, zum Vorschein kommt. Diese Muschel ist am Rande mit vielen Löchern durchbort, welche zur Befestigung einer Franze von glänzenden, dunkelgrünen Taubenfedern dienen, indem letztere auf einem aus Cocosfasern geflochtenen Bande angebracht sind. In diese Besetzung steckt man noch eine große Menge langer Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels, welche wie die Strahlen aus einem leuchtenden Körper immer weiter von einander abstehen müssen. An das Patia wird unten das Stirnblatt, Parae, vermittelst einiger Schnüre, befestigt, und ist wiederum eine Muschel von eben der Art, als die vorige, worinnen ein sehr enger Spalt angebracht ist, damit derjenige, der die Maske trägt, hindurch sehen kann. Unter dieser folgt das Pautu, ein dünnes, schwarzes Bret, in Gestalt eines halben Mondes, welches ohngefähr drey Schuh in der Weite, und sechs bis sieben Zoll in der Höhe hat. Auf demselben sind fünf von beyden Seiten polirte Austerschalen befesti-

get, wovon die beyden äußersten, wie das Patia, wiederum mit Taubenfedern berändert sind. Von jeder dieser beyden Muscheln hängt noch außerdem eine achtzehn Zoll lange Quaste von Taubenfedern, welche Orro-orro heißt, herab. Am untern Rande des Bretes folgt das Hupa, eine Art von Schürze oder Brustdecke, aus lauter kleinen Stücken Perlenmutter, welche anderthalb Zoll lang, zwey Zehntheil Zoll breit, und, vermittelst einer kleinen Oeffnung an jedem Ende, senkrecht über einander aufgereihet sind. In einem solchen Hupa sind manchmal funfzehn bis zwanzig Reihen Perlenmutterstücke. Die Löcher in denselben werden von Stücken von Muscheln, oder zugespitzten Knochen eingebort; und wenn man bedenkt, daß alle diese Stücke durchaus gleich lang und dergestalt befestiget seyn müssen, daß sie flach liegen, so wird man über die Geduld und Geschicklichkeit der Einwohner erstaunen, die an einem einzigen Theile dieser Kleidung zweytausend und mehrere kleine Stücke von gleicher Länge, Dicke und Breite, so bearbeiten können. Eben deswegen ist das Parae bey ihnen im höchsten Werth, und wird nicht anders, als um etwas äußerst Schätzbares vertauscht. Alsdann folgt der Ahauaibu, ein Kleid mit dem Einschnitte, von dickem Zeuge, welches auf der Vorderseite mit runden Scheiben von Cocosschalen besetzt ist. Dieses Kleid wird über zwey andere, von eben der Art, angelegt, wovon das unterste von weißem oder rothem Zeuge das breiteste, das andere aber schmäler und von brauner Farbe, hingegen das Ahauaibu, als das oberste, das schmälste ist. Ein aus zweyerley Arten des taheitischen Zeugs gewundener, ein und einen halben Zoll dicker Gürtel, Naunau, umschließt diese Kleider; über dieselben hängt ein Mantel über dem Rücken frey hinab, und wird Ahau-

Rupe

Rupe genannt, weil er auswendig ganz mit Taubenfedern bedeckt ist, die an einem von Schnüren weitläuftig zusammen gestrickten Netzwerke befestigt sind. Hiernächst hält der Vermummte in einer Hand eine Klapper, Teteh, welche aus zwey großen Perlenmuschelschalen besteht, die seine Annäherung mit Lärmen verkündigen. In der andern hat er den Payho, einen hölzernen Stab, der oben mit scharfen Hayfischzähnen besetzt ist, und womit diejenigen blutig geritzt werden, die den feyerlichen Umgängen des Leidtragenden nicht zeitig genug aus dem Wege gehen.

Ein anderer besonderer Anzug ist ferner den vornehmsten Kriegsmännern bestimmt, wenn sie zur See in die Schlacht ziehen, und zu dem Ende in den Kriegscanots auf einem erhabenen Streitgerüste ihren Platz einnehmen. Zu dieser Kleidung gehört erstlich der Ahwau oder Helm, eine hohe runde Mütze von geflochtener Arbeit, die fünf bis sechs Schuh hoch ist. An der Vorderseite ist sie mit einer drey bis vier Schuh hohen Platte, ebenfalls von geflochtener Arbeit, versehen, die oberhalb sich von dem Helme ab, und mit breiterem, etwas ausgeschweiftem Rande vorwärts beugt. Dieses ganze vorderste Stück ist mit grünen, glänzenden Taubenfedern dicht besetzt; zuweilen hat es auch einen oder mehrere Ränder von weißen Federn, und ist am äußersten Rande allemal mit einer großen Menge Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels, in einer strahlichten Richtung, besetzt, welches dem Helme ein schönes Ansehen giebt. Diese ungeheuern Maschinen können offenbar nicht zum Schutz oder Vertheidigung getragen werden, denn sie sind so leicht, daß der gelindeste Wind sie erschüttern und umwerfen kann. Wahrscheinlich sind sie also zum Prunk, und neben-

bey vertreten sie die Stelle einer Standarte, damit die Truppen um ihren Anführer gesammlet werden können. Dagegen ist das Brustschild, Ta-Umi, welches ebenfalls aus Korbmacherarbeit bestehet, bey denen auf den Streitgerüsten zur See dienenden Kriegern allgemein im Gebrauch. Auf das platte Gerippe von geflochtenen Zweigen werden zwey aus Cocosfasern geflochtene Streifen von Mattenwerk, in Gestalt eines halben Mondes, befestiget, und diese wiederum mit grünen, glänzenden Taubenfedern dicht bedeckt; zwischen denselben strahlen drey halbe Zirkel von Hayfischzähnen hervor, welche hinten durchbohrt und mit Fäden angeheftet sind. Der Rand des Schildes ist mit langem, weißem Hundshaar eingefaßt; zu oberst sind auf jedem Flügel Perlenmuschelschalen angebracht, und mit grünen Federn berändert. Das Schild wird vermittelst einer Schnur um den Hals gehangen, und schützt die Brust gegen einen Lanzenstoß, der sonst wegen des Rochenstachels, womit die Spitze der Lanze gemeiniglich bewaffnet ist, gefährlich werden könnte.

Die Häuser oder Wohnungen dieses Volkes sind schon gelegentlich erwähnt worden. Sie erbauen solche durchgängig im Walde zwischen der See und den Gebirgen, und für jedes Haus wird nur so viel Grund von Bäumen frey gemacht, als eben hinreichend ist zu verhindern, daß die Tropfen von den Aesten des zunächst stehenden Baumes das Dach der Wohnung nicht treffen, und dieses nicht Gefahr laufen möge, zu verfaulen. Aus dem Hause tritt daher der Bewohner desselben sogleich in den Schatten, welcher der dickbelaubten Bäume wegen allhier ungemein angenehm und kühlend ist. Diese Hayne bestehen aus Brodfrucht- und Cocosbäumen, sie sind

von

von allen Gesträuchen und Unterholz gänzlich frey, und auf allen Seiten siehet man Pfade, die sich von einem Hause nach dem andern hinschlängeln. Nichts kann angenehmer seyn, als dieser Schatten in einem so warmen Himmelsstriche, und nichts reitzender, als die Gänge. Die Einrichtung und Erbauung ihrer Häuser bestehet folgender Gestalt darin: sie machen zuerst den Grund, das heißt, ein länglichtes Viereck, das vier und zwanzig Fuß lang und eilf Fuß breit ist. Ueber dieses wird ein Dach gebauet, welches auf drey Reihen von Säulen oder Pfosten ruhet, die einander gegenüber stehen, auf jeder Seite eine, und die andere in der Mitte. Dieses Dach hat zwey flache Seiten, die sich gegen einander hinneigen, und oberhalb, so wie unsere Strohdächer, in eine Spitze zusammenlaufen. Die größte inwendige Höhe ist ohngefähr neun Fuß, und die Seiten des Daches reichen so weit gegen den Boden herab, daß die äußersten Enden nicht anderthalb Fuß von der Erde entfernt sind. Unterhalb diesem Dache ist alles offen, und an beyden Enden der Wohnung ist die ganze Höhe von oben bis unten frey gelassen, und das Haus nirgends mit einer Wand eingefaßt. Das Dach ist mit Palmblättern und der Boden einige Zoll hoch mit weichem Heu bedeckt, worüber Matten gelegt sind, so daß der ganze Boden ein Lager ausmacht, auf welchem sie am Tage sitzen und des Nachts schlafen; doch findet man auch in einigen Häusern wenigstens einen Stuhl, dieser aber gehöret dem Hausvater ganz allein, sonst haben sie kein Hausgeräthe, wenn man anders nicht einige wenige kleine Holzblöcke dazu rechnen will, deren obere Seite halbrund ausgehöhlt ist, und die ihnen statt des Kopfkissens dienen.

Ihre Oekonomie bedarf auch nicht viel Hausrath, weil ihnen ihre Wohnungen bloß zu einem Schlafgemach dienen; denn wenn es nicht regnet, so halten sie sich stets in freyer Luft auf, und zwar unter dem Schatten der nächsten Bäume, und die Kleider, die sie des Tages über tragen, sind auch des Nachts ihre Decken. Die weiche Flur des Hauses ist das Bett für die ganze Familie, nur das Gesinde, oder die Toutous, schlafen in freyer Luft, wenn es aber regnet, so dürfen sie auch unter das Dach kommen.

Dieses ist die allgemeine Beschaffenheit derjenigen Wohnungen, die am häufigsten zu sehen sind, doch giebt es auch noch Häuser von einer andern Art, die den Oberhäuptern zugehören, und worinnen man einige Absonderungen oder Verschläge findet. Diese Wohnungen sind aber ungleich kleiner und so eingerichtet, daß sie solche in ihren Kähnen von einem Orte zum andern führen, und nach Gelegenheit gleich einem Gezelte aufrichten können. An den Seiten sind sie mit den Blättern des Cocosbaumes behangen, welche jedoch nicht so genau verbunden sind, daß sie die Luft ausschließen sollten, und in diesem besondern Häuschen schläft das Oberhaupt mit seiner Gemahlin allein. Es giebt außerdem noch viel größere Häuser, die nicht für ein einziges Oberhaupt oder eine einzelne Familie, sondern zur gemeinschaftlichen Herberge des ganzes Volkes, einer besondern Gegend bestimmt sind. Von diesen sind einige zweyhundert Fuß lang, dreyßig Fuß breit und bis an die innere Spitze des Daches zwanzig Fuß hoch; diese werden auf gemeinschaftliche Kosten der ganzen Gegend, für deren Beherbergung sie bestimmt sind, erbauet und unterhalten, und haben an der einen Seite

einen

einen großen, ebenen, mit niedrigen Palliſaden umzäumten Platz. Dieſe Häuſer ſind ſo, wie jene, die bloß für einzelne Familien beſtimmt ſind, ohne Seitenwände. Eigentlich bedürfen ſie keiner andern Art Wohnungen, oder abgeſonderte Orte; alle ihre Handlungen können von jedermann geſehen, und alle ihre Reden von jedermann gehöret werden; ſie nehmen Theil an allem, was die Familie im Einzeln und im Ganzen angehet, und beyde Geſchlechter betragen ſich gegenſeitig ohne Zwang und ohne Schaam, ſo, daß ſie weder unanſtändige Worte gebrauchten, noch unerlaubte Handlungen begiengen.

Eben ſo ſparſam, und was bey den Einwohnern in Taheite noch mehr ſagen will, eben ſo reinlich ſind alle ihre Nahrungsmittel und ihre Zubereitung. Die meiſte Koſt iſt aus dem Pflanzenreiche hergenommen. Es giebt keine andere Thiere, als Schweine, Hunde und Federvieh, auch dieſe nicht in ſehr großer Menge. Wenn ein Oberhaupt ein Schwein ſchlachtet; ſo wird es beynahe in gleiche Theile unter ſeine Angehörigen ausgetheilet, und da dieſe gemeiniglich ſehr zahlreich ſind, ſo muß der Antheil einer jeden Perſon bey dergleichen Gaſtereyen, da ſie noch dazu ſelten vorfallen, nothwendiger Weiſe nur klein ſeyn. Hingegen bekommt das gemeine Volk öfter Hunde und Geflügel. Den Geſchmack ihres Geflügels kann man eben nicht für angenehm halten, weit beſſer iſt der Geſchmack der Hunde, die unſerm Lammfleiſche nahe kommen, ob uns gleich der Name ekelhaft iſt. Auch die See verſorgt dieſe Inſulaner mit einer Menge Fiſchen, die kleinern werden gemeiniglich roh gegeſſen; ſie ſind große Liebhaber von Seekrebſen, Krabben und andern Schalenfiſchen, die man auf der Küſte findet, und ſie eſſen nicht nur Seeinſekten,

sondern auch diejenige Art von Meerfischen, die so hart sind, daß sie beynahe erst in eine Fäulniß übergehen müssen, ehe sie genossen werden können.

Unter der Menge von Pflanzen, welche, wie wir bereits gesagt haben, zur Speise dienen, ist die Brodfrucht das Vornehmste, und, um diese zu bekommen, braucht es keine andere Arbeit oder Mühe, als daß sie dem Baum hinauf klettern und sie abbrechen. Dieser Baum wächst zwar nicht wild von selbst auf, wenn aber ein Mann in seinem ganzen Leben nur zehn solcher Bäume allhier pflanzt; so hat er für sich und seine Nachkommen hinreichend gearbeitet, denn diese Arbeit belohnet sehr reichlich die Mühe. Man kann sich leicht vorstellen, daß sie in der Kochkunst eigentlich keine Erfahrung haben, doch wissen sie aus der Brodfrucht dreyerley Speisen zuzubereiten. Sie stampfen solche mit einem steinernen Stämpfel zu einem Teige, und feuchten sie zu diesem Ende entweder mit Wasser, oder mit der Milch von Cocosnüssen an, je nachdem das Gericht schmackhaft seyn soll; die dritte Art der Zubereitung ist diese, daß sie unter den also gestampften Teig nachher noch reife Plantanen, Bananas mischen, oder die gegohrne Brodfrucht, die sie Mahie nennen. Der Mahie vertritt also zuweilen die Stelle des Brodes, diese Frucht wird kurz vor ihrer gänzlichen Zeitigung abgepflückt, auf Haufen geschüttet und mit Blättern wohl zugedeckt. In diesem Zustande gähret sie, und wird übermäßig und unangenehm süß. Alsdann nimmt man, durch gelindes Ausziehen des Stieles, den Kern heraus, wirft das übrige von der Frucht in ein Loch, das hierzu gemeiniglich in den Häusern gegraben, und auf dem Boden und an den Seiten mit Gras gefüttert wird; alsdann bedeckt

man

man das Ganze mit Blättern, und legt schwere Steine darauf, in diesem Zustande gähret die Frucht noch einmal und wird sauer; alsdann aber hält sie sich viele Monate über verändert. Je nachdem man hernach etwas davon gebrauchen will, nimmt mau so viel, als nöthig, aus dem Loche hervor, und macht Kugeln daraus, welche in Blätter eingewickelt und gebacken werden; wenn sie gebacken ist, hält sie sich fünf bis sechs Wochen lang, man ißt sie kalt und warm, und die Eingebornen thun nicht leicht eine Mahlzeit ohne dieselbe.

Ihr gewöhnlicher Trank ist bloßes Wasser, oder der Saft aus der Cocosnuß. Die Kunst, brausende Getränke durch Gährung zu bereiten, ist ihnen zum Glück unbekannt, und haben auch gegen die europäischen berauschenden Getränke eine ziemliche Abneigung. Sie haben keine Tische bey ihren Mahlzeiten, und das Geschirr, dessen sie sich bedienen, ist sehr reinlich; jedoch sehr einfach. Gewöhnlich essen sie einzeln, trägt sichs indessen zu, daß ein Fremder sie bey der Mahlzeit besucht, so pflegen sie ihn wohl dazu einzuladen. Die Standespersonen speisen auf folgende Art. Er sitzt unter dem Schatten des nächsten Baumes, oder an der schattichten Seite seines Hauses, hierauf wird der Boden vor ihm her mit einer großen Menge von Blättern, entweder von der Brodfrucht, oder dem Bananabaum, bestreuet, dieses ist sein Tischtuch. Alsdann stellt man einen Korb neben ihn, darinnen seine Mahlzeit angerichtet ist; wenn solche in Fischen oder Fleisch bestehet, so ist solche in diesem Korbe schon ganz zubereitet befindlich, und sehr sauber in Blättern eingewickelt; nächst diesem bringt man ihm zwey Cocosnußschalen, wovon die eine mit Salz, und die andere mit

frischem Wasser angefüllet ist. Seine Bedienten, deren nicht wenig sind, setzen sich rings um ihn her, und wenn alles bereitet ist, macht er den Anfang damit, daß er sich die Hände und den Mund mit frischem Wasser ganz rein wäschet, dieses wiederholt er hernach fast die ganze Mahlzeit über beständig. Alsdann nimmt er einen Theil seiner Mahlzeit aus dem Korbe; sie bestehet gemeiniglich aus einem oder zween kleinen Fischen, zwey oder drey Stücken Brodfrucht, vierzehn oder funfzehn reifen Bananas oder sechs bis sieben Aepfeln. Mit der Brodfrucht fängt er alsdann die Mahlzeit an, er schälet die Rinde ab, und macht den Kern mit seinen Nägeln aus; dann nimmt er einen Mundvoll davon ab, und wickelt während dem Kauen die Fische aus ihrer Hülle von Blättern, brockt einen davon in das Salzwasser, und legt den andern, nebst dem, was von der Brodfrucht noch übrig ist, auf die vor ihm ausgebreiteten Blättern hin. Alsdann ißt er ein Stückchen nach dem andern von seinem in das Salzwasser gebrockten Fische, braucht aber bey jedem Griff alle fünf Finger der einen Hand dazu, um so viel, als möglich, vom Salzwasser mit zu bekommen; er trinkt auch zwischen jedem Bissen oder wenigstens sehr oft einen Schluck von diesem Salzwasser, entweder aus der Cocosnußschale, oder aus seiner hohlen Hand. Unterdessen, daß er sich damit beschäftiget, hat einer von den Bedienten eine junge Cocosnuß zurechte gemacht, und die äußere Rinde mit seinen Zähnen abgeschälet. Von den Fischen und der Brodfrucht kommt er zu den Plantanen, deren jede nicht mehr als einen Mundvoll abgiebt, und dann folgen die Aepfel, wozu ihm ein Bedienter eine Muschelschale reicht, womit er sie schälet. Wenn seine Mahlzeit, anstatt der Fische, aus Fleisch bestehet;

so

so nimmt er ein Stück von einem Bambusrohre, welches er der Quere nach mit seinen Nägeln spaltet, und solcher Gestalt für seine Absicht bequem macht. Während diesem haben einige von seinen Bedienten mit einem steinernen Stämpfel auf einem hölzernen Blocke Brodfrucht gestoßen; durch dieses Stampfen und durch wiederholtes Besprengen mit Wasser ist ein weicher Teig daraus geworden, der alsdann in ein Gefäß, das einer Fleischermulde einigermaßen ähnlich ist, gefüllt, und entweder allein, oder auch, je nachdem es den Herren beliebt, mit Banana oder Mahie geknätet, allmählig mit Wasser begossen, und oft gelinde durch die Hand gepreßt wird. Unter dieser Zubereitung wird sie ein dicker Kuchen, man füllet eine große Cocosschaale voll davon an, setzt ihm diese vor, und er schlurft es aus; alsdann hat die Mahlzeit ein Ende, und er wäscht sich zum Beschluß nochmals die Hände und den Mund, die Cocosnußschaalen werden sodann auch gereiniget, und alles Uebergebliebene wiederum in den Korb gethan. Es ist fast unglaublich, was für eine Menge Lebensmittel sie auf einmal zu sich nehmen können, und Augenzeugen versichern, daß ein Mann zwey auch drey Fische, so groß als ein Barsch, drey Brodfrüchte, jede so groß als zwey Fäuste, vierzehn und mehrere Plantanen oder Bananas, jede sieben Zoll lang und fünf Zoll im Umfange, und beynahe ein Quartmaaß voll geknäteter Brodfrucht, die eben so nahrhaft ist, als der dickste ungebackene Fladen, bey einer Mahlzeit gegessen habe.

Auch ist es sonderbar, daß die Leute, die so gern in der Gesellschaft ihrer Weiber sind, überhaupt auch die Gesellschaft lieben, sich dennoch dieses Vergnügen bey der Mahlzeit entziehen; und wenn sie gefragt werden, warum sie allein essen, geben sie zur

Ant-

Antwort, „daß es sich also gebühre,“ warum es sich aber gebühre, wissen sie nicht. Unter ihnen selbst haben sogar zween Brüder und zween Schwestern jedes seinen eigenen Korb und sein eigenes Geschirre bey der Mahlzeit. Die Weiber dürfen weder in Gesellschaft der Männer noch von ihren Speisen essen, sondern es werden einige Knaben dazu gehalten, um ihnen die ihrigen besonders zurecht zu machen; diese bringen sie ihnen an einen besondern Ort hin, und warten ihnen bey der Mahlzeit damit auf.

Nach der Mahlzeit und während der Tageshitze pflegen die Leute von mittlerem Alter und von gewissem Stande zu schlafen. In der That sind sie sehr träge, Essen, Trinken und Schlafen machen beynahe die einzigen Beschäftigungen ihres Lebens aus; doch sind auch Thätige und Arbeitsame unter ihnen, und man darf nicht von wenigen auf alle schließen. Ihre Vergnügungen bestehen in Musik, Tanz, Ringen und Schießen mit Bogen, auch werfen sie Lanzen. So wie sie mit Pfeilen nicht nach einem gewissen Ziele, sondern nur so weit als möglich zu schiessen trachten, so bestreben sie sich im Gegentheil, die Lanze nicht sowohl in die Ferne, sondern nach einem Ziele zu werfen. Dieses Instrument ist etwa neun Fuß lang, das Ziel ist der Stamm eines Plantanenbaumes, auf welchen sie in einer Weite von sechzig Fuß werfen.

Von musikalischen Instrumenten haben sie nichts als Flöten und Trommeln. Die Flöten sind aus einer hohlen Bambusröhre, die ohngefähr einen Fuß lang ist, verfertiget, und haben gedachter Maßen nur zwey Löcher, folglich können sie nicht mehr denn vier Noten angeben, und diese wissen sie bis jetzt nur nach einer einzigen Melodie abzuspielen; auf diese

Löcher

Löcher legen sie den Vorderfinger der linken und den Mittelfinger der rechten Hand.

Die Trommel bestehet aus einem hohlen Stücke Holz, das am untersten Ende dicht und am obern Ende mit Seehundshaut überzogen ist. Auf diese schlagen sie nicht mit Schlägeln, sondern unmittelbar mit den Händen, und wissen auch zwey Trommeln von verschiedenem Klange in einen Ton zu stimmen. Wenn mehrere Flötenspieler zusammen Musik machen, und ihre Instrumente daher alle auf einen Ton gestimmt werden müssen, so nehmen sie zu diesem Ende ein Blatt, rollen es auf, und stecken es an das Ende der kürzesten Flöte, so daß es, wie die beweglichen Auszüge in unsern Sehröhren, auf- und abwärts geschoben werden kann; diese ziehen sie denn so lange heraus, oder stecken sie tiefer hinein, bis der verlangte Ton da ist, den sie durch das Gehör sehr genau zu beurtheilen wissen. Zu diesem Instrumente singen sie Lieder, diese sind gemeiniglich aus dem Stegreife, und jede zween Verse heißen alsdann ein Lied; diese Gesänge sind entweder Zeitverkürzungen in den dunkeln Abendstunden, oder sie werden bey feyerlichen Gelegenheiten abgesungen.

Ob sie gleich in ihren Wohnungen nie Feuer anzuzünden nöthig haben, so fehlt es ihnen doch nicht an der Bequemlichkeit, zwischen dem Untergange der Sonne und der Zeit des Schlafengehens Licht zu brennen. Man macht sie aus dem Kern einer gewissen ölichten Nuß, die sie an einem langen, dünnen, spitzigen Holze, das sie statt eines Dochtes hindurchstoßen, über einander aufreihen. Wenn der oberste Kern angezündet wird, brennet er bis an den zweyten herab, und verzehret zugleich den Theil des da durchgesteckten Holzes; der zweyte Kern entzündet sich alsdenn, und brennet auf die nämliche Art bis an den

dritten

dritten u. s. w. hinab. Nach Sonnenuntergang bleiben sie selten über eine Stunde auf, sind aber Fremde im Hause, so pflegen sie die ganze Nacht über Licht zu brennen.

Wir enthalten uns, ein Urtheil über die Fehler dieser Nation zu fällen, welche den Beschreibungen zu Folge nicht mehr Fehler, sondern Laster und Ausschweifungen sind, die sich beyderley Geschlechter erlauben. Vielleicht daß diese Laster nicht die ganze Nation angehen, vielleicht daß gerade diejenigen dem Laster ergeben waren, welche unsere Reisenden sahen, und wir wollen dahero lieber noch eine ihrer Tugenden hinzufügen. Wenn dasjenige, was die Güter des Lebens vermindert und die Unannehmlichkeiten desselben vermehret, ein Laster ist, so ist sicherlich die Reinlichkeit eine Tugend, deren Ermangelung den Verlust der Gesundheit sowohl als der Schönheit nach sich zieht, und Ekel unter unsere Freuden mischt. Die Eingebornen von Otaheite beyderley Geschlechts baden sich am ganzen Körper einen Tag wie den andern, ohne Ausnahme, dreymal in fließendem Wasser: das erste Mal, sobald sie aufstehen, das zweyte Mal zu Mittage, und noch einmal des Abends, ehe sie schlafen gehen; sie setzen diesen Gebrauch nicht aus, die Bäder mögen nun nahe bey ihren Wohnungen oder weit davon entfernt seyn.

Schon zu verschiedenen Malen haben wir ihre natürliche Anlage und Geschicklichkeit in so manchen Fällen anführen müssen, und zum neuen Beweise der Wahrheit dürfen wir nur einen Blick auf ihre Manufakturen werfen. Ihre vornehmste Fabrikarbeit ist der Zeug, den sie verfertigen. Es giebt in der Zubereitung und dem Färben desselben einige Umstände, woraus sogar unsere Manufakturen etwas lernen könnten. Ihr Tuch ist von dreyerley Art,

und

und wird aus der Rinde dreyer verschiedener Bäume verfertiget, nämlich aus dem chinesischen Papiermaulbeerbaume, dem Brodfruchtbaume und dem Baume, der dem westindischen wilden Feigenbaume gleichet.

Das feinste und weißeste wird aus dem Papiermaulbeerbaume, Aoura, gemacht, hauptsächlich von den vornehmsten Personen getragen, und nimmt die rothe Farbe am besten an. Eine zweyte Art, die nicht so fein und nicht so weiß ist, wird aus dem Brodfruchtbaume, Ooroo, verfertiget, und größtentheils von gemeinen Leuten getragen. Eine dritte Gattung wird aus demjenigen Baum verfertiget, der dem Feigenbaume ähnlich ist; diese Art Tuch ist sehr stark, und an Farbe dem dunkelbraunen Papier ähnlich.

Man verwendet alle Sorge darauf, daß alle diese Bäume in gehöriger Menge angepflanzt werden, insonderheit der Maulbeerbaum, mit welchem der größte Theil des angebaueten Landes besetzt ist, weil dieser nach einem zwey- oder dreyjährigen Wachsthum, da er ohngefähr sechs bis acht Fuß hoch geworden ist, nicht weiter zu Verfertigung des Tuches gebraucht werden kann. Das aus diesen dreyen Bäumen verfertigte Tuch ist zwar von einander verschieden, allein die Zubereitung ist demohngeachtet bey dem einen, so wie bey dem andern, eben dieselbe. Wir wollen dahero die Art der Zubereitung nur an der feinern Gattung, die aus dem Maulbeerbaume gemacht wird, beschreiben. Wenn die Bäume die gehörige Größe erreicht haben, so ziehet man sie aus dem Boden, nimmt ihnen alle ihre Zweige, und hauet alsdann die Wurzeln und die Krone ab. Die Rinde dieser Stangen wird hierauf der Länge nach aufgeschlitzt, und leicht abgeschälet. Sobald man

eine

eine hinlängliche Menge derselben hat, trägt man sie an irgend ein fließendes Wasser hin, läßt sie in selbigem weich werden, und sichert sie durch schwere Steine vor dem Wegschwimmen. Wenn man glaubt, daß sie weich genug ist, so gehen die Mägde an den Bach, ziehen sich aus, setzen sich im Wasser nieder, und lösen die inwendige Rinde von dem grünen Theile der äußern Seiten ab. Zu diesem Ende legen sie die innere Seite auf ein flaches, glattes Bret, schaben die äußere alsdann mit der Muschelschaale sehr sorgfältig ab, und tauchen sie beständig dabey ins Wasser, bis nichts mehr davon übrig bleibt, als die feinen Fibern der innern Haut. Wenn sie am Nachmittage damit fertig geworden sind, so werden die Fibern des Abends auf Plantanenblätter ausgebreitet, und dieser Theil der Zubereitung scheinet der künstlichste oder der wichtigste zu seyn, weil die Hausfrau der Familie, welcher das Tuch gehören soll, allezeit selbst dabey zugegen ist. Diese Fibern werden alsdenn eine an die andere der Länge nach in Reihen gelegt, die drey bis sechs und dreyßig Fuß lang und einen Fuß breit gemacht werden. Zwey oder drey solche Lagen werden gemeiniglich auf einander gelegt, und man sorgt besonders dafür, daß das Tuch allenthalben von gleicher Dicke seyn möge, so daß, wenn in einer solchen Schicht hie oder da die Fibern etwas dünner als in den andern Theilen aufgetragen sind, gleich ein etwas dickeres Stück der zubereiteten Rinde ausgesucht wird, um es in der nächsten Schicht gerade über den Fleck zu legen. In diesem Zustande verbleibt es bis an den Morgen, und bis dahin ist der größte Theil des Wassers, das noch beym Ausbreiten darinnen war, ausgetrocknet, und die ganze Masse von Fibern klebt alsdann dergestalt an einander, daß man das Ganze in einem Stücke vom Boden aufheben kann. Hierauf wird es von den

Mäg-

Mägden mit breiten Stücken Holz geschlagen, in der Luft weich gebleicht, wieder gewaschen, geschlagen und gebleicht, so lange, bis es seine gehörige Gestalt erhält.

Die gewöhnlichen Farben, welche sie diesem Zeuge geben, sind vornehmlich roth oder gelb. Die rothe Farbe ist außerordentlich schön, die gelbe nicht weniger. Die rothe entstehet aus einer Zusammensetzung des Saftes von zween Pflanzen, deren keine an und für sich allein im geringsten dieser Farbe ähnlich ist. Die eine dieser Pflanzen ist eine Art Feige, welche allhier Matte genannt wird, und die andere ist die Etou: von der Feige werden die Früchte und von der Etou die Blätter dazu gebraucht. Am dünnen Tuche färben sie selten mehr als den Saum, das dicke Tuch hingegen wird auf der ganzen Oberfläche gefärbt.

Eine andere beträchtliche Manufaktur ist die Verfertigung von allerley Matten. Einige derselben sind feiner und in allen Absichten besser, als die besten, die wir in Europa haben. Die gröbern Gattungen dienen ihnen zum Lager, die feinern tragen sie als Kleider in nassem Wetter. Dabey wissen sie allerley Körbe und Geflechte sehr geschickt zu verfertigen. Ihre Körbe sind nach tausenderley verschiedenen Mustern gemacht, und viele derselben ungemein zierlich; Männer und Frauen wissen mit dieser Arbeit umzugehen, sie machen im Fall der Noth große und kleine Körbchen aus Cocosnußblättern, und zwar in Zeit von wenig Minuten. Unter andern pflegen die Frauen auch aus den Blättern kleine Schirme für das Gesicht zu machen, die sie vor der Sonne schützen. Aus einem groben, breiten Grase, dessen Blätter den Schwertlilien ähnlich sind, wissen sie z. B. lange Zugnetze zu verfertigen: sie winden und knüpfen

diese Blätter schlaff zusammen, bis das Netz, welches ohngefähr so weit als ein großer Sack ist, 180 bis 240 Fuß lang ist; mit diesen Netzen fischen sie in seichtem, stillem Wasser, und vermittelst ihrer eigenen Schwere streifen sie so nahe über den Boden hin, daß ihnen fast kein einziger Fisch entwischen kann. Zu einer andern Art der Fischerey brauchen sie Harpunen, verfertigen solche aus Rohr, und spitzen sie mit hartem Holze zu; so unzureichend dieses Werkzeug auch scheinen möchte, so ist es in ihren Händen doch eben so brauchbar und zuverlässig, um Fische zu treffen, als es die mit Eisen gespitzten in den unsrigen nur immer seyn können. Von der Art ihrer Schiffsbaukunst haben wir schon oben geredet, und hierzu haben sie weiter keine Instrumente, als ein steinernes Beil, einen beinern Meissel, der gemeiniglich aus dem Armbeine eines Mannes zwischen der Faust und dem Ellbogen gemacht ist, eine Raspel aus Corallen, und statt einer Feile oder eines Glätteisens dienen ihnen die rauhe Haut eines gewissen Seefisches und der Corallensand. Hiermit bauen sie Häuser, Kähne, behauen Steine, und fällen, spalten, schnitzen und glätten ihr Zimmerholz.

Nächst dieser natürlichen Geschicklichkeit wissen sie sich auch in andern Dingen, beym Mangel besserer Hülfsmittel, recht gut zu helfen, als z. B. sie theilen die Zeit sehr geschickt ab, um bestimmte Rechnungen zu halten. Der Monden zählen sie dreyzehn, und fangen alsdann wieder vom ersten an; folglich müssen sie einen Begriff vom Sonnenjahre haben. Auf welche Art sie aber ihre Monden dergestalt berechnen, daß dreyzehn derselben genau ein vollständiges Jahr ausmachen, haben die Europäer nicht erfahren können; denn die Otaheiter sagen, jeder von ihren Monaten habe neun und zwanzig Tage, worunter

unter einer mit begriffen sey, in welchem der Mond unsichtbar ist. Für diese Monden haben sie besondere Namen, sie haben auch wirklich einen Namen für ihre Monate, gebrauchen denselben aber nur alsdann, wenn sie von den Geheimnissen ihrer Religion sprechen. Jeder Tag ist in zwölf Theile, jeder von zwey Stunden, abgetheilt, wovon sechse zum Tage und sechse zur Nacht gehören. So lange die Sonne noch über dem Gesichtskreise ist, wissen sie aus der Höhe derselben diese Abtheilung des Tages ziemlich genau zu errathen. Beym Zählen gehen sie von Eins bis Zehn, nach der Anzahl der Finger an beyden Händen, und ob sie gleich für jede Zahl einen eigenen Namen haben, so zählen sie doch an den Fingern, und fassen gemeiniglich einen nach dem andern, bis sie auf die Anzahl kommen, die sie ausdrücken wollen.

Mit dem Zählen wissen sie sich also ziemlich zu behelfen. Hingegen ist ihr Maaß von Entfernungen weit mangelhafter. Sie haben nur Einen Ausdruck dazu, und dieser bedeutet ohngefähr so viel als eine Klafter; wenn sie aber von der Entlegenheit eines Ortes von dem andern sprechen, so drücken sie solche, gleich den asiatischen Völkern, vermittelst der Zeit aus, die man zum Zurücklegen des Weges nöthig hat. Ihre Sprache ist weich und melodisch, voller Selbstlauter, allein schwer zu erlernen.

Noch eine andere Art der Gebräuche bey ihnen verdienet etwas näher gekannt zu werden, und diese ist die Behandlung mit ihren Todten. Sie haben eigentlich zweyerley Orte zu Beysetzung der Verstorbenen, der eine ist eine Art von Schuppen oder Scheuer, wo man den Leichnam verfaulen läßt; der andere ist ein eingeschlossener Platz, in welchem steinerne Denkmale errichtet sind, und wo die Gebeine

nachmals begraben werden. Sobald man weiß, daß ein Eingeborner von Otaheite todt ist, so versammlen sich dessen Anverwandten in seinem Hause, und betrauren ihren Verlust theils durch lautes Klagen, theils durch stille, ächtere Ausdrücke des Schmerzes. Die, welche ihm am nächsten verwandt und über sein Absterben wirklich gerührt sind, schweigen; die andern stoßen den einen Augenblick ein übereinstimmendes, jämmerliches Geschrey aus, lachen aber den Augenblick hernach wieder, als ob es ihnen gar nichts angienge. Auf diese Art bringen sie den Ueberrest des Tages und die ganze folgende Nacht zu. Am Morgen des nächsten Tages wird der Leichnam in dortigen Zeug eingehüllt, auf eine Baare gelegt, und von Trägern, die solche auf ihre Schultern nehmen, in Begleitung des Priesters an den Strand des Meeres herab gebracht. Hier legt man den Leichnam nieder, der Priester verrichtet allerhand Gebete, schöpft mit der Hand ein wenig Wasser, und spritzt es gegen den Leichnam hin. Hierauf trägt man denselben etwas über hundert Fuß weit zurück, bringt ihn aber bald wieder an den Strand, wo das Beten und Besprengen von neuem angeht. Während daß diese Ceremonie mit dem Leichnam vorgenommen worden, ist ein Haus erbauet und ein kleiner Platz umzäunet worden. Mitten in diesem Hause, oder sogenanntem Tupapow, werden Pfosten in die Erde geschlagen, um die Baare zu tragen, welche endlich dahin gebracht wird; allda verbleibt dann der Leichnam, bis alles Fleisch von den Gebeinen verfault ist.

Diese Verwesungshäuser sind, nach dem Range der verstorbenen Personen, größer oder kleiner. Gemeiner Leute ihre sind gerade nur so lang, daß die Baare bedeckt ist, und mit keinem Gegitter umgeben. Die Familie ermangelt niemals, eine Menge

guten

guten Tuchs um den Leichnam zu legen, und bisweilen fast die ganze auswendige Seite des Hauses damit zu behängen. Außerdem bringen sie Guirlanden, die ihre Priester von der Palmnußfrucht und von Cocosblättern in geheimnißvollen Knoten zusammen geflochten haben, in dieses Todtenhaus, legen solche nebst einer Pflanze, die bey ihnen den Leichenfeyerlichkeiten vorzüglich geweihet ist, und Ethee no Morai heißt, daselbst nieder, und lassen nicht weit davon auch Lebensmittel und Wasser zurück.

Sobald der Leichnam in dem Tupapow beygesetzt ist, geht das Wehklagen von neuem an. Die Weiber versammeln sich, und werden von der nächsten Anverwandtinn an die Thüre des Behältnisses geführet, allwo sich die erste einen Seehundszahn verschiedene Male mitten in das Obertheil des Kopfes stößt. Das Blut, welches häufig darnach strömt, wird sorgfältig auf Stückchen von feinem Zeuge aufgefangen, und diese unter die Baare geworfen. Die andern Weiber folgen dem Beyspiel ihrer Anführerinn, und über zween oder drey Tage wird diese Feyerlichkeit allemal wiederholet, so lange als der Eifer und die Betrübniß der Leidtragenden es zulassen. Selbst die Thränen, die sie bey dieser Gelegenheit vergiessen, werden auf Stückchen Tuch aufgefangen und dem Verstorbenen dargebracht; aus Ursache, weil sie glauben, daß die Seele des Verstorbenen, die ihrer Meinung nach in einem abgesonderten Zustande lebt, um den Platz schwebe, wo er begraben ist.

Die Prozessionen währen in gewissen Zwischenzeiten fünf Monden lang fort, werden aber allmählig nicht mehr so häufig als im Anfange gehalten, und nehmen immer mehr ab, je näher sie dem Ablauf der gedachten Zeit kommen. Wenn diese gänzlich vor-

über ist, so werden die Ueberreste des Leichnams von der Baare hinweggenommen, die Gebeine sehr reinlich abgeschabet und gewaschen, und, dem Range der Person gemäß, entweder innerhalb oder außerhalb eines Morai begraben. Wenn der Verstorbene ein Eârich oder Oberhaupt gewesen ist, so wird seine Hirnschale nicht gleich den übrigen Gebeinen begraben, sondern in feines Tuch eingewickelt und in ein hierzu gemachtes Kästchen gelegt, welches ebenfalls im Morai beygesetzt wird. Wenn die Trauerzeit verflossen ist, so haben deswegen die Ceremonien immer noch kein Ende. Der Priester hält mit dem Hersagen seiner Gebete an, und läßt sich von den Anverwandten reichlich dafür bezahlen; auch werden noch immer Opfer nach dem Morai gebracht. Einige von denen Dingen, welche von Zeit zu Zeit daselbst aufgestellet werden, sind eigentlich Sinnbilder. So deutet zum Beyspiel ein junger Plantanenbaum den Verstorbenen an, und ein Federbusch stellt die angebetete Gottheit vor. Der Priester begiebt sich in Begleitung einiger von der Familie, die mit kleinen Gaben versehen sind, dahin, und tritt dem Sinnbilde der Gottheit gegen über, wiederholt vor demselben sein Gebet nach gewissen vorgeschriebenen Formeln, welches einzelne Sprüche sind, und flechtet zu gleicher Zeit einige Blätter des Cocosbaumes in verschiedene Gestalten zusammen, und legt solche nachmals auf die Erde, gerade auf den Fleck, an welchem die Gebeine ruhen; sodann wenden sich alle Anwesende mit einem durchdringenden, tönenden Ausruf, der nur bey dieser Gelegenheit gebraucht wird, an die Gottheit. Wenn der Priester weggehet, wird der Federbusch weggethan, und die Lebensmittel läßt man verfaulen, wenn anders die Ratten solche nicht verzehren.

Man siehet schon aus diesen vorläufigen Beschreibungen, von welcher Art die **Religion** dieses Volkes ist. Sie ist, gleich der Religion der meisten andern Nationen, in Geheimnisse verhüllt und durch Widersprüche verwirrt. Auch die gottesdienstliche Sprache ist hier, wie in China, von der im gemeinen Leben üblichen gänzlich unterschieden. Es ist schwer, fast nicht möglich, die Grundsätze ihrer Religion zu erfahren, und alles, was die Europäer davon erfahren haben, bestehet darin, daß sie die Entstehung der Welt und die Hervorbringung aller Dinge der Zusammenwirkung zweyer Personen zuschreiben. Die höchste Gottheit, welche eines von diesen zwey ersten Wesen seyn soll, heißen sie **Taroataihetumuh**, und das andere, welches ihrer Meinung nach ein Fels gewesen seyn soll, heißen sie **Tepapa**. Eine Tochter von diesen war Tettowmatatayo, oder das Jahr, denn mit dieser Benennung pflegen sie die dreyzehn Monden ihres Jahres zusammengenommen auszudrücken, bedienen sich aber dieses Namens nicht anders, als wenn sie diese Gottheit nennen wollen. Ihre Untergottheiten oder **Eatuas** sind sehr zahlreich, und von beyderley Geschlechtern. Die männlichen werden von den Männern und die weiblichen von den Frauen verehret. Jedes Geschlecht hat seine besondere Morais, in welche das andere nicht kommen darf; doch haben sie auch andere, die sie gemeinschaftlich betreten. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, wenigstens ihre Fortwährung in einem abgesonderten Zustande, und daß es zwey Orte und verschiedene Stufen von Glückseligkeit giebt; doch glauben sie nicht, daß ihre Handlungen in diesem Leben einen Einfluß in das zukünftige haben. Wenn also ihre Religion gleich keine Beziehung auf ihre Sitten hat, so ist sie doch wenigstens uneigennützig; und die Anbetung, welche sie

der Gottheit darbringen, die Ehrfurcht, welche sie ihr sowohl in Worten als in Handlungen bezeigen, entstehen also bloß aus einer demüthigen Empfindung und Bewußtseyn ihrer eigenen Niedrigkeit und der unaussprechlichen Erhabenheit der göttlichen Vollkommenheit.

Die priesterliche oder Tahowawürde ist erblich. Dieser Stand ist sehr zahlreich, und bestehet aus allerley Arten von Leuten; doch ist der Oberpriester gemeiniglich der jüngere Bruder einer vornehmen Familie, und dem Range nach die nächste Person nach dem Könige. Ihre Wissenschaften bestehen vorzüglich in der Kenntniß der Namen und der Rangordnung ihrer verschiedenen Eatuas oder Untergottheiten, desgleichen in Kenntniß der Meinungen wegen des Ursprungs der Dinge. Diese Nachrichten haben sich durch mündliche Ueberlieferungen im Priesterorden fortgepflanzt, und sind in einzelnen Sprüchen also aufbehalten worden; einige dieser Gelehrten können eine unglaubliche Menge solcher Sprüche hersagen, ohnerachtet nur wenige in ihrer gemeinen Mundart übliche Wörter in denselben vorkommen. Ein wesentlicher Vorzug von Einsicht, den die Priester über das gemeine Volk behaupten, ist dieser, daß sie mehr von der Schifffahrt und Sternkunde als der gemeine Mann verstehen, und in der That bedeutet auch der Name Tahowa eigentlich weiter nichts, als einen Mann von Einsicht. Da es Priester von allen Ständen giebt, so dient ein jeder auch nur Leuten von seinem eigenen Stande.

Die Verehrung der Gottheit bestehet bey den Taheitern in verschiedenen Stücken. Erstlich giebt es besondere ihnen gewidmete Oerter, welche zum Gottesdienste bestimmt sind, und, wie oben gesagt,

Marai

Marai genannt werden. Sie haben selbige gemeiniglich am Strande, auf Landspitzen, die sich etwas in die See erstrecken, angelegt, und bestehen aus einem großen Steinhaufen mit hohen Stufen, fast in Gestalt einer ägyptischen Pyramide. Bisweilen findet man an einer Seite dieser Pyramide einen mit platten Steinen gepflasterten und mit Mauern von Quaderstücken umgebenen Hof. Die Pyramide selbst ist nicht ganz von solchen Steinen erbauet, sondern das Inwendige derselben ist mit kleinen Bruchstücken von Korallfelsen ausgefüllt. Bisweilen sind, in geringer Entfernung von Marai, ein oder mehrere kleine Schoppen errichtet, unter denen sich diejenigen aufhalten, die entweder bey dem Marai ihr Gebet verrichten, oder daselbst die Begräbnißfeyer ihrer verstorbenen Anverwandten begehen wollen. Bisweilen steht unweit des Marais eine Anzahl Pfähle in der Erde, welche mit Querbalken genau verbunden sind; auch trifft man erhöhete, auf Pfeilern ruhende Bühnen oder Gerüste von verschiedener Größe daselbst an. Auf eine solche Bühne legen die Einwohner die Opfer, welche sie ihren Gottheiten darbringen, und welche in Schweinen, Hunden, Hühnern und Früchten bestehen. Die größten Bühnen sind bisweilen dreyßig Schuh hoch und über zwanzig Schuh breit, und oft mit Pisangs ganz bedeckt, die zwischen Blumenkränzen und grünen Zweigen als Opfer für die Götter aufgehangen sind. Endlich stehen in der Nähe des Marais ohngefähr zwanzig bis dreyßig lange Pfähle aufrecht und einzeln in der Erde, die an einer Seite über und über ausgeschnitzt sind. Das Schnitzwerk stellt menschliche Figuren vor, jede achtzehn Zoll hoch, und wechselsweise männlichen und weiblichen Geschlechts, jedoch von grober und unförmlicher Arbeit. An einem solchen

chen Pfahle sind zuweilen funfzehn bis zwanzig dergleichen Figuren über einander angebracht, welche Tihi genannt werden, und die Wohnungen der abgeschiedenen Geister seyn sollen. Zur Zierde des Marais und zum Zeichen der Verehrung, die man sowohl für die Götter, als auch für die Verstorbenen hegt, werden verschiedene Arten von Bäumen um diese Gebäude hergepflanzt. Unter allen wird der Keulenbaum zu diesem Behufe vorzüglich gebraucht, und zwar nicht nur bey den Taheitern, sondern auch bey den Einwohnern aller übrigen freundschaftlichen Inseln.

Die zunächst folgende Art der Gottesverehrungen bestehet in gottesdienstlichen, an bestimmten Tagen vorgenommenen Handlungen. Daher sind gewisse Personen besonders ausersehen, welche die Gebete und Ceremonien verrichten, und in ihrem ganzen Ceremoniel äußern sie die tiefste Ehrfurcht. Sobald der Einwohner der Societätsinseln sich einem Marai nähert, ziehet er seine Kleider von den Schultern ab, und erzeigt also diesem Orte die nämliche Ehre, die er seinem Fürsten schuldig ist. Doch nicht genug, daß sich diese Insulaner mit Worten und äußerlichen Geberden zu ihren Göttern nahen, sie suchen auch noch thätigere Beweise der Verehrung durch Opfer an den Tag zu legen, und diese bestehen in den Produkten ihres Landes, wie wir oben gesagt haben; zuweilen aber auch in einem Menschenopfer, eine Abscheulichkeit, die man sich an diesem sonst so vernünftigen Volke nicht erklären kann.

Vielleicht haben die Einwohner für gut befunden, daß ein Verbrecher als ein Schlachtopfer für die Götter hingerichtet werde; und da wahrscheinlich, vor diesem, auch die Taheiter Menschenfresser gewesen

sen

sen sind, so können diese Menschenopfer wohl noch Ueberreste jener gräßlichen Gewohnheit seyn, mit dem Unterschiede, daß Verbrecher den Göttern jetzt nur geschlachtet, nicht aber gegessen werden. In solchen Fällen hat der Oberpriester die alleinige Gewalt über diese Unglücklichen. Wenn das ganze Volk feyerlich versammlet ist, geht er, ganz allein, in das Gotteshaus oder den Marai, verweilet daselbst eine Zeitlang und meldet der Versammlung, indem er wieder herauskommt, daß der oberste Gott sich mit ihm unterredet und ein Menschenopfer gefordert habe: jetzt nennet er den Menschen, den die Gottheit hierzu gewählt hat, der auch sogleich gegriffen und zu Tode geprügelt wird. Wenn diese Nachrichten ihre Richtigkeit haben; so geben die Einwohner der Societätsinseln ein trauriges Beyspiel jener unseligen Verwirrungen, in welche die Menschen gerathen, wenn sie sich eine Religion nach ihren eigenen Gedanken schaffen.

Man siehet hieraus, daß sie ihre Priester als Orakel ansehen, wo Gottes Antwort dem Priester nur hörbar, und denjenigen mitgetheilet wird, die dadurch belehrt und geleitet seyn wollen. Sie erzählen auch, daß ihr oberster Gott, nachdem er mit seinem Weibe viele Gottheiten von beyderley Geschlecht erzeugt, und diese zu Schöpfern und Regierern der verschiedenen Theile des Weltalls verordnet, die Insel gebildet, und unter andern einen Sohn gezeuget, welcher der erste Mensch gewesen ist. Die Volkssage setzt hinzu, seine Glieder wären anfänglich wie eine Kugel zusammen gerollt gewesen, seine Mutter aber habe sie allmälig ausgebreitet, und ihnen die Gestalt ertheilet, die ihnen noch jetzt eigen ist; von diesen Eltern ward alsdann auch eine Toch-

ter

ter geboren, welche das Weib des ersten Menschen wurde.

Es ist Wunder, daß sie bey der Geburt eines Menschen nicht mehr Ceremonien machen. Man drückt bloß dem neugebornen Kinde die Nase etwas platt, und giebt ihm einen Namen von irgend einem Gegenstande, der in dem Augenblicke sich lebhafter darstellet, oder durch die Umstände merkwürdig wird. Die nächste Ceremonie, welcher sich hierauf die Knaben unterwerfen müssen, ist eine Art von Beschneidung, und eine andere ist das Punktiren beyderley Geschlechts.

Ihre Heirathen werden zwar mit einigen Feyerlichkeiten vollzogen, allein es fehlt uns bis jetzt noch immer an glaubwürdigen Nachrichten davon; das Wenige, was man weiß, ist: die Eltern beyder Verlobten legen die Hände der künftigen Eheleute in einander, indeß stehen eine Menge Frauen oder von der Familie umher, und singen, oder sprechen gewisse Formeln, die von dem Brautpaar beantwortet werden. Alsdann essen die neuen Eheleute von den vorgesetzten Speisen, und zwar das eine aus des andern Hand, und zum Beschlusse baden sie sich beyde im Flusse. Der Ehestand ist also in dieser Insel nichts, als ein Vertrag zwischen zwey Personen, womit aber der Priester nichts zu thun hat. Wenn dieser Vertrag einmal geschlossen ist, scheint er ziemlich wohl gehalten zu werden; doch trennen sich die Partheyen bisweilen mit beyderseitiger Einwilligung, und alsdann wird die Ehe eben so leicht aufgehoben, als sie zuvor war angefangen worden.

Wenn man von ihrer Regierungsform ein Urtheil fällen soll; so muß man freylich sagen, daß es

es sehr schwer ist, einen bestimmten Begriff davon zu geben; da dieser Nation die Kunst zu schreiben ganz unbekannt ist, und sie folglich auch nichts von aufgezeichneten Gesetzen wissen, so können auch die besten Beobachter nur schwache Nachrichten sammeln, jedoch haben sie Folgendes mitgetheilet. Diese Nation hat eine Unterwürfigkeit unter ihnen eingeführet, die dem ehemaligen Zustande der europäischen Nation sehr ähnlich ist, da einige Wenige zu der ausgelassensten Freyheit berechtiget, und die andern in der niedrigsten Sclaverey gehalten werden.

Die Verschiedenheit der Stände unter ihnen drücken sie also aus: ein Earih rähie ist so viel als ein König; Earih ist so viel als ein Freyherr; Mänähouni, ein Lehnträger oder Vasall, und Toutou, ein Leibeigener. Gegen den Earih rähie, deren zwey in dieser Insel sind, indem jede von den beyden Halbinseln, woraus sie bestehet, ihren eigenen unabhängigen Beherrscher hat, bezeugen alle Stände eine tiefe Ehrfurcht, dennoch scheint es, daß diese obersten Beherrscher nicht so viel Gewalt in Händen haben, als die bloßen Earihs, ein jeder in seinem eigenen Gebiete, ausüben. Diese letztern sind die Herren eines oder mehrerer Gebiete, worinnen jede der beyden Halbinseln abgetheilet ist; dergleichen Gebiete mögen in der ganzen Insel ohngefähr einhundert seyn, und diese Befehlshaber vertheilen ihre Ländereyen unter die Mänähounies, diese bauen dann ein jeder seinen Antheil, den er vom Earih zum Lehn trägt, gehörig an. Die aus der niedrigsten Classe, Namens Toutous, müssen alle mühsame Arbeiten verrichten, sie bearbeiten das Land ihres Mänähounies, der nur den Namen hat, daß er solches für den Earih bauet, sie holen Holz und

Wasser

Wasser herbey, sie bereiten unter der Oberaufsicht der Hausfrau die Speisen zu, und müssen auch Fische fangen.

Jeder von den Carihs hält eine Art von Hofstaat und hat eine große Anzahl Bedienten, zu denen er vornehmlich die jüngern Brüder seiner eigenen Familie zu nehmen pflegt; einige von diesen bekleiden besondere Aemter; das Kind des Carih und des Beherrschers oder Carih rähie erbt gleich bey seiner Geburt den Titel und die Würde seines Vaters, so daß der, so gestern Carih hieß, und dem man sich nicht anders, als mit Niederlassung der Kleider und mit entblößtem Oberleibe nähern durfte, heute, wenn seine Gemahlinn in verwichener Nacht mit einem Kinde entbunden worden, ein bloßer gemeiner Mann ist, indem von nun an alle Ehrfurchtsbezeugungen dem Kinde zufallen, obgleich der Vater Besitzer von allen Ländereyen bleibt.

Ereignet es sich, daß die Insel von einem gemeinschaftlichen Feinde angegriffen wird; so muß jedes Gebiet, das unter einem Carih steht, seine bestimmte Anzahl Krieger zur Vertheidigung des ganzen Landes stellen. Die Anzahl, so von den vornehmsten Gebieten zuweilen aufgebracht wird, bestehet in einer Anzahl von mehr als sechstausend Mann. Ihre Waffen bestehen aus Schleudern, deren sie sich sehr geschickt zu bedienen wissen; aus Speeren, die mit dem Stachel des Stechrochens zugespitzt sind, und aus sechs bis sieben Fuß langen Keulen, die aus einem sehr harten, schweren Holze verfertiget sind. Mit diesen Waffen sollen sie sehr hartnäckig fechten, und niemanden schonen, der so unglücklich ist, ihnen während der Schlacht, oder einige Stunden nachher, ehe sich ihre Wuth nicht gelegt hat, in die Hände zu fallen;

fallen, es sey ein Mann, Frau oder Kind; dieses ist desto eher zu glauben, da ihr Zorn, obgleich von kurzer Dauer, dennoch allezeit sehr heftig ist.

Bey so einer unausgebildeten Staatsverfassung läßt sich im Grunde keine regelmäßige Verwaltung austheilender Gerechtigkeit erwarten, und in der That, wo es wegen der Leichtigkeit, womit man jede Leidenschaft und jede Begierde vergnügt, so wenig einander entgegen wirkendes Interesse giebt, da können sich auch nur wenige bürgerliche Verbrechen ereignen. Diese Leute hier haben nichts, das mit dem Gelde, oder mit einem andern allgemeinen Mittel überein käme, vermittelst dessen diejenigen, so dergleichen nicht besitzen, alle ihre Bedürfnisse und ihre Wünsche befriedigen zu können, glauben oder hoffen dürfen. Dem Ansehen nach giebt es unter ihnen kein dauerhaftes Gut, dessen man sich entweder durch Betrug oder mit Gewalt unrechtmäßiger Weise bemeistern könnte; und wenn man von den Verbrechen, welche gesittete Einwohner begehen, alle diejenigen abrechnen will, zu welchen sie die Begierde nach Gelde verleitet, so wird der Rest nicht sehr beträchtlich seyn. Es ist wahr, sie sind dem Diebstahl ergeben; da aber unter ihnen der Diebstahl niemanden großen Schaden bringt, so ist es nicht nöthig, denselben mit so strengen Strafen zu belegen, als in andern Ländern. In dergleichen Fällen kommt, nach hiesigen Gebräuchen, die Bestrafung des Verbrechers dem beleidigten Theile zu; jedoch nehmen sich die Oberhäupter bisweilen der Sache an, und bestrafen ihre Untergebenen, wenn sie sich schuldig gemacht haben. Dieses sind schwache, aber nur die einzigen Beobachtungen über die Regierungsform dieser Insulaner, zu der wir noch zum Schluß etwas

was von der oben angeführten natürlichen Kenntniß der Sternkunde und Geographie dieser Insulaner hinzufügen.

Wir nehmen diese beyden Kenntnisse zusammen, (und man kann noch die Schifffahrtskunde hinzusetzen,) theils wegen ihrer engen Beziehung auf einander, theils weil bey den Taheitern die beyden ersten nur Folgen und zugleich Hülfsmittel zur Erleichterung der Schifffahrtskunde geworden sind. Das Wenige, was ihnen von der Lage der Oerter und ihrer Beschaffenheit bekannt geworden ist, lernten sie bloß durch ihre Schifffahrt, und wäre es ihnen bey längern Reisen nicht um Wegweiser zu thun gewesen, so hätten sie schwerlich auf die Bewegungen der Himmelskörper geachtet. Nicht Neugier also, sondern Bedürfniß lenkte ihren Blick auf den Sternhimmel. Wurden sie auf der Reise nach den nahgelegenen Inseln von einem Sturm betroffen, und fern von ihrer Richtung verschlagen; so würden sie vielleicht ihre Heimath nie wieder erreicht haben, wofern ihnen nicht einige Kenntnisse von der Bewegung der Gestirne dazu behülflich gewesen wären.

Gewöhnlich ist der Himmel in diesen Gegenden stets heiter, und im ganzen Jahre nur wenige Tage hindurch umwölkt; also haben die Einwohner des heissen Erdstriches hinreichende Gelegenheit, die Bewegung der hellen Sterne wahrzunehmen. Die Dämmerung und Morgenröthe sind nicht, wie bey uns, von langer Dauer, die Sonne erscheint plötzlich im vollen Glanze, und gleich nach ihrem Untergange ist alles in dunkle Schatten versenkt. Sie müssen daher sehr leicht gewahr werden, daß die Sonne zu bestimmter Zeit in Gegenden des Horizonts, die einander gerade entgegen gesetzt sind, auf- und unter-

gehe;

gehe; denn die Abweichung durch das ganze Jahr beträgt dort nicht über funfzig Grade. Eben diese Gegenden mußten den Einwohnern wegen des Auf- und Niederganges des Mondes merkwürdig werden, und in der Folge mußten sie sehen, daß fünf Sterne, wovon die meisten scheinbarlich eben so groß, ja noch größer als die ansehnlichsten unter den übrigen sind, in eben denselben Abschnitten des Horizonts auf- und untergehen; daher nehmen sie auch Anlaß, jene Himmelsgegenden durch eigene Benennungen zu unterscheiden.

Die Bemerkung, daß die Brodfrucht, als ihre vorzüglichste Nahrung, innerhalb zwölf Monden nur einmal wächst, konnte ihnen nicht entgehen. Sieben Monate lang sammelt man diese Frucht in größerer oder geringerer Menge von den Bäumen, die übrigen fünf Monate ist keine Frucht daran vorhanden. Die ganze Zeitfrist, während welcher der Brodbaum seine Frucht bringt, mit Einschluß derjenigen Monate, wo man keine Frucht auf den Bäumen antrifft, also eigentlich ein ganzes Jahr, heißt auf taheitisch Tau; man zählt aber auch die Revoluzion des Mondes, nennet sie, wie den Mond selbst, Malama. Ein jeder Monat enthält neun und zwanzig Tage; hat das Jahr zwölf Mondenmonate, so enthält es also nur 348 Tage, 365 aber, wenn jedes Jahr dreyzehn Monate hält, im ersten Falle ist es siebzehn Tage zu kurz, im zweeten zwölf zu lang; hieraus scheint zu folgen, daß sie das Sonnenjahr mit dem Mondenjahr wieder übereinstimmend zu machen wissen.

Ihre geographischen Kenntnisse erstrecken sich weiter, als man vermuthen sollte; nur betreffen sie nicht sowohl die Größe und die Beschaffenheit ihres

eigenen Landes, als vielmehr die gesammte Lage der um sie her zerstreueten Inseln, von denen wir hier ebenfalls die Hauptumstände angeben.

Otaheiti, vom Commodore Wallis König Georgs Insel, und von Bougainville Taiti genannt. Wahrscheinlich ist Don Pedro Pernandez de Quiros im Jahre 1606 der erste Entdecker dieser Insel gewesen. Die Insel hat ohngefehr dreyßig Seemeilen im Umfange, und bestehet aus zwey gebirgichten Halbinseln, welche beyde, besonders die östliche, in schroffe Felsenspitzen getheilt sind, und, nach den Spuren zu urtheilen, durch Erdbeben und unterirdisches Feuer hervorgebracht zu seyn scheint.

Mäatea ward vom Wallis Osnabrück Island, und vom Bougainville Pic de la Boudeuse genannt. Sie hat vier bis fünf englische Meilen im Umkreise, und ist ein hoher Berg, dessen Gipfel, wie der Krater eines Vulkans, ausgehöhlt zu seyn scheint.

Ostwärts von Otaheiti liegt O-Hiva-mui, von Cook 1769 Kettenland genannt; es ist eine Kette von flachen Eylanden, welche durch ein Rief, in eyrunder Gestalt, mit einander verbunden werden, sie hat fünf Seemeilen in die Länge.

Oirotah, eine Insel, größer als Taheiti, ebenfalls Auropoe genannt.

Mautau ist ebenfalls größer als Taheiti; Mannua ist ein hohes Eyland, von grimmigen Leuten mit wildem Blicke bewohnt, welche Menschenfleisch essen, aber wenige Kähne haben. Auf diese Weise, größer oder kleiner, zählet man gegen etliche achtzig Inseln und Eylande, die wir nicht alle anführen können, und von denen man sich schon aus

dem

dem wenigen Angezeigten einen Begriff von dem übrigen machen kann, dahin gehört **Bolabola**, **Ulietea**, **Emo**, u. a. Es bleibt daher wahrscheinlich, daß diese Insulaner die Erfinder ihrer eigenen Geographie und Astronomie gewesen sind, so wie sie sich die übrigen Kenntnisse wahrscheinlich ohne fremde Hülfe erworben haben.

Seit der Bekanntschaft mit den Europäern sind unter den Einwohnern auch allerley Eisenwaaren im Handel gangbar geworden, und die Spanier haben diese Insulaner durchgängig mit dem Eisen bekannt gemacht. Die Menge von Eisenwaaren, worunter vorzüglich Beile oder Aexte, Meissel, Hobel, Sägen, Bohrer, große und kleine Nägel von allerley Größe zu rechnen sind, welche die engl. Seefahrer in jenen Inseln zurückgelassen haben, ist so beträchtlich, daß dieses Metall schwerlich wieder von den Eingebornen vernachlässiget werden, oder außer Gebrauch kommen, noch weniger in Vergessenheit kommen sollte. Seit den wiederholten Seereisen ins Südmeer sind auch Glascorallen unter den Einwohnern sehr gemein geworden, man vertauscht deren eine unglaubliche Menge gegen Cocosnüsse, Yamswurzeln und Brodfrucht. In Otaheiti sucht man vorzüglich ungefärbte durchsichtige Glascorallen, in den übrigen Inseln liebt man im Gegentheil die schwarzen, oder grünen, je nachdem ihr Geschmack und der Begriff von Schönheit ist.

Es besitzt also **Taheiti**, nebst den benachbarten **Societätsinseln**, die der jetzt beschriebenen fast in jedem Verhältnisse gleich sind, einen ansehnlichen Vorzug vor den übrigen Inseln, zu deren Anzeige wir nunmehro übergehen.

Die Harveyinseln.

Unter den **Harveyinseln** verstehet man zwey abgesonderte Inseln, von schmutzigen, schwarzen Einwohnern bewohnt. Cocosnüsse, Yams, Brodfrüchte, Pisang und Schweine sind ihre vorzüglichsten Produkte.

St. Georgs- und Palliserinseln.

Die **St. Georgs-** und **Palliserinseln** sind fruchtbar und wohl bevölkert; Fischerey macht die vornehmste Beschäftigung der Einwohner aus.

Diese Indianer sind durchgehends wohl gewachsen, lang und stark von Knochen, doch nicht das weibliche Geschlecht. Sie tragen alle keine Kleider, außer ein Stück weißes Netzwerk an dem Unterleibe; um die Brust und auf den Armen sind sie stark mit Fischen und andern Seethieren bezeichnet.

Sie haben schwarzes Haar, welches einige hinten, andere oben auf dem Kopfe zusammen binden. Ihre Häuser sehen mehr den Löchern der Hunde ähnlich, als Wohnungen für Menschen; sie sind nicht über zwey Fuß hoch, und mit Cocosblättern bedeckt. Die Farbe der Eingebornen giebt den Schwarzen unter der Linie nicht viel nach. Ihr Betragen gegen die Fremden ist äußerst unfreundlich, welches der Commodore Byron, der diesem Eylande zuerst den Namen gab, sehr häufig empfunden hat. Allein, ob schon Byron diesen Namen hier zuerst einführte, so scheint es doch, daß es nicht die ersten europäischen Schiffe gewesen sind, die das Land besucht haben; denn es läßt sich vermuthen, daß dieß vielleicht der Ort gewesen sey, wo die Galliote Afrika von Tasmans Geschwader Schiffbruch litte, und ein Theil des Schiffsvolks der Wuth dieser Barbaren zur Beute ward. Ihre Nahrungsmittel bestehen in Cocosnüssen, und nächst diesen in Hundefleisch.

Man

Man hat, vielleicht mit Recht, angemerkt, daß die Einwohner eines jeden Landes bey der Verfertigung der Fahrzeuge, die sie zu ihrer Schifffahrt brauchen, die äußersten Kräfte des Geistes anwenden, und daß man aus dem Bau derselben einen richtigen Schluß auf die Scharfsinnigkeit des Volks machen könne. Wenn diese Anmerkung richtig ist, so muß man die Einwohner von der Georgsinsel nicht für ganz leer an Erfindung halten. Ihre Kähne sind von einer sehr künstlichen Bauart, und die meisten kosten ihnen unendliche Arbeit. Sie bestehen aus sehr gut verarbeiteten Dielen, welche an viellen Stellen mit Schnitzwerk gezieret sind. Diese Dielen sind in einander gefugt, und über eine jede Fuge ist ein Streif von Schildkrötenschalen sehr künstlich eingelegt, das Wasser abzuhalten. Der Kiel ist scharf wie ein Keil, und der inwendige Umfang sehr enge, daher gemeiniglich zween durch ein paar Querlatten an einander gefugt werden, so daß zwischen ihnen ein Raum von sechs bis acht Fuß offen bleibt. Wenn sie nun verbunden sind, so errichten sie in jedem einen Mast, und spannen ein Segel dazwischen, welches von sehr künstlich geflochtenen Binsen ist; ihr Tauwerk, welches von der äußern Rinde der Cocosnuß gemacht wird, ist unvergleichlich.

Die **Marquesasinseln** sind reich an schönen Quellen, Wasserfällen und Bächen; ihre Berge werden von den Wolken beständig angefeuchtet, und können also diese Quellen mit frischem Vorrath unterhalten. Es sind dieser Inseln fünfe an der Zahl, alle wohl bevölkert, und zwischen ihnen und den Societätsinseln liegt eine große Anzahl kleiner, flacher Eylande, die zum Theil stark bewohnt sind. Die Bevölkerung aller dieser Eylande und der Marquesasinseln schätzt man auf 100000 Seelen. Marquesasinseln.

Die Einwohner der Marquesasinseln machen diejenige Spielart aus, von der wir oben geredet haben, welche an Vorzügen den Einwohnern der Societätsinseln am ähnlichsten ist. Sie sind von etwas dunkelgelberer Farbe, und vielleicht deshalb, weil ihre Inselgruppe um einige Grade dem Aequator näher liegt, und weil sie selbst, bis auf einen leichten Schurz, fast gänzlich nackend gehen. Inzwischen giebt es auch unter ihnen einzelne Personen von hellerer Farbe, und das weibliche Geschlecht, welches ganz bekleidet ist, kommt dem taheitischen an Weiße gleich. Fast durchgehends sind die Männer stark und wohlgebauet, jedoch nicht so fleischicht, wie die Taheitier. Diesen Unterschied schreibt man einem höhern Grad von Thätigkeit zu. Sie wohnen größtentheils auf den Rücken und sogar auf den höchsten Gipfeln der Berge, woselbst ihre Wohnungen, gleich Adlersnestern, auf den schrofften Felsenspitzen stehen. Die schärfere Luft auf diesen Höhen, welche oft, ja die meiste Zeit, in Wolken verhüllt sind, und die heftigste Bewegung im Auf- und Absteigen können schon das ihrige beytragen, den Körper etwas magerer zu machen. Die Männer haben schwarze Bärte und schönes Haupthaar. Auch hier siehet man schöne Körper, schöne Gliedmaßen; allein der Gebrauch der Mannspersonen, sich über den ganzen Leib, das Gesicht nicht ausgenommen, auf die seltsamste Art zu punktiren, und mit sorgfältigster Symmetrie lauter Verzierungen, Kreise, Linien und Figuren, dicht neben und in einander, anzubringen, verunstaltet sie sehr, und benimmt ihrer natürlich guten Bildung alles Ansehen. Sie sind in ihrem Betragen freundlich, gefällig und gegen Fremde sehr dienstfertig. Die Neugierde scheint ein Hauptzug ihres Charakters zu seyn, und den Leichtsinn haben sie mit den übrigen Völkern des heißen Erdstriches gemein.

Es

Es scheinet, daß hier der Unterschied zwischen den Vorgesetzten und den Unterthanen kaum merklich ist; ihr Ansehen scheint mit dem Ansehen eines Vaters die nächste Aehnlichkeit zu haben, und sich mehr in Ermahnungen als in gebieterischen Befehlen auszulassen. Von ihren übrigen Sitten, Religion und Gewohnheiten haben die Reisenden keine Nachrichten erhalten können. Sie sagen unter andern, man erblicke auf den Marquesasinseln nirgends Spuren von einer Grabstätte, vermuthlich, weil sie auf den Gipfeln der Berge vorhanden sind. Mendana sahe im J. 1595 auf derselben Insel (S. Christina), nicht fern von dem Flecken oder der Stadt, wie er es nennet, ein Bethaus, mit Pallisaden umringt. Der Eingang durch die Pallisaden lag an der Westseite, die Thüre des in der Mitte stehenden Hauses aber an der Nordseite. In dem Hause waren einige schlecht ausgeschnitzte hölzerne Figuren, und allerhand zum Opfer dargebrachte Lebensmittel, unter andern auch ein Schwein. Dieses nahmen die spanischen Soldaten herunter, und waren im Begriff, noch mehr wegzunehmen, als sie die Indianer unterbrachen, und ihnen zu verstehen gaben, sie möchten alles unberühret lassen, weil sie dieses Haus für heilig hielten. Wahrscheinlich ist also dieser Ort ein Marai gewesen, und der Gottesdienst ist ohnstreitig hier derselbe, als auf den Societätsinseln.

Oben gedachter Reisende sagt, diese Inseln hätten ein sehr hohes Ufer, und ihr Umfang betrage fünf bis zwölf Seemeilen. Bey der Ankunft des Capitain Cook schienen die Eingebornen außerordentlich vergnügt zu seyn, und jene barbarische Wirkung des Feuergewehres von den Spaniern vergessen zu haben: sie brachten von Lebensmitteln, was sie aufbringen konnten; nur glaubten die Europäer, diese

Freundlichkeit sey mehr Verstellung, um das Schiff in die Gewalt zu bekommen, als wirkliche Gutherzigkeit. Dasjenige, was ihnen am besten zu gefallen schien, waren bunte Karten, alle Arten von Porzellan oder Glasarbeit, Nägel und Stückchen von rothem Tuch, und für dergleichen Kleinigkeiten gaben sie gern ihre Schweine und Früchte weg. Unter andern befand sich eine Frucht darunter, die in diesen Eylanden allein zu wachsen scheint. Sie ist von der Größe einer gewöhnlichen Melone, auch einer Gattung dieser Frucht an Gestalt nicht ungleich. Sie wächst auf Bäumen, ist dunkelgrün, wenn sie unreif ist, und wird schön glänzend, wenn sie reifet, ohnerachtet die Außenseite rauh und eingekerbt, wie ein Tannenapfel, ist. Ihre Gestalt ist nicht völlig rund, sondern an dem Kopfe etwas schmäler, als am Stiele. Sie ist eine sehr köstliche, nahrhafte und gesunde Frucht.

Die Häuser dieser Insulaner sind kleine, niedrige Hütten, mit breiten Blättern bedeckt, auf Stämmen und Bäumen ruhend. Ihr Klima fordert nichts als Schatten und Kühlung, und eine leichte Bedeckung für den Thau und wenigen Regen. Man entdeckt e bey diesem Volke weiter keinen Ehrgeiz, als in der Ausstaffierung ihres Haares und in der Zierung ihres Kopfes. Verschiedene unter ihnen trugen sehr artige und nicht ohne Geschmack verfertigte Hüthe von Federn aus verschiedenen Farben, mit untermischten Blättern von Perlmutter; doch ist das größte Merkmal eines Vorzuges das Punktiren.

S. Pedro, S. Christina und **Dominica** sind die drey Inseln, die unter dem Namen Marquesas verstanden werden. Es giebt hier eben so mancherley Früchte und Wurzeln, als zu Taheiti, den

den taheitischen Apfel ausgenommen; dafür aber ist die Brodfrucht hier größer und wohlschmeckender, als irgend sonst wo, und, wenn sie ihre völlige Reife erlangt hat, sehr weich: diese Frucht macht das vornehmste Nahrungsmittel der Einwohner aus. Sie essen fast nichts als Pflanzenspeisen, ob sie gleich Schweine und Hühner haben, zuweilen auch viel Fische fangen. Ihr Getränk ist Wasser, denn Cocosnüsse sind selten. Die Zahl dieses guten Volkes kann sich, wegen des kleinen Umfanges dieser Inseln, nicht sehr hoch belaufen; Christina hat ungefähr acht Seemeilen im Umfange, Ohiwaroa oder Dominica funfzehn, S. Pedro drey, und Magdalena, welche in einiger Entfernung davon liegt, fünfe. Ohnerachtet die Bevölkerung auf den Marquesas an denen Stellen, wo der Boden nur einigermaßen angebauet werden kann, sehr beträchtlich ist, so giebt es in diesen Inseln doch überall so viel dürre und unzugängliche Felsen, daß die Zahl der Einwohner zusammengenommen sich wohl kaum auf funfzigtausend erstrecken dürfte. Vorzüglich hat Dominica, die dem Umfange nach unter allen die größte ist, so viel unwirthbare Gegenden, daß sie verhältnißweise nicht so volkreich seyn kann, als das minder große Eyland S. Christina.

Ihr Betragen, ihre Gebräuche, Leibesgestalt, Kleidung, Lebensmittel, Schifffahrt und Sprache, alles beweiset, daß sie gleichen Ursprung mit den Taheitern haben; und wenn sie in einigen Umständen von denselben abweichen, so kommt solches bloß von der verschiedenen Beschaffenheit des Landes auf beyden Inseln her. Den Bewohnern der Marquesas entgeht dadurch allerdings ein Vortheil, daß es auf ihren Inseln keine so weitläuftige Ebenen giebt, als zu Taheiti und auf den übrigen Societätseylanden.

Sie haben gleichsam nicht mehr Land, als zu Hervorbringung der nothwendigsten Lebensmittel gehört, mithin fallen hier schon die beträchtlichen Maulbeerpflanzungen weg, die man zu Taheiti antrifft. Auch der Ueberfluß an Lebensmitteln und an mancherley Kleidungszeuge, der in Taheiti herrscht, und für die Einwohner eine Quelle des Wohlstandes ausmacht, ist ebenfalls auf den hiesigen Inseln nicht zu finden. Indeß haben sie doch keinen Hauptmangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, und zu Ersetzung dessen, was jene vor ihnen voraus haben, herrscht unter diesen mehr natürliche Gleichheit; sie haben mit nichts zu kämpfen, was ihre Glückseligkeit stören, oder ihnen hinderlich seyn könnte.

Die Oster- und Pfingstinseln.

Auf dem **Ostereyland** erblickt man deutliche Spuren einer neuerlichen gewaltsamen Veränderung, welche durch unterirdische Feuer hervorgebracht worden ist. Alle dortige Felsen und Steine sind schwarz, durchlöchert, ausgebrannt und völlig schlackenähnlich. Den Boden bedeckt eine, dem Ansehen nach, braunrothe Stauberde; alles ist daselbst mit Bruchstücken von Tras gleichsam besäet. Auch finden sich Klumpen darunter, welche aus röthlich vulkanischem Tuffe bestehen, ganz durchlöchert und mit Eisentheilen vermischt sind. Die Südspitze der Insel, gegen die See hin, bestehet aus einer Felsenstrecke, welche über eine Viertelmeile lang, und durchaus eine derbe, schwere, löcherichte Lava oder Schlacke von muthmaßlichem Eisengehalte ist. Ueberdieß giebt es noch verschiedene schwarze, glasartige Steine, welche unter dem Namen isländischer oder schwarzer Achate bekannt, und in dieser Insel, so wie am Vesuv in Italien, anzutreffen sind. Das Wasser in der Osterinsel ist durchgehends sehr schlecht, faul und salzig, und findet sich in brunnenähnlichen Behältern,

tern, wohin es sich vermuthlich vom Regen gesammelt hat.

Ostereyland, oder, wie es die Einwohner nennen, Waihu, hat kaum zwanzig verschiedene Gattungen Pflanzen, welche noch dazu sehr sparsam und worunter die cultivirten Pflanzen mit begriffen sind, und wenig oder gar keinen Baum. Auf einer solchen Insel, die doch fünf und zwanzig englische Meilen im Umfange hält, und schon lange bewohnt seyn muß, ist dieser Umstand etwas Merkwürdiges. Roggewein, ihr erster Entdecker, fand daselbst schon die großen steinernen Bildsäulen, die wir weiter unten beschreiben werden. Wahrscheinlich hat sich die heftige Wirkung des fürchterlichen Erdbebens, welches 1746 die Städte Lima und Callao in Peru verwüstete, auch bis hierher erstreckt. Man hat eine alte Sage, daß diese Insel ehedem von großen Riesen bewohnt gewesen sey, allein der Stoff zu dieser Fabel ist ohnstreitig von den steinernen Bildsäulen hergenommen, welche schon im Jahr 1722 zu finden waren. Sie sind aus einer schwammigen Tuffa gehauen, welche unstreitig durch ein heftiges Feuer gelitten hat; die Gestalt ist zwar ziemlich menschenähnlich geformt, übrigens aber ohne alle Regeln und Form der Zeichenkunst.

Es liegt also die Osterinsel dem Wendekreise so nahe, daß man sie füglich zu den Inseln des heißen Erdstriches rechnen kann, so sehr auch ihre Beschaffenheit mit allen vorhergehenden contrastirt. Ihre holländischen Entdecker haben sie entweder der Wahrheit wenig gemäß beschrieben, oder sie ist seit der Zeit fast von Grund aus zerstört worden. In der westlichen Gegend des Südmeers, der Osterinsel entgegengesetzt, liegt das kleine Norfolkeyland, welches, seiner geringen südlichen Breite von 29 Grad ungeachtet, fast

lauter

lauter neuseeländische Pflanzen trägt, nur mit dem Unterschiede, daß hier ein sanfteres Klima zum stärkern und schnellern Wachsthume vieles beyträgt. Indessen ist auch die nördlichste Spitze von Neuseeland nicht gar weit von dieser kleinen Insel entlegen. Eine Art Nadelholz hat diese Insel mit den östlichen Gegenden von Neukaledonien gemein. Diese Cypressen erreichen eine ansehnliche Höhe und Stärke, ihr Holz ist schwer, aber demohngeachtet zum Schiffbau sehr brauchbar.

Die aufmerksamen Beobachter der neuesten Reisen von Forster und Sparrmann sagen uns folgende Umstände von den Einwohnern dieser Insel. Sie fanden sie nämlich fast alle nackend, doch trugen einige einen Gürtel um den Leib, von welchem ein Stückchen Zeug, sechs bis acht Zoll lang, oder auch ein kleines Netz herab hieng. Etliche wenige hatten Mäntel, welche bis auf die Knie reichten. Das Zeug dazu war von derselben Art, als das taheitische, aber, um solches dauerhafter zu machen, mit Zwirn durchnäht, und mehrentheils mit Curkumawurzel gefärbt. Sie waren meistens unbewaffnet, doch führten einige von ihnen Lanzen oder Speere, von unförmlich gewachsenem Holze gemacht, und mit einem scharfen, dreyeckichten Stück schwarzer Glaslava zugespitzt. Mit unter hatten sie europäische Hüthe, Mützen, Schnupftücher und europäische Kleider, welches Ueberreste von der letzten Anwesenheit der Spanier waren, die im Jahr 1770 die Insel besuchten. Aller Anschein gab zu erkennen, daß ihr Land sehr armselig seyn müsse. Ihre Gestalt war kleiner, als die der Neuseeländer und der Einwohner der Societäts- und freundschaftlichen Inseln; dabey waren sie mager und schmaler von Gesicht, als die übrigen Bewohner der Südsee zu seyn pflegen. Ihr ganzer

Kör-

Körper, besonders ihr Gesicht, war sehr stark punktirt; auch die Frauen, die sehr klein und zart gebauet waren, hatten punktirte Gesichter. Die Weiber waren alle in Zeug gekleidet, aber so sparsam, daß es, in Vergleichung mit den vollständigen und verschwenderischen Trachten, die in Taheiti Mode sind, hier ungleich seltener zu seyn scheint. Männer und Weiber hatten hagere Gesichtsbildungen, doch war nichts Wildes in ihren Mienen; dagegen hatte die brennende Sonnenhitze, für welche man hier fast nirgends Schatten findet, bey verschiedenen eine widernatürliche Verzerrung des Gesichts zuwege gebracht, indem die Augenbraunen heraufgezogen waren. Die Nasen sind hier nicht breit, zwischen den Augen aber ziemlich flach. Die Lippen sind stark, aber nicht so dick als bey den Negern. Das Haar ist schwarz und kräuselt sich, aber durchgehends verschnitten und nie über drey Zoll lang. Ihre Augen sind klein und schwarzbraun, die Ohren lang, und in den Ohrläppchen sind ungewöhnlich große Löcher. Um den Kopf tragen die Männer einen zwey Zoll dicken Ring von starkem und künstlich geflochtenem Grase, der rund umher mit einer Menge langer, schwarzer Federn vom Halse des Fregattenvogels besteckt war. Andere hatten große buschichte Mützen von braunen Mewenfedern, noch andere hatten einen bloß hölzernen Reif auf dem Kopfe, in welchem eine große Anzahl langer, weißer Federn von der Solandgans befestiget waren. Die Frauen trugen einen weiten Huth von artigem Mattenwerk, vorn spitzig, die Vertiefung für den Kopf aber war nicht, wie bey unserm Huthe, rund und oben platt, sondern länglicht und von beyden Seiten nach oben hin schräg zusammenlaufend, und hinten fallen zwey einzelne Krempen herab, welche vermuthlich die Schultern schützen sollen. Ihre einzigen Zierrathen waren ein zungenförmiges Stück

Kno-

Knochen, welches Männer und Weiber auf der Brust trugen, und nächst diesem Halsbänder und Ohrringe von Muschelschalen.

Je weiter die Europäer ins Land hinein kamen, desto kahler und unfruchtbarer war der Boden, und die Anzahl der Bewohner immer geringer. Ihre Wohnungen sind die elendesten Hütten, und einige bestehen gar nur aus Steinhaufen, die an einer Seite ganz steil sind, und daselbst eine Oeffnung haben, welche unter die Erde führet. Dem Ansehen nach kann der innere Raum nur sehr klein seyn, wenn sie nicht mit unterirdischen Höhlen zusammen hängen, deren es in vulkanischen Ländern viele giebt. Etwas Zuckerrohr und Pisang sind um diese Wohnungen gepflanzt, und ersteres wächst, so dürre auch das Land ist, neun Zoll hoch, und enthält einen ungemein süßen Saft. Wahrscheinlich steigt die Anzahl hiesiger Einwohner nicht über siebenhundert, und diese alle haben fast keinen Augenblick ihres Lebens zu etwas anderm übrig, als sich die nothdürftigsten Erfordernisse zum Fortkommen in ihrem jämmerlichen Zustande zu schaffen. Es fehlt ihnen an Handwerkszeug, sie haben also nicht einmal ein nöthiges Obdach und die unentbehrlichste Kleidung. Ueberall stehen Denkmäler ihrer Bildhauerkunst, so elend sie auch ausfallen mögen. Das Wahrscheinlichste ist also, daß die Einwohner ehemals weit zahlreicher, wohlhabender und glücklicher gewesen seyn müssen, als sie heutiges Tages sind, und wenigstens Zeit genug übrig gehabt haben, um der Eitelkeit ihrer Prinzen durch Errichtung der Denkmäler schmeicheln zu können. Die Sprache der hiesigen Insulaner hat viel Aehnliches mit der taheitischen, und die monarchische Regierungsform macht einen Zug der Aehnlichkeit zwischen den Ostereylanden und den Einwohnern der

Süd-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0676
DFG

Südseeinseln, die zwischen den Wendezirkeln wohnen, aus. Ihre Religion ist den Europäern ganz unbekannt geblieben, und die großen Bildsäulen bey den Gräbern können nicht füglich für Götzenbilder angesehen werden. Ihre Vergnügungen bestehen im Tanzen, denn außer diesem sahen die Reisenden keine andere. Auch sind sie nicht im mindesten kriegerisch gesinnt, ihre Anzahl ist zu geringe und ihre Armuth zu allgemein, als daß sie etwas unternehmen könnten.

Die Sandwichinseln sind stark bevölkert. Die bekanntesten davon sind O-Nihau und Owahi. Sie haben Jams, Pisang, Ananas, Zuckerrohr, Kartoffeln, Schweine, Hunde, Enten ꝛc. Die hiesigen Einwohner übertreffen in ihren Kunstarbeiten die übrigen Einwohner in der Südsee. Die Sandwichinseln.

Diese Inseln liegen unterm 21sten Grad 44 Minuten nördlicher Breite und dem 199sten östlicher Länge, und geben an Schönheit und Fruchtbarkeit den freundschaftlichen Inseln in der südlichen Himmelsgegend nichts nach. Auch sind die Einwohner nicht weniger scharfsinnig und civilisirt. Die Männer auf diesen Inseln sind von mittler Größe, von dunkler Farbe und von lebhafter, offner Gesichtsbildung; auch punktiren sie sich nicht stark. Sie haben keine andere Bekleidung, als welche die Wohlanständigkeit fordert, und diese bestehet aus einem Zeuge, den sie selbst verfertigen, und der von verschiedener Farbe und Güte ist. Ihre Haare tragen sie auf eine besondere Art: bey einigen stehen sie rund um den Kopf in die Höhe, wie Schweinsborsten; andere tragen sie lang, oder flechten Zöpfe daraus, die sie bis über die Mitte herunter hängen lassen. Ihre Chefs tragen eine Art von kurzen Mänteln, die aus den schönsten Federn bestehen, welche in Reihen

über

über einander gesetzt, von unten an allmählich länger werden, und sich oben mit einer Art von Netzarbeit endigen. Die Weiber haben insgemein kurzes, krauses Haar, welches sie sich sehr angelegen seyn lassen, zu schmücken. Sie haben große Löcher in den Ohren, die sie mit Muscheln behängen. Ihr Kopfputz bestehet aus Blumenkränzen mit Federn gezieret, die gemeiniglich roth sind. Ihr Anzug ist überhaupt anständiger, als der Anzug der Männer; auch haben die meisten Zierrathen um den Hals und Armbänder, auf welche sie sehr viel halten. Sie verkaufen ihre Manufakturen sehr gern für Nägel, Beile, Scheeren, Messer und alle Arten von Eisenwerk, ingleichen für alle glänzende Sachen.

Das Zuckerrohr ausgenommen, welches diesen Inseln eigen zu seyn scheint, sind ihre Produkte die nämlichen, als auf andern Inseln; nur sind die Cocosnüsse nicht so groß und nicht in solchem Ueberflusse, als auf den freundschaftlichen Inseln. An Schweinen, Hunden, Enten und Hühnern ist ein großer Ueberfluß, aber ihre Plantagen sind weder in so schöner Ordnung, noch so gut angebauet.

Da die Luft kälter ist, so sind auch ihre Häuser wärmer; sie sind nach Art der Zelter gebauet, und von oben bis unten bedeckt. Es scheint wirklich, daß zwischen diesen und den Inseln der andern Halbkugel eine außerordentliche Aehnlichkeit ist, sowohl in Betrachtung der Lage, als auch in der Volksmenge, den Sitten, Gebräuchen, Künsten und Manufakturen der Einwohner, ob man gleich bey der gegenwärtigen Beschaffenheit des Erdballes kaum glauben kann, daß sie jemals einige Gemeinschaft mit einander gehabt haben sollten, indem sie mehr als 2000 Meilen von einander entfernt sind, und nur wenig Land zwischen ihnen liegt.

Die

Die freundschaftlichen Inseln bestehen ungefähr aus hundert und funfzig Inseln, die größtentheils bewohnt sind. Auf diesen Eylanden scheint es keine Quellen zu geben, und die Anhöhen von Ea-uwhe und Namoka sind nicht beträchtlich genug, um die Wolken anzuziehen, und Quellen zu bilden. Die Einwohner behelfen sich daher mit Regenwasser, welches in Teichen von ziemlichem Umfange stehen bleibt. Außer dem frischen Wasser auf Namoka befindet sich daselbst noch ein großer Teich, oder vielmehr eine kleine See, mit salzichtem Wasser angefüllt, und durch mehrere kleine, waldichte Eylande verschönert. Diese schwimmende Baumgruppen, das Manglosgebüsch, welches sich um die Ufer des Sees schlägt, die sanften Hügel um ihn her, machen zusammen eine schöne Landschaft aus. Die freundschaftlichen Inseln.

Die Einwohner der freundschaftlichen Inseln geben denen der Marquesasinseln an Schönheit wenig oder nichts nach. Ihre Farbe ist unstreitig etwas dunkler, als die gewöhnliche Schattirung der gemeinen Leute auf den Societätsinseln, sie ist aber nur hellbraun, und fällt ins Röthliche oder Kupferähnliche; die Vornehmern und die mehresten Weiber kommen ohnehin den weißern Otaheitern schon näher. Ihre Statur ist eher über als unter der Mittelgröße, ihre Züge sind männlich und regelmäßig. Den Bart lassen sie nicht lang werden, sondern bedienen sich gemeiniglich zweyer Muscheln, um ihn abzuschneiden. Jedes Ohrläppchen wird mit zwey Löchern durchbohrt, durch welche sie ein kleines Hölzchen in horizontaler Richtung stecken. Die Statur der Weiber kommt der des männlichen Geschlechts nahe, ein regelmäßiges Gesicht, gute Züge und große, helle Augen geben ihnen ein schönes Ansehen.

Man treibt auf den freundschaftlichen Inseln den Anbau etwas weiter, als in den vorigen, man verwendet viele Zeit und Mühe auf Hecken und Verzäunungen, wodurch eines jeden Eigenthum sehr sorgfältig abgesondert wird; allein die Regierungsform nähert sich dem orientalischen Despotismus, denn man erzeigt dem Latu und den übrigen Oberhäuptern sclavische Ehrfurcht. Die Europäer sahen oft auf den freundschaftlichen Inseln, daß sich die Einwohner vor ihrem Befehlshaber zur Erde niederwarfen, und das Ansehen der Priester stehet mit dieser Macht im gleichen Verhältnisse. Worinnen ihre Religionsbegriffe bestehen, haben die Europäer nicht erfahren können. Sie hörten wenigstens von ihnen das Wort Eatuka, das ist, Gott, und von Begräbnißplätzen sprechen, wo sie lange Gebete verrichteten. In diesen Begräbnißhäusern befinden sich menschenähnliche Bildsäulen, allein für ihre Götzen kann man sie nicht ansehen, auch erzeigen sie ihnen keine Verehrung.

Zu diesen freundschaftlichen Inseln gehören theils große, theils kleine, einige von guter Bevölkerung, und andere, die gar nicht bewohnt sind. A-Namoka, oder Rotterdam, groß und klein Mango ꝛc. sind einige von den freundschaftlichen Inseln, welche von Tasman im Jahr 1643 entdeckt wurden. Das Betragen der Eingebornen gegen die Europäer giebt augenscheinlich zu erkennen, daß sie diesen Namen mit Recht führen. Namoka ist eine der größten dieser Inseln. Die Männer gehen hier fast ganz nackend, ein schmaler Streifen Zeug um die Hüften macht mehrentheils ihre ganze Kleidung aus; nur etliche wenige tragen, so wie durchgehends die Frauen, eine Art von Weiberrock, nämlich ein Stück gefärbtes, steifes Zeug von Baumrinde, welches in der Gegend der Hüften einige Mal um den Leib herumgeschlagen

geschlagen wird, und von da bis auf die Füße reicht. Die innern Gegenden der Insel sind durch verschiedene, mit Hecken und Gesträuchen bepflanzte, Hügel verschönert, sonst aber macht der Boden aller Orten eine gerade Ebene aus. Ihre Häuser sind zum Theil dreyßig Fuß lang, sieben bis acht Fuß breit und neun Fuß hoch, in so fern aber von seltsamer Bauart, daß die aus Rohr geflochtenen Wände oder Außenseiten nicht senkrecht stehen, sondern gegen den Boden enger zusammen laufen. So unbequem diese Wohnungen sind, so vermag doch die Gewohnheit, daß sie ihnen hinreichend schön vorkommen. Nächst diesen Wohnungen giebt es aber auch noch andere freystehende Dächer, die bloß auf Pfählen ruhen, deren Fußboden mit Matten ausgelegt ist, und wahrscheinlich zum Schirm für die Hitze bestimmt sind.

Die Insel Namoka enthält funfzehn Meilen im Umkreise, ist aber ungemein volkreich, und hat an Pflanzen einen Ueberfluß. Sie bestehet, gleich der Insel **Tongatabu**, aus einem Corallenfelsen. Daß die hiesigen Einwohner, vermittelst des Teiches, Ueberfluß an süßem Wasser haben, ist ein großer Vortheil, und sie sind weit besser damit versorgt, als die Bewohner von Tongatabu. Demohngeachtet scheint das Baden hier nicht so allgemein eingeführt zu seyn, als zu Taheiti. Nächst der Güte des Erdreiches, ist dieser Ueberfluß am Wasser ohne Zweifel die Ursache, daß Brodfrucht- und Pompelnußbäume hier häufiger und alle Pflanzen weit besser wachsen. Die langen Alleen von Brodfruchtbäumen und der vortrefflich grüne Rasen unter denselben kommen den fruchtbarsten Gegenden auf **Ea-Uwhe**, oder der Insel Middelburg, an Schönheit gleich. Die hochrankenden Pflanzen, welche sich an manchen Stellen wie die dicksten Lauben über die Fußsteige hergewebt

haben, tragen zum Theil schöne, wohlriechende Blumen, und überall scheint Ueberfluß an Lebensmitteln zu seyn.

Die Bewohner dieses reitzenden Aufenthaltes sind in keinem Stücke von den Einwohnern der Insel Tongatabu und Ea-Uwhe unterschieden. Sie sind von mittler Größe, sehr wohl gebauet, und von castanienbrauner Farbe. Ihre Sprache, die Fahrzeuge, Waffen, Hausrath, Kleidung, die Art, den Bart zu beschneiden, das Einpudern des Haares und Punktiren des Leibes; kurz, ihr ganzes Wesen und alle ihre Gebräuche stimmen mit dem, was Tongatabu betrifft, genau überein.

Die Nachrichten älterer Reisenden bezeugen, daß in hiesiger Gegend eine große Menge Inseln liegen; und diejenigen, welche bereits entdeckt sind, scheinen von einerley Art Menschen bewohnt zu seyn, die denselben Dialekt der Südseesprache sprechen, alle im gleichen Grade gesellig und alle zum Handel geneigt sind. Alle diese Eylande sind stark bewohnt, und Tongatabu ist gleichsam von einem Ende zum andern als ein einziger großer Garten anzusehen. **Ea-Uwhe, Namoka,** und die zunächst gelegenen Inseln, gehören ebenfalls zu den fruchtbarsten Landflecken der ganzen Südsee; man kann also auch, ohne die Zahl zu groß anzugeben, die Bevölkerung aller dieser Inseln wenigstens gegen 200,000 rechnen. Das gesunde Klima und die vortrefflichen Früchte derselben machen, daß die Einwohner von den mannichfaltigen Krankheiten, die uns Europäer so leicht wegraffen, gar nichts wissen, und die Einfalt ihrer Begriffe steht mit dem geringen Maaß ihrer Bedürfnisse in vollkommenem Gleichgewichte. In den Künsten haben sie es weiter gebracht, als andere Völker der Südsee; die Schnitzkunst und andere nützliche

Hand-

Handarbeiten machen ihren Zeitvertreib aus, und durch eine ziemlich wohlklingende Musik suchen sie ihre Vergnügungen zu erhöhen. Ueberhaupt genommen, sind sie arbeitsam; aus ihrem Betragen gegen die Fremden will man aber schließen, sie wären mehr höflich als aufrichtig, so wie die allgemeine Neigung zum Wucher die wahre Freundschaft bey der Nation überhaupt verdrängt, und an deren Stelle eine steife Höflichkeit hervorgebracht zu haben scheint. Dieß alles ist dem Charakter der Taheiter gerade entgegengesetzt, denn diese finden am unthätigen Leben weit mehr Wohlgefallen, sind aber viel zu aufrichtig, als daß sie sich bey ihrem Betragen um den äußern Schein gewisser Manieren bewerben sollten. Dagegen giebt es auf Taheiti und den Societätsinseln viele in Wollust versenkte, deren moralischer Charakter herabgewürdiget zu seyn scheint; indeß auf den freundschaftlichen Inseln alle jene Laster, die der Reichthum zu veranlassen pflegt, dem Anscheine nach noch ziemlich unbekannt sind.

Von den **Charlotteninseln** ist nichts Erhebliches zu sagen, sie bringen Zucker, Brodfrucht, Cocosnüsse und Sago hervor; weit erheblicher ist Neuseeland. Charlotteninseln und Neuseeland.

Ein holländischer Seefahrer, Namens Abel Jansen Tasman, war der erste, welcher **Neuseeland** entdeckte. Er erblickte es im Jahr 1642, segelte hierauf an der östlichen Küste hin, und lief in die Straße ein, welche die zwey Inseln trennet, und **Cooksstraße** genannt wird. Weil er aber bald, nachdem er vor Anker gekommen war, an dem Orte, den er die **Mörderbay** hieß, von den Eingebornen angegriffen wurde, so gieng er niemals ans Land; doch gab er dem Lande, den Generalstaaten zu Ehren, den Namen Staatenland, heut zu Tage aber wird es auf allen See- und Landcharten gemeiniglich Neu-

seeland genannt. Da dieses ganze Land, ausgenommen derjenige Theil der Küste, den Tasman von seinen Schiffen aus gesehen hatte, von jener Zeit an bis auf die neuern Entdeckungen ganz unbekannt geblieben war, so hatte man es meistens für einen Theil eines südlich festen Landes gehalten. Nunmehro aber weiß man, daß es aus zwey großen Inseln bestehet, welche vermittelst eines Canals, oder einer Straße, von einander getrennet werden, die ohngefähr vier bis fünf Seemeilen breit ist.

Diese Inseln liegen zwischen den Süderbreiten von 34 und 48 Graden, und innerhalb den westlichen Längen von 181 und 194 Graden. Ihre Lage ist gegenwärtig mit großer Genauigkeit bestimmt worden, denn Herr Green, der obgedachter Maßen von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London ausgeschickt wurde, den Durchgang der Venus in der Südsee zu beobachten, hat zu diesem Ende unzählig viele Beobachtungen der Sonne und des Mondes allhier angestellt.

Die nördlichste dieser Inseln wird von den Eingebornen Eaheinomauwe, und die südlichste Tovy Pormämmuh genannt. Die Gestalt und Größe dieser Inseln, nebst der Lage der daran befindlichen Bayen, Häfen und kleinern Eylande, ist auf das genaueste untersucht und auf den Seecharten angegeben worden.

Die südliche Insel ist größtentheils ein gebirgichtes und unfruchtbares Land, auch schlecht bevölkert; die nördlichste hat dagegen ein besseres Ansehen. Sie ist zwar auch sehr gebirgicht, allein diese Berge sind mit Holz bedeckt, und jedes Thal hat einen kleinen Bach gutes Wasser. Der Boden in diesen Thälern und in den Ebenen, unter welchen viele nicht mit Gehölze bewachsen sind, ist fast durchgängig leicht,

aber

aber fruchtbar, so daß alle europäische Früchte sehr gut fortkommen würden. Die Jahreszeiten zeichnen sich hier mehr von einander aus, als auf den übrigen Inseln zwischen den Wendekreisen. Im Ausgange des März und Anfange des Aprils ist das Wetter an den südlichsten Gegenden von Neuseeland noch gelinde; im May aber erfolgen Stürme, anhaltende Regen mit Schloßen, Hagel, Schnee und einigen heftigen Gewittern. Das Grüne der Felder vergeht, ein großer Theil der Bäume wird entblättert, der Schnee kleidet endlich alle Berge ein, und der Winter nimmt mit einer schneidenden Kälte seinen Anfang. Etwas mehr nordwärts, im Charlottensunde, findet man sogar im Junius noch gelinderes Wetter. Die Sommerzeit ist hier nicht nur warm, sondern sogar bisweilen heiß, und das Pflanzenreich liefert dann alle seine schönen Produkte.

Unter den natürlichen Erzeugnissen dieses Landes sahen die Europäer keine andere **vierfüßige Thiere** allhier, als Hunde und Ratten; man schließt auch aus der Kleidertracht dieser Insulaner, die aus Hundefellen und Vogelhäuten bestehet, daß sie wenig oder gar keine andere Thiere haben. Es giebt zwar Seekälber und Seelöwen an der Küste, allein sie mögen diese Thiere wohl nur selten fangen. Eben so giebt es hier auch nicht viel Gattungen **Vögel**, und unter denselben ist keine, ausgenommen die Erdmöve, denen in Europa bekannten Arten völlig gleich; verschiedene Arten von den hiesigen Enten und Meerraben sind zwar den europäischen ähnlich genug, daß man sie, ohne ganz genaue Untersuchung, für eben dieselben halten würde. So giebt es auch Falken, Eulen und Wachteln allhier, die aber alle von den unsrigen abweichen, und wo hingegen der Gesang der kleinern Vögel weit melodischer ist.

Die Seeküsten werden von vielen dergleichen Vögeln besucht, als man auf dem großen Weltmeer findet, besonders von Albatrossen, schwarzen Erdmöven und Pintado's. Die Insektenarten sind hier nicht zahlreicher, als die Vögel. Einige wenige Schmetterlinge, Käfer, Fleischfliegen, die den europäischen sehr ähnlich sind, und einige Sandfliegen, die vielleicht mit den nordamerikanischen übereinkommen, machen das ganze Verzeichniß aus.

So klein die Anzahl der Thiere auf dem Lande ist, so groß ist sie im Gegentheil in der See. Jede Bucht wimmelt von Fischen, die nicht nur eine gesunde Kost, sondern auch von eben so gutem Geschmacke sind, als die europäischen Arten.

Unter den Produkten dieses Landes, in Absicht des Pflanzenreiches, behaupten die Bäume den ersten Rang, denn es giebt allhier ungeheuere Waldungen von Bauholz, voll von den geradesten und größten Stämmen. Ihrer Größe, ihres körnichten Holzes und augenscheinlicher Dauerhaftigkeit wegen nützen sie zu allen Arten von Gebäuden und zu jedem Behufe. Ein großer Theil des Landes ist mit Kräutern bedeckt, die sehr gut in die Höhe wachsen, worunter sehr viele unbekannte Gattungen sind. Küchengewächse giebt es nur wenig, und unter den Erdfrüchten findet man nur Jamwurzeln, süße Erdäpfel und Cocos. Die Einwohner dieses Landes bauen auch Kürbisse, und bedienen sich derselben zu Gefässen von verschiedener Art und Nutzen. Von dem Papiermaulbeerbaume machen die Neuseeländer zwar auch dergleichen Zeug, wie die Einwohner der übrigen Südseeinseln; allein dieser Baum ist hier nur selten, sie können nicht viel davon verfertigen, und tragen es daher bloß zur Zierrath.

Unter

Unter allen Bäumen, Stauden und Pflanzen dieses Landes giebt es indessen doch nicht eine einzige fruchttragende Art, man müßte denn eine Staude dahin rechnen, die eine Beere hervorbringt, welche weder gut noch schmackhaft ist. Dagegen giebt es eine Pflanze, die den Eingebornen statt des Hanfes und Flachses dienet, und alle diejenigen übertrifft, welche man in andern Ländern zu eben denselben Absichten gebraucht. Von dieser Pflanze findet man hier zwey Arten, die Blätter derselben sind bey beyden Gattungen den Blättern der Schwertlilie ähnlich; die Blüthen sind nicht so groß, aber die kleinen Büschel, in denen sie zusammenwachsen, sind in grösserer Anzahl, als bey jenen. An der einen Gattung sind sie gelb und an der andern dunkelroth. Aus den Blättern dieser Pflanze verfertigen sie mit sehr weniger Zubereitung nicht nur alle ihre gewöhnlichen Kleider, sondern auch alle Arten von kleinen Schnüren, Angeln und allerhand Stricke. Aus eben dieser Pflanze wissen sie, vermittelst einer andern Zubereitung, lange, dünne Fäserchen zu ziehen, die wie Seide glänzen, und schneeweiß sind. Diese sind ebenfalls ungemein stark, und werden zu ihren feinern Kleidern genommen; auch die Netze machen sie aus diesen Blättern. Ob das Land auch Metalle liefere, kann man bis jetzt noch nicht wissen; die Menge des gefundenen Eisensandes läßt aber auf mehrere Mineralien schließen.

Von der Menge der Einwohner läßt sich ebenfalls nichts Bestimmtes angeben, wenigstens muß die Bevölkerung im Innern des Landes stärker seyn, als an den Küsten. Man glaubt aber, daß, überhaupt genommen, wohl nicht mehr als die Seeküsten in diesem Lande bewohnt sind, und auch hier fanden sich nur zerstreut wohnende Insulaner. Die ganze

westliche Küste, vom Cap Maria van Diemen an bis zum Mount Egmont hin, ist ganz öde, und folglich ist im Ganzen die Anzahl der Einwohner für die Größe des Landes viel zu geringe. Die nördliche Insel soll hingegen weit mehr Menschen enthalten, und man rechnet auf beyde zusammen eine Bevölkerung von hunderttausend Personen.

Die **Einwohner** dieser Inseln sind fern von der Hauptgattung derjenigen Insulaner, die wir bereits im Südmeer gefunden haben. Die Männer überhaupt sind von der größten Statur der Europäer, untersetzt, von starkem Körper und Gliedmaßen, fleischicht, aber nicht dick und fett, wie die trägen Bewohner der übrigen Südseeinseln, auch sind sie ungemein thätig und stark; sie besitzen in ihren Handarbeiten eine besondere Geschicklichkeit, und diese zeigt sich in allem übrigen, was sie unternehmen. Ihre Farbe ist braun, aber bey wenigen einzelnen Personen dunkler, als die Farbe eines Spaniers, wenn er der Sonne ausgesetzt ist; bey vielen ist sie nicht einmal so dunkel. Das weibliche Geschlecht hat nichts Gefallendes in ihrem Gesichte, allein ihre Stimme ist ungemein sanft, und an dieser unterscheidet man sie auch mehrentheils, denn an den Kleidern kann man sie nicht leicht erkennen, indem solche bey beyden Geschlechtern einerley ist. Sowohl das Haupthaar als der Bart sind schwarz, ihre Zähne sind dagegen so weiß, wie Elfenbein, und außerordentlich eben. Dem Anscheine nach genießen sie eine dauerhafte Gesundheit in reichem Maaße. Die Gemüthsbeschaffenheit beyder Geschlechter scheint sanftmüthig und leutselig zu seyn, sie gehen aufs zärtlichste mit einander um; hingegen gegen ihre Feinde sind sie die rachsüchtigsten und unversöhnlichsten Menschen. Es scheint befremdend, daß man in Ländern, wo man

durch

durch den Sieg so wenig gewinnt, dennoch so oft Kriege führet, und daß jedes kleine Gebiete eines Landes, das von so sanftmüthigen Menschen bewohnt wird, mit allen andern Gebieten in Feindseligkeiten stehen sollte? Allein der Sieg verschafft vielleicht diesen Leuten mehr, als man anfangs vermuthet, und vielleicht sind die Beweggründe, die sie zu gegenseitigen Feindseligkeiten anreitzen, von solcher Beschaffenheit, daß sie den höchsten Grad der Freundschaft und Liebe überwältigen. Die Nahrung hiesiger Völker bestehet in Fischen, diese können sie aber nur an der Seeküste fangen, und auch dort nicht immer in hinreichender Menge; folglich müssen nicht nur die landeinwärts wohnenden Stämme, wofern es dergleichen giebt, sondern selbst die, so sich an der Seeküste aufhalten, oft Gefahr laufen, Hungers zu sterben. Sie haben weder Schafe noch Ziegen, weder Rindvieh noch Schweine in ihrem Lande, und auch kein Mittel, das Wild in hinreichender Menge zu fangen. Wenn es sich also zuträgt, daß einigen von diesen Leuten, entweder der Lage ihres Wohnplatzes, oder andern äußern Umständen nach, der Zugang zum Fischfang abgeschnitten ist, so haben sie zur Ersetzung dieses Mangels an Fleischspeisen nichts als Hunde, und außer diesen bleibt ihnen statt alles Lebensunterhaltes nichts als Pflanzen übrig, unter denen das Farrenkraut und Jamwurzeln, auch Erdäpfel, die vornehmsten sind; gebricht es ihnen auch sogar an diesen, so muß die Noth aufs höchste steigen, und während der Jahreszeit, da nur wenig Fische zu fangen sind, müssen selbst unter denen, die an der Küste wohnen, viele Stämme, theils durch Mangel an getrocknetem Vorrathe, theils durch Mißwachs, oft in eben so große Noth gerathen. Mit Hülfe dieser Beobachtungen wird es sich also leicht erklären lassen, warum die Bewohner dieses

Lan-

Landes, dem Anschein nach, beständig in Gefahr zu leben scheinen, da sie jedes Dorf so sorgfältig befestigen, und man wird zugleich die Ursache oder die Veranlassung jenes abscheulichen Gebrauches erklären können, vermöge dessen sie ihre im Gefecht erschlagenen Feinde verzehren.

Das Ekelhafteste an diesen Insulanern ist das Oel, womit sie ihre Haare salben; wahrscheinlich nehmen sie hierzu nichts anders als das ausgeschmolzene Fett von Fischen und Vögeln: Leute von gewissem Stande nehmen zwar frisches Fett dazu, allein bey den gemeinen Leuten ist es immer stinkend, und deshalb ist ihr Geruch für die Europäer unerträglich. Die Männer tragen nur kurze Bärte; das Haupthaar binden sie auf dem Kopfe zusammen, und gemeiniglich stecken sie die Federn von verschiedenen Vögeln auf mancherley Weise hinein, so wie es ein jeder seinem Geschmacke nach für schön hält.

Die Weiber tragen das Haar bisweilen verschnitten, bisweilen auch in natürlicher Länge frey über die Schultern herabhängend. Beyde Geschlechter pflegen sich den Leib mit schwarzen Flecken, die sie Amoco heißen, zu bezeichnen; dieses ist die nämliche Art von Zierrath, und wird auch eben so gemacht, wie in Otaheiti, nur sind hier die Männer mehr und stärker gezeichnet, als die Frauen. Letztere färben sich gemeiniglich nur die Lippen, einige auch gewisse Stellen des Leibes, doch ist dieses nicht allgemein. Die Männer scheinen diesem Schmucke mit jedem Jahre einen neuen Zuwachs zu geben, so daß einige vom Kopf bis auf die Füße punktirt sind. Außer den Amoco lassen sie sich noch andere Zeichen von sehr seltsamer Art eindrücken; auf welche Art sie es aber verrichten, ist nicht bekannt. Es sind nämlich Furchen, jede etwa eine Linie tief und eben so breit, fast

so,

so, wie man die Rinde eines jungen Baumstammes aufzuschlitzen pflegt. Die beyden Seiten dieser Furchen oder Linien sind nach der nämlichen Methode zackenförmig gemacht, und da alles dieses gänzlich schwarz ist, so erhält ihr Gesicht eine abscheuliche Gestalt. Bey alten Personen ist fast das ganze Gesicht mit Zeichen bedeckt; ganz junge hingegen schwärzen sich, gleich den Weibern, nur die Lippen: wenn sie zu Jahren kommen, so findet man, daß sie gemeiniglich einen schwarzen Fleck auf einem Backen und einen andern über dem einen Auge tragen; auf solche Weise fahren sie alsdann fort, dergleichen Zeichen immer mehr auftragen zu lassen. Sie begnügen sich nicht nur damit, ihre Haut zu färben, sondern sie bemahlen sich auch die Leiber mit Bergrath; einige reiben es trocken auf die Haut, andere aber vermischen es mit Oel, und schmieren alsdenn große Flecken darauf, die allezeit naß sind und abfärben.

Roher und einfacher ist keine Art der Kleidung für den ersten Anblick, als die Kleidung eines Neuseeländers. Sie wird aus den Blättern der Schwertlilie verfertigt, von der wir schon eine Beschreibung mitgetheilt haben. Diese Blätter werden in drey oder vier Streifen gespalten, und selbige, wenn sie dürre sind, dergestalt mit einander verbunden und zusammen geknüpft, daß ein Zeug heraus kommt, der das Mittel zwischen Netzarbeit und Tuch ist. Alle die äußern Spitzen dieser Streifen, welche gegen neun Zoll lang sind, hängen an dem obern Rand des Zeuges heraus, und aus zwey Stücken dieses Gewebes hat der Neuseeländer eine vollständige Kleidung. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern gebunden, und reicht bis an die Knie herab; vorn ist es ganz offen, kann aber, vermittelst einer großen aus Knochen verfertigten Nadel, leicht zusammengesteckt

gesteckt werden. Das andere Stück Zeug wird um den Unterleib gewunden, und reicht beynahe bis auf die Erde herab, so daß auch der Fuß davon bedeckt ist. Nur bey feyerlichen Gelegenheiten tragen die Männer diesen Anzug, sonst aber haben sie nur gemeiniglich einen Gürtel um den Leib gebunden. So häßlich ihre Tracht ins Auge fällt, so nützt sie ihnen doch auf jeden Fall, und schützt sie gegen den Regen. Zwar haben sie, außer diesem groben, zottigen Tuch, noch zweyerley Gattungen, dessen Oberfläche glatt ist, und diese sind auf eine eben so sinnreiche Weise verfertiget, als jenes, welches die Einwohner von Südamerika machen. Ihr größter Kleiderputz aber bestehet aus Pelzwerk, welches ihnen das Fell ihrer Hunde liefert, und mit diesem gehen sie auch so sparsam um, daß sie es in Streifen zerschneiden, und solche in einer gewissen Weite von einander auf die Kleider nähen. In Ermangelung dessen putzen sie die Kleider mit Federn von Papagayen, doch ist diese Tracht nicht ganz allgemein.

Die Weiber scheinen hier weniger auf den Putz der Kleider zu halten, als die Männer. Ihr Haar tragen sie kurz verschnitten, oder wenn sie es ja lang wachsen lassen, so binden sie es gemeiniglich nie auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, zieren es auch nicht mit Federn. Ihre Kleider bestehen aus eben dem Zeuge und in eben der Form, als der Anzug der Männer, das Unterkleid aber binden sie fest um den Leib, und legen es nie ab, ausgenommen wenn sie ins Wasser gehen, um Seekrebse zu fangen. Dagegen stechen sich beyde Geschlechter Löcher in die Ohren, und durch die beständige Ausdehnung werden diese Löcher so groß, daß man wenigstens einen Finger hindurchstecken kann. Durch diese Oeffnung ziehen sie allerhand Zierrathen, als Tuch, Federn,

Kno-

Knochen von großen Vögeln, und bisweilen einen kleinen hölzernen Stock; und an die Schnüre, die sie noch überdieß hindurchziehen, hängen sie Meissel oder Pfriemen, die aus grünem Talksteine verfertigt und bey ihnen sehr hochgehalten werden, desgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, Hundszähne, kurz alles, was sie für schön und selten halten. Dabey tragen die Weiber auch Arm- und Fußbänder. Sie machen solche aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln oder andern Dingen, die sie durchbohren und auf einen Faden anreihen können. Eben so tragen die Männer zuweilen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück grünen Talks, oder Wallfischbeines, welches wie eine Zunge gestaltet, und mit geschnitzten Figuren gezieret ist, die einen Mann vorstellen sollen. Einige durchbohren auch den Knorpel zwischen den beyden Nasenlöchern, wodurch sie eine Feder stecken.

Auf die Einrichtung und den Bau ihrer Häuser wenden sie weit weniger Sorgfalt, als an irgend sonst etwas, das sie verfertigen, und ihre Wohnungen sind, wenn man die Größe ausnimmt, kaum so gut, als bey uns ein Hundsstall. Sie sind selten über achtzehn bis zwanzig Fuß breit, und von der Stange an, die oben von einem Ende bis an das andere hinläuft und die innere Dachspitze ausmacht, bis herab auf den Boden, fünf bis sechs Fuß hoch. Die erste Anlage dieser Gebäude ist von Holz, und bestehet gemeiniglich aus dünnen Stangen; die Wände aber sind von Heu aufgeführet, mit welchem auch das Dach bedeckt ist. Die Thüre ist an einem Ende des Hauses, aber kaum hoch genug, daß ein Mann auf Händen und Füßen kriechend hinein kann. Nahe bey derselben ist ein viereckichtes Loch, das ihnen zugleich statt eines Fensters und Rauchfangs dient, denn der

Feuerherd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beyden Seiten. Gemeiniglich nahe an der Thüre, oder sonst an einem Ort im Hause, ist ein Bret befestiget, das nach ihrer Art mit Schnitzwerk gezieret ist, und dieses schätzen sie eben so hoch und halten es für keine geringere Zierrath, als wir unsere Gemälde. Die beyden langen Seitenwände und das Dach sind ohngefähr zween Fuß weit über das vordere und hintere Ende des Hauses hinaus gebauet, so daß an beyden Enden eine Art von bedecktem Vorhof daraus entstehet, in welchem, zur Bequemlichkeit der Familie, Bänke befindlich sind. Der innerhalb des Gebäudes zum Feuerherd bestimmte Ort ist durch hölzerne oder steinerne Scheidewände eingeschlossen, und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Der Fußboden ist, längst der innern Seite der Wand hin, dick mit Stroh bedeckt, und auf diesem schläft die Familie.

Ihr Hausrath und ihre Werkzeuge bestehen aus sehr wenigen Stücken, und sind gemeiniglich in einer einzigen Kiste enthalten, ausgenommen ihre Speisekörbe, die Kürbisse, worin sie ihr Trinkwasser aufbewahren, und die Hämmer, womit sie die Farrenkrautwurzeln schlagen; diese Geräthschaften pflegen gemeiniglich außerhalb vor der Thüre zu stehen. Einige einfache und schlecht gemachte Werkzeuge, ihre Kleider, Waffen, und ein paar Federn zum Haarputze, machen alle ihre übrigen Reichthümer aus. Unter den Vornehmern, deren Haushaltung zahlreicher ist, haben einige drey bis vier Häuser; diese sind alsdann zusammen mit einer Wand umzogen, die aus Stangen mit dazwischen gestecktem Heu aufgeführet, und ungefähr 10 bis 12 Fuß hoch ist.

Ihre Geschicklichkeit zeigt sich nirgends deutlicher, als an ihren Kähnen. Diese sind lang

und

und schmal, und an Gestalt einem Boote gleich. Die größern sind wahrscheinlich zum Kriege erbauet, und können vierzig, achtig bis hundert bewaffnete Leute führen. Einige wenige ausgenommen, die bloß aus einem Stücke Holz bestehen, das durch Feuer ausgehöhlet wird, sind die übrigen alle nach einem Entwurfe erbauet, und es giebt wenige, die nicht zwanzig Fuß lang wären. Die großen Kähne sind mit durchbrochener Arbeit gezieret, und außerdem mit frey herabhängenden Franzen von schwarzen Federn geschmückt, die dem Kahne ein artiges Ansehen geben. Die Instrumente, womit sie ihre Arbeiten verfertigen, bestehen in Hobeln, Aexten und Meissseln. Da sie kein Metall haben, so nehmen sie zu ihren Hobeln und Aexten eine Art harten, schwarzen Steines, oder auch einen grünen Talkstein; die Meissel aber machen sie aus Menschenknochen oder aus Jaspis. Von allem, was sie besitzen, schätzen sie die Aexte für das Kostbarste, und zum Aufbewahren der gefangenen Fische und anderer Lebensmittel haben sie sehr artig geflochtene Körbe von verschiedenen Arten und Größen.

Auch im Feldbau sind sie sehr geschickt, obgleich ihre Werkzeuge dazu die elendesten sind, und in weiter nichts bestehen, als in einem langen, am untern Ende scharf gemachten, Stecken, und nicht weit oberhalb von dieser Spitze ist ein kurzes Stück Holz in der Quere befestiget, damit man den Spaten desto leichter mit dem Fuße in die Erde stoßen kann. Mit diesem Instrument graben sie Felder um, die sechs bis sieben Morgen groß sind. Der Feldbau, die Weberarbeit, und andere Gewerbe, werden nur in den gegen Norden gelegenen Theilen des Landes am meisten

getrieben, und die dortigen Einwohner verstehen sich auch sehr gut darauf; in den südlichen Gegenden aber sieht man sehr wenig davon.

Die Kriegskunst hingegen ist durchgehends an der ganzen Küste in Flor. Sie haben zwar nicht vielerley Arten von Waffen, allein sie sind alle zum Morden sehr geschickt. Sie haben Speere, welche vierzehn bis funfzehn Fuß lang, an beyden Enden spitzig, und die Spitzen bisweilen aus Knochen gemacht sind. Sie werfen den Wurfspieß aus freyer Hand, so wie auch die Steine. Unter allen ihren Waffen verlassen sie sich am meisten auf das Pätuh-Pätuh; dieses haben sie mit einem starken Riemen an das Handgelenk gebunden, damit man es ihnen nicht aus den Händen winden kann. Die Vornehmsten tragen solches gemeiniglich im Gürtel, und sehen es für einen kriegerischen Putz an; es ist bey ihnen das, was beym Europäer der Degen ist. Ehe sie ihre Feinde angreifen, gehet zuvor ein Schlachtgesang und Kriegestanz voran. Letzterer bestehet aus sehr vielerley heftigen Bewegungen und abscheulichen Verdrehungen der Glieder und Gesichtsmuskeln. Sie schwenken ihre Wurfspieße, und hauen mit ihrem Pätuh-Pätuh in der Luft herum. Zu diesem gräßlichen Tanz pflegen sie auch zu singen; die Melodie dieses Gesanges ist zwar wild, aber doch nicht unangenehm, und jeder Absatz hört mit einem lauten und tiefen Seufzer auf, den sie alle mit einander zugleich ausstoßen.

Sie haben tönende Instrumente, die man aber schwerlich ein musikalisches Instrument nennen kann. Eins ist die Muschel, welche man die Tritonentrompete nennt: aus dieser zwingen sie einen Laut heraus,

heraus, der äußerst unangenehm klingt. Das andere ist eine kleine hölzerne Pfeife, an Gestalt einem Kinderkegel ähnlich, aber viel kleiner, und nützt so wenig zur Musik, als irgend ein anderes schlechtes Werkzeug, welches bloß einen Schall von sich giebt.

Ihre Hippähs, welche man kleine Städtchen nennen könnte, haben eine Art von Befestigung, und in der ganzen Gegen, von der Bay des Ueberflusses an bis an Charlottensund, scheint das Volk beständig in diesen Festungen zu wohnen. Um Armuthsbay, Hauwk'sbay und Toleya hingegen siehet man keine, sondern die Häuser stehen nur einzeln, und sind über das ganze Land zerstreuet; auf den Seiten der Berge aber stehen sehr lange mit Kriegsammunizion, das heißt, mit Steinen und Wurfspießen, versehene Streitgerüste, zu welchen vermuthlich die Einwohner nur in der äußersten Noth ihre Zuflucht nehmen. Auf solchen Gerüsten aber läßt sichs sehr vortheilhaft wider die Untenstehenden fechten, weil man solche mit Wurfspießen und Steinen sehr nachdrücklich treffen kann, da hingegen die Untenstehenden nicht mit so viel Gewalt emporwerfen können. Die Forts selber scheinen bloß nur Schutzwehren gegen einen plötzlichen Angriff zu seyn; es werden zwar beträchtliche Vorräthe von Farrenkrautwurzeln und gedörreten Fischen darin aufbewahret, allein dieß mag wohl bloß in Rücksicht der Jahreszeit geschehen, wenn es ihnen an frischen Lebensmitteln fehlet.

Vom Cap Kidnappers herauf gegen Norden bis an die Bay of Plenty in Westen, welches ein Raum von mehr als achtzig Seemeilen in der Länge ist, wird das Oberhaupt durchgängig für einen König erkannt, und vielleicht erstreckt sich sein Gebiet auch

bis gegen Westen. In dem Gebiet des Teratu sahen die Europäer mehrere Oberhäupter, die unter diesem Könige standen, für die jedermann große Ehrerbietung hegte; allein sie konnten nicht erfahren, worin ihre Würde bestände.

Eben so wenig konnten sie auch von der Religion ihres Landes erfahren. So viel sammelten sie Nachrichten ein, daß diese Nation ein höchstes Wesen glaube, ihm Untergottheiten gebe, und diesem Wesen einen Einfluß auf die Welt zuschreibe. Vom Ursprunge der Welt haben sie fast dieselben Begriffe, als auf Otaheiti. Auch konnte man keine Spur ihrer gottesdienstlichen Verehrung entdecken, und sah auch keine Morais, wie in den andern Südinseln. Bey einem gewissen Felde, das mit süßen Erdäpfeln bepflanzt war, sahe man einen kleinen, viereckichten, mit Steinen umgebenen, Platz, in dessen Mitte ein scharf gemachter Stecken in die Erde gesteckt, und ein Korb voll Farrenkrautwurzel daran aufgehängt war. Auf geschehenes Nachfragen sagten die Eingebornen, daß es ein Opfer für die Götter sey, durch welches der Eigenthümer des Feldes ihren Segen und eine reiche Erndte zu erhalten hoffe.

Wie sie mit ihren Verstorbenen eigentlich verfahren, davon hat man ebenfalls keine Nachricht erhalten können; in den nördlichen Gegenden, sagt man, begrüben sie dieselben in die Erde, und in den südlichen würfen sie solche ins Meer. So viel wenigstens ist gewiß, daß sie ihre Todten mit einer geheimnißvollen Verschwiegenheit verhehlen, vielleicht nur gegen die Fremden, denn ihre Grabstellen sind diesen niemals zu Gesichte gekommen.

Die kleinen Partheyen, welche die Europäer in den südlichen Gegenden des Landes antrafen, schienen

uen verschiedene Dinge, insbesondere ihre Kleidung und Fischnetze, in Gemeinschaft mit einander zu haben. Ihre besten Kleider wurden in einer hierzu erbaueten kleinen Hütte aufbewahret, die gemeiniglich mitten in ihrem Dorfe stand. An den Netzen wurde fast in jedem Hause gestrickt, die verschiedenen Theile aber nachher gesammlet und zusammengesetzt. Die Frauen sind hier, dem Ansehen nach, weniger geachtet, als in den Südseeinseln; doch speisen beyderley Geschlechter mit einander in Gesellschaft. Die Männer bauen das Feld, stricken Netze, fangen Vögel, und gehen auf den Fischfang aus; die Weiber hingegen graben Farrenkrautwurzeln, sammlen Meerkrebse und andere Schalfische nahe am Strande, bereiten die Lebensmittel, und weben Tuch. Aller Wahrscheinlichkeit nach leben sie unter sich selbst in der größten Eintracht und Zufriedenheit, wenigstens reichen ihre Wünsche nicht weiter als ihre Bedürfnisse, und diese sind so leicht erfüllt, so leicht sie alle Beschwerden des menschlichen Elendes tragen können. Je nachdem aber das Vorurtheil, der Nationalcharakter und zufällige Umstände sie mißleiten, gewinnt in ihren Handlungen zuweilen eine eigennützige Leidenschaft die Oberhand, und hiervon sind auch die guten Insulaner, von denen wir bereits gehandelt haben, nicht frey. Jedoch, selbst ihre kleinen Diebstähle, wenn die Begierde nach einem Stück Eisen sie dazu verleitet, weil sie einen Vortheil über ihre sauere Handarbeiten erlangt zu haben sehen, zeugen immer noch vom Daseyn eines sittlichen Gefühls, indem sie das Bewußtseyn der Beleidigung zur Flucht nöthiget. Auch giebt es Leute unter ihnen, die von dieser Denkart weit entfernt sind, und sogar vor jenen Räubern warnen. Der bessere Mann ist also auch unter diesen Völkern der Stimme der Menschheit und der Billigkeit gehorsam, die ihm den Unterschied

schied zwischen Recht und Unrecht lehrt, und Begriffe von Sittlichkeit und Tugend in ihm hervorruft.

Das Resultat unserer bereits gesammelten Beobachtungen, an dessen Schluß wir hier stehen, kann also kein anderes seyn, als daß tausendfacher Dank unsere Herzen entflamme, da wir größere Vorzüge über jene Völker und eine erhabnere Stelle in der Reihe vernünftiger Geschöpfe erhalten haben: doch mehr als leeren Dank müsse die Erkenntniß unseres Vorzuges bewirken, wir müssen also auch suchen, durch **Menschlichkeit** und **Tugend** unseres Looses werth zu seyn.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0701
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0703
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0704
DFG

bekommt; das vornehm-

dbergwerk im Königreiche
arca bekannt. Es befand
Osten von Santjago viel
in großer Menge gefunden,
üte verringert, weil es in
und daher auch der Werth
abgenommen hat. Die-
ühmtesten Bergwerken im
es konnte dasselbe mit den
verglichen werden. Eben
besten Zustande, die schon
d. Alles Gold, welches
in Chili bekommt, wird
n nach Lima gebracht, da-
weil man in Chili keine
nn für gewiß sagen, daß
aus Chili nach Lima ge-
hert aber auch, daß dasje-
lliera verloren gehe, oder
ben werde, über 400000
alles zusammen unge-
as mehr ausmache. Für
Metalle, welche das Kö-
schickt, bekommt es Eisen,
in Quito gewebt wird,
r nicht viel, weil man hier
t, Zucker, Cacao, Tabak,
und allerhand europäische

eiche Chili und Paraguay,
wird ebenfalls Handlung
alles durch Buenos Ayres.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759050075/phys_0705
DFG